NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 00104458 9

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche.

Von

Dr. Thomas Achelis
in Bremen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.
1897.
THE ASTOR LIBRARY NY

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Gegenüber dem verklärenden Licht, mit dem wir die machtvollen Persönlichkeiten der Geschichte und einzelne glänzenden Perioden derselben zu umkleiden pflegen, giebt es auch eine düstere Kehrseite, eine Pathologie des Völkerlebens und der Weltgeschichte, an die wir uns nur ungern erinnern lassen. Nicht nur der verhängnißvolle Zusammenstoß, in welchem sich die höhere Civilisation mit einer einfachen, primitiven Gesittung begegnet, das unerfreuliche Schauspiel der darauf folgenden unausbleiblichen Zersetzung gehört zu diesem abschreckenden Kapitel in der Geschichte der Menschheit, sondern ebensosehr das ganze Elend menschlicher Existenz, das wir inmitten einer an äußeren Triumphen und Erfolgen reichen und glücklichen Zeit schnell zu vergessen lieben. In der That scheint es ein allgemeines Gesetz der socialen Entwickelung zu sein, daß überall im Völkerleben einer Periode der höchsten geistigen Anspannung aller Kräfte ein Zeitraum der Erschlaffung und Ermüdung, ja sittlicher Erkrankung folgt, in welchem die bisherigen Errungenschaften und Ideale plötzlich wieder in Frage gestellt werden. Unserer Erfahrung am nächsten liegt die Depression, unter welcher ganz Europa am Ausgang des vorigen Jahrhunderts litt, jene eigenthümliche weltschmerzlich angehauchte Geschmacksverirrung, wie sie sich in den meisten damaligen Litteraturerzeugnissen unzweideutig zu erkennen giebt, jener so bezeichnende Kulturekel, der vermöge des künstlich genährten Widerwillens gegen alle höhere

Digitized by Google

Gesittung die Menschen zu der abenteuerlichsten Schwärmerei für den „edlen Wilden" trieb, in dessen angeblicher paradiesischer Einfalt und Unschuld man mit großem Raffinement sein eigenes Porträt zu studiren suchte. Die Weltgeschichte ist über diese Grillen zur Tagesordnung übergegangen, aus den Stürmen der radikal alles vernichtenden französischen Revolution wurde die Militärdiktatur Napoleons geboren, das Zeitalter der weltbeherrschenden Philosophie wurde abgelöst durch die Naturwissenschaft, die eben nicht sehr glimpflich mit ihrer alten Feindin verfuhr — und jetzt inmitten aller wunderbaren Erfindungen der Technik und der überraschendsten Einblicke in das große System des kosmischen Lebens beginnt allen Anzeichen nach Europa abermals eine ähnliche Kulturmüdigkeit anzuwandeln, wir stehen wieder am Ende, es ist wiederum nichts mit den gepriesenen Lösungen des uralten, quälenden Welträthsels, an dem schon so manches Menschenherz jämmerlich gescheitert und zu Grunde gegangen ist, und durch weite Schichten unserer „gebildeten" Gesellschaft geht aufs neue ein Sehnen nach einem allgewaltigen Erlöser, der uns mit einem Ruck aus dem unsagbaren Elend unseres spießbürgerlichen Daseins und der ganzen öden Maschinerie der Civilisation auf die wonnigen Inseln der Seligen versetzen könnte. Ein solcher Messias ist für eine vielleicht zur Zeit noch nicht sehr große, aber jedenfalls streitlustige und beherzte Gemeinde der scharfsinnige, mit den glänzendsten Gaben ausgerüstete, in der Nacht des Wahnsinnes so jämmerlich untergegangene Denker Friedrich Nietzsche. In ihm vermögen wir einen sehr lehrreichen, wenn auch nicht immer erquicklichen Einblick in die verschiedenen Strömungen zu werfen, welche unser geistiges Leben gegenwärtig beherrschen; schon aus diesem kulturhistorischen Grunde ist seine Persönlichkeit psychologisch ungemein interessant, mag man sich nun kritisch zu seinen Hypothesen verhalten, wie man will.

Digitized by Google

Legt man den eben berührten geschichtsphilosophischen Maßstab an, so kann man sich in der That wohl die revolutionäre Wirkung eines solchen Feuergeistes, eines so machtvollen Stürmers und Drängers, wie Nietzsche es unfraglich ist, erklären. Gerade die sehr tiefgehende pessimistische Verstimmung, die andererseits freilich auch durch unseren Philosophen geradezu künstlich geschürt ist, die Lethargie, welche in vielen Kreisen den unbestreitbaren Auswüchsen unserer Kultur gegenüber besteht, die krankhafte Verzweiflung und stumpfe Blasirtheit, welche vielfach als das Zeichen einer erwählten und gereiften Bildung gilt, rechtfertigen in gewissem Sinne einen solchen Sturmlauf gegen alle bisherigen Autoritäten und Normen, wie er hier unternommen wird, und eine so zu Herzen dringende, manchmal mit mystischem Nimbus umschleierte, begeisternde[1] Predigt von dem unverlöschlichen Recht des allein souveränen Individuums. Dieser Aufruf an die That, mit dem ganzen Zauber einer unwiderstehlichen Beredsamkeit vorgetragen, über die dieser gottbegnadete Stilist jederzeit in reichem Maße verfügte, konnte seine Wirkung nicht verfehlen, zumal ja nach einem allgemeinen psychologischen Gesetz jede Opposition zunächst eines gewissen Beifalles sicher ist. Je mehr aber die Schar seiner Anhänger wächst (und wunderlich genug ist er gerade ein Abgott der auf die Lehre vom Milieu schwörenden, aller Aristokratie gründlich abgeneigten Naturalisten!), um so mehr ist es Pflicht der Philosophie, an diesem Charakterkopf nicht mit derselben wohlfeilen Geringschätzung vorüberzugehen, mit der man einige Decennien zuvor so thöricht Schopenhauer glaubte strafen zu können. Unserer Zeit vor allem, die, wie man wohl gesagt hat, an einem gewissen Bildungsüberflusse krankt, sind die tönenden Schlagwörter und kecken Verdammungsurtheile, mit denen Nietzsche so gern prunkt, um so verhängnißvoller, weil es ihr vielfach leider an einem gesunden, kernfesten Wissen und

Digitized by Google

an einer abgeklärten Erkenntniß mangelt. Wir leben eben in einer Uebergangsepoche, in einer Periode gährender Gegensätze, für welche allem Ermessen nach das ruhige Stadium einer inneren Ausgleichung noch nicht gekommen ist.

Nietzsche wurde geboren am 15. Oktober 1844 in Röcken, einem kleinen Orte bei Lützen, als Sohn eines Pastoren in Naumburg. Da er seinen Vater früh verlor, wuchs der zarte, aber viel versprechende Knabe auf in der Umgebung und Pflege seiner Mutter und Schwester. Auf Empfehlung des bekannten Philologen Ritschl in Leipzig wurde der junge Student der klassischen Alterthumswissenschaft mit kaum vierundzwanzig Jahren nach Basel berufen, obgleich er noch nicht einmal das Doktorexamen abgelegt hatte. Hier entwickelte sich für ihn im Kreise älterer Freunde eine höchst anregende Zeit, die freilich zum guten Theil durch eine sehr gründliche Beschäftigung mit den Schätzen der antiken, insbesondere der griechischen Litteratur in Anspruch genommen war; in seinen zahlreich besuchten Vorlesungen behandelte er mit Vorliebe Themata aus dem Kreise der hellenischen Kultur, so über die griechische Tragödie, über die Anfänge der griechischen Philosophie, über Sprachphilosophie, über vorplatonische Philosophie u. a. Zu seinen Freunden zählte er Männer, wie den berühmten Renaissancekenner Jac. Burckhardt, Overbeck (Professor der Kirchengeschichte); auch Böcklin und Keller gehörten zu dieser Gesellschaft. Besondere, beinahe schwärmerische Verehrung verband ihn mit Richard Wagner, dem er freilich später ebenso entschieden den Rücken kehrte. Eine seiner ersten Schriften, „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" (Leipzig 1872), war Wagner gewidmet mit der Begründung, daß „ich von der Kunst als der höchsten Aufgabe und der eigentlich metaphysischen Thätigkeit dieses Lebens im Sinne des Mannes überzeugt bin, dem ich hier als meinem erhabenen Vorgänger auf dieser Bahn diese Schrift gewidmet

Digitized by Google

haben will." Aber schon jetzt stellten sich unheimliche Vorboten der späteren, so vernichtenden Katastrophe ein; das zarte Nervensystem des jungen Gelehrten wurde durch die unablässige geistige Thätigkeit und Anspannung so erschüttert, daß er sich dazu verstehen mußte, um einen zeitweiligen Urlaub einzukommen. In Sorrent, am neapolitanischen Golf, wo er eben Heilung von seinem unerträglichen Augen- und Kopfleiden suchte, verlebte er ein liebliches Idyll, soweit ihm die Schmerzen es gestatteten. Sein Ehrgeiz geht noch nicht hoch hinauf, wie folgende Aeußerung in einem Briefe an eine Freundin, die ihn zu dieser italienischen Reise eingeladen hatte, beweist: „Mein Parnassus der Zukunft ist, wenn ich mich sehr anstrenge und einiges Glück, sowie viel Zeit habe, vielleicht ein mäßiger Schriftsteller zu werden, vor allem aber immer mehr mäßig im Schriftstellern." Seinen Lebenslauf aber nennt er einen Weg, über dem zwei Sonnen, Wagner und Homer, leuchten und sich ein ganz griechischer Himmel ausspannt. Hier tauchte in dem Kreise gleichgesinnter Freunde und Freundinnen der phantastische Gedanke auf, zur Veredelung der Menschheit eine neue Kultur zu gründen und Sendboten dieses neuen Bundes wahrer Humanität auf wesentlich griechischer Grundlage in alle Lande zu schicken. Daß der ganze Plan ein fromm gedachtes Projekt blieb, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden; aber auch der körperliche Zustand des unglücklichen Denkers unterbrach die umfassenden litterarischen Studien, welche auf die Wiedererweckung des klassischen Alterthums abzielten. Als Nietzsche von den Aerzten jede geistige Beschäftigung, alles Schreiben und Lesen streng untersagt wurde und sich sein Leiden zu einer unerträglichen Qual steigerte, entrang sich seinen Lippen der inbrünstige Wunsch nach Erlösung. Die furchtbarste und fast unablässige Marter meines Lebens (so ruft er aus) läßt mich nach einem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende

Digitized by Google

Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Freilich sollte diese Aussicht den Unglücklichen noch lange Jahre hinaus täuschen, aber, da er die ersehnte Heilung an der Riviera nicht fand, so suchte er 1874 um Entlassung aus seinem Amte nach, die ihm auch mit entsprechender Pension bewilligt wurde. Nun lebte der inzwischen immer nervösere Gelehrte heimathlos bald in Nizza, Turin, Silsmaria, mit bewundernswerther Energie gegen sein furchtbares Geschick ankämpfend, dem er schließlich doch (1889) erlag, wo er in eine Irrenanstalt nach Jena gebracht wurde, um später einer Kaltwasserheilanstalt übergeben zu werden. Ob bei diesem Auflösungsprozeß auch hereditäre Momente mit im Spiel gewesen sind, wie von manchen Seiten behauptet wird,[2] oder ob es das Uebermaß geistiger Anspannung war (Nietzsche beschäftigte sich, abgesehen von seinen weitausschauenden Spezialstudien, auch sehr intensiv mit Musik), welche diese Katastrophe zum Ausbruch brachte, ist wohl schwer mit annähernder Sicherheit auszumachen. Jedenfalls hat der unvorsichtige Gebrauch von Chloral die Schlaflosigkeit und nervöse Erregung der so wie so schon sehr sensiblen Natur[3] zu einer hochgradigen und verderblichen gesteigert, und alles in allem ist es — wenn wir von dem kurzen Intermezzo absehen, das die Theilnahme des Philosophen am deutsch-französischen Kriege bildet — eine düstere Krankheitsgeschichte, die sich vor unseren Blicken entrollt, bei der wir es kaum verstehen, daß sich dabei ein so vielseitiges, geistiges Leben trotzdem entfalten konnte, bis freilich alles in der Nacht des Wahnsinns zu Grunde ging.

Um diese herrische Natur zu verstehen, ist es nicht unwichtig, sich zu erinnern, daß Nietzsche ganz unter Frauen aufwuchs; schon seine Erziehung lag fast ausschließlich in weiblichen Händen, und bis in seine reiferen Jahre hinein war ihm weiblicher Umgang besonders lieb, wofür er denn auch von den Frauen vergöttert wurde. Der auch in seinen äußeren Manieren

Digitized by Google

elegante, mit höchster Sauberkeit und Feinheit gekleidete Aristokrat bildete in den Salons ganz von selbst den Mittelpunkt geistreicher Unterhaltung, dem alles um so lieber lauschte, als er die Kunst mit seltener Meisterschaft handhabte, geistvoll und anregend zu sein, ohne einseitig oder langweilig zu werden. Ob man deshalb berechtigt ist, von einem Femininismus bei Nietzsche zu reden (wie das schöne Wort lautet), ist noch die Frage; denn, wie wir später noch genauer sehen werden, war er umgekehrt ein ausgesprochener Feind jeder hyperästhetischen Kultur, jeder künstlichen Verfeinerung (wie er denn ein ebenso aufrichtiger Misogyn war, wie der eine Zeitlang von ihm so verehrte Schopenhauer), und ein ebenso rückhaltloser Verehrer des rein Triebartigen, Elementaren und Individuellen. Nicht minder ist, wie schon angedeutet wurde, die slavische Abstammung für das Temperament unseres Denkers mitbestimmend gewesen; wichtiger noch, als der bloß äußere Rassenzusammenhang, ist nämlich das geistige Erbtheil, das daher stammt. Dahin gehört vor allem die träumerische Melancholie und schwärmerische Verzückung, die freilich ebenso unvermittelt wechselt mit den stärksten Ausbrüchen leidenschaftlichen Hasses und bitterster Verachtung, überhaupt die Vorherrschaft der großen instinktiven Gewalten, die unbewußt in der Seele des Menschen ihr Wesen treiben, um dann um so jäher und vernichtender mit unwiderstehlicher Wucht hervorzutreten; echt slavisch ist ferner die ausgesprochene Verachtung der großen Massen und die blinde, um nicht zu sagen servile Bewunderung der rohen, brutalen Kraft, die ganze Völker im schnöden Egoismus vernichtet (hier wäre an Napoleon zu erinnern, dem Nietzsche bedingungslos huldigte), echt slavisch endlich die Verkleinerung und unverhohlene Geringschätzung jeder klaren, vernunftgemäßen Lebensführung (daher die Verurtheilung des dem instinktiven Triebleben so abholden Sokrates) und demgemäß die ungemessene Verherrlichung der schrankenlosesten Lust

Digitized by Google

und Genußsucht, die er in dem Triumphzuge seines schwärmerisch angebeten Gottes Dionysos verwirklicht sieht, wo „in Schmerz und Jubel das Gefolge des Gottes eins wird mit dem in Individuen zerschlagenen Wahn".

Ehe wir in eine kritische Betrachtung der hier entwickelten Weltanschauung eintreten, bedarf es noch einer kurzen Bemerkung über den Stil der Nietzscheschen Schriften. Besonders von der zweiten Periode an verzichtet der Philosoph auf jeden systematischen Zusammenhang; glänzende, geistreiche Aperçus, oft dunkel und mystisch, oft hellblitzend eine ganze Gedankenreihe erleuchtend, oder aber vernichtende Urtheilssprüche, nicht selten mit feierlichem Pathos vorgetragen, bilden den Inhalt der Bücher. Er schreibt, wie Gast bemerkt, nur für sich, ohne Rücksicht auf die rhetorischen und sonstigen litterarischen Ansprüche der Tagesleserschaft. Er erfindet sich eine ausgesuchte Zahl seltener Menschen als sein Publikum. Was aus dem ungeheuren Umkreise seines Wissens und seiner Erfahrung ihn plötzlich fesselt, welche Erkenntnisse, welche Perspektiven ihm da aufleuchten, von welchen Hoffnungen sein Herz entflammt wird, — das hält er, unmittelbar in der Stunde der Begeisterung, mit seinem Griffel fest, meist im Gehen, im Freien. Eigentliche Bücher baut er nicht mehr: er verzichtet auf artistische Uebergänge, auf alles ad hoc-Denken; er traut dem Leser architektonische Kunst genug zu, um den Riesenbau, zu dem sich diese Gedanken zusammenschließen wollen, aus eigenem Vermögen aufzuführen. Er schreibt Sentenzen und Aphorismen — lauter in sich abgeschlossene Kabinet- und Meisterstücke, die schon in sprachlicher und formaler Hinsicht ihresgleichen suchen. Diese Stücke übergiebt er geordnet der Druckerei, — weniger damit sie sich ihr Publikum suchen, als um sie los zu sein, um sie zu vergessen, um neuen Raum für neue Gedanken zu gewinnen, um vom Gethanen nicht im Nochzuthuenden gestört zu werden.

Digitized by Google

Er las seine erschienenen Schriften fast nie wieder; er war, wie in allem, so auch hierin, lieber ein Vorwärts- als ein Zurückschauender. (Vorrede zu Zarathustra, S. 6.) Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Entstehung seiner Werke; Nietzsche schrieb nämlich — schon um seine angegriffenen Augen möglichst zu schonen — ausschließlich im Freien, stillstehend auf dem Spaziergange oder liegend, eine italienische oder schweizerische Landschaft vor Augen. Es waren also unmittelbare Ab- und Ausdrücke seines Temperaments, daher das Feurige und Originelle der Form, das Elementare und Intensive, das jeder langsamen, nüchternen Entwickelung in der Beweisführung widerstrebt und spottet, daher das Geniale, Launenhafte und Unsystematische. Es ist auch kein Zufall, daß Nietzsche die Franzosen im allgemeinen ihres scharfpointirten Stils wegen hochschätzte und unter ihnen wieder insbesondere diejenigen, die, wie Voltaire, Montaigne, Larochefoucauld, Labruyère u. A., mit virtuoser Meisterschaft alle Stimmungen der Seele zum adäquaten Ausdruck zu bringen vermochten. Man ist, sagt er, beim Lesen ihrer Schriften, dem Alterthum näher, als bei irgend einer Gruppe von Autoren anderer Völker. Daß dadurch an und für sich der jeweilige Inhalt der Untersuchung in den Schatten gestellt wird, soll damit nicht behauptet werden, allein wir stimmen der Ansicht Weigands völlig zu, der gerade diesen bestrickenden Reiz des Ausdruckes für das stete Wachsthum der Anhängerschar Nietzsches verantwortlich macht: „Der Zauber des Persönlichen, den Nietzsches Schriften ausströmen, ist groß und verführerisch; dieser Virtuos der Sprache weiß mit spielender Leichtigkeit und ruhiger Meisterschaft alle Töne anzuschlagen; bald verschmäht er jeden Schmuck des Ausdrucks, bald ist sein Stil feierlich, reich und prunkvoll; in seiner mittleren Periode schreibt er wahrhaft klassisch, später, als der Polemiker immer mächtiger und gereizter wurde und

Digitized by Google

seine eigene Gedankenwelt nicht mehr beherrschte, verfällt er in Manier, die entweder die überladene Periode wählt, oder den Inhalt eines überreizten Seelenlebens in rasendem Tempo vorträgt. Unter den Anhängern des maßlosesten aller Individualisten finden wir die verschiedenartigsten Naturen: aus dem blendenden Chaos von tiefen Einsichten und Erfahrungen, von gewagten Behauptungen und dogmatischen Verkündigungen, von leidenschaftlichen Ausbrüchen unmäßiger Hoffnungen und Urtheilen über Welt, Geschichte, Leben, von pathetischen Apostrophen und boshaften Paradoxen, von rhythmischen Ergüssen und marmornen Sprüchen mag sich Jeder holen, was seine eigenen Ansichten und Ueberzeugungen zu besitzen scheint." (Fr. Nietzsche, ein psychologischer Versuch, München[4] 1893, S. 106.)

Wie alle großen Denker, so sind auch bei Nietzsche verschiedene Phasen der Entwickelung zu unterscheiden, häufig werden drei angenommen: die Zeit des litterarischen Werdens, wo er unter dem Banne des Alterthums und Wagners stand (bis zum Jahre 1876), die zweite Periode, wo gewisse positivistische Elemente und Einflüsse auftraten (bis 1882) und die letzte, die durch den Zarathustratismus gekennzeichnet ist. Die letzten beiden Richtungen verschmelzen aber, näher beleuchtet, so sehr, daß man unbedenklich nur zwei Abschnitte ansetzen darf, deren erster durch die merkwürdige, seinerzeit großes Aufsehen und noch heftigeren Widerspruch hervorrufende Schrift: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik" charakterisirt wird, die zweite durch die lange Reihe der Untersuchungen, beginnend mit den „Unzeitgemäßen Betrachtungen" und endend mit der „Götzendämmerung, oder wie man mit dem Hammer philosophirt". Aber ein gemeinsamer Grundzug zieht sich durch alle Schattirungen hindurch, das ist der unentwegte Haß Nietzsches gegen allen Demokratismus in Religion, Wissenschaft, Kultur und Leben, und der ebenso ausgeprägte Indi-

Digitized by Google

vidualismus, nur daß diese Selbstherrlichkeit des Ich schließlich in den harschen, grellen Tönen des Wahnsinnes ausklingt. Für den Anfang aber seiner wissenschaftlichen Laufbahn kam dem vielseitigen Geist unseres Denkers noch der Umstand zu statten, daß in ihm eine sehr reiche, dichterische Anlage schlummerte, ein hochentwickeltes, ästhetisches Formgefühl, das er an den plastischen Idealgestalten der hellenischen Welt geschult hatte. In der That nämlich entsprang seine leidenschaftliche Verehrung des Griechenthums, namentlich des noch ungebrochenen, durch keine Skepsis beunruhigten und entzweiten homerischen Zeitalters nicht etwa einer gründlichen philologischen Durchbildung (die er freilich demungeachtet besaß), sondern einem kongenialen Erfassen, einem schrankenlosen, nicht selten auch durch romantisch-mystische Anwandlungen beeinflußten Gefühl. Er that sich nicht wenig darauf zu gute, die beiden ästhetischen Gegensätze dionysisch und apollinisch entdeckt zu haben, und glaubte in der Musik insbesondere, die ihm als eine Gesamterregung und Entladung der Affekte galt, die Befreierin aus all dem Elend gefunden zu haben, das die Verstandeskultur über die Menschheit gebracht. Wer im Verkehr mit den Göttern Hellas gelernt hat (bemerkt Weigand treffend), das Leben aus der Ferne, in der Verklärung ästhetischen Scheins zu betrachten und sich selbst hoher, schöpferischer Kräfte bewußt ist, mag sich der Furcht des gereiften Kulturmenschen vor allen gewaltsamen Ausbrüchen dumpfer Naturkraft, wie sie in den dionysischen Schwärmern waltete, klaren Sinnes entschlagen. Er muß, als Verherrlicher des Instinkts, Sokrates als die fragwürdigste Erscheinung des Alterthums auffassen, weil der geheimnißvolle Ironiker den Instinkt verneinte und seine Macht nur zuweilen hindernd empfand. Mit welchem schwärmerischen Entzücken verweilt das künstlerische Auge Nietzsches auf dem Zuge des Dionysos, den er nochmals durch den heiligen Todtenacker der Geschichte schreiten sieht: in

Digitized by Google

Schmerz und Jubel wird das Gefolge des Gottes eins mit der in Individuen zerschlagenen Natur; über die ehrwürdigsten Satzungen, über die heiligsten Bande der Familie und der Sitte fluthet der Jubel schrankenloser Orgien: Wollust und Grausamkeit, seit Urzeiten verschwistert, sind in vollster Kraft am Werke. Welche Gewalt kann ein Volk gegen diese rasende Entfesselung der dunkelsten Lebensmächte anrufen, damit die Errungenschaften und Segnungen einer alten Kultur nicht hinweggeschwemmt werden? Als Gegenmacht des Dionysos, des Gottes geheimnißvoller Urkraft, des verkörperten Willens zum Leben, oder, mit Nietzsche zu reden, des Willens zur Leben, erscheint der Lichtgott Apollo, dessen goldene Forderungen: „Erkenne dich selbst“ und „Nie zu viel“ in die Schranken der Gesetze und der Sitte zurückrufen. Eine edle Kultur kann nur gedeihen, wenn beide Mächte ihr Grenzreich abstecken, wenn sie, einen Bund schließend, die Rechte jedes anderen achten. Die Griechen haben es verstanden, die orgiastischen Kulte der Orientalen zu reinigen und mit dem tiefsten symbolischen Gehalt zu erfüllen. Als Denkmal der Versöhnung beider Gottheiten bewundern wir die attische Tragödie. Mit Recht durfte sich Nietzsche rühmen, einen neuen Zugang zu der Welt der Griechen gefunden zu haben.“ (A. a. O., S. 17.) Daß es ein Irrthum war, diese Wiedergeburt einer echten Kunst und Kultur aus der Musik und speziell aus der stark sinnlich imprägnirten Wagnerschen zu erhoffen, bedarf keiner weiteren Ausführung; aber wir müssen eines anderen wichtigen Momentes gedenken, der hiermit, wenigstens mittelbar, zusammenhängt, das ist die Verurtheilung, die Nietzsche sehr unumwunden dem Naturalismus, der ihn seinerseits seltsamerweise nicht genug vergöttern kann, zu theil werden läßt. Mit ausdrücklicher Berufung auf die bekannte Vorrede Schillers zur „Braut von Messina“ heißt es: „Ich fürchte, wir sind mit unserer jetzigen Verehrung des Natürlichen

Digitized by Google

und Wirklichen am Gegenpol alles Idealismus angelangt, nämlich in der Region der Wachsfigurenkabinette. Auch in ihnen giebt es eine Kunst, wie bei gewissen beliebten Romanen der Gegenwart; nur quäle man uns nicht mit dem Anspruch, daß mit dieser Kunst der Schillersch-Goethesche Pseudo-Idealismus überwunden sei." (Geburt der Tragödie, S. 33.) An diesem echten Idealismus, der an ursprünglicher Kraft alle Spottfiguren des neueren Naturalismus unendlich überragt, hat Nietzsche allezeit festgehalten, wenn er auch zufolge seiner Schopenhauerschen Doktrin nicht umhin konnte, ihn in die Welt des metaphysischen, jenseits der Dinge sich ausbreitenden Scheines zu verweisen. „Je mehr ich in der Natur jene allgewaltigen Kunsttriebe und in ihnen eine inbrünstige Sehnsucht zum Schein, zum Erlöstwerden durch den Schein gewahr werde, um so mehr fühle ich mich zu der metaphysischen Annahme gedrängt, daß das Wahrhaftseiende und Ur-Eine, als das ewig Leidende und Widerspruchsvolle, zugleich die entzückende Vision, den lustvollen Schein zu seiner steten Erlösung braucht: welchen Schein wir, völlig in ihm befangen und aus ihm bestehend, als das Wahrhaft-Nichtseiende, d. h. als ein fortwährendes Werden in Zeit, Raum und Kausalität, mit anderen Worten als empirische Realität zu empfinden genöthigt sind." (A. a. O., S. 15.) Und wie ihm nur die griechische Weltanschauung ungebrochen, einheitlich und ungetrübt erscheint, so fällt naturgemäß ein düsterer Reflex auf unsere Civilisation, der deshalb eine Erlösung noth thut; für den aufmerksamen Beobachter zeigen sich schon hier die unverkennbaren Spuren des späteren sociologischen Endämonismus, wie ihn Nietzsche kultivirte. Es ist ein ewiges Phänomen (so klagt er, im Schopenhauerschen Banne befangen): Immer findet der gierige Wille ein Mittel, durch eine über die Dinge gebreitete Illusion seine Geschöpfe im Leben festzuhalten und zum Weiterleben zu zwingen. Diesen fesselt die sokratische

Digitized by Google

Luſt des Erkennens und der Wahn, durch dasſelbe die ewige Wunde des Daſeins heilen zu können, jenen umſtrickt der vor ſeinen Augen ſtehende verführeriſche Schönheitsſchleier der Kunſt, jenen wiederum der metaphyſiſche Troſt, daß unter dem Wirbel der Erſcheinungen das ewige Leben unzerſtörbar weiterfließt, um von den gemeineren und faſt noch kräftigeren Illuſionen, die der Wille in jedem Augenblicke bereit hält, zu ſchweigen. Jene drei Illuſionsſtufen ſind überhaupt nur für die edler ausgeſtatteten Naturen, von denen die Laſt und Schwere des Daſeins mit tieferer Unluſt empfunden wird und die durch ausgeſuchte Reizmittel über dieſe Unluſt hinwegzutäuſchen ſind. Aus dieſen Reizmitteln beſteht alles, was wir Kultur nennen, je nach der Proportion der Miſchungen haben wir eine vorzugsweiſe ſokratiſche oder künſtleriſche oder tragiſche Kultur, oder wenn man hiſtoriſche Exemplifikationen erlauben will, es giebt entweder eine alexandriniſche oder eine helleniſche oder eine buddhiſtiſche Kultur. Unſere ganze moderne Welt iſt in dem Netze der alexandriniſchen Kultur befangen und kennt als Ideal den mit höchſten Erkenntnißkräften ausgerüſteten, im Dienſte der Wiſſenſchaft arbeitenden theoretiſchen Menſchen, deſſen Urbild und Stammvater Sokrates iſt. Alle unſere Erziehungsmittel haben urſprünglich dieſes Ziel im Auge: Jede andere Exiſtenz hat ſich mühſam nebenbei emporzuringen, als eine erlaubte, nicht als beabſichtigte Exiſtenz. In einem faſt erſchreckenden Sinne iſt hier eine lange Zeit der Gebildete allein in der Form des Gelehrten[5] gefunden worden; ſelbſt unſere dichteriſchen Künſte haben ſich aus gelehrten Imitationen entwickeln müſſen, und in dem Haupteffekt des Reimes erkennen wir noch die Entſtehung unſerer poetiſchen Form aus künſtlichen Experimenten mit einer nicht heimiſchen, recht eigentlich gelehrten Sprache. Wie mißverſtändlich müßte einem Griechen der an ſich verſtändliche moderne Kulturmenſch Fauſt erſcheinen, der durch alle Fakultäten un-

Digitized by Google

befriedigt stürmende, aus Wissenstrieb der Magie und dem Teufel ergebene Faust, den wir nur zur Vergleichung neben Sokrates zu stellen haben, um zu erkennen, daß der moderne Mensch die Grenzen jener sokratischen Erkenntnißlust zu ahnen beginnt und aus dem weiten, wüsten Wissensmeer nach einer Küste verlangt (a. a. O., S. 49). Deshalb wird dadurch eine ungeheure sociale Gefahr heraufbeschworen, die des weiteren so geschildert wird: „Und nun soll man sich nicht verbergen, was im Schoße dieser sokratischen Kultur verborgen liegt: der unumschränkt sich wähnende Optimismus. Nun soll man nicht erschrecken, wenn die Früchte dieses Optimismus reifen, wenn die von einer derartigen Kultur bis in die niedrigsten Schichten hinein durchsäuerte Gesellschaft allmählich unter üppigen Wallungen und Begehrungen erzittert, wenn der Glaube an ein Erdenglück Aller, wenn der Glaube an die Möglichkeit einer solchen allgemeinen Wissenskultur allmählich in die drohende Forderung eines solchen alexandrinischen Erdenglückes, in die Beschwörung eines euripideischen deus ex machina umschlägt. Man soll es merken, die alexandrinische Kultur braucht einen Sklavenaufstand, um auf die Dauer existiren zu können; aber sie leugnet in ihrer optimistischen Betrachtung des Daseins die Nothwendigkeit eines solchen Standes und geht deshalb, wenn der Effekt ihrer schönen Verführungs- und Beruhigungsworte von der Würde des Menschen und der Würde der Arbeit verbraucht ist, allmählich einer grauenvollen Vernichtung entgegen. Es giebt nichts Furchtbareres, als einen barbarischen Sklavenaufstand, der seine Existenz als ein Unrecht zu betrachten gelernt hat und sich anschickt, nicht nur für sich, sondern für alle Generationen Rache zu nehmen. Wer wagt es, solchen drohenden Stürmen entgegen sicheren Muthes an unsere blassen und ermüdeten Religionen zu appelliren, die selbst in ihren Fundamenten zu Gelehrtenreligionen entartet sind, so daß der Mythus,

Digitized by Google

die nothwendige Voraussetzung jeder Religion, bereits überall gelähmt ist und selbst auf diesem Gebiete jener optimistische Geist zur Herrschaft gekommen ist, den wir als den Vernichtungskeim unserer Gesellschaft eben bezeichnet haben." (A. a. O., S. 101.) Die einzige Rettung vor diesem unaussprechlichen Chaos erblickt unser Kritiker in der tragischen Kultur, die die Stelle der Wissenschaft zu übernehmen hat und, wie es heißt, mit unbewegtem Blick dem Gesamtbilde der Welt sich zuwendet, um in diesem das ewige Leiden mit sympathetischer Liebesempfindung als das eigene Leiden zu ergreifen. Mit diesen Grundsätzen soll die heranwachsende Jugend vertraut werden, mit einem heroischen Zug ins Ungeheure, um mit stolzer Verwegenheit allen Schwächlichkeitsdoktrinen des Optimismus den Rücken zu kehren, mit dem kühnen Schritte des Drachentödters. Die felsenfeste Zuversicht, daß von diesem Punkte allein die Menschheit erlöst werden kann von dem tausendjährigen Fluch, der sie belastet, kann ihm durch keine Zweifel erschüttert werden: „Möge uns Niemand unseren Glauben an eine noch bevorstehende Wiedergeburt des hellenischen Alterthums verkümmern; denn in ihm finden wir allein unsere Hoffnung auf eine Erneuerung und Läuterung des deutschen Geistes durch den Feuerzauber der Musik. Was wüßten wir sonst zu nennen, was in der Verödung und Ermattung der jetzigen Kultur irgendwelche tröstliche Erwartung für die Zukunft erwecken könnte? Vergebens spähen wir nach einer einzigen, kräftig geästeten Wurzel, nach einem Fleck fruchtbaren und gesunden Erdbodens; überall Staub, Sand, Erstarrung, Verschmachten. Da möchte sich ein trostlos Vereinsamter kein besseres Symbol wählen können, als den Ritter mit Tod und Teufel, wie uns ihn Dürer gezeichnet hat, den geharnischten Ritter mit dem erzenen, harten Blick, der seinen Schreckensweg, unbeirrt durch seine grausen Gefährten, und doch hoffnungslos, allein mit Roß und Hund zu nehmen weiß. Ein

Digitized by Google

solcher Dürerscher Ritter war Schopenhauer: Ihm fehlte jede Hoffnung, aber er wollte die Wahrheit. Es giebt nicht Seinesgleichen. Aber wie verändert sich plötzlich jene eben so düster geschilderte Wildniß unserer ermüdeten Kultur, wenn sie der dionysische Zauber berührt? Ein Sturmwind packt alles Abgelebte, Morsche, Zerbrochene, Verkümmerte, hüllt es wirbelnd in eine rothe Staubwolke und trägt es wie ein Geier in die Lüfte. Verwirrt suchen unsere Blicke nach dem Entschwundenen: Denn was wir sehen, ist wie aus einer Versenkung ans goldene Licht gestiegen, so voll und grün, so üppig und lebendig, so sehnsuchtsvoll unermeßlich. Die Tragödie sitzt inmitten dieses Ueberflusses von Leben, Leid und Lust in erhabener Entzückung, sie horcht einem fernen, schwermüthigen Gesange — er erzählt von den Müttern des Seins, deren Namen lauten: Wahn, Wille, Wehe. — Ja, meine Freunde, glaubt mit mir an das dionysische Leben und an die Wiedergeburt der Tragödie. Die Zeit des sokratischen Menschen ist vorüber: kränzt euch mit Epheu, nehmt den Thyrsusstab zur Hand und wundert euch nicht, wenn Tiger und Panther sich schmeichelnd zu euren Füßen niederlegen. Jetzt wagt es nur, tragische Menschen zu sein; denn ihr sollt erlöset werden. Ihr sollt den dionysischen Festzug von Indien nach Griechenland geleiten. Rüstet euch zu hartem Streit, aber glaubt an die Wunder eures Gottes." (A. a. O., S. 117.)

Romantisch und mystisch zugleich muthet uns dies Bekenntniß an, und doch steckt eine unbändige Thatenlust darin trotz aller Negation und Verdammung der Kultur; es regt sich etwas von einem kühnen, allgewaltigen Gesetzgeber in diesen feierlichen Verkündigungen und Verheißungen, etwas Prophetisches und Ueberirdisches, eine Rolle, die Nietzsche später als Zarathustra so getreu spielte. Wer schärfer zu blicken gewohnt ist, der erkennt schon hier (wenn auch noch verschleiert) die Züge

Digitized by Google

des Geistestyrannen, wie unser Denker den wahren Philosophen auffaßte, des Erlösers der Menschheit, wenn auch hier zunächst jeder positive Aufbau fehlt und es bei ganz allgemeinen Andeutungen über jene wunderbare dionysische Verzückung sein Bewenden hat. Daß für Nietzsche schließlich noch ein rein persönliches Moment mit in die Wagschale fiel, nämlich daß er als Dichter und Komponist die berauschende Fülle jener gleichsam visionären Erscheinungen (wie man den Dionysoskultus wohl fassen könnte) in sich selbst zu erleben glaubte, ist jedenfalls zutreffend. Wichtiger für unsere Betrachtung ist aber die Erkenntniß, daß dem schwärmerischen Blick dort im Griechenthum die volle Erfüllung aller seiner ausschweifenden und sehnsüchtigen Erwartungen und Forderungen leibhaftig vor Augen zu stehen schien, die Schönheit im Bunde mit kraftstrotzendem Willen, kein ängstliches Feilschen um Gut und Böse, ein überquellender Genuß des Lebens in vollen Zügen. Deshalb mußte dieser Perspektive (die, beiläufig bemerkt, so einseitig und ungeschichtlich ist, wie nur möglich) die ganze spätere, besonders durch das Christenthum beherrschte Entwickelung (der Gegensatz von Diesseits und Jenseits, von Gott und Welt, von Seele und Körper u. s. w.) als ein verhängnißvoller, trauriger Abfall, als ein einziger folgenschwerer Fehltritt vorkommen, und durch diese Gedankenverbindung ergiebt sich für unsere Untersuchung das eigentliche Kardinalproblem: Wie entstehen überhaupt moralische Urtheile und was haben wir insbesondere von unserem bislang gültigen Moralkodex zu halten, wie ihn Staat und Kirche sanktionirt haben?

Trotzdem unser Philosoph, wie schon bemerkt, in der kurzen Spanne seiner wissenschaftlichen Thätigkeiten verschiedene Entwickelungsstufen durchgemacht hat, trotzdem er seinen Vorbildern und Lehrern eine nur recht launenhafte Gunst bewahrte (von dem früher so verehrten Meister Schopenhauer heißt es

Digitized by Google

späterhin, er habe mit seiner Willensverneinung die größte psychologische Falschmünzerei, die es, das Christenthum abgerechnet, in der Geschichte gäbe, begangen), so sind dennoch die Spuren seiner späteren Lehren bis auf die ersten Zeiten seines Auftretens überhaupt zu verfolgen. In dieser Beziehung kann er uns selbst als verläßlicher Gewährsmann dienen, wenn er von sich schreibt: „Bei einer mir eigenen Bedenklichkeit, die ich ungern eingestehe — sie bezieht sich nämlich auf die Moral —, einer Bedenklichkeit, welche in meinem Leben so früh, so unaufgefordert, so unaufhaltsam, so im Widerstande gegen Umgebung, Alter, Beispiel, Herkunft auftrat, daß ich beinahe das Recht hätte, sie mein A-priori zu nennen, mußte meine Neugierde ebenso wie mein Verdacht bei Zeiten an der Frage Halt machen, welchen Ursprung eigentlich unser Gut und Böse habe. In der That ging mir bereits als dreizehnjährigen Knaben das Problem vom Ursprung des Bösen nahe; ihm widmete ich, halb Kinderspiele, halb Gott im Herzen, mein erstes litterarisches Kinderspiel, meine erste philosophische Schreibübung — und was meine damalige Lösung des Problems anlangt, so gab ich, wie billig, Gott die Ehre und machte ihn zum Vater des Bösen." (Zur Genealogie der Moral, Vorrede S. 5.)[6] Sobald sich der Denker aber auf eigene Füße gestellt hatte, lautet die Sprache schon kecker und zuversichtlicher. Die „Morgenröthe", mit dem bezeichnenden Zusatz: „Gedanken über die moralischen Vorurtheile" kündigt einen Sturmlauf gegen die bisherigen Weltanschauungen an: „Wir wollen nicht wieder zurück in das, was uns als überlebt und morsch gilt, in irgend etwas „Unglaubwürdiges", heiße es nun Gott, Tugend, Wahrheit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe; wir gestatten uns keine Lügenbrücken zu den alten Idealen, wir sind von Grund aus allem feind, was in uns vermitteln und mischen möchte, feind jeder jetzigen Art Glauben und Christlichkeit, feind dem Halb und Halben aller Romantik und Vater-

Digitized by Google

länderei, feind auch der Artisten-Genüßlichkeit, Artisten-Gewissenlosigkeit, welche uns überreden möchte da anzubeten, wo wir nicht mehr glauben, feind kurzum dem ganzen europäischen Femininismus (oder Idealismus, wenn man's lieber hört), der ewig hinanzieht und ewig gerade damit herunterbringt: allein als Menschen dieses Gewissens fühlen wir uns noch verwandt mit der deutschen Rechtschaffenheiten und Frömmigkeit von Jahrtausenden, wenn auch als deren fragwürdigste und letzte Abkömmlinge, wir Immoralisten, wir Gottlosen von heute, ja sogar im gewissen Verstande als deren Erben, als Vollstrecker ihres innersten Willens, eines pessimistischen Willens, wie gesagt, der sich nicht davor fürchtet, sich selbst zu verneinen,[7] weil er mit Lust verneint. In uns vollzieht sich — gesetzt, daß ihr eine Formel wollt — die Selbstaufhebung der Moral." (Vorr. S. 9.)

Wenn wir mithin, in der Voraussetzung, daß unsere heutige Ethik ungenügend und den Angriffen auf die Dauer nicht gewachsen ist, die von allen Seiten gegen sie gerichtet werden, uns über die Entwickelungsgeschichte unserer sittlichen Vorstellungen aufklären wollen, so bedarf es offenbar einer gründlichen kulturhistorischen und psychologischen Untersuchung; denn nur hier liegt das weitschichtige Material vor, das unser Urteil bestimmen darf, jede anderweitige Beweisführung würde mit Recht als unzuverlässig, als dialektische und spekulative Erschleichung gebrandmarkt werden. Es ist somit das große Problem der Kultur, d. h. unserer eigenen Gesittung und geistigen Entwickelung, das zunächst in sorgfältigster Analyse zu zergliedern und wo möglich zu lösen ist, es ist das weitausschauende Programm der Soziologie, an dessen Herstellung und Verwirklichung Anthropologie, Urgeschichte, die vergleichende Rechtswissenschaft, Völkerkunde, allgemeine Kulturgeschichte, Psychologie, Sprachphilosophie und Linguistik mit vereinten Kräften,

Digitized by Google

theilweise schon mit schönem Erfolge, seit etwa drei Dezennien arbeiten. Jede von diesen verschiedenen Disziplinen ist im stande, ihr Scherflein zum großen Kapital beizusteuern — für sich allein würde keine es vermögen, das Unternehmen zu tragen. Das gilt z. B. auch von der Sprachwissenschaft; es ist sehr wohlfeil zu sagen: Die Geschichte der Völker ist zugleich ein Spiegel für den geistigen Prozeß, der sich darin vollzogen hat. Das bezweifelt Niemand, aber es fragt sich eben sehr, ob wir mit diesem einzigen Hülfsmittel auskommen können, und da sollten die Fehlschlüsse und Irrthümer eines so in der Linguistik bewanderten Mannes, wie Lazarus Geiger, vorsichtig stimmen. Ebenso kann man Nietzsche wohl beipflichten, wenn er sich zu keiner spekulativen Erörterung über Recht und Unrecht verstehen will. An sich von Recht und Unrecht zu reden (so lautet sein Protest), entbehrt alles Sinnes, an sich kann natürlich ein Verletzen, Vergewaltigen, Ausbeuten, Vernichten nichts Unrechtes sein, insofern das Leben essentiell, nämlich in seinen Grundfunktionen verletzend, vergewaltigend, ausbeutend, vernichtend fungirt und gar nicht gedacht werden kann ohne diesen Charakter (Genealogie der Moral S. 66). Ganz unzweifelhaft (die vergleichende Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis lehrt dies auf Schritt und Tritt) sind für diesen Prozeß soziale Momente wirksam gewesen, vor allem auch Sitte und Existenzbedingungen im weitesten Sinne: Aber es ist geradezu beschämend, wenn man nach diesen allgemeinen Forderungen nun die eigentliche methodische Beweisführung und die einzelnen exakten Belege betrachtet, aus denen sich letzten Endes eine ganz neue Moral ergeben soll oder, um in der Ausdrucksweise unseres Gewährsmannes zu bleiben, die ganze lange, schwer zu entziffernde Hieroglyphenschrift der menschlichen Moralvergangenheit. Lassen wir Nietzsche für sich selbst sprechen: „Den Fingerzeig zum rechten Weg gab mir die Frage,

Digitized by Google

was eigentlich die von den verschiedenen Sprachen ausgeprägten Bezeichnungen des Guten in etymologischer Hinsicht zu bedeuten haben: Da fand ich, daß sie allesamt auf die gleiche Begriffsverwandlung zurückleiten, — daß überall vornehm, edel im ständischen Sinne der Grundbegriff ist, aus dem sich gut im Sinne von seelisch-vornehm, edel von seelisch-hochgeadelt, seelisch privilegirt mit Nothwendigkeit herausentwickelt. Das beredteste Beispiel ist das deutsche Wort schlecht selber: als welches mit schlicht identisch ist — vergleiche schlechtweg, schlechterdings — und ursprünglich den schlichten, gemeinen Mann noch ohne einen verdächtigenden Seitenblick, einfach im Gegensatz zum vornehmen, bezeichnete" (Genealogie der Moral S. 6). Darüber ließe sich nun noch streiten, aber zu einer gefährlicheren Spielerei wird diese etymologische Zergliederung in folgender Deduktion, wo es sich nämlich um den allgemein bekannten Gegensatz der ursprünglich hoch geschätzten äußeren Kraft und Stärke zu der entsprechenden körperlichen Schwäche handelt. Diesen Kontrast verwerthet unser Philosoph zu Gunsten seiner geliebten blondhaarigen, starken und mächtigen Eroberer gegenüber den dunklen, verkümmerten, lichtscheuen Knechten, und nun heißt es folgendermaßen: „Im lateinischen malus (dem ich melas an die Seite stelle) konnte der gemeine Mann als der Dunkelfarbige, vor allem als der Schwarzhaarige gekennzeichnet sein (hic niger est), als der vorarische Insasse des italischen Bodens" (a. a. O. S. 8), während Curtius und andere Sprachforscher das Wort mit dem Sanskrit malam (Schmutz) auf eine religiöse Entweihung und Besudelung zurückführen. Geradezu komisch ist aber die Ableitung des Wortes bonus im Lateinischen, das als Krieger enträthselt wird, vorausgesetzt, daß ich mit Recht bonus auf ein älteres duonus zurückführe — was ja völlig zutrifft — (vergleiche bellum = duellum = duenlum, worin mir jenes duonus enthalten scheint). Bonus somit der Mann des Zwistes, der

Digitized by Google

Entzweiung (duo), als Kriegsmann; man sieht, was im alten Rom an einem Manne seine Güte ausmachte. Unser deutsches „Gut" selbst, sollte es nicht den Göttlichen, den Mann göttlichen Geschlechts bedeuten?" (a. a. O. S. 9.)

In diesem soziologischen Roman, wie man ganz treffend diese abenteuerliche Spekulation genannt hat, besteht nun so lange das goldene Zeitalter, als die Herren-Moral herrscht, d. h. die höheren, durch Geburt und Rang bevorzugten Stände in vollen Zügen ihr Glück genießen und ihre Ueberlegenheit die misera plebs entsprechend fühlen lassen; daher bereitet sich eine verhängnißvolle Reaktion vor, eben aus diesen niederen Schichten des geknechteten Volkes, die schließlich im Laufe der Zeit mit unausweichlicher Notwendigkeit zur Revolution führt. Diese souveränen Herren des Lebens, die in überschäumender Lust vor nichts zurückschrecken, elementare Naturen, ganz und gar Instinkt, müssen, so bekennt Nietzsche, dem feigen Pöbel als schlecht und bösartig erscheinen: „Hier wollen wir Eins am wenigsten leugnen: Wer jene Guten nur als Feinde kennen lernte, lernte auch nichts als böse Feinde kennen, und dieselben Menschen, welche so streng durch Liste, Verehrung, Dankbarkeit, Brauch, noch mehr durch gegenseitige Bewachung, durch Eifersucht inter pares in Schranken gehalten sind, die anderseits im Verhalten zu einander so erfinderisch in Rücksicht, Zartsinn, Selbstbeherrschung, Treue, Stolz und Freundschaft sich beweisen — sie sind nach außen hin, dort, wo die Fremde beginnt, nicht viel besser, als losgelassene Raubthiere. Sie genießen da die Freiheit von allem sozialen Zwang, sie halten sich in der Wildniß schadlos für die Spannung, welche eine lange Einschließung und Einfriedigung in den Frieden der Gemeinschaft giebt, sie treten in die Unschuld des Raubthiergewissens zurück, als frohlockende Ungeheuer, die vielleicht von einer scheußlichen Abfolge von Mord, Niederbrennung, Schändung, Folternng mit einem Uebermuth und see-

Digitized by Google

lischen Gleichgewicht davongehen, als ob nur ein Studentenstreich vollbracht sei, überzeugt davon, daß die Dichter für lange nun wieder etwas zu singen und zu rühmen haben. Auf dem Grunde aller dieser vornehmen Rassen ist das Raubthier, die prachtvolle, nach Beute und Sieg lüstern schweifende blonde Bestie nicht zu verkennen; es bedarf für diesen verborgenen Grund von Zeit zu Zeit der Entladung, das Thier muß wieder heraus, muß wieder in die Wildniß zurück: — römischer, arabischer, germanischer, japanesischer Adel, homerische Heiden, skandinavische Wikinger — in diesem Bedürfniß sind sie alle gleich." (a. a. O. S. 22).[8] Aus diesem Grunde ist der schrankenlose Individualist, extreme Aristokrat auch, wie schon früher bemerkt, ein erklärter Feind der modernen, nivellirenden, demokratisch angelegten Kultur und umgekehrt ein ebenso schwärmerischer Verehrer der Renaissance,[9] wo die Kraft des Individuums in voller ungeschwächter Intensität, im Guten wie im Bösen, sich entfalten konnte, daher seine Begeisterung für die Griechen, die in ungetrübtem Optimismus ihr Dasein genossen, während die Sklaven die elende Werkeltagsarbeit besorgten, deshalb endlich seine ungetheilte Bewunderung der Herren-Moral, in der der maßgebende Wille zur Macht mit unwiderstehlicher Wucht sich geltend macht, und die ebenso ausgesprochene Verachtung der Sclaven-Moral, „dieses widrigen Gemisches aus dem Braukessel des ungesättigten Hasses." Die seltsamsten Folgerungen ergeben sich nun aus diesen Axiomen; auf der einen Seite steht die ja auch anderweitig genügend erhärtete Thatsache von der Unterjochung der Schwächeren durch die Stärkeren, die rohe Gewalt leitet die Entwickelung des Menschengeschlechts ein (nebenbei bemerkt eine Thatsache, die schon den Cynikern im Alterthum nicht fremd war), auf der anderen Seite vollzieht sich trotz dieser Unterwerfung doch vermöge einer unausgesetzten geheimen Reaktion seitens der körperlich Unterliegenden eine

Digitized by Google

gewisse Amalgamirung beider Elemente, biologisch ausgedrückt: eine Zähmung und Züchtung der anfänglich so gewaltthätigen „Bestie Mensch zum Hausthier". Dieser Logik der Thatsachen kann sich auch Nietzsche schließlich nicht entziehen, aber er findet sich mit seinem Gewissen durch folgendes Sophisma ab: „Gesetzt, daß es wahr wäre, daß es eben der Sinn aller Kultur sei, aus dem Raubthier Mensch ein zahmes und zivilisirtes Thier, ein Hausthier herauszuzüchten, so müßte man unzweifelhaft alle jene Reaktions- und Ressentimentsinstinkte, mit deren Hülfe die vornehmen Geschlechter samt ihren Idealen schließlich zu Schanden gemacht und überwältigt worden sind, als die eigentlichen Werkzeuge der Kultur betrachten, womit allerdings noch nicht gesagt wäre, daß deren Träger auch selber zugleich die Kultur darstellen. Vielmehr wäre das wahre Gegentheil nicht nur wahrscheinlich — nein, es ist heute augenscheinlich. Diese Träger der niederdrückenden und vergeltungslüsternen Instinkte, die Nachkommen alles europäischen und nichteuropäischen Sklaventums, aller vor-arischen Bevölkerung insbesondere — sie stellen den Rückgang der Menschheit dar. Diese Werkzeuge der Kultur sind eine Schande des Menschengeschlechts und eher ein Verdacht, ein Gegenargument gegen Kultur überhaupt! Man mag im besten Recht sein, wenn man vor der blonden Bestie auf dem Grunde aller vornehmen Rassen die Furcht nicht los wird und auf der Hut ist: aber wer möchte nicht hundertmal lieber sich fürchten, wenn er zugleich bewundern darf, als sich nicht fürchten, aber dabei den ekelhaften Anblick des Mißrathenen, Verkleinerten, Verkümmerten, Vergifteten nicht mehr los werden können? Was macht heute unseren Widerwillen gegen den Menschen? denn wir leiden am Menschen, das ist kein Zweifel. Nicht die Furcht, eher, daß wir nichts mehr am Menschen zu fürchten haben, daß das „Gewürm" Mensch im Vordergrund ist und wimmelt, daß der „zahme" Mensch, der Heillos-Mittelmäßige und Uner-

Digitized by Google

quickliche bereits sich als Ziel und Spitze, als Sinn der Geschichte, als höheren Menschen zu fühlen gelernt hat." (a. a. O. S. 23). Jenen Sklavenaufstand in der Moral, wie der paradoxe Ausdruck lautet, leitet unser Philosoph von den Juden[10] ab, jenem priesterlichen Volk, das sich an seinen Feinden und Ueberwältigern zuletzt nur durch eine radikale Umwerthung von deren Werthen, also durch einen Akt der geistigsten Rache Genugthuung zu verschaffen wußte, gegen die alles, was auf Erden gegen die Vornehmen, die Gewaltigen, die Herren, die Machthaber gethan worden ist, nicht der Rede werth ist. In dem Kampf nämlich zwischen Rom und Judäa ist jenes unterlegen; nicht nur in Rom, sondern fast auf der halben Erde, überall, wo nur der Mensch zahm geworden ist oder nur zahm werden will, beugt man sich heute vor dem Inbegriff aller höchsten Werthe, vor drei Juden, wie man weiß, und einer Jüdin (vor Jesus von Nazareth, dem Fischer Petrus, dem Teppichwirker Paulus und der Mutter des anfangs genannten Jesus, Maria). Dies ist sehr merkwürdig: Rom ist ohne allen Zweifel unterlegen." (Geneal. S. 34.)

Das Christenthum hat aber insbesondere die Verflachung und Demoralisirung der Welt verschuldet und die Selbstherrlichkeit des Individuums untergraben, wo nicht zu Fall gebracht; die Askese und die nur die passiven Tugenden berührende Doktrin der Mitleidsmoral haben unsere Anschauungen von Grund aus vergiftet: Deshalb steigert sich Nietzsches subjektiver Radikalismus zu fesselloser Wuth, zu pöbelhaftem Ingrimm, der alles weit überbietet, was in dieser Beziehung je Voltaire geleistet, wenn es gilt, eine kulturhistorisch so eminente Erscheinung, wie eben das Christenthum, zu beurtheilen. Wir wollen es ihm freilich nicht zu sehr verargen, wenn er den Buchstabenglauben bitter geißelt und die Künste der Schriftauslegung als unehrliche Kniffe brandmarkt: „Was in

Digitized by Google

dieſer Hinſicht immer noch auf proteſtantiſchen Kanzeln an Unredlichkeit verübt wird, wie plump der Prediger den Vortheil ausbeutet, daß ihm hier Niemand ins Wort fällt, wie hier die Bibel gezwickt und gezwackt wird, und die Kunſt des Schlechtleſens dem Volke in aller Form beigebracht wird, das unterſchätzt nur der, welcher nie oder immer zur Kirche geht." (Morgenröthe S. 74.) Auch die Oppoſition, welche er gegen das hergebrachte Dogma (Adam, Erbſünde, Unfreiheit des Willens, Gnadenwahl u. ſ. w.) erhebt, gegen den komplizirten Mechanismus der Seelenmarter und gegen die Verteufelung der Natur mit allen ihren Konſequenzen können wir noch verſtehen, obwohl überall die Form abſichtlich verletzend gewählt iſt: Aber wer darüber hinaus für den wirklich ethiſchen und damit kulturgeſchichtlichen Gehalt unſerer Religion kein Gefühl und Verſtändniß hat, der maße ſich auch nicht ein derartiges Richteramt an. Dafür iſt es andererſeits ſo charakteriſtiſch, daß Nietzſches ganze Seele am Atheismus hängt, „dem unbedingten, redlichen Atheismus (und ſeine Luft allein athmen wir, wir geiſtigeren Menſchen dieſes Zeitalters!), der demgemäß nicht im Gegenſatz zu jenem Ideal ſteht, wie es den Anſchein hat; er iſt vielmehr nur eine ſeiner letzten Entwickelungsphaſen, eine ſeiner Schlußformen und inneren Folgerichtigkeiten — es iſt die ehrfurchtgebietende Kataſtrophe einer zweitauſendjährigen Zucht zur Wahrheit, welche am Schluſſe ſich die Lüge im Glauben an Gott verbietet." (Genealogie S. 179.)[11] So kann denn auch dieſer verbitterte Skeptizismus und die gefliſſentliche Verthierung jeder organiſchen, kulturhiſtoriſchen Entwickelung zu nichts anderem führen, als einem kraſſen Nihilismus und Anarchismus, wie er freilich durchaus nicht mehr neu und originell iſt. Jene autonome, von aller Sittlichkeit angeblich freie Dispoſition und Machtvollkommenheit des ſouveränen Individuums („ein ſtolzes, in allen Muskeln zuckendes Be-

Digitized by Google

wußtsein davon, was da endlich errungen ist und leibhaft geworden, ein eigentliches Macht- und Freiheitsbewußtsein, ein Vollendungsgefühl des Menschen überhaupt"), die so gern dem verspotteten asketischen Ideal gegenübergestellt wird, besteht in dem verwerflichsten aller Grundsätze, in dem berüchtigten Satz: Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. „Wohlan,[12] das war (so ruft Nietzsche begeistert aus) Freiheit des Geistes, damit war der Wahrheit selbst der Glaube gekündigt." (Genealog. S. 167.) Und nun wird in prophetischer Verzückung und mit absichtlicher Nachahmung alttestamentlicher Diktion das Porträt des siegreichen kommenden Erlösers gezeichnet, des gewaltigen Uebermenschen, des Mannes der großen Liebe und Verachtung, der schöpferische Geist, den seine drängende Kraft aus allem Abseits und Jenseits immer wieder wegtreibt. Dieser Mensch der Zukunft, der uns ebenso vom bisherigen Ideal erlösen wird, als von dem, was aus ihm wachsen mußte, vom großen Ekel, vom Willen zum Nichts, vom Nihilismus, dieser Glockenschlag des Mittags und der großen Entscheidung, der den Willen wieder frei macht, welches der Erde ihr Ziel und dem Menschen seine Hoffnung zurückgiebt, dieser Antichrist und Antinihilist, dieser Besieger Gottes und des Nichts — er muß einst kommen." (Geneal. S. 93.) Dieses Selbstporträt aber (als solches dürfen wir es wohl ohne weiteres nehmen) ist, wie wir freilich nicht im einzelnen erweisen können, trotz aller aufwühlenden Wirkung, welche diese mystisch-radikal angehauchte Predigt des exklusivsten aller Aristokraten auf weite Kreise unserer heutigen Gesellschaft ausübt, nur ein Spiel mit schönen Worten, und alles krampfhafte Haschen nach Genesung und Gesundung inmitten dieser verrotteten Kulturentwickelung ebenfalls im tiefsten Grunde krankhafte Züge. Abgesehen von der Unmöglichkeit einer Züchtung einer erlesenen Geistes-Aristokratie, suchen wir aber auch bei unserem Lehrmeister vergebens nach

Digitized by Google

bestimmten, klaren Prinzipien dieser neuen, verheißungsvollen Weltanschauung. Helle, zündende Gedankenblitze wechseln ab mit völlig unverständlichen, angeblich tiefsinnigen, in der That blödsinnigen Aussprüchen und dann wieder mit echten Gefühlsäußerungen, die ihrerseits nur wieder unter geschmacklosen und plumpen Ausfällen auf alle religiösen und sittlichen Ideale leiden; dazwischen endlich mischen sich die Töne des nahenden Wahnsinnes, der Haupt und Sinn des unglücklichen Zweiflers ja schließlich umnachtete. Nur eine kurze Probe entnehmen wir dem Zarathustra: „Erhebet eure Herzen, meine Brüder, hoch höher! Und vergeßt mir auch die Beine nicht! Erhebet auch eure Beine, ihr guten Tänzer, und besser noch, ihr steht auf dem Kopf! Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranzkrone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter. Keinen Anderen fand ich heute stark genug dazu. Zarathustra der Tänzer, Zarathustra der Leichte, der nur mit den Flügeln winkt, ein Flügelbereiter, allen Vögeln zuwinkend, bereit und fertig, ein Selig-Leichtfertiger; Zarathustra der Wahrsager, Zarathustra der Wahrlacher, kein Ungeduldiger, kein Unbedingter, Einer, der Sprünge und Seitensprünge liebt, ich selber setzte mir diese Krone auf! Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranzkrone: Euch, meinen Brüdern, werfe ich diese Krone zu! Das Lachen sprach ich heilig: ihr höheren Menschen lernt mir — lachen." (Zar. IV, 87.)

Das Propheten- und Lehramt, das hier Nietzsche verwaltet, entspringt aber mit organischer Nothwendigkeit aus der seltsamen Auffassung, die er, wie früher schon erwähnt, von der Aufgabe eines Philosophen hat. Diesem leidenschaftlichen, impulsiven Feuergeist ist alles bloß theoretische Forschen und Erkennen rein um seiner selbst willen unleidlich, ja verhaßt, — unter seinen Händen wird daraus eine bestimmte praktische Lehre, wäre der Ausdruck nicht des religiösen Charakters wegen

Digitized by Google

unzulässig, so könnte man sagen, eine Anweisung zum seligen Leben. Der Wille zur Macht, das herrschende und ausschlaggebende Prinzip, bestimmt auch ihren Charakter und zwar als Befehlende und Gesetzgeber, da sie ja neue Werthe zu schaffen haben. Ein Räthsel ist zu lösen (so lautet seine Deduktion): so trat das Lebensziel vor das Auge des Philosophen; zunächst war das Räthsel zu finden und das Problem der Welt in der einfachsten Räthselform zusammenzudrängen. Der grenzenlose Ehrgeiz und Jubel, der Enträthseler der Welt zu sein, machte die Träume des Denkers aus: Nichts schien ihm der Mühe werth, wenn es nicht das Mittel war, alles für ihn zu Ende zu bringen. So war die Philosophie eine Art höchsten Ringens um die Tyrannenherrschaft des Geistes, — daß eine solche irgend einem Sehr-Glücklichen, Feinen, Erfindsamen, Kühnen, Gewaltigen vorbehalten und aufgespart sei, — einem Einzigen, daran zweifelte keiner, und Mehrere haben gewähnt, zuletzt noch Schopenhauer, dieser Einzige zu sein." (Morgenröthe S. 347.) So ist es auch bei ihm unersättliche, dämonische Herrschsucht, die sich in den gewaltsamen Verdrehungen der Wirklichkeit und in den glänzenden Zukunftsbildern, die seine plastische Phantasie entwirft, geltend macht und durch alle mystischen und romantischen Hüllen wieder durchbricht, es ist der schrankenlose Egoismus, dessen raffinirtem Kultus er sein besseres Selbst und seinen glänzenden Genius schließlich opfert.

Nach unseren bisherigen Ausführungen läßt es sich nicht erwarten, daß wir bei unseren Philosophen irgend welche Ansätze zu einer systematischen Behandlung finden; er, der Meister des für die Philosophie denkbar unglücklichen Aphorismus, bekennt vielmehr offen: „Ich mißtraue allen Systematikern und gehe ihnen aus dem Wege. Der Wille zum System ist ein Mangel an Rechtschaffenheit." (Götzendämmerung S. 5.) Abgesehen also von seinem treibenden Grundsatz vom Willen zur

Digitized by Google

Macht, der immer im Mittelpunkt seiner Gedankenwelt steht, sind es nur unzusammenhängende und nicht selten einander schnurstracks widersprechende erkenntnißtheoretische Aeußerungen, denen man in seinen verschiedenen Schriften begegnet. Bald wird unumwunden das Lob des Sensualismus gesungen und die Unbestechlichkeit der Zeugnisse und Aussagen der Sinne gepriesen (vergl. Götzendämmerung S. 19ff), oder es wird umgekehrt gegenüber der bloß subjektiv bedingten Kausalität in der hinfälligen Erscheinungssphäre die wahre Wirklichkeit des An-sich erörtert, oder endlich plötzlich gilt der Kausalbegriff als ein Ergebniß bloßer Gewöhnung, wobei die Priorität Humes völlig verschwiegen wird. In der That ist man mit Stein zu dem Vorwurf gegen Nietzsche berechtigt, daß er es in metaphysischen und erkenntnißtheoretischen Fragen über ein höheres Dilettantenthum nicht herausgebracht hat. (S. 53.) Um so widerwärtiger nehmen sich seine schonungslosen, geradezu brutalen Urtheile über die großen Denker der Menschheit aus; Kant bezeichnet er als einen Philosoph der Hinterthüren oder den verwachsensten Begriffskrüppel, den es je gegeben, Sokrates als einen Hanswurst, Plato findet er langweilig, Spinoza treibt in seinen Augen nur Hokuspokus, Darwin ist für ihn ein mittelmäßiger Kopf, ebenso wie Mill, Spencer und alle Moralgenealogen Englands, denen er überhaupt, wie wir schon früher sahen, wegen ihres Ulitarianismus und ihrer Auffassung vom Milieu gründlich gram ist. Daß die gründliche, exakte Geschichtsschreibung, wie sie ja einen Ruhmestitel gerade unserer Zeit bedeutet, endlich vor seinen Augen keine Gnade finden konnte (weil dadurch vielfach die landläufige Ueberschätzung individueller Bedeutung auf das richtige Maß beschränkt wird), sei nur nebenbei bemerkt.

Wie auf der einen Seite dieser extremste aller Individualisten von einer lärmenden Schar überzeugungstreuer Anhänger als

Digitized by Google

der Messias gepriesen wird, der alle Seelen aus dem Sündenpfuhl der Kultur errettet, so giebt es auf der anderen Seite auch nicht wenige Gegner, die ihn als Charlatan, als bloßen Effekthascher, als frivolen Demagogen im Reich des Geistes, dem es nie ernst um seine Sache sei, bezeichnen — unseres Erachtens völlig mit Unrecht. Umgekehrt, Nietzsche will und muß sehr ernst genommen werden, er ist ein Kulturphänomen ersten und zwar sehr verhängnißvollen Ranges. Es wäre sehr thöricht, den Angeber und Zionswächter zu spielen, aber nicht minder verfehlt ist es unseres Erachtens, sich in leichtfertigem Optimismus den sehr ernsten Gefahren zu verschließen, die für den Bestand unserer Bildung und Gesittung heraufbeschworen werden. In der Weltanschauung Nietzsches sehen wir, um es in einen kurzen Ausdruck zu fassen, die vollendete Anarchie des Denkens, den völligen Bankerott des philosophischen Bewußtseins, insbesondere die Zucht- und Schamlosigkeit des durch keine sittlichen Verpflichtungen mehr gebundenen Gefühls. Diese Konsequenzen werden sich um so erschreckender vollziehen, als gegenwärtig in weiten Kreisen die strenge Zucht des logischen Denkens ebenso gelockert, wie anderseits dadurch bei der steigenden Oberflächlichkeit der verhängnißvolle Zauber tönender Schlagworte gestiegen ist; der Fluch der Halbbildung rächt sich für Alle, welche sich an dem großen Kampf um die Konstruktion und Regeneration der Weltanschauung betheiligen, besonders schwer. Dazu kommt noch als erschwerendes Moment, wie bei allen Uebergangskrisen, die religiöse Zersetzung und der Zwiespalt naturwissenschaftlicher und philosophischer Erkenntniß. Das sind freilich keine glückverkündenden Zeichen, unter denen das zur Neige gehende 19. Jahrhundert steht, aber doch möchten wir nicht vorschnell verzagen: Vor allem gilt es, der Gefahr muthig ins Auge zu sehen und sie nicht durch Beschönigen vergrößern. Wenn etwas die zerfahrene Gegenwart retten kann, so ist es

Digitized by Google

ehrliche Arbeit und rücksichtslose Verurtheilung des Falschen; Nietzsche kann nicht durch Ignoriren oder gar durch hochmüthige Verdammung überwunden werden, sondern nur durch sich selber. Auch hier muß die kulturgeschichtliche Perspektive, wie wir das schon mehrfach angedeutet haben, die richtige Beurtheilung und Stellungnahme an die Hand geben. Es ist wahrlich kein Zufall, wenn unser Denker bei seiner an Widersprüchen und Extremen so reichen Anlage, der sich mit ganzer Inbrunst nach der vollen, ungebrochenen Natur sehnte, sich vorzugsweise an die Vertreter einer reiferen Gesittung, einer vornehmen Kultur wandte, z. B. an Voltaire, den er (wenigstens eine Zeitlang) besonders verehrte. Hier, wo sich eine lange Entwickelung mit einem Blicke überschauen ließ, konnte er die Krankheitsgeschichte der Menschheit mit unzweideutiger Sicherheit studiren, und anderseits erschien ihm mit Recht auch in der Decadence die Ausbildung des Individuums am schärfsten. Aber leider ging er auch an diese Untersuchung, die für ihn sehr fruchtbar hätte sein können, mit vorgefaßten Meinungen und Absichten, wie das schon früher besprochen wurde; das Ergebniß dieser Vergewaltigung des geschichtlichen Herganges war jene romantisch-mystische Figur des Uebermenschen, des einzigen räthselhaften Ideals, vor dem Nietzsche seine Knie beugte. Das war für ihn der einzige Sinn und Zweck der Geschichte, falls man überhaupt in einer „Krankheitsgeschichte" eine solche Bedeutung suchen darf. Was aber diesen radikalen Cyniker, diesen extremsten aller Individualisten, in dessen Lebensanschauung trotz aller gespreizten Frivolität sich auch manche romantische und mystische Elemente mischen, besonders kennzeichnet, ist die oben schon berührte Forderung, die er an die wahren Philosophen richtet, nämlich Tyrannen des Geistes zu sein.[14] So sehr war er von seinem Dogma vom Willen zur Macht eingenommen, daß er selbst für diese geheiligten Räume

Digitized by Google

ein höchst fragwürdiges Faustrecht eingeführt wissen wollte. So sehr wir auf der einen Seite den glänzenden Stilisten bewundern, der in der That mit virtuoser Meisterschaft die Sprache beherrscht und wie ein Herzenskundiger in die geheimsten Schlupfwinkel unseres seelischen Lebens eindringt, so sehr müssen wir doch auf der anderen Seite zu Gunsten einer ersprießlichen Entwickelung unserer Kultur im allgemeinen und der Begründung einer wissenschaftlichen Weltanschauung im besonderen hoffen, daß diese unerhörte Knechtung nicht allzulange anhält und daß sich auch mit der Zeit bei seinen Jüngern der vom Meister [illegible]st so gelobte Trieb nach individueller Selbstständigkeit und Freiheit regen möge. Dann wird das Ende dieser seltsamen Despotie nicht mehr ferne sein.

Anmerkungen.

[1] Manchmal nimmt sich freilich dieser Kultus nicht gerade sehr anmuthend aus, wenn man z. B. Aeußerungen begegnet, wie der folgenden: Es kam eine große Sehnsucht über mich nach einem neuen Gott!.... ich and ihn in Friedrich Nietzsche.

[2] P. Gast, der Herausgeber Nietzsches, weist im Gegensatz dazu auf den Umstand hin, daß die Vorfahren des unglücklichen Denkers meist in voller Rüstigkeit und im hohen Alter gestorben seien, der Urgroßvater z. B. mit 92 Jahren, der Vater, der sich einer guten Gesundheit erfreute, starb infolge eines unglücklichen Sturzes von einer Treppe, die Mutter ist noch am Leben. (Vergl. Vorrede zu „Also sprach Zarathustra", S. 27.)

[3] Hier mag an die slavische Abstammung Nietzsches erinnert werden; sein Urgroßvater Schlachzig Nietzki flüchtete 1715 wegen Theilnahme an einer politischen Verschwörung nach Deutschland.

[4] Vergl. dazu das ähnliche Urtheil von L. Stein, „Fr. Nietzsches Weltanschauung", Berlin, G. Reimer, 1893, S. 9: „Gerade im verführerischen Zauber seiner Sprache steckt das Gefährliche an Nietzsche. Man entkleide seine philosophischen Ideen ihrer lustigen, poetischen Hülle, und sie sind vollkommen unschädlich, weil sie sich alsdann gar zu durchsichtig

Digitized by Google

als geistige Utopien entpuppen. Aber in der scharfen Zuspitzung, in welcher er seine Paradoxien mit begnadeter Stilkünstlerschaft vorbringt, wirken sie hypnotisirend. Nietzsche ist ein litterarischer Dynamitard. Er fabrizirt geistige Bomben — und die Mehrzahl seiner Aphorismen sind solche —, die dazu angelegt, glücklicherweise aber nicht angethan sind, unsere gesamte Kultur, alle unsere religiösen, sittlichen und politischen Ideale in die Luft zu sprengen. Und kaum giebt es ein noch so verschwiegenes Eckchen im Haushalt unserer Kultur, in das Nietzsche nicht eine seiner Bomben gelegt hätte. Mit einer wahren Virtuosität wittert er jede partie honteuse der Kultur heraus, um sie dann mit seinem, den guten Geschmack beleidigenden Cynismus karrikirend bloßzulegen." Auf diese Schrift, die weitaus beste, die über Nietzsche erschienen ist, sei hiermit nachdrücklichst verwiesen.

[5] Scharf nennt Nietzsche diesen Typus anderwärts einen Bibliothekar und Korrektor, der an Bücherstaub und Druckfehlern elend erblindet ist.

[6] Auch ist eine Schrift von Dr. P. Rée, „Ueber den Ursprung unserer moralischen Empfindungen" (wesentlich auf dem englischen Ulitarianismus basirt) sehr bedeutsam geworden, obschon Nietzsche versichert, daß er bei der Lektüre dieses Buches Satz für Satz und Schluß für Schluß bei sich Nein gesagt habe, was bei seiner ausgesprochenen Abneigung gegen die Anpassungs- und Nützlichkeitstheorie, sowie gegen den englischen Common sense überhaupt nur völlig glaubhaft erscheint.

[7] Nietzsche hat an einer anderen Stelle dies Problem geistreich beleuchtet: „Jene Menschen der intellektuellen Krämpfe, welche gegen sich selber ungeduldig oder verfinstert sind, wie Byron oder Alfr. de Musset, und mit allem, was sie thun, durchgehenden Pferden gleichen, ja, die aus ihrem eigenen Schaffen nur eine kurze, die Adern fast sprengende Lust und Gluth und dann eine um so winterlichere Oede und Vergrämtheit davontragen, wie sollen sie es in sich aushalten? Sie dürsten nach einem Aufgehen in einem Außersich; ist man mit einem solchen Durste ein Christ, so zielt man nach dem Aufgehen in Gott, nach dem Ganz-eins-mit-ihmwerden; ist man Shakespeare, so genügt einem erst das Aufgehen in Bildern des leidenschaftlichsten Lebens; ist man Byron, so dürstet man nach Thaten, weil diese noch mehr uns von uns abziehen, als Gedanken, Gefühle und Werke. Und so wäre vielleicht doch der Thatendrang am Ende Selbstflucht, würde Pascal uns fragen?" (A. a. O., S. 349.)

[8] Von diesem selben naiven Gesichtspunkte aus wird dann die Gründung des Staates betrachtet: „Irgend ein Rudel blonder Raubthiere, eine Eroberer- und Herrenrasse, kriegerisch organisirt und mit der Kraft zu organisiren, legt unbedenklich ihre furchtbaren Tatzen auf eine der Zahl nach vielleicht ungeheuer überlegene, aber noch gestaltlose, noch schweifende Bevölkerung." (A. a. O., S. 79.)

Digitized by Google

[9] Namentlich gilt das von dem Ungeheuer Cesar Borgia, den Nietzsche so überschwenglich preist, wie Napoleon, „diese Synthesis von Uebermensch und Unmensch"; die Renaissance aber überhaupt wird bezeichnet als jenes glanzvolle, unheimliche Wiederaufwachen des klassischen Ideals, der vornehmen Werthungsweise aller Dinge.

[10] Dabei verdient es hervorgehoben zu werden, daß Nietzsche geradezu die hohen sittlichen Eigenschaften der Juden (Familienleben, Verehrung der Eltern u. s. w.) rückhaltlos lobt und umgekehrt die Antisemiten auf das schärfste verurtheilt; man höre z. B. folgenden Passus: „Ich mag sie auch nicht, diese neuesten Spekulanten im Idealismus, die Antisemiten, welche heute ihre Augen christlich-arisch-biedermännisch verdrehen und durch einen jede Geduld erschöpfenden Mißbrauch des wohlfeilsten Agitationsmittels, der moralischen Attitüde, alle Hornviehelemente des Volkes aufzuregen suchen." (Genealogie, S. 177.)

[11] Ebenso ist die Vorliebe Nietzsches für den Buddhismus bezeichnend, von dem es heißt: „Man athmet auf, aus der christlichen Kranken- und Kerkerluft in diese gesündere, höhere, weitere Welt einzutreten. Wie armselig ist das neue Testament gegen Manu, wie schlecht riecht es."

[12] Das ist um so bemerkenswerther, als es Nietzsche wohlbekannt ist, daß Kultur ohne Sittlichkeit nicht zu denken ist und umgekehrt, wie z. B. die Bemerkung beweist: „Der große Satz, mit dem jede Civilisation beginnt, ist: Jede Sitte ist besser als keine (Morgenröthe S. 16); die ganze, vorhistorische Arbeit des Menschen, vermöge deren er in der Zwangsjacke der Sitte berechenbar gemacht wurde, findet so trotz aller Härte, Tyrannei, Stumpfsinnes und Idiotismus ihre Rechtfertigung." Nietzsche unterscheidet genau verschiedene Stufen in der sittlichen Entwickelung von der bloß äußerlichen Beobachtung eine Ceremoniells bis zu der autonomen Freiheit des vollendeten Menschen, aber eben an diesem Punkte setzt der unlogische und unsittliche Umschlag ein, von dem wir gerade sprechen. Jenes oben angeführte Citat bezieht sich auf den berüchtigten Mörderorden der Assassinen, auf den die Kreuzfahrer im Mittelalter stießen, jenen „Freigeisterorden par excellence".

[13] Wir beziehen uns hier auf die treffende Skizze Weigands: „Da finden wir vor allem die ungewissen, schwankenden Seelen, die jeder Gewalt unterliegen, die unfähig sind, die großartige Entwickelung der Menschheit zu überschauen und doch das Bedürfniß haben, über ihr eigenes beschränktes Ich aus dem Munde eines überzeugten Lehrers eine rechtfertigende Belehrung zu empfangen: es ist im Grunde das alte religiöse Bedürfniß, das sie in den Bann des Geistes treibt und darin festhält. Die edleren unter diesen Anhängern mögen von dem Dichter Nietzsche bezaubert sein, der eine wundersame Bildersprache redet und die Modernität nach ihrer vor-

Digitized by Google

nehmen Seite hin resumirt. Ihnen gesellen sich jene jungen Sozialdemokraten zu, die ihr Durst nach Rache und Empörung, das unerschöpfliche Ressentiment, in die Arbeiterbewegung trieb und die nun, nachdem ein aristokratischer Revolutionär die bedenklichen Seiten der großen Bewegung mit den bittersten Worten enthüllt hat, anfangen, sich ihrer geistigen Beschränktheit zu schämen und einem gemäßigten Individualismus zuzuneigen, der nach außen hin um nichts weniger revolutionär erscheint, als die Partei, deren Anhänger Nietzsche selbst mit dem Namen Tölpel zu benennen pflegt. — Ferner kommen zu den Anhängern Nietzsches die unvermeidlichen Romantiker, sowie die politischen und ästhetischen Anarchisten jeden Schlages und jeder Richtung, die mit jubelndem Entzücken die Lehren des neuen herrischen Evangeliums für die Reichen im Geist vernehmen: Es giebt keine moralischen Thatsachen. Die Wissenschaft muß unter der Optik des Künstlers gesehen werden. Nichts ist wahr und alles ist erlaubt. Nun erscheint auf einmal alles verfahrene Thun und feige Lassen, ja selbst die neronischen Gelüste und das Waten im Schmutz gerechtfertigt; nun haben brüchige Seele doch den zweifelhaften Trost, daß am Ende auch die bedenklichsten Ausschreitungen in irgend einer Weise dem Leben zu gute kommen müssen; nun mag sich sogar der zweifelhafteste Catilinarier der Großstädte, dieser Kloaken der späteren Civilisationen, für einen Schaffenden halten und sich des cynischen Muthes rühmen, mit dem er seinen auseinandergehenden Instinkten folgt." (A. a. O., S. 106.)

[14] Im übrigen ist das Bekenntniß Nietzsches über die Originalität geistigen Schaffens völlig glaubwürdig und speziell trifft das auf ihn selbst zu, wenn er sagt: „Von allem Geschriebenen liebe ich nur das, was Einer mit seinem Blut schreibt. Schreibe mit Blut, und du wirst erfahren, daß Blut Geist ist. Es ist nicht leicht möglich, fremdes Blut zu verstehen: ich hasse die lesenden Müssiggänger. — Daß Jedermann lesen lernen darf, verdirbt auf die Dauer nicht allein das Schreiben, sondern auch das Denken." (Zarathustra I, 52.)

Digitized by Google

Ueber

einige Schutzeinrichtungen der Pflanzen

gegen übermäßige Verdunstung.

Von

Dr. E. Roth
zu Halle a. S.

Die Sprache der Natur ist nur dann eine entschiedene, wenn wir uns an die extremen Vorkommnisse halten.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Wie es für die Gewächse von Wichtigkeit ist, daß namentlich zum Beginne der erhöhten Thätigkeit im Frühjahr, bei der Eröffnung der Blüthen, wie der Anlegung der Samen und ihrer Reifung, eine stete Wasserzufuhr gesichert sei, so muß die Natur in der warmen Periode auch dafür Sorge tragen, daß die Feuchtigkeit den Pflanzen erhalten bleibe, daß nicht zu viel des kostbaren Nasses verdunste und die Organismen in Gefahr bringe, zu vertrocknen.

Daß die Pflanzen Wasser verdunsten lassen, dürfte wohl Jedem bekannt sein, wenn auch erst ein Stephen Hales zu Beginn des 18. Jahrhunderts diese Eigenschaft der Gewächse notorisch dargethan hat. Dieser große Forscher wies z. B. nach, daß eine Sonnenblume mit einer Laubentfaltung von 90 Quadratfuß in dem Zeitraume von 12 Stunden an einem trockenen Tage $1^7/_8$ Pfund Wasser durch ihre Blattspreiten an die Luft abgebe!

Ist es nun auch naturgemäß äußerst schwer, hier genaue Messungen anzustellen und richtige Zahlen, welche der Wirklichkeit entsprechen, beizubringen, so dürfen doch die Untersuchungen und Berechnungen hervorragender Forscher Anspruch auf Berücksichtigung erheben. Namentlich Friedrich Haberlandt beschäftigte sich eingehend mit den Erfolgen der Transpiration bei den Getreidearten. Nach den Beobachtungen dieses Gelehrten verdunsten 100 qcm Fläche der Oberfläche im Mittel während der ganzen Vegetationszeit:

Digitized by Google

bei der Gerste..... 3,794 g
„ dem Sommerweizen ..... 3,532 g
„ „ Sommerroggen ..... 2,049 g
„ „ Hafer ..... 2,666 g.

Berücksichtigt man nun die Flächenausbreitung mittlerer Pflanzen dieser vier Getreidearten und kombinirt man dies mit dem Mittelmaß der Verdunstung, so kommt folgende Reihenfolge und folgende Zifferstellung zu stande:

Hafer mit ..... 2277,76 g
Sommergerste mit ..... 1236,71 g
Sommerweizen „ ..... 1179,92 g
Roggen „ ..... 834,89 g.

Gar vielfältig sind nun die Vorrichtungen, welche für den Zweck des Schutzes getroffen sind, gar mannigfaltig die Anlagen, welche dem Entschwinden des Wassers vorbeugen, und vielfach äußerst komplizirt die Maßnahmen, welche die Feuchtigkeit gewissermaßen in einem Speicher zurückhalten.

Versuchen wir einmal, in den folgenden Zeilen uns eine Reihe dieser Anstalten zu vergegenwärtigen, denn alle Maßnahmen aufzuzählen wäre wohl unmöglich, ganz abgesehen davon, daß uns Entdeckungsreisende und Forscher in fremden Landen fast stetig mit neuen Methoden bekannt machen und unsere Kenntniß in dieser Hinsicht ergänzen und erweitern.

Diese Schutzeinrichtungen betreffen naturgemäß fast nur die Blätter und sind beinahe durchgehends auf diese beschränkt, da Zweige und Stamm zur Verdunstung von vornherein wenig geeignet erscheinen und auch nur in seltensten Fällen in Frage kommen.

Auch den Blüthen gegenüber fand man bei der Mehrzahl der Pflanzen eine stärkere Transpiration der Blätter; auch experimentell läßt sich dieser Vorgang rasch erweisen, indem von unten her mit Wasser versorgte abgeschnittene Sprossen das

Digitized by Google

Laub früher welken lassen, als die Blüthen. Schließt man durch Entfernung der Blätter die Verdunstung des Laubes bei blüthentragenden Zweigen aus, so erhalten sich die Blüthen eine bedeutend längere Zeit frisch, eine Thatsache, welche von den Gärtnern längst ausgenutzt wird, insofern sie Blüthen und Laubstengel getrennt verwenden. Den Einfluß der Laubentwickelung stellte bereits jener Hales fest, insofern er nachwies, daß mit der Beraubung der Blätter auch die Menge des verdunsteten Wassers proportional abnahm.

Wohl jeder Leser hat bereits von den Spaltöffnungen vernommen, welche sich namentlich zahlreich auf der Unterseite und meist in geringerer Zahl auf der Oberseite der Blätter befinden und Athmungswerkzeuge der Gewächse darstellen, durch welche die gewöhnliche Luft eintritt und Sauerstoff entweicht, während der Kohlenstoff der Atmosphäre zum Aufbau des gesamten Pflanzenleibes verwandt wird. Man muß sich nun auch unter den Spaltöffnungen nicht gerade Löcher in den Blattflächen vorstellen; man hat es stets mit Größen sehr geringer Weite zu thun. So giebt Mohl die geöffneten Spaltöffnungen bei Lilienarten auf eine Weite von höchstens $^1/_{170}$ mm an, während sie beim Mais ungefähr dieselbe Ziffer aufweisen. Freilich steht dieser Kleinheit wieder die ungeheure Zahl der Spaltöffnungen gegenüber, welche an sich wieder großen Schwankungen ausgesetzt ist. A. Weiß hat eine Reihe von Pflanzen darauf untersucht und theilt mit, daß von den untersuchten Arten auf 1 qmm Blattfläche bei 54 Spezies 1 bis 100 Spaltöffnungen kommen, bei 38 deren 100—200 auftraten, während 39 sich auf 200—300 aufschwangen, 9 über 400—500 verfügten, 3 600—700 erkennen ließen, und Brassica Rapa mit 716 den ersten Rang behauptete. Freilich werden diese Zahlen selbst bei denselben Arten schwanken nach dem Standort, nach üppigem Wuchs, zarter Gestalt und sonstigen Einflüssen.

Digitized by Google

Garreau theilt uns folgende Zahlen mit, welche durch die Angabe der Größe der Blattfläche, der Ziffer der Spaltöffnungen auf der Ober- und Unterseite der Blattspreiten, wie des Maßes des entleerten Wassers eine besondere Beachtung verdienen.

Größe der transpirirenden Blattfläche in cm:	Verhältnißzahl der Spaltöffnungen:	In 24 Stunden verdunstetes Wasser in g:
Atropa Belladonna 40	Oben 10	0,48
	Unten 55	0,60
Syringa vulgaris 20	Oben 100	0,30
	Unten 150	0,60
Tilia europaea 20	Oben 00	0 20
	Unten 60	0,49

In der Jugendzeit ist das Blatt im stande, weit größere Mengen von Luft und Wasser durch die Spaltöffnungen zu diffundiren; mit dem zunehmenden Alter verholzen die Oberflächengewebe mehr und mehr. Die Schließzellen verlieren an Beweglichkeit, Einlagerung von Kork und anderen Stoffen engen den Raum ein und können es bei manchen Arten bis zur völligen Ausfüllung der Spaltöffnungen bringen. Leider müssen wir es uns in dieser Skizze versagen, genau auf die Verschiedenheiten der Spaltöffnungen einzugehen, wir können nicht die vielen Einzelheiten schildern, den je nach Bedürfniß so glücklich angepaßten Bau erklären und die Ausbildung in ihren vielseitigen und vielfachen Variationen verfolgen; dazu muß auf die Lehrbücher verwiesen werden, welche eingehend über diesen Gegenstand berichten. Dagegen müssen folgendem Punkte noch einige Worte gewidmet werden: Wir sehen die Spaltöffnungen hauptsächlich als Vermittler für die Verdunstung und Athmung an. Dabei könnte man auf den Gedanken kommen — und thatsächlich waren die Botaniker auch geraume Zeit dieser Meinung —, als ob diese Organe zur Transpiration und zur Lufteinnahme sich nur an den oberirdischen Theilen der Pflanzen finden müßten

Digitized by Google

und würden, und noch 1868 schrieb ein Julius Sachs: „Die Spaltöffnungen fehlen der Epidermis echter Wurzeln immer. Dagegen sind sie gewöhnlich auch an unterirdischen Achsenorganen und Blüthen vorhanden.“ Neuere Untersuchungen an den unterirdischen Gliedern der Gewächse, welche man früher gar nicht erst anstellte, in der festen Ueberzeugung, die in der Erde stehenden Theile hätten keinen Antheil an diesen so wichtigen Lebensfunktionen der Pflanze, haben aber das Gegentheil dieser Ansicht erwiesen und klargelegt. Es zeigen sich zwar in der Vertheilung der Spaltöffnungen auf den unterirdischen Pflanzentheilen die mannigfaltigsten Verhältnisse, wenn man die unterirdischen Organe mit den entsprechenden oberirdischen zusammenstellt und vergleicht, doch zeichnen sich die ersteren vor den letzteren namentlich dadurch aus, daß ihr Achsenverhältniß, d. h. das Verhältniß von Länge zur Breite sich mehr der Zahl 1 nähert; auch fällt das mehr paarweise Auftreten dieser Organe auf, wie einige Pflanzen ganz besonders häufig Zwillingsspaltöffnungen bilden und diese als bezeichnende Charaktereigenthümlichkeit erkennen lassen. — Als ein Beispiel, daß sich an unterirdischen Organen bedeutend zahlreichere Spaltöffnungen zu entwickeln vermögen, so daß sie hauptsächlich in Betracht kommen, wie die oberirdischen Anlagen bedeutend zurücktreten, sei der niedliche Siebenstern (Trientalis europaea) angeführt. Nach Hohnfeldt hat diese in den Wäldern Mitteldeutschlands nicht selten vorkommende Pflanze auf einer Fläche von 2 qmm, je einem der Ober- und der Unterseite der Laubblätter, nur über 58 Spaltöffnungen zu verfügen, während die unterirdischen Schuppenblätter deren im Durchschnitt weit über das Doppelte aufweisen und die Zahl 150 erreichen, ja nach der Spitze zu noch enger bei einander stehen. So ließe sich noch manches Interessante über diese Einrichtungen anreihen, aber wir müssen zurück zu unserer eigentlichen Aufgabe.

Digitized by Google

Ist nun in dem Gewächse ein Ueberschuß von Wasser vorhanden, so tritt letzteres in Tropfenform aus diesen Oeffnungen aus, während umgekehrt bei Trockenheit sich diese Spaltöffnungen von selbst schließen; zu diesem Zwecke sind die Poren an beiden Seiten mit Zellen versehen, welche sehr treffend als Schließzellen in der botanischen Kunstsprache bezeichnet werden. Sie rücken nämlich durch Schwellung oder Aufnahme von Flüssigkeit auseinander und schließen sich durch Wasserverlust mechanisch, bilden also einen ausgezeichneten Regulator der Transpiration.

Diese Ansicht ist noch nicht sehr alt; erst Leitgeb sprach den fundamentalen Satz aus: „Ich möchte die Bedeutung der Beweglichkeit der Spaltenapparate hauptsächlich darin erblicken, daß der Pflanze dadurch die Möglichkeit geboten ist, die Transpirationsgröße — unabhängig von der Tageszeit — ihrem Wassergehalt anzupassen und so die Gefahr eines zu weit gehenden Wasserverlustes abzuschwächen." Früher war man der Ansicht, die Spaltöffnungen seien nur des Tages über geöffnet, würden aber nachts stets und ohne alle Ausnahme geschlossen gehalten.

Wohl jeder Spaziergänger am frühen Morgen kennt diese Erscheinung oder möge sich einmal danach umsehen. Des Nachts und Morgens ist die Luft wassergeschwängert, und es entsteht so häufig eine Art von Ueberschuß von Feuchtigkeit in der Pflanze. Namentlich bei Gräsern und dem Sinau (Alchemilla vulgaris L.) läßt sich in den Frühstunden an den Spitzen der Blätter und den Zähnen der Blattränder ein Wassertropfen oder deren mehrere auffinden, welche das mittelst der Spaltöffnungen entleerte überschüssige Naß enthalten; bei steigender Sonne schließen sich die Poren wieder, um auf diese Weise den nöthigen Bedarf zu bewahren und zu retten. Fuchsien zeigen diesen Vorgang bisweilen auch in hervorragendem Maße, beim

Digitized by Google

Weinstock können wir ihn beobachten, beim Mais eintreten sehen, auch bei manchen Kohlarten verfolgen.

Diese Vorrichtung der Spaltöffnungen erklärt auch zur Genüge das Fehlen derselben bei den Wassergewächsen, denn sie verdunsten keine Feuchtigkeit, leiden weder an Mangel derselben, noch an einem überflüssigen Zuviel, welken aber um so rascher, wenn sie dem feuchten Elemente entrissen werden.

Der genauere Bau der Spaltöffnungen ist ein äußerst verschiedener, wenn auch das Prinzip im großen und ganzen stets gewahrt bleibt. So hält eine Reihe von Pflanzen ihre Spaltöffnungen am Tage geschlossen, um die Verdunstung auf das geringste Maß herabzusetzen, hat dafür aber andererseits auch mit Störungen in der Ernährungsthätigkeit zu kämpfen, da auf diese Weise der Luftzutritt so ziemlich abgeschnitten ist und eine Assimilation von Kohlenstoff beinahe gänzlich aufhört. Dieser Zustand an manchen Gewächsen mag denn auch nicht wenig zu der früher weit verbreiteten Meinung beigetragen haben, daß im Reiche Floras die Spaltöffnungen nur während der Nacht offen seien und ihre Funktion erfüllten.

Dem Zweck, der Luft auf der einen Seite freien Eingang zu schaffen, auf der anderen aber einer Wasserverdunstung nach Möglichkeit vorzubeugen, verdanken die Maßnahmen ihre Entstehung, welche die Schließzellen unterhalb der sonstigen Epidermiszellen anordnen und dieselben so durch eine vorgelagerte Membran schützen. Wir sehen so eine besondere luft- oder wasserdampferfüllte Höhlung entstehen, welche, wie später ausgeführt werden wird, ein wirksames Mittel abgiebt, um das kostbare Naß zurückzuhalten. Eine andere Ausbildung erstreckt sich darauf, daß unterhalb der kaum sichtbaren Athemhöhlen ein Gewirr äußerst feiner, sich mäandrisch verschlingender Intercellularkanälchen entsteht; die Wasserdämpfe aus dem Innern werden also bei dem Durchtritt aufgehalten und gezwungen, mehr

Digitized by Google

oder minder sich dort wieder niederzuschlagen; freilich muß die Pflanze unter diesen Umständen auch den Uebelstand mit in den Kauf nehmen, daß das Eindringen der Luft von außen sich in demselben Grade verlangsamt und die Zerlegung derselben eine wesentliche Herabminderung erfährt. Um hier etwas wenigstens ausgleichend einzutreten, vermehrt die Natur in diesem Falle meist die Zahl der Spaltöffnungen: die Quantität muß ersetzen, was der Qualität im einzelnen an Leistung abgeht.

Gänzlich freilich hängt die Durchlässigkeit der Blattoberfläche für Wasserdampf nicht von den Spaltöffnungen ab; man hat experimentell nachgewiesen, daß vollständig spaltöffnungsfreie Oberflächen wohl geringe Mengen von Wasser hindurchlassen und eine Verdunstung in kleinem Maße stattfindet, auch wenn die Oberfläche lückenlos erscheint.

Wir können hier gleich die oberste Schicht der Pflanzen mitheranziehen, in welcher jene Organe eingebettet liegen. Je nach dem Feuchtigkeitsgrade der umgebenden Luft und der Lebensdauer der betreffenden Pflanzentheile finden wir diese Schicht mehr oder minder verdickt, ja sich bis zu einer richtigen Korkschicht ausbildend und in dieser Reihe alle Uebergänge aufweisend.

Denken wir z. B. an die Blätter der Stechpalme, erinnern wir uns des Oleanders, rufen wir uns das Blatt des Gummibaumes in das Gedächtniß zurück, und wir haben prächtige Beispiele verdickter Oberschichten, welche zum Theil das ganze Organ wie aus Leder gebildet erscheinen lassen. Ferner sei unseres einzigen holzigen Schmarotzers hier gedacht, der Mistel (Viscum album L.), deren Blätter nur zu sehr an Leder erinnern und deren zäh-schleimiges Fruchtfleisch zum Vogelfangen benutzt wird.

Besondere Vorrichtungen darf man von vornherein wohl bei den Wüstenpflanzen vermuthen; hier ist so recht der Platz,

Digitized by Google

die Schöpfungskraft der Natur zu studiren, hier ist die Werkstätte, wo versucht wird, wie sich diese Maßnahme bewähre und wie jene Einrichtung funktionire. Wir werden deshalb vielfach im Laufe der Arbeit auf diese Art von Gewächsen zurückzukommen haben.

Bei der Oberhaut sei hier erwähnt, daß sich bei Vertretern trockener Gegenden nicht selten blasenartige Ausstülpungen vorfinden, welche den jeweiligen Feuchtigkeitsgrad der Pflanze vorzüglich illustriren. Auch die „Eisblasen" verschiedener Resedaarten jener Bezirke, welche eine kreisförmige oder spindelartige Grundform aufweisen, lassen die Möglichkeit einer längeren Dauer für die Pflanze zu, welche nach dem vorhandenen Wurzelsysteme ihnen keinesfalls zukommt. Wir kommen später bei dem Kapitel der Haarbildungen noch eingehender auf diese Vorrichtungen im allgemeinen zurück. Die Blätter mancher Gräser zerfallen vollständig in eine Reihe von Längskammern, welche durch die Fähigkeit, Wasser in höherem Maße als die sonstigen Organe zurückzuhalten, eine wesentliche Arbeit bei der Transpiration erfüllen. Es gelang, unter dem Mikroskope zu beobachten, ja in einzelnen Fällen mit dem bloßen, unbewaffneten Auge zu verfolgen, daß ein Schmäler- und Breiterwerden derselben eintrat, je nachdem man die Zufuhr von Feuchtigkeit regulirte und damit den Turgescenzzustand erhöhte oder erniedrigte.

Ein weiterer Schutz, welchen die gütige Mutter Natur ihren Kindern in vielen Fällen zukommen läßt, besteht in wachsartigen Ausscheidungen der Zellhaut, welche derselben eingelagert sind oder in schuppenförmigen Plättchen auf derselben auftreten. Oftmals sind diese in der Blattspreite entwickelten Wachsmassen dem bloßen unbewaffneten Auge nicht erkennbar, doch läßt ein vorsichtiges Erwärmen der in Frage kommenden Blätter das Wachs in kleinen Tröpfchen an die Oberfläche treten. Vielfach führt uns auch das Aussehen der Blätter zu

Digitized by Google

der Vermuthung einer Wachsein- oder -auflagerung, sie erscheinen in einer bläulichen, weißlichen, grünlichen Färbung bis zum vollständig weißen Wachsüberzug, welchen man mit dem Finger fortzuwischen vermag. Hervorragend ausgebildet ist dieses Schutzmittel bei den Rautengewächsen der Steppen, bei zahlreichen Myrthen und Akazien Australiens, bei Nelken- und Wolfsmilchgewächsen der mittelländischen Zone, von denen auch die sich in Gärten so vielfach vorfindende Ricinusstaude ein passendes Beispiel abgiebt. Aber auch bei anderen Pflanzen tritt diese Erscheinung auf; so findet sich z. B. beim Roggen Wachs als ein Haufwerk zarter Stäbchen, Nädelchen und Körner, und manche Lilien- und Schwertlilienarten unserer Gärten erweisen sich bei näherer Betrachtung als mit einer Schicht körnigen Reifüberzuges versehen, um einer zu großen und übermäßigen Transpiration vorzubeugen.

Fett- und Oelausschwitzungen dienen demselben Zwecke und halten das Wasser in einem hohen Maße zurück, wenn sie auch nicht gänzlich undurchlässig für Wasserdämpfe sind, wie Laspeyres nachwies, und wie es Boussingault künstlich darstellte, indem er Blätter mit einer Fettschicht überzog und trotzdem durch diese Bedeckung verdunstetes Wasser erhielt.

Daß das Wachs nur letzterem Zwecke dient, dürfte von vornherein dem Leser einleuchtend sein, aber belehrt wird auch der Zweifler, wenn er vernimmt, daß angestellte Versuche dargethan haben, wie in dem gleichen Zeitraume und unter sonst gleichen Verhältnissen Blätter, von welchen man den reif- oder wachsartigen Ueberzug durch Abwischen sorgsam entfernt hatte, beinahe ein Drittel mehr Wasser durch Ausdünstung verloren, als Blätter, denen dieser Schutz belassen war, und die sich durch denselben abzuschließen vermochten.

Vom Wachs zum Firniß ist nur ein Schritt, zumal letzterer aus einem Gemisch von Schleim und Harz besteht. Hier

Digitized by Google

beanſprucht die Flora des Mittelmeergebietes den erſten Platz; da iſt dieſe Vorrichtung namentlich bei der umfangreichen Sippe der Ciſtroſen (Cistus) in hervorragendem Maße entwickelt, denen ſich Steppen- und Prairiegewächſe der mannigfaltigſten Familien anreihen; einigen der ſo Bedachten hat dieſe Eigenſchaft zu ihrem Namen verholfen; wir kennen z. B. eine Centaurea Balsamita, eine Verwandte unſerer gewöhnlichen Kornblume. Vielfach vermittelt dieſer Ueberzug im befeuchteten Zuſtande die Anziehung von Waſſer als ſaugende Kraft, während er im trockenen Beharren eine jede Verdunſtung wirkſam hindert und faſt zur Unmöglichkeit macht.

Viel näher liegt uns aber die Betrachtung einer Anzahl unſerer Obſtbäume, welche durch derartige firnißähnliche Ausſchwitzungen ihr junges, ſich eben entfaltendes Laub zu ſchützen ſuchen. Man betrachte die eben aufbrechenden Kirſchen-, Aprikoſen- und Pfirſichblätter, man richte ſein Augenmerk auf die ſich entwickelnden Birken- und Roßkaſtanienblätter, auf Pappeln u. ſ. w., und man wird dieſe Erſcheinung in umfangreichem Maße in der Heimath hinreichend zu ſtudiren Gelegenheit haben. Die Blätter dieſer Bäume erſtarken in kurzer Zeit, ſie verdicken die Außenrinde ihrer Oberhautzellen in nicht lang bemeſſener Friſt und vermögen dann dieſe Schutzeinrichtung zu entbehren, welche in anderen Klimaten und unter anderen atmoſphäriſchen Zuſtänden eine ſtändige Ausbildung erfahren muß, um der Pflanze fortdauernd den zur Exiſtenz unumgänglich nothwendigen Waſſervorrath zu erhalten.

Auch die Ausfüllung von Oberhautzellen mit Schleim iſt hier zu berühren, welcher aus einer Verquellung der Innenmembran hervorgeht. Dieſe Subſtanz vermag mit großer Kraft jede Feuchtigkeit feſtzuhalten und durch ſchnelle und gierige Waſſeraufnahme, aber langſames Abgeben und ſchweres Eintrocknen in vorzüglichem Maße vor dem Trockenwerden zu ſchützen.

Digitized by Google

Wir finden in der Wüstenflora zahlreiche Vertreter dieser Art, wo der Schleim nach Volkens in den Epidermiszellen die Transpiration retardirt, wie eine Gelatineschicht wirkt, die über eine leicht verdunstende Wasserfläche gebreitet ist. Von Pflanzen in unserer Flora sei an den Lein erinnert, bei welchem die Samen an Schleim reich sind, — eine Eigenschaft, welche man medizinisch zu Umschlägen und als einhüllendes Mittel ausnutzt.

Eine weitere Art, sich vor dem Verluste des allbelebenden Nasses zu schützen, besteht darin, daß gewisse Pflanzen ihre Blätter gewissermaßen in eine Kalkkruste einhüllen; besonders häufig tritt diese Schutzvorrichtung an Gewächsen auf, welche ihre Heimath in Spalten und Felsritzen haben und durch ihren fast durchgehends wasserarmen Standort gezwungen sind, jede Feuchtigkeit bei sich bietender Gelegenheit nach Möglichkeit aufzunehmen und in noch höherem Maße zu bewahren. Bei manchen Steinbrecharten, welche zum Theil gern zu Beeteinfassungen in unseren Gärten Verwendung finden, überzieht eine derartige Kruste gleichsam als Panzer die ganze obere Blattseite; andere erfreuen sich dieser Maßnahme nur an den Rändern der Blattspreite oder weisen zerstreut über die Blattoberfläche Massen von Kalk auf. Vielfach sind diese Kalkschuppen oder Kalkpanzer beweglich, um bei Thau oder Regen dem Wasser den Eingang zu den Oberhautzellen zu gestatten, während bei trockenem Wetter und ausdörrendem Winde die Kalkkruste sich als fest aufschließender Deckel auf die zarte Oberschicht legt und die Verdunstung so ziemlich aufhebt.

Neben den Steinbrechgewächsen finden wir diese Vorrichtung vielfach auch bei den Plumbagineen oder Grasnelken ausgebildet, welche in unserer Florenzone nur wenige Vertreter aufweisen. Die hierher gehörenden, Steppen und Wüsten bewohnenden Statice-Arten bilden herrliche Vertreter dieser höchst wirksamen Schutzanlagen zur Wasserspeicherung.

Digitized by Google

Gewissermaßen verwandt mit dieser Erscheinung ist die Einlagerung oder Auflagerung von Salz, welchem bekanntlich eine hohe Fähigkeit innewohnt, Wasser und Feuchtigkeit anzuziehen. Wir finden diese Schutzvorrichtung hauptsächlich bei Steppen- und Wüstenbewohnern, wie auf dem trockenen Gelände der Meeresküsten. Der große Vortheil gegen die vorher beschriebene Einrichtung liegt darin, daß die auf den Blättern befindliche Salzschicht, mag sie sich nun erhaben über die Spreite vertheilen oder in die Zellen der Oberhaut eingelagert sein, selbstthätig aus der sie umgebenden Luft Feuchtigkeit anzieht, während die mit Kalkkrusten versehenen Gewächse auf das Naß beschränkt sind, welches auf sie herabträufelt, sei es nun Thau oder Regen, — eine Selbstwirkung ist ausgeschlossen, die Thätigkeit nur passiv, während die mit Salz versehenen Pflanzen ohne diese Einrichtung meist zu Grunde gehen müßten, da in ihrer Heimath im Sommer monatelang jedweder Regen ausbleibt, die Thaubildung gering ist und von einer Zuführung der nothwendigen Feuchtigkeit durch Grundwasser in dem ausgetrockneten und ausgedörrten Boden auch nicht die Rede sein kann. Je konzentrirter nun eine derartige Salzlösung in der Pflanze ist, je größere Mengen von $NaCl^2$ das Gewächs in sich birgt, um so stärker wird der Schutz sein, denn die Wasserverdunstung richtet sich nach dem Salzgehalt, wie sich jeder an eigenen Versuchen mittelst einer Schale Wasser und einigen Händen des schmackhaften Gewürzes zu überzeugen vermag, auch vielleicht bereits an Salinen zu beobachten Gelegenheit hatte. Besonders sind hier die Salzsteppen in das Auge zu fassen, wo das Erdreich bereits derartig mit salzigen Bestandtheilen durchsetzt ist, daß Salzkrystalle sich bilden und der Oberfläche einen weißen Schimmer, einen weißen Belag verleihen. Derartige Landstriche bietet z. B. Persien dar, die Wüste Sahara gehört zum Theil hierher, und auch andere Länder weisen solche Gegenden auf.

Digitized by Google

Volkens legte z. B. zwei ungefähr gleiche Zweige von Reaumuria hirtella, eines Wüstenstrauches, welcher zu den Gänsefußgewächsen gehört und über und über mit einer körnigen weißlichen Salzmasse bedeckt ist, der Einwirkung der freien Luft aus. Das eine Stück war im Besitze seines Salzüberzuges belassen worden, dem anderen die Bedeckung durch Klopfen, Schütteln und Schaben nach Möglichkeit genommen; dieses letztere war am folgenden Tage vertrocknet und todt, das andere hielt sich gute acht Tage frisch und lebendig, nur eine Folge der wasseranziehenden Kraft seiner Salzhülle.

Es ist wohl kaum nothwendig, darauf hinzuweisen, daß sich derartige Schutzvorrichtungen und Schutzbedeckungem, wie wir sie in den Kalkkrusten und Salzablagerungen geschildert haben, nur bei Kräutern, wie Sträuchern mit relativ niedrigem Wuchs, vorfinden können. Der einsichtsvolle Leser wird sich selbst auszumalen vermögen, daß Bäume mit einer derartigen Last — denn Kalk, wie Salz weisen ein hohes Gewicht auf — undenkbar sind; das Tragegerüst eines hoch emporstrebenden Gewächses mit derlei Beschwerung in den Blättern müßte enorm stark sein, die Versteifungen würden in einer Weise ausfallen, daß eine jede Beweglichkeit aufhörte und der Wind ein leichtes Spiel mit den starren Riesen hätte. Wir treffen deshalb diese Schutzeinrichtung gegen das Verdunsten nur bei niedrigen Sträuchern und Pflanzen mit holzigem Wuchs; fehlt das Holz als Tragegerüst, so schmiegen sich die Gewächse vielfach mit ihren Zweigen und Blättern dem Boden an, die Last ist zu groß, um das Aufrichten der Sprosse zu gestatten.

Erwägt man den Umstand, daß die Klasse der bisher besprochenen Gewächse fast ohne alle Ausnahme keine Haare aufweist, daß diese im Pflanzenreiche so weit verbreitete Einrichtung den Kalkkrustern, wie salzgeschwängerten Kindern Floras gänzlich zu mangeln pflegt, so drängt sich dem Naturbeobachter

Digitized by Google

die Wahrnehmung auf, daß auch dieſe Schöpfung einen Plan verfolgen müſſe, und man bringt dieſelbe leicht mit dem Prinzip der Verdunſtung zuſammen.

Als paſſendes Beiſpiel ſei das von Kerner von Marilaun in ſeinem Pflanzenleben ſo prächtig geſchilderte Verhalten des gewöhnlichen Habichtskrautes herangezogen. Dieſe Pflanze (Hieracium Pilosella L.) beſitzt Blätter, welche oberſeits grün, unterſeits graufilzig ſind. An Orten, ſagt der geiſtvolle Wiener Botaniker, wo das Erdreich leicht austrocknet, und zu Zeiten, wenn atmoſphäriſche Niederſchläge längere Zeit ausbleiben, ſieht man regelmäßig, wie ſich zunächſt die Blattränder aufbiegen, dann aber allmählich das ganze Blatt ſich in der Weiſe krümmt und rollt, daß die untere weiße Seite den einfallenden Sonnenſtrahlen zugekehrt iſt, und daß ſich ſo der weiße Filz zu einem ſchützenden Schirm für das ganze Blatt geſtaltet. Auch andere Vertreter unſerer Pflanzendecke laſſen dieſe Erſcheinung zu Tage treten. Man beobachte einmal das Gänſefingerkraut und nehme Bedacht auf den im ſüdlichen und namentlich ſüdweſtlichen Deutſchland vorkommenden Schuppenfarn (Ceterach officinarum Willd.). Dieſes Farnkraut wächſt mit noch mehreren anderen, im Gegenſatz zu den ſonſt im allgemeinen feuchten Schatten liebenden Verwandten, an ſonnigen Felsſpalten und alten Mauern und gedeiht dort am beſten, wo die Hitze recht prall auf das Gemäuer oder die Steinpartien wirkt. Die Unterſeite der Blätter iſt dicht — ſpreuartig — ſchuppig, die Oberſeite weiſt derartige trocken-haarförmige Gebilde nicht auf. Bei feuchtem Wetter kehrt nun unſer Ceterach die kahle Seite nach oben, bei trockener Luft rollen ſich die Spreiten zuſammen, und der pelzige Überzug hindert die Verdunſtung, welche ſonſt unter der brennenden Einwirkung der von der Rückſtrahlung unterſtützten Sonne die Pflanze bald zum Vertrocknen bringen würde.

Digitized by Google

Daß die Haarbildung, oder sagen wir lieber der Reichthum an Haaren, eine gewisse Zottigkeit, als ein Schutzmittel aufzufassen ist, lehren uns auch die Verhältnisse in vielen Hochgebirgen. Wer kennt nicht das Edelweiß mit seinem weißwolligen Ueberzug, wenn es auch nur Wenigen vergönnt sein mag, diese Gnaphaliumart in ihrer Heimath wachsen zu sehen, wo die kräftig besonnten und durch den Windeinfluß einer starken Verdunstung ausgesetzten Gewächse eines nachdrücklichen Schutzes bedürfen, um die Transpiration zu hindern und zu hemmen. In den Alpen ist eine große Reihe von Pflanzen in ein schimmerndes Seidenhaarkleid gehüllt oder prunkt mit wolligem Filz oder ist mit unscheinbarem Haarsammet versehen. Diese Schicht saftloser Zellen, welche mit Luft gefüllt sind, erweist sich als ein recht wirksamer Schutz.

Freilich finden wir diese seidigen oder filzigen Ueberzüge nicht bei den Pflanzen aller Hochgebirge; wir suchen sie z. B. in dem hohen Norden vergeblich, wo ein Austrocknen des Bodens und die Wirkung der schräg einfallenden Sonnenstrahlen niemals die Gefahr einer zu starken Verdunstung mit sich bringen.

So ist es höchst interessant, daß diese dichthaarige Bedeckung mit ihren Extremen als Sammet- oder Wollkleid in den europäischen Hochgebirgen zunimmt, je weiter wir gen Süden vordringen und je mehr diese Erhebungen zeitweiliger Trockenheit ausgesetzt sind. Der Harz bietet nur ganz vereinzelte Beispiele, dem Riesengebirge mangeln noch Analogien mit dem zottigen Edelweiß vollständig, derartige Typen sind in den nördlichen Theilen der Alpen noch selten anzutreffen, die Südseite dieses gewaltigen Höhenzuges steht in direktem Gegensatz dazu in dieser Beziehung und liefert bereits eine Fülle derartig zottiger Behaarung, welche sich auf den sonnigen Abhängen der spanischen Gebirge, den durchglühten Wänden der

Digitized by Google

griechischen Felspartien u. s. w. zu einer bedeutenden Zahl emporschwingt.

Nimmt die Trockenheit nun einen größeren Theil der Vegetationsperiode ein, steigt die Sonnenwärme und fällt die Menge der atmosphärischen Niederschläge, so suchen sich viele Pflanzen ganzer Länderstrecken durch eine solche Hülle lufterfüllter Haare zu sichern und vor dem drohenden Untergange zu retten. Es liefern uns die Flora des Kaplandes und die Australiens eine große Fülle von Beispielen, es ist diese Einrichtung vielfach in Mexico und den Prairien Amerikas anzutreffen, wie denn auch die Steppen und wüstenähnlichen Strecken der alten Welt ein reichliches Kontingent zu dieser Klasse stellen.

Mit großem Recht betont daher z. B. Kerner, daß die immergrüne Vegetation des Mittelmeergebietes, welche gemeinlich mit so prächtigen Farben geschildert und gezeichnet wird, eher immergrau genannt zu werden verdiente; „alle erdenklichen Haarbildungen sind da vertreten, grober Filz, dichter Sammet, weiche Wolle wechseln in bunter Mannigfaltigkeit ab.“

Eine Reihe von Arten, welche bei uns im Norden dieses Schutzes nicht bedürftig sind, hüllt sich ferner im Süden in ein Haarkleid ein; man ist zunächst geneigt, diese Funde als etwas Neues zu betrachten, und nicht selten haben demgemäß Reisende auch derartige Formen als ihnen unbekannt neu benamset und als neue Spezies der Wissenschaft zuzuführen gesucht, bis man erkannte, der Flaum sei nur der Ausfluß des südlichen Standortes, die Folge der verheerenden Wirkung der Sonne und der Ausgleich der Natur für Unbilden, welchen die Pflanze in dortigen Lagen ausgesetzt ist.

Höchst interessant ist es, diese Haare zu studiren, ihre Bildung zu verfolgen und ihre so äußerst mannigfache Gestaltung festzuhalten. Die Sprache reicht in vielen Fällen nicht aus, diese Formen zu beschreiben, die Worte

Digitized by Google

fehlen uns, um die wunderbaren Figuren hinreichend zu kennzeichnen, und nur Abbildungen in großer Zahl würden genügen, um den Lesern einen Begriff von der Fülle der Schöpfungen zu geben und eine Art von Uebersicht zu verschaffen. Hier treffen wir, um einige Beispiele anzuführen, gegliederte Wollhaare, dort fallen gegliederte Seidenhaare von entsprechender Feinheit auf, hier kommen einem einfache Seidenhaare zu Gesicht, dort sind Wollhaare bandförmig zusammengedrückt, hier schraubig gewunden; dort giebt es Sternhaare, hier sind die Bildungen schirmförmig, dort flockig, hier büschelförmig, dort tauartig gedreht, hier verästelt, dort strahlenförmig, hier bäumchenförmig entwickelt, dort nur gegliedert, dann verbogen, gedreht, verschlungen u. s. w. Hier stehen sie einzeln, dort gedrängt, hier bilden die Haare einen Filz, dort sind sie wollig; hier wiegt die gewöhnliche Gestalt des Haares vor, dort treffen wir auf blasig aufgetriebene Gebilde; hier sind die Emergenzen mehr oder minder biegsam, dort starr und steif und schließen sich zuweilen zu einer Art stachligen Panzers zusammen, der durch eingelagerte Kieselsäure an Festigkeit gewinnt und steinhart wird. Hier sind die Gebilde kurz, dort erreichen die Haare eine wesentliche Länge, doch genug — die Natur ist zu mannigfaltig in ihren Schöpfungen, als daß sie sich vollständig und vollzählig registriren ließen.

Nothwendig aber ist es, besonders zu betonen und hervorzuheben, daß die sämtlichen Haarbildungen, um einen Schutz gegen eine übermäßige Verdunstung ausüben zu können, sich in todtem Zustande befinden müssen und nur Luft führen dürfen. Es ist ja auch leicht einzusehen, daß lebende Zellhaare mit ihrem gerade besonders lebhaft in Bewegung befindlichen Protoplasma stets eine Vergrößerung der transpirirenden Fläche herbeiführen müßten, also das Gegentheil von dem erreicht werden würde, was beabsichtigt ist. Als ein Schutzmitel

Digitized by Google

haben wir freilich derartige saftgefüllte Haarformen ebenfalls anzusehen, sie sind nicht ohne Grund geschaffen, doch dürften sie als Palliativ gegen die Angriffe von Thieren anzusehen sein, als welche sich manche Stacheln und Dornen, wie andere Einrichtungen bei den Pflanzen erweisen.

Nicht selten verbindet sich mit dem Auftreten von Haaren in ihren vielgestaltigen Formen noch die Ausscheidung leicht flüchtiger ätherischer Oele, welche ungleich leichter und rascher, wie das Wasser des Zellinhaltes, verdunsten und jedes Blatt, jeden Zweig, ja die ganze Pflanze, den ganzen Strauch mit einer Wolke wohlriechenden Dampfes umgeben. Nun ist aber von dem großen Physiker Tyndall nachgewiesen worden, daß eine Luftschicht, welche mit derartigen Dünsten geschwängert und durchsetzt ist, der strahlenden Wärme in weit geringerem Maße den Durchzug gestattet, wie reine Luft; sie nimmt die Wärme gleichsam auf, sie verschluckt sie, wie wir es in ähnlicher Weise mit den Lichtstrahlen bei einem rothen Glase erleben; dieses verschluckt und absorbirt alle anderen Farben außer Roth und Orange, eine Naturerscheinung, welche bekanntlich in dem Photographiebetriebe eine große Rolle spielt. — So schreibt Volkens: „Wer einmal in der Wüste zur Mittagszeit sich etwa einem Busch von Artemisia judaica genähert, der wird an einer Dunsthülle, die sich um die ganze Pflanze lagert, nicht mehr zweifeln, sie kündigt sich ihm durch den Geruch auf mehrere Schritte Entfernung an.“ Doch auch in diesem Falle vermögen wir dieselbe Erscheinung unserem Leser etwas näher zu bringen und sie ihm, wie man sagt, in natura vorzuführen. Es dürfte nicht gerade schwer halten, in einem Garten einen Diptamstrauch (Dictamnus albus L.) aufzutreiben, eine Zierpflanze aus der Familie der Rutaceen, welche eine große gipfelständige Traube rother oder weißer Blüthen trägt. Bei näherer Betrachtung entpuppt sich der Stengel als drüsig

Digitized by Google

behaart, und diese Einrichtung nimmt nach dem Gipfel des Blüthenstandes noch bedeutend zu. Diese Drüsen sondern nun in reichem Maße ein stark und angenehm riechendes ätherisches Öl ab, welches an warmen trockenen Sommerabenden einen Dunstkreis um die ganze Pflanze zaubert und uns dieses Naturwunder zu betrachten erlaubt. Ist die Witterung hinreichend heiß, so lassen sich diese Ausdünstungen leicht entzünden, und man vermag ein Fortschreiten des Knisterns und Verdampfens von unten nach oben schrittweise zu verfolgen. Diese Schutzeinrichtung gehört so wenig in unsere klimatischen Verhältnisse — der Diptam ist in Mitteleuropa, Italien und dem gemäßigten Asien zu Hause —, daß man sich verwundert fragt, wozu diese Schutzeinrichtung ihm ward, und geneigt ist, anzunehmen, die Natur habe mit dieser Maßnahme bei der Rutacee ein Experiment gemacht.

In häufigen Fällen schrumpfen die Blätter auf einen ganz geringen Umfang zusammen, um der Verdunstung möglichst wenig Spielraum zu gewähren, sie werden nadelförmig, wie bei unseren Nadelhölzern, oder schuppenförmig gestaltet. Diese Schuppen, wie wir sie bei manchen Cypressen zu beobachten Gelegenheit haben, besitzen ferner manchmal die Eigenschaft, sich bei trockenem Wetter schildförmig an den Stamm und ziegelförmig übereinanderzulegen, um bei feuchterer Atmosphäre sich wieder aufzurichten und abzustehen.

Doch wozu in die Ferne schweifen! Halten wir uns doch an unser Haidekraut (Calluna vulgaris) mit seinen dichtgedrängten Blattnadeln, welche dachziegelartig sich schützend bei einander stehen. Können wir ein besseres Beispiel für die Einschränkung der Blattfläche finden, welches jedem Leser so geläufig wäre, wie diese Pflanze mit den blaßrosarothen Blumentrauben, die sich so lange Zeit unverändert erhält und deshalb zu Kränzen eine weitgehende Verwendung findet?

Die äußerste Grenze der Beschränkung des Laubblattes

Digitized by Google

wird erreicht, wenn die Natur fast ganz von der Bildung der Blattsprosse absieht und so jede Verdunstung auf ein Minimum beschränkt, wie wir es bei den baumförmigen Wolfsmilcharten Afrikas und Ostindiens wahrnehmen, wie es zahlreiche Kakteen zeigen, sei es, daß sie kugelige Gestalt haben oder säulenförmig in die Luft ragen und in mannigfaltigster Gestalt die trockenen Hochebenen Amerikas bewohnen, besonders in Mexico eine Fülle von Formen entwickelnd, welche gleichsam ein Naturmuseum darstellen. Dabei entfaltet sich in diesen bizarren Gestalten bisweilen eine recht hohe Temperatur, ohne daß von einer beträchtlichen Verdunstung die Rede wäre. So will Kerber in Kakteen Mexicos 50, ja 60° C. gemessen haben, Wärmestufen, an deren Richtigkeit man beinahe zweifeln möchte.

Auch die Gattung Phyllanthus wollen wir erwähnen, deren zweigartige Sprossen zuerst für Blätter gehalten zu werden pflegen, während diese als schuppenähnliche Auswüchse an ersteren sich befinden; die neuseeländischen Carmichelien scheinen langausgezogene lanzettliche Blätter aufzuweisen, aber auch hier hat man es nur mit Flachsprossen zu thun, welche an der Kante kleine Emergenzen als Blätter aufsitzend zeigen. Dasselbe findet bei den Mäusedornarten des Mittelmeergebietes statt, bei denen die Reisenden von Blattflächen und Blättern zu sprechen pflegen, während man es mit flachen grünen Verzweigungen zu thun hat. Weshalb man die blattähnlichen Gestaltungen als Zweige und nicht als Blätter anzusehen hat, würde uns hier zu weit führen.

Auch die ruthenförmigen Schmetterlingsblüthler gehören hierher, welche im Mittelmeergebiete eine so große Rolle spielen und mit ihren pfriemenförmigen Gestalten das Auge beim ersten Anblicke fesseln; die Verwandten unseres Spargels erscheinen in demselben Bilde, untermischt mit Polygaleen und Reseden, welche ihnen in blattloser Verfassung zum Theil nichts nach-

Digitized by Google

geben; diese dünnen peitschen- und ruthenartigen Gebilde wirken nur belebend auf die Umgebung im Blüthenschmucke ein, welcher sich freilich meist, z. B. bei dem Besenstrauche (Retama), äußerst bezaubernd ausnimmt und mit seinem Dufte zugleich einen zweiten Sinn beschäftigt. Verwandte unserer Knöterichartеn, wie Polygonum equisetiforme im Mittelmeer, deuten durch den Namen bereits die blattlose Gestalt an, wo die Rinde allein die Assimilation übernimmt. Eine Art von Verkürzung der Oberfläche, welche Gelegenheit zu einer größeren Verdunstung darbieten würde, vermag man auch in der Einrollung von Blättern zu erblicken, insofern die Verbindung mit der umgebenden Luft dadurch eine kleinere wird. Wir finden diese wirkungsvolle Einrichtung besonders bei Steppengräsern entwickelt, welche dadurch in einen bedeutungsvollen Gegensatz zu den Wiesengräsern gebracht werden. Kommt noch hinzu, daß die Spreite bereits an und für sich schmal ausfällt und ein steifborstiger Haarmantel vorhanden zu sein pflegt, so sind diese Pflanzen, welche in der Regel gänzlich dürren Sandboden bevölkern, gegen eine übermäßige Transpiration gepanzert; zudem weisen sie meist Rillen in der Längsrichtung der Blätter auf, welche die Spaltöffnungen beherbergen und eine Kommunikation der wasserdampferfüllten Innenräume der Blattorgane mit der Außenwelt fast gänzlich aufheben.

Aus dem fernen Australien sind die Casuarinen hier anzureihen, die Keulenbäume, deren gegliederte, blattlose Aeste einen gewissen Vergleich mit unseren Schachtelhalmen gestatten. Letzteren sind auch die Arten der Gattung Ephedra nicht unähnlich, welche den poetischen Namen Meerträubchen führen und zu 18 das Mittelmeergebiet und Amerika bevölkern. Die gegliederten Aeste weisen meist nur 2—4 zähnige Scheiden an Stelle von Blättern auf.

Andere Pflanzen der heißen Gegenden oder wasserarmer

Digitized by Google

Strecken suchen sich dadurch zu helfen, daß sie die Blätter in Dornengestalt ausbilden und so konisch zugespitzte, verhärtete, feste Körper aufweisen, welchen die Transpiration nichts anzuhaben vermag. Genau genommen, ist ja freilich die Stachelbildung in vielen Fällen nicht gut und treffend von der Haarbildung zu unterscheiden; genaue Grenzen lassen sich, wie ja auch bei anderen Gliedern der Pflanzen vielfach, nicht immer ziehen. — Nicht jede Stachel- oder Dornbildung ist aber wiederum als Schutzmittel gegen Verdunstung oder übermäßige Transpiration aufzufassen. So sagt bereits Grisebach: „Wenn eine Pflanze wirklich belaubt ist und doch am Rande des Blattes, wie der Hülsenstrauch (Ilex), Dornen trägt oder die Nebenblätter zu solchen Gebilden umformt (z. B. Paliurus) oder endlich nur oberflächliche Stacheln aus der Oberhaut entwickelt, wie die Rose, kann von solchen klimatischen Bedingungen nicht die Rede sein." Ausgeprägt finden wir diese Dornentwickelung namentlich im persisch-anatolischen Hochlande, wo die Traganthsträucher aus der vielgestaltigen Gattung Astragalus eine Fülle von Dornen entwickeln.

So sehen wir bei dem Gegenüberstellen der langgestreckten Ruthe des Retama und den stark verkürzten Stengelgliedern der Astragalus-Arten mit ihrer Dornentwickelung im Grunde die Natur dasselbe Ziel erstreben und auf ganz entgegengesetzten Wegen doch schließlich dasselbe Ziel erreichen, nämlich Schutz für die Pflanze gegen übermäßigen Wasserverlust.

Dieses Sichzusammenziehen und Sichzusammendrängen zu einem kugelförmigen Haufwerk finden wir in ähnlicher Weise bei einer Reihe von Wüstenpflanzen stark ausgeprägt, hauptsächlich um ein wirksames Schutzmittel gegen die lebensgefährliche Dürre abzugeben. Können wir auch den Lesern keine Bekanntschaft mit den Wüstenpflanzen zumuthen und ihnen mit Namen, wie Zilla myagroides und Astragalus Forskalii keine

Digitized by Google

rechte Vorstellung erwecken, so dürfte doch das Bild der Jerichorose (Anastatica hierochüntica) ihnen allen eher dazu verhelfen. Wer kennte nicht diese kugelförmigen Gebilde, die einer einjährigen Crucifere angehören, sie, die zur Zeit der Fruchtreife eintrocknet und sich bündelförmig schließt, wobei die äußeren Zweiglein die inneren decken und schützen. Naturgemäß vermag die Sonne auf diese Weise ihre verheerende Wirkung nur in ungleich geringerem Maße auszuüben, und nur kleine Theile werden verhältnißmäßig von der glühenden Hitze getroffen. Freilich dient bei diesem Gewächs die Zusammenkrümmung hauptsächlich der Fortpflanzung, da der dürre Zustand und die rundliche Gestalt es dem Winde leicht ermöglicht, die Pflanze aus dem Boden herauszureißen und wie einen Ball vor sich her zu rollen; erst einwirkende Feuchtigkeit macht diesem Zustande ein Ende, das völlig verdorrte Wesen scheint durch geheimnißvolle Kräfte wieder belebt zu werden, die Aeste gehen auseander und spreizen sich, die Schoten öffnen sich und lassen den Samen aus seinem Behälter fallen. Andere Forscher freilich widersprechen dem Gerolltwerden von seiten des Windes und wollen namentlich beobachtet haben, daß die Pflanzen selbst im allerdürrsten Zustande ungemein fest in dem Erdboden wurzeln, von einem leichten Entfernen daraus also gar nicht die Rede sein könnte. Das Zusammenrollen des Gewächses habe lediglich den Zweck, es vor der Austrocknung nach Möglichkeit zu schützen und die Schoten vor dem Ausstreuen der Samen zu bewahren, da diese ohne alle Schutzmittel vor den verheerenden Sonnenstrahlen zu Grunde gehen müßten. Erst Regen oder wenigstens Feuchtigkeit ermögliche den Klappen, ihren Inhalt zu entleeren, wo die Samen Gelegenheit fänden, binnen kurzer Zeit zu keimen, und nicht an Mangel an Wasser verkümmern müßten. Also wiederum vermag man nur von einer weitgehenden und überaus sinnreich ins Werk gesetzten Schutzeinrichtung gegen übermäßige

Digitized by Google

Verdunstung zu sprechen. Auch die Samen der Jerichorose sind mit den bereits vorher erwähnten verschleimungsfähigen Zellmembranen versehen, um Nutzen aus jedem Atom Feuchtigkeit zu ziehen, das die kleine Wurzel bereits nach 24 Stunden hervorbrechen läßt.

Nach Art eines Cylinders geformt sind die Dickblätter, wie wir sie an den sog. Fettpflanzen kennen, als deren Vertreter der Mauerpfeffer (Sedum) hier genannt sein mag. Bekanntlich ist die Oberfläche eines Cylinders die kleinste, welche man aus einer gegebenen platten Größe darzustellen vermag. Die kugelig oder walzenförmig gestalteten Blätter werden dementsprechend auch für die Verdunstung die kleinste Oberfläche darbieten. Die Meerstrandbesucher werden sich hierbei des gemeinen Salzkrautes erinnern (Salsoli Kali L.), welches pfriemähnliche und an der Spitze dornige Blätter von fleischiger Gestalt in die Luft streckt; aus den Gärten kommen uns manche Orchideen der tropischen Gegenden mit derlei Blättern in die Erinnerung, Portulaccaceen stellen ihr Kontingent hierzu, Proteaceen in Australien steuern eine Anzahl bei, die hauptsächlich aus Südafrika stammenden Stapelien oder Aaspflanzen mit fleischigen Stengeltheilen ohne eigentliche Blätter gehören hierher und noch manche andere Gewächse, deren Einzelaufzählung uns zu weit führen würde. Wie hoch dabei die Wärmegrade in diesen Fettpflanzen zu steigen vermögen, ohne daß eine übermäßige Verdunstung eintritt, zeigen Untersuchungen von Askenasy in Heidelberg, welcher im Innern fleischiger Crassulaceenblätter 48° C. beobachtete.

Die Stellung der Blattspreiten oder blattähnlichen Sprossen trägt selbstverständlich auch dazu bei, die Transpiration zu regeln, und es leuchtet von vornherein ein, daß eine von der Sonne senkrecht beschienene Blattfläche in der Regel mehr Flüssigkeit verdunsten wird, als wenn die Strahlen lothrecht auf

Digitized by Google

dieſelbe fallen und nur die ſchmale Dicke des Blattes treffen. Eine Reihe von Gewächſen ſchützt ſich nun eben dadurch vor zu drückendem Waſſerverluſt, daß ſie ihre Blattgebilde auf die Kante ſtellt und die Schmalſeite der Sonne zuwendet. Kerner führt als Beiſpiele mehrere Platterbſen der ſüdeuropäiſchen Flora an und weiſt auf die große Zahl neuholländiſcher Sträucher und Bäume in Auſtralien hin, wo namentlich an den zahlreichen Arten der echten Akazien es Blattſtiele ſind, welche, blattartig verbreitert, mit ihrer Fläche vertikal geſtellt ſind; es ſchließen ſich in jener ſo überaus merkwürdigen Pflanzenformation noch manche Gattungen an, wie Eucalyptus aus der Familie der Myrthengewächſe, welcher durch ſeine ungemeine Schnellwüchſigkeit und aromatiſche Ausdünſtung eine rege Anpflanzung in ſumpfigen Gegenden zur Verbeſſerung der Luft und Austrocknung des Moraſtes erfahren hat, ja direkt als Fieberbaum geprieſen wird; Protea, Banksia u. ſ. w.

Die Schwertlilien wollen wir hier anreihen als den Typus einer anderen Art von Schutzeinrichtung. Ein Jeder wird ſich erinnern, daß die Blätter dieſer Gewächſe gewiſſermaßen zuſammengefaltet erſcheinen, man kann ſie zweizählig nennen, während der Botaniker ſie mit dem terminus technicus reitend belegt; dreht nun eine Iris dieſe ſcharfe Kante den einfallenden Sonnenſtrahlen zu, ſo treffen dieſelben ſo gut wie keine Fläche, ſie gleiten gleichſam an den Blattſpreiten vorbei und vermögen ihren ſengenden Einfluß nicht auszuüben; nur bei Sonnenaufgang und -untergang werden die Seiten der Blätter in ihrer Breite beſtrahlt, wo die Wirkung der Hitze von keinem großen Einfluſſe iſt.

Auch die ſog. ſtengelherablaufenden Blätter ſtellen ſtets dieſe flügelähnlichen Gebilde ſenkrecht zur Sonne. Man wolle nur einmal darauf achten und beſonders die große Familie der Korbblüthler im Auge behalten und auf das Korn faſſen,

Digitized by Google

wo Gattungen, wie Centaurea, Helichrysum, Inula, treffliche Beispiele darbieten.

Von den Kompaßpflanzen wird wohl auch dieser oder jener bereits etwas gehört haben, d. h. von Gewächsen, welche den einen Seitenrand ihrer Blätter nach oben, den anderen nach unten richten.

Unsere wilde Salatpflanze (Lactuca Scariola) zeigt diese Eigenschaft z. B. in sehr vortrefflicher Weise, und man vermag leicht einzusehen, daß der Pflanze durch diese Blattstellung ein gewisser Vortheil für die Transpiration erwächst und das zu intensive Sonnenlicht gemildert wird. Nothwendig aber ist es, daß man die Pflanze auf dürrem Boden aufsucht, um diese Erscheinung zu beobachten und zu studiren, Exemplare in feuchteren Standorten lassen sich bisweilen in dieser Beziehung gehen, wenn man so sagen darf; auch muß das Individuum ziemlich frei stehen, nicht zu eng von anderen Pflanzen bedrückt und eingeengt sein, denn es leuchtet ein, daß in diesen Fällen die Schutzmaßnahme sich nicht als so nothwendig herausstellt und deswegen zuweilen unterbleibt. Entdeckt hat man diese Eigenschaft bei einer nordamerikanischen Komposite, dem Silphium laciniatum, welche ihre Blatträndер stets ziemlich genau von Norden nach Süden einzustellen pflegt und daher von Alters her Jägern und Pfadfindern in der Prairie zur Richtschnur diente. Wir kennen zur Zeit noch nicht viele Vertreter dieser Eigenthümlichkeit, doch dürfte sich die Zahl der Kompaßpflanzen wohl beträchtlich vermehren, sobald man in trockenen Vegetationsgebieten diesen Verhältnissen etwas mehr Aufmerksamkeit schenkt und die Reisenden anleitet, danach zu forschen und daraufhin ihr Augenmerk zu richten.

Das Zusammenlegen der drei Blätter bei dem Sauerklee (Oxalis Acetosella) wird jedem aufmerksamen Beobachter der Natur längst bekannt sein: es geschieht nur unter dem Einfluß

Digitized by Google

der sengenden Sonnenstrahlen; bei künstlicher Beschattung, wie am Abend breiten sich die Spreiten wieder aus, um täglich dasselbe Spiel zu wiederholen. Soll man hier nicht die Natur bewundern, welche die Pflanze befähigt, sich selbständig gegen die schädliche Einwirkung der Hitze zu schützen und ihre Nachtheile zu vermeiden?

Auch andere Gewächse folgen diesem Beispiele, und es sind namentlich periodische Bewegungen der Blätter bei Kindern Floras mit gefiedertem und gefingertem Laub bekannt; eine Rutacee, Porliera hygometrica, muß in ihrer Heimath Peru sogar zum Wetterprophezeien dienen, insofern man bei offenen Blättern auf feuchtes und kühles Wetter rechnet, sich aber bei geschlossenen, vertikal gestellten Blättern auf Trockenheit und Hitze gefaßt macht.

Indirekt gegen die Verdunstung ist auch die Anlage einer gewissen Art von Wasserbecken gerichtet, welche wir bei einer Reihe von Pflanzen antreffen. Wir wollen an die mit dornigen Hüllblättchen versehene Meerstrands-Männertreu (Eryngium maritimum L.) mit ihrem bläulich-meergrünen Aussehen erinnern, welche vielen Lesern bekannt sein dürfte; aufmerksamen Beobachtern wird auch die Erscheinung nicht entgangen sein, daß die oberen stengelumfassenden Blätter, welche starr und steif in eine kräftige Spitze enden, zu einer Schüssel zusammengewachsen sind, welche fast stets Wasser birgt und aufgespeichert enthält. Ob dieses Wasserreservoir nicht vielleicht auch den Zweck verfolgt, Vögeln und sonstigem Gethier am Meeresstrande salzfreies Wasser zum Trinken darzubieten neben der Aufgabe, den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit zu sichern und zur Verfügung zu stehen, mag unentschieden bleiben.

Nicht wenige Doldenpflanzen unseres Gebietes, wie der Bärenklau (Heracleum) und Arten der Brustwurz (Angelica), bilden durch die Blattscheide ihrer einzelnen Blätter eine schalen-

Digitized by Google

ähnliche Vertiefung, in welche das auf die Blattspreite fallende Regenwasser geleitet wird und die zur Aufnahme reichlich eintretenden Thaues dient. Die schlitzblätterige Karde (Dipsacus laciniatus L.), welche auch in Deutschland hin und wieder vorkommt, läßt die beiden scheidenförmigen Theile zweier gegenüberstehender Blätter zusammenwachsen und so eine ähnliche trichterförmige Anlage bilden, wie sie bei Eryngium geschildert wurde. Silphium perfoliatum, verschiedene Arten der Wiesenraute (Thalitrum) tragen solche Becken; bei einem Steinbrech (Saxifraga peltata aus Nordamerika) ist die Blattspreite gar schüsselförmig vertieft und schildartig ausgestattet, während die Wintergrünarten die auf grüne Blätter folgenden Stengelblätter in kleine Schalen umgewandelt aufweisen.

Die Wichtigkeit dieser wassergefüllten Becken für die Gewächse ergiebt sich daraus, daß das Naß, durch eine Oelschicht gegen das Verdunsten geschützt, stetig abnimmt und von der Pflanze aufgenommen sein muß, welche es an Orte leitet, wo die Transpiration stärker ist und eine Zufuhr der belebenden Feuchtigkeit nothwendig erscheint.

Höchst merkwürdig verhalten sich gewisse Gewächse in regen- und wasserarmen Gegenden, wie sie z. B. die Wüste Sahara darbietet. Während sie im Herbst und Winter dicke und lederartige Blätter aufweisen, auf welchen man einen dicken Wachsüberzug mit Leichtigkeit zu erkennen vermag, putzen sie sich mit Eintritt der Regenzeit durch eine gänzlich verschiedene Art von Laubblättern heraus. An Stelle jener starren und dicken Gebilde entfalten sich Organe, welche durch ihre Zartheit auffallen und ein lebhaftes Grün zur Schau tragen. Zwar entblößen sie sich nicht gänzlich von dem schützenden Wachsüberzug, doch die fast fingerdicke Bekleidung ist einer kaum merklichen gewichen, und zahlreiche Spaltöffnungen lugen freundlich daraus hervor. Nach Schluß der Regenzeit beginnt dann eine rege

Digitized by Google

Wachsausscheidung auf der Blattspreite, welche sich so weit steigert und so lange Zeit anhält, bis wieder eine gleichmäßige ununterbrochene Decke als Mantel über das Blatt gebreitet ist, und dieses getrost der regenarmen, der schrecklichen Zeit entgegengehen kann, wo die Assimilation fast gänzlich aufhört und die Verdunstung auf ein Minimum zurückgedrängt ist. Nur so vermag die Pflanze sich vor dem Untergange zu bewahren und durch Einstellung jeglichen Wachsthums die dürre Periode zu überwinden.

Als eine Schutzvorrichtung hat man auch die Erscheinung aufzufassen, daß gewisse Pflanzen ihre Lebensdauer ungemein beschränken und auf die Zeit des Regenfalles vollständig zusammendrängen. Man vergleicht sie mit kurzlebigen Insekten und hat ihnen den Beinamen ephemere gegeben. Selbstverständlich vermögen wir derartige Typen nur in eigentlichen Regenklimaten anzutreffen. Dabei ist diesen Gewächsen bei dem ersten Anblick diese Kurzlebigkeit gar nicht anzumerken. So entwickeln sie ihr Wurzelsystem nicht gerade anders, als die Wald- und Wiesenpflanzen regenreicherer Zonen bezüglich solcher, wo die Niederschlagsmenge nicht auf einen kurzen Zeitraum zusammengedrängt ist, sondern im Laufe des ganzen Jahres das Naß vom Himmel gespendet wird. Aber ihr saftiges Aussehen, ihre krautige Gestalt, ihre zart gebauten Blätter von nicht ungewöhnlich kleinem Bau lassen den gewiegten Beobachter sofort auf die Idee kommen, daß irgend eine Maßnahme getroffen sein müsse, um das Gedeihen der Pflanze zu ermöglichen und ihr die Möglichkeit zu geben, Früchte anzusetzen und Samen zu reifen. In der Trockenperiode müßte aber ein solch zartes Wesen untergehen. Die Wurzeln würden vergeblich versuchen, aus dem trockenen Erdreiche Feuchtigkeit zu ziehen, und die brennenden Sonnenstrahlen müßten in kürzester Frist das Laubwerk zu Zunder versengen und den Fortbestand der Art so gefährden

Digitized by Google

oder gar vernichten. Da tritt denn die beschleunigte Entwickelungsperiode helfend als Schutz ein, sie läßt die Pflanze in der Regenperiode keimen, sich entfalten, wachsen, blühen und Samen tragen, wie reifen, so daß die trockene Jahreszeit völlig die Organe vernichten kann, die Fortpflanzung ist gesichert, die Samen liegen ruhig im Schoße der Erde, bis die kommenden Regenfälle sie zu neuem Leben anregen und auferwecken. — In ähnlicher Weise sehen wir in der arktischen Zone, wie die ganze Ausbildung der Vegetation in kurzer Zeit durchlaufen wird, nicht als Schutz gegen etwaigen Wassermangel, sondern als nothwendige Folge der kurzen Sommerzeit, da Licht den Gewächsen nothwendig ist, um durch das Chlorophyll zu assimiliren und alle Lebensverrichtungen zu erfüllen.

Hatten wir bisher nur die Beschränkung des Laubblattes betrachtet, welches sich bis zum gänzlichen Fehlen dieser Organe auszudehnen vermag, so geht die Natur eben nicht selten dazu über, alle oberirdischen Organe nach einer rasch durchlaufenen Entwickelung von der Oberfläche verschwinden zu lassen. So treffen wir in der Wüste auf Wurzelstöcke, welche durch einen Korkmantel geschützt sind, um auf diese Weise die ihnen innewohnende Feuchtigkeit bewahren und hegen zu können. Eine Verwandte unserer Schwarzwurzel, die Scorzonera alexandrina, ist z. B. während neun Monate ruhig im Boden verborgen, nur der Eingeweihte weiß die Stellen zu finden, wo die Wurzeln geduldig harren, bis zu Beginn der Regenperiode das erste fallende Naß sie zu neuem Leben und kräftigem Treiben anregt. Diese Komposite entwickelt dann in der beschränkten Zeit eines Vierteljahres einige wenige, schnell vergängliche Blätter und einen kleinen Blüthenschaft, der rasch einige Samen zur Reifung bringt, um dann wieder in den unterirdischen Zustand überzugehen und gleichsam in Lethargie zu verfallen. Fällt aber ein Regen, so entwickeln sich diese Art von Pflanzen mit einer un-

Digitized by Google

heimlichen Schnelle; Reisende sahen öde Thäler sich nach einem derartigen Niederschlag binnen drei Tagen mit frischem Grün bekleiden, und da, wo jede Spur organischer Thätigkeit vollständig zu fehlen schien, entstanden aus lebloser Nacktheit als Folge einiger weniger Regenschauer ergrünende Gründe: Büschel von Kräutern erheben sich, und binnen kurzer Zeit ist eine blumige Matte zu schauen, wo kurz vorher das öde Falb des Erdreiches allein zu herrschen schien. — Wir wollen hier darauf hinweisen, daß man in früherer Zeit annahm, einjährige Pflanzen hätten in Wüstengegenden keinen Bestand und wären fast durchgehends durch langlebige Gewächse ersetzt. Die Zahl dieser Ephemeren — denn sie brauchen eben kein Jahr zu ihrer Entwickelung — ist aber nach neueren Forschungen gar nicht so gering, und die mannigfachen Zwiebelgewächse dieser Gegenden vermag man ihnen recht gut in diesem Sinne anzureihen, denn die junge Zwiebel ist doch gewissermaßen eine Tochter der Mutter, ein neues Individuum, das selbständig sein Leben beginnt und fortsetzt, wie beendet.

Als ein Mittel gegen übermäßige Verdunstung ist gewissermaßen auch die Bildung von Zwiebeln und Knollen, wie wir letztere an der Kartoffel täglich vor Augen haben, anzusehen, doch greift diese Anlage, wie die Schilderung der letzten Einrichtungen, eigentlich bereits mehr in das Gebiet der Fürsorge für Schaffung und Aufbewahrung von Wasser über, als daß derlei Maßnahmen gegen das Verdunsten gerichtet sind; man vermag bei den Zwiebeln und ähnlichen Schöpfungen nicht mehr recht vom Verdunsten zu sprechen und käme in Gefahr, das eigentliche Thema zu verlassen und über das gesteckte Ziel hinauszugehen.

Die kolossale Länge in der Ausbildung der Wurzel der Wüstenpflanzen ist ebenfalls als eine Art Schutzvorrichtung gegen das Verdunsten zu betrachten, insofern ihr obliegt, aus dem

Digitized by Google

Grundwasser Feuchtigkeit herbeizuschaffen und so einer übermäßigen Transpiration entgegenzuarbeiten. So erwähnten Reisende, daß z. B. kaum handhohe Exemplare von Calligonum comosum, einem Verwandten unserer Knöteriche, unterirdische Achsen von zwanzigfacher Ausdehnung aufwiesen und unter der Oberfläche daumenstarke Wurzeln zeigten, die $1^1/_2$ m in der Erde noch die Dicke eines kleinen Fingers hatten. Eine kleine Grasart bringt es auf Wurzeln von 5, auch 6 m Länge, während die Dicke 1 oder höchstens 2 cm nicht übersteigt.

In gewisser Hinsicht ist auch der ganze Bau der Pflanze als ein Mittel gegen die Verdunstung anzusehen, insofern das mechanische Prinzip in Frage kommt. Die Erfahrung hat nämlich gelehrt, daß Erschütterungen und starke Bewegungen bei Pflanzen eine erhöhte Transpiration hervorrufen, und es sind Fälle mitgeteilt worden, wo eine Windstärke von 3 m in der Sekunde die Verdunstung der betreffenden Gewächse um das Zwanzigfache des gewöhnlichen Maßes steigerte. Wenn nun das mechanische Gerüst den Kindern Floras eine gewisse Widerstandskraft verleiht, wenn es dieselben befähigt, sich gegen die Gewalt des Windes und Sturmes aufrechtzuerhalten, so ist dieses gleichsam auch eine Schutzeinrichtung. Wie gewaltig aber eine Windeinwirkung sein kann, vermag sich Jeder selbst im kleinen vorzumachen. Man nehme nur einen saftreichen Stengel, der so recht von Lebenskraft strotzt, schneide sich z. B. einen jungen Schoß von einem beliebigen Pappelbaume und fahre mit diesem Sprossen einige Male durch die Luft, so wird man sofort bemerken, wie die Spannung nachgelassen hat, wie die aufrechte Haltung verloren gegangen ist, und eine gewisse Krümmung, eine Schlappheit sich bemerkbar macht, wie die Blätter hängen, und wie wir durch Zuführung neuen Wassers das Verlorene ergänzen können und den alten Zustand wenigstens annähernd wiederherzustellen im stande sind. Die Versteifungen des mechanischen Gerüstes, das

Digitized by Google

ſog. Pflanzenſkelet, haben alſo auch Anſpruch, an dieſer Stelle wenigſtens kurz berührt und erwähnt zu werden. Gerade der erſte Anprall iſt entſcheidend, die erſte Wucht des Windes darf nicht zu erſchütternd auf die Pflanze einwirken, denn eine Reihe nachfolgender vermag die Tranſpiration wenig oder gar nicht mehr zu ſteigern, jedenfalls kommt ihnen eine ſog. kumulirende Wirkung nicht mehr zu, ja, eher vermöchte man bei anhaltender künſtlicher Erſchütterung verſuchsweiſe bei einer Reihe von Gewächſen eine Herabminderung der Verdunſtung hervorzubringen; jedenfalls bedeutet aber dieſes Heruntergehen vom Normalen eine krankhafte Veränderung, einen pathologiſchen Zuſtand. Sicher iſt feſtgeſtellt, daß bei großen Windgeſchwindigkeiten die erzielten Wirkungen nicht im Verhältniſſe der aufgewendeten Kraft entſprechen.

Zum Schluß ſei nochmals wiederholt, daß keineswegs alle vorhandenen Einrichtungen gegen übermäßige Verdunſtung eine Stelle haben finden können, wie denn auch die Schilderung derſelben zum Theil erhebliche Fachkenntniſſe vorausſetzen dürfte. Jedenfalls aber wird dem Leſer eine Ahnung geworden ſein von der Fürſorge der Natur, ihrer Mannigfaltigkeit und Sorgfalt, und die Erkenntniß derſelben wird ihn anſpornen, ſein Wiſſen in dieſer Richtung zu erweitern und zu vertiefen.

Die Liſte auf den letzten Seiten möge die Leſer in den Stand ſetzen, ſich genauer über dieſen Gegenſtand zu unterrichten und ſich mit Einzelheiten in einem höheren Maße vertraut zu machen, als es in dieſer Skizze möglich war. Selbſtverſtändlich konnte nur eine Auswahl der Litteratur gegeben werden; jedes Lehrbuch giebt nähere Fingerzeige, jede Arbeit führt neue Quellen an und weiſt auf Werke, wie Aufſätze anderer Forſcher hin.

Digitized by Google

Eine Auswahl der Litteratur.

Burgerstein, Alfred, „Untersuchungen über die Beziehungen der Nährstoffe zur Transpiration der Pflanzen." Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Mathem.-naturw. Klasse. Bd. LXXIII, Abth. 1, 1876, S. 191—244.

Detmer, „Pflanzenphysiologie." Encyklopädie der Naturwissenschaften. Abth. I, Th. 1. Handbuch der Botanik. Bd. II, Breslau 1882, Ed. Trewendt, 8°.

Eder, Carl, „Untersuchungen über die Ausscheidungen von Wasserdampf." Leipzig 1875, 8°. Inaug.-Dissertation.

Eberdt, Oscar, „Die Transpiration der Pflanzen und ihre Abhängigkeit von äußeren Bedingungen." Marburg 1889, N. S. Elwert. 8°.

Grisebach, A., „Vegetation der Erde nach ihren klimatischen Anordnung. Ein Abriß der vergleichenden Geographie der Pflanzen." Bd. 1. 2. Leipzig 1872, Wilhelm Engelmann, 8°.

Haberlandt, S., „Die physiologischen Leistungen der Pflanzengewebe." Encyklopädie der Naturwissenschaften. Wie oben.

Derselbe, „Ueber die Größe der Transpiration unserer Kulturpflanzen." In „Wissenschaftlich-praktische Untersuchungen auf dem Gebiete des Pflanzenbaues." Bd. II, 1877, S. 146—160.

Derselbe, „Ueber die Transpiration der Gewächse, insbesondere jener der Getreidearten." Landwirthschaftliche Jahrbücher, Bd. V, 1876, S. 63—86.

v. Höhnel, Franz, „Ueber den Gang des Wassergehaltes und der Transpiration bei der Entwickelung des Blattes." Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik, Bd. I, 1878, S. 299—327.

Hohnfeldt, Richard, „Ueber das Vorkommen und die Vertheilung der Spaltöffnungen auf unterirdischen Pflanzentheilen." Königsberg i. Pr. 1880, 8°. Inaug.-Dissertation.

Kerner von Marilaun, Anton, „Pflanzenleben." Bd. 1. 2. Leipzig und Wien 1890/91, Bibliogr. Institut, gr. 8°.

Kohl, Friedrich Georg, „Die Transpiration der Pflanzen und ihre Einwirkung auf die Ausbildung pflanzlicher Gewebe." Braunschweig 1886, Harald Bruhn, 8°.

Sachs, Julius, „Vorlesungen über Pflanzenphysiologie." Leipzig 1882, Wilhelm Engelmann, 8°.

Sorauer, Paul, „Studie über die Verdunstung." Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik, Bd. III, 1880, S. 351—490.

Digitized by Google

Volkens, Georg, „Die Flora der ägyptisch-arabischen Wüste, auf Grundlage anatomisch-physiologischer Forschungen dargestellt.“ Berlin 1887, Gebr. Borntträger, 4°.

Derselbe, „Zur Kenntniß der Beziehungen zwischen Standort und anatomischem Bau der Vegetationsorgane.“ Jahrbuch des Königl. Botanischen Gartens und des Botanischen Museums zu Berlin, Bd. III, 1884.

Weiß, Adolf, „Untersuchungen über die Zahlen- und Größenverhältnisse der Spaltöffnungen.“ Pringsheim's Jahrbücher für wissenschaftliche Botanik, Bd. IV, 1865/66, S. 125—196.

Wiesner, Julius, „Studien über Welken von Blüthen und Laubsprossen.“ Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften. Mathem.-naturw. Klasse, Bd. LXXXVI, Abth. 1, 1883, S. 205—265.

Digitized by Google

Die geistlichen Staaten
beim Ausgang des alten Reiches.

Vortrag
im Volksbildungsverein München am 12. Februar 1894.

Von

Dr. Fr. Guntram Schultheiß
in München.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Das heilige Römische Reich deutscher Nation! — Kaum zwei Generationen haben sich erneut seit seinem Ausgang bis zum Emporsteigen unseres neuen Deutschen Reiches, und doch liegt es hinter uns in verdämmernder Ferne, als ob eine Kluft von Jahrhunderten die Gegenwart von ihm schiede! Als Friedrich der Große „zum Schutz des westfälischen Friedens" den Anschlägen des Kaisers Josef II. entgegentrat, da ahnte man noch nicht, wie nahe das Ende des römisch-deutschen Reiches sei, aber doch glaubte auch Niemand mehr recht an dessen ewige Dauer, die lange Jahrhunderte hindurch als ein Stück der göttlichen Weltordnung gegolten hatte, und es fühlten sich auch nur wenige recht behaglich in dem ebenso ehrwürdigen als morschen Bau des Mittelalters.

Wenn die Weltgeschichte nach Schillers prophetisch-tiefsinnigem Wort das Weltgericht ist, dann war der Zusammenbruch des alten Reiches ein gerechtes Urtheil über seine Lebensfähigkeit. Und unverkennbar ist, daß er den Zeitgenossen keinerlei Ueberraschung und kaum einen Schmerz bereitet hat.

Nun sind zwar die Ereignisse, die eine neue Ordnung der Dinge gebracht haben, von der politischen Geschichtschreibung oft genug in erschöpfender Fülle dargestellt worden, wie natürlich, vom Standpunkt der Staaten, die aus der Sündfluth der Revolutionskriege und der Fremdherrschaft vergrößert emporgestiegen sind oder wenigstens sie zu überdauern ver-

Digitized by Google

mochten. Die Zustände hingegen, deren Druck die einsichtigeren Zeitgenossen zu beklagen hatten, für deren Dauer die Reichsverfassung Gewähr leistete, zu schildern und zu beurtheilen, das ist vielleicht eine noch nicht erschöpfte Aufgabe der Kulturgeschichte.

Wer nur mit dem Auge des Geographen und Statistikers das Ergebniß der Schläge betrachtet, mit denen der Friede von Campo Formio, der Reichsdeputationshauptschluß von 1803, die Willkür Napoleons die alte Verfassung des Reiches zertrümmert haben, der findet schließlich kaum mehr als eine Milderung der Kleinstaaterei; und wer hinwiederum im Gang der geschichtlichen Ereignisse den Fußtritt einer historischen Nemesis, das Walten einer ausgleichenden Gerechtigkeit suchen möchte, der wird sein Ohr doch nicht völlig den Klagen verschließen können, die das Zusammenschlagen so vieler kleiner Gebiete begleiten; er wird zweifeln müssen, ob in dem Gewirre von Ränken, von Willkür und Begehrlichkeit die Stimme des verletzten Rechtes zur Geltung gekommen sein kann. Die Geschichte jener Tage bietet wenig Erquickliches, wenn der Geschichtsforscher sich nicht mit dem Satz von den beati possidentes trösten will, kurzweg für die Macht Partei ergreift.

Aber trotz alledem lag in dem Verschwinden so vieler Klein- und Zwergstaaten ein Gewinn, ein Fortschritt, der wenigstens späteren Generationen zu gute gekommen ist. Besser ein großer Tyrann, als ein Dutzend kleiner, lehrt schon Machiavelli. Noch deutlicher wird der Fortschritt, wenn man sich mit den Zuständen der kleinen Gebiete beschäftigt, in denen ein so beträchtlicher Theil des deutschen Volkes auszuhalten genöthigt war. Vor allem mag so der Rückblick lehrreich sein auf die inneren Verhältnisse, wie sie in den geistlichen Staaten des heiligen Römischen Reiches vor etwa hundert Jahren sich darstellen. Bildet deren Bestand doch mit den

Digitized by Google

größten Unterschied zwischen dem alten Reich und der politischen Gestaltung des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert.

Von den 300 großen und kleinen Staatsgebieten, in die das Deutsche Reich zerfiel, war der vierte Theil geistliche Herrschaften. Unter den neun Kurfürsten (seit Bayerns und Hannovers Erhöhung) befanden sich die drei Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, deren Besitzungen am Rhein den schönen Strom zu der „Pfaffengasse des heiligen Römischen Reiches" machten. Ihre Gebiete oder „Staaten", wie die Zeit zu sagen liebte, waren ansehnlich genug, um den landesherrlichen Stolz der Kirchenfürsten zu rechtfertigen. Der Kurfürst von Köln beherrschte ein Territorium von etwa 120 Quadratmeilen mit über 200000 Einwohnern, das sich aus mehreren getrennten Stücken zusammensetzte. Die Gebiete des Kurfürsten von Mainz umfaßten etwa 150 Quadratmeilen mit 300000 Einwohnern; die Hauptstücke lagerten sich um Mainz und Erfurt herum. Die Besitzungen von Trier umfaßten gleichfalls 150 Quadratmeilen und nahe an 300000 Einwohner. Im Reichsfürstenkollegium standen den 61 weltlichen Stimmen 31 geistliche (darunter aber auch der evangelische Bischof von Lübeck und der abwechselnd katholische und protestantische von Osnabrück) und noch die zwei Kuriatstimmen der schwäbischen und rheinischen Prälatenbank gegenüber. Der Fürstbischof von Salzburg herrschte über ein Gebiet von 240 Quadratmeilen mit 250000 Einwohnern, der von Münster über 180 Quadratmeilen und 350000 Einwohner; das Bisthum Würzburg umfaßte 90 Quadratmeilen und 250000 Einwohner; Bamberg 65 Quadratmeilen und an 200000 Einwohner; Osnabrück 56 Quadratmeilen und 120000 Einwohner; Hildesheim 54 Quadratmeilen und 80000 Einwohner; Fulda, das erst 1752 Bisthum wurde, 48 Quadratmeilen und 80000 Einwohner; Paderborn 44 Quadratmeilen und 100000 Einwohner. Der Sitz des Hoch- und

Digitized by Google

Deutschmeisters zu Mergentheim war der Mittelpunkt zerstreuter Besitzungen im Betrage von 40 Quadratmeilen.

Nach dem Umfange im einzelnen sind also diese geistlichen Fürstenthümer mit dem heutigen Mecklenburg-Schwerin (240 Quadratmeilen), Hessen (139 Quadratmeilen), Braunschweig (67 Quadratmeilen), Mecklenburg-Strelitz (53 Quadratmeilen), Sachsen-Meiningen (45 Quadratmeilen) und Anhalt (43 Quadratmeilen) zu vergleichen. Im Verhältniß zu ihrem Gesamtumfang stellt die Stimmenzahl auf dem Reichstage eine ziemlich ungerechte Bevorzugung der geistlichen Staaten dar. Denn ihr Gebiet schlägt ein zeitgenössischer Publizist, von Sartori (in seinem umfänglichen Werke „Das Staatsrecht der Stifter", 1790, II. 1, 1. S. 427) auf nur 1338 Quadratmeilen mit 2,65 Millionen Bewohnern an; andere Schriftsteller geben 1720 Quadratmeilen und 3,4 Millionen Bewohner an. Es sind bei dem Mangel genauer Vermessungen und Volkszählungen beträchtliche Unsicherheiten nicht zu beseitigen, wie auch Sartori betont, und man mag wohl mit Recht die Mitte für das Wahrscheinlichste halten. Doch ist zu dem reichsunmittelbaren Gebiet noch das mittelbare von 78 Stiftern und 209 Abteien in Anschlag zu bringen, um den Einfluß der Krummstabsländer auf die Zustände des deutschen Volkes in seinem ganzen Umfange in die rechte Beleuchtung zu setzen.

In früheren Jahrhunderten der deutschen Geschichte waren die geistlichen Gebiete unstreitig die bestverwalteten Striche Deutschlands gewesen. Aber der alte Spruch: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen" hatte schon seit dem 15. Jahrhundert seine Wahrheit verloren; er konnte höchstens noch in dem Sinne gelten, daß ein träger Genuß des Lebens hier mehr zu Hause war, als anderwärts. Denn schon im 15. Jahrhundert waren die Stifter zu Versorgungsanstalten des hohen und niederen Adels geworden, und sie wurden es nun immer mehr unter dem geistlichen Anstrich.

Digitized by Google

Dieser geistliche Charakter bestimmte allerdings den tiefgreifenden Unterschied von den weltlichen Staaten des Reiches, in denen die Regierungsgewalt in den fürstlichen Häusern forterbte. Denn die geistlichen Fürsten gingen aus der Wahl der Domkapitel hervor. So waren die Domkapitel das Bleibende im Wechsel; die eigentliche Herrschaft gehörte dieser geringen Anzahl hoher Geistlichen, die sohin eine Art Oligarchie vorstellten, die sich durch eigene Wahl ergänzte, so oft ein Todesfall eine dieser lebenslänglichen Stellen erledigte. Im Domkapitel liefen die Spitzen der Beamtenschaft zusammen; denn wenn es auch Regierungskollegien weltlicher Beamter gab, so war doch die Stelle der Präsidenten wenigstens einem der Domherren vorbehalten. Der geistliche Einfluß durchdrang alle Staatsgeschäfte. War ja die Pflege der Religion, des katholischen Dogmas und Kirchenthums recht eigentlich Staatssache, wenn es auch der Kurie nicht gelungen war, was sie schon unter Gregor VII. versucht hatte, aus den geistlichen Fürstenthümern einfach Provinzen des Kirchenstaates zu machen. Aber die Abhängigkeit war doch viel enger, als bei den weltlichen katholischen Reichsständen. Der geistliche Fürst hatte dem Papste gegenüber einen Wahleid abzulegen und alle fünf Jahre einen Bericht einzusenden. Eine Menge von Abgaben unter den verschiedensten Namen, für Annaten, Bestätigungsbullen, Dispensationstaxen, Reservata papalia, Brevia, Pallia, Jubiläen, für die Provocatio ultra montes floß jahraus jahrein an die Dataria in Rom; sie stellten nicht dem Namen nach, aber in Wirklichkeit eine päpstliche Besteuerung der geistlichen Herrschaften dar. Die Klagen darüber waren ebenso alt als erfolglos; denn sie erklingen schon in den Sprüchen Walthers von der Vogelweide. Es ist unnöthig, die Zahlen nachzuschreiben, die die Zeitgenossen, wie z. B. von Sartori, für den „Abgang des Geldes" herausrechnen wollen; denn es fehlt dafür

Digitized by Google

natürlich jede Kontrolle. Aber als Nachtheil für den Wohlstand der Bevölkerung wurde es allgemein empfunden. Weit beträchtlicher jedoch war der Nachtheil, der aus dem schrankenlosen Ueberwuchern des religiösen Elementes entstehen mußte, wo die Errichtung prunkvoller Kirchen, die Stiftung und Erhaltung der zahlreichen Klöster, die Haltung der beständig zunehmenden Feiertage, die Wallfahrten und Prozessionen als der eigentliche Zweck des staatlichen und privaten Lebens erschienen. Es drückt sich das auch in der unverhältnißmäßig hohen Zahl der Geistlichkeit aus. Für die Hochstifte allein rechnete man schon 60000 bis 70000 Ordensleute. Eine Kritik dieser Zustände kann freilich nur vom protestantischen Standpunkte aus angestellt werden, obgleich auch die durch Joseph II. verfügte Aufhebung zahlreicher Klöster in Oesterreich beweist, daß es sich um Mißstände handelte, die unbeschadet des katholischen Glaubens Unwillen hervorrufen konnten. Der Freiherr Karl Friedrich von Moser sagt in seiner Schrift „Ueber die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland“ (1787): „Der Wahn, daß man alle Sünden und Schlechtigkeiten abbeten, abbüßen, abbeichten, abkaufen, abverdienen könne, ohne innere Besserung des Herzens, begünstigt den Müßiggang der Wallfahrten, den Zeitverlust geistloser Andachten, die Gaukeleyen und betrügliche Krämereyen vorgeblicher Wunderbilder und den ganzen täuschenden Handel mit versöhnen sollenden Opfern, nährt tausend geistliche Tagediebe, Müßiggänger und Bettler, Saugigel des armen, tummen, betrogenen Volkes.“ Von den Wallfahrten meint er: „Findet die Cammer oder Chatoulle eines geistlichen Regenten durch eine berühmte Wallfahrt zu einem sogenannten Gnadenbild die Wein- und Bier-Consumtion gebessert oder wohl gar die ganze Existenz und Nahrungsstand eines Ortes an eine solche Gaukeley geheftet, so gehört mehr Mut dazu, als sich gewöhnlich findet, bis ein geistlicher Regent, aus bloßer Ehr-

Digitized by Google

furcht gegen Wahrheit und Menschenverstand und aus Abscheu gegen Volkstäuschung sich entschließen würde, einem solchen Spiel ein Ende zu machen. Wenn die Cammer noch Unkosten von einer solchen Andacht hätte, durch Prämien die Leute herbeilocken müßte, dann würde man bald das Ende sehen; da es aber noch dazu was einträgt, da fremdes Geld dadurch ins Land gebracht wird und man aus unchristlicher und unphilosophischer Verachtung der Menschenart, so man gemeinen Mann und Pöbel nennt, über den sittlichen Unfug und Schaden solcher Creuzzüge wegsieht, so trösten sich solche Herren und ihre Dienerschaft." (S. 41.) Es ist eben die Auffassung der Aufklärungszeit, die sich so ausspricht. Heutzutage würde wohl auch eine weltliche Regierung sich bedenken müssen, eine Wallfahrt kurzweg zu verbieten.

Hingegen ist eine andere charakteristische Erscheinung der geistlichen Staaten, obgleich sie kaum weniger aus den Grundanschauungen der katholischen Religion hervorging, unter anderer Regierung sehr zurückgetreten. Es sind die zahllosen Scharen der Bettler an den Kirchenthüren und auf den Straßen, wie sie noch das päpstliche Rom gesehen hat. Sartori rechnet in den geistlichen Herrschaften auf je 1000 Handwerker und Bauern 250 Bettler! Das Betteln war eben eine ziemlich einträgliche Beschäftigung und brachte auch durchaus keine Schande. Mit Recht sagt Moser: „Die Kunst zu betteln ist in den geistlichen Wahlstaaten zur größten Vollkommenheit gebracht. Nicht das gemeine Mitleiden mit einem hilfsbedürftigen Menschen, dessen ganzen Zustand man durch Arbeit verbessern könnte, sondern der durch Bettelmönche Hohen und Niedern eingeprägte Wahn, daß jeder einem Bettler gegebene Groschen und Kreuzer im Himmel dem Geber auf Rechnung gut geschrieben werde, macht, daß aller Policey-Ordnungen, Wächter und Knechte ohngeachtet, Landstraßen, Kirchen, Palläste und Häuser in Catho-

Digitized by Google

lischen Landen von allen Arten von Müßiggängern und Bettlern wimmeln und keine obrigkeitliche Macht stark genug ist, diesem Unfug hinreichend zu steuern." (S. 40.)

Nicht minder hing die Intoleranz unmittelbar mit dem Prinzip der geistlichen Staaten zusammen. Schrieb doch schon der dem Papste zu leistende Eid dem Fürsten vor, den Katholizismus in ungetrübter Reinheit in seinem Gebiete zu bewahren, die Ketzer zu unterdrücken. Der Bischof von Basel hatte noch 1712 den alten Vertrag mit den katholischen „alten Orten" der Eidgenossen erneuert: sie sollten helfen, die abgefallenen Unterthanen zum katholischen Glauben und Gehorsam zu zwingen. Die Hochfluth der Reformation hatte eben vielfach auch in den geistlichen Staaten ihre Spuren hinterlassen, deren Austilgung noch lange nicht vollendet war. Es war nur eine Machtfrage, ob sie noch gelingen könne; aber über die Verpflichtung der geistlichen Fürsten zu solchen Versuchen kam man nicht hinweg. Den traurigen Ruhm der letzten großen Religionsverfolgung erwarb sich der Fürstbischof von Salzburg, Leopold Anton von Firmian (1727—1747), als er 1727 30000 protestantische Bauern, Bergknappen, Holzknechte und Tagelöhner aus der Heimath vertrieb. Der Verfasser der „Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland", Riesbeck aus Köln, erzählt von einem Gefangenen auf der salzburgischen Festung Werfen, der dort schon 24 Jahre zugebracht hatte, nachdem er als Ketzer verdächtig geworden, die Ablegung des katholischen Glaubensbekenntnisses verweigert und einigen zudringlichen Kapuzinern die Thüre gewiesen hatte. An manchen anderen Orten waren die Protestanten vertragsmäßig geschützt; so im Trierischen an einigen Plätzen, die dem Kurfürsten gemeinsam mit anderen Reichsständen gehörten. Mainz hatte protestantische Unterthanen im thüringischen Eichsfeld; auch im Fuldaischen gab es einige protestantische Gemeinden. Worms hatte die von der Pfalz

Digitized by Google

abgetretenen Protestanten unter katholische Beamte gestellt und sie in Kirchen- und Schulsachen von katholischen Kirchenbehörden abhängig gemacht. Die überwiegend protestantische, aber ganz von katholischen Beamten regierte Stadt Hildesheim hatte 1727 ihre Regierung wegen Ausschließung der evangelischen Bürgerschaft von der Handelsfreiheit beim Corpus evangelicorum des Reichstages verklagt. Der vorletzte Bischof von Würzburg, Franz Ludwig von Erthal, lieh dem Fürsten von Löwenstein 600 Mann seines Heeres zur Katholisirung von Wertheim. Trier hatte 1730 die Niederlassung einzelner Protestanten durch ein besonderes Reskript verboten. So tief war die Intoleranz eingewurzelt, daß selbst die allmählich auftauchende Einsicht, daß die unvergleichliche Gunst der Lage der Rheinorte für den Handel durch den Verzicht auf religiöse Ausschließlichkeit besser zur Geltung kommen müßte, nur zu schwachen Erfolgen führen konnte. Sartori erzählt, daß die Gesuche von 40 auswärtigen protestantischen Firmen um Ansiedelung abgewiesen worden seien; noch 1766 sei selbst die Erlaubniß zur Anlage einer Warenniederlage abgeschlagen worden trotz des Erbotes, jährlich 1000 Gulden dafür zu zahlen. Unter diese Fälle gehört denn auch, was der Freiherr von Moser mittheilt. Viele reformirte Einwohner von Frankfurt am Main, der Intoleranz der lutherischen Senatoren und Geistlichen müde, hatten Lust, in dem Mainz gerade gegenüberliegenden Castel sich anzubauen, wenn es mit voller und öffentlicher Religionsübung geschehen könnte. Der regierende Kurfürst und sein Ministerium waren erleuchtet genug, die Vortheile davon einzusehen. Es stand ja in Aussicht, einen großen Theil des Frankfurter Handels dorthin zu ziehen! Zum Glück für Frankfurt dachte das Domkapitel anders und schlug das Gesuch ab. Als man, meint Moser, einige Jahre später sich anders besonnen, war die Schäferstunde vorbei und wird in den nächsten

Digitized by Google

paar hundert Jahren wohl nicht wiederkommen! Nach und nach wäre ja wohl Breſche gelegt worden. In Trier durfte ſich 1783 der erſte Proteſtant niederlaſſen, mit „privater Ausübung ſeiner Religion". Aus der Mitte der Bevölkerung wäre freilich der Anſtoß zur Toleranz nicht hervorgegangen. Joſephs II. Toleranzedikt war vorausgegangen, als im November 1787 der Magiſtrat von Köln nach dem Beiſpiel von Mainz und Trier das Anſuchen der dortigen Proteſtanten um die Errichtung von Gebäuden für Gottesdienſt und Schule bewilligte. Aber die 22 Zünfte und die Geiſtlichkeit erhoben ſich dagegen; und obgleich der kaiſerliche Hofrath die Entſcheidung des Magiſtrates beſtätigte, ſtieß dieſer unter dem Druck der fanatiſchen Bevölkerung ſeinen früheren Beſchluß um. Ja, die Proteſtanten ſelbſt zogen es vor, ihre Forderung zurückzunehmen und das ſcharfe Reſkript des Hofrathes zu ihren Gunſten auf ſich beruhen zu laſſen, da die drohenden Unruhen ſchließlich ſelbſt ihre perſönliche Sicherheit gefährdeten. Der Hauch der Aufklärungszeit hatte zwar ſchon die Spitzen der geiſtlichen Staaten berührt; die regierenden Fürſten ſetzten ſich über manche Schranken hinweg, die ihnen ihre Stellung zog. Der Fürſtbiſchof von Fulda, Heinrich von Bibra (1759—1788), der Erzbiſchof von Salzburg, Hieronymus Joſeph Graf von Colloredo (1772—1803), der Kurfürſt von Trier, Clemens Wenzeslaus Prinz von Sachſen (1768—1802) waren erklärte Anhänger der franzöſiſchen Modebildung; und in der nächſten Umgebung des Kurfürſten von Mainz, Friedrich Karl Joſeph von Erthal (ſeit 1774) befanden ſich die Proteſtanten Johannes Müller, der bekannte Geſchichtſchreiber taciteiſchen Stiles, und Heinſe, der kraftgenialiſche Verfaſſer üppiger Romane und Schilderungen. Der Umſchwung ſchien beträchtlich. In den Anfängen ſeiner Regierung war der Profeſſor Iſenbiehl der Mainzer Univerſität, der die orientaliſchen Sprachen und die

Digitized by Google

Erklärung der heiligen Schrift vertrat, wegen seiner Auslegung einer Stelle im Jesaias (Kap. VII. Vers 14: „die Jungfrau wird einen Sohn gebären"), die er nicht auf die Jungfrau Maria beziehen wollte, seiner Stellung entsetzt und zum besseren Studium der Theologie auf zwei Jahre in ein Seminar verwiesen worden. Wegen einer Schrift zur Vertheidigung seiner Erklärung wurde er dann gefangen gesetzt, sein Buch vom Reichshofrath verboten, vom Papst Pius VI. in einem Breve vom 20. September 1779 als ketzerisch verworfen und er zum Widerruf gezwungen. In Sachen des Dogmas verstattete man eben keine selbständige Meinung. Als man aber mit dem Gedanken spielte, die bischöfliche Gewalt vom päpstlichen Einfluß zu emanzipiren und mit den Emser Punktationen von 1786 in den Forderungen an die Kurie bis zu der eines Nationalkonzils vorschritt, da gefiel man sich auch in der Begünstigung einer katholischen Aufklärung an der neueröffneten Universität Bonn. Der Kern aller geforderten Reformen war aber nichts anderes als eine Machtsteigerung der Erzbischöfe als geistlicher Landesherren.

All das geistliche Wesen aber, so sehr es sich breitmachte, vermochte Niemanden auch schon unter den zeitgenössischen Betrachtern darüber zu täuschen, daß die geistlichen Staaten eben doch, wie wir oben es ausgedrückt haben, in erster Linie Versorgungsanstalten des katholischen hohen Adels deutscher Nation bildeten, seinen Standesinteressen dienstbar waren, indem sie seinen jüngeren Söhnen ein standesgemäßes Auskommen sicherten durch die Domherrenstellen. Denn als Bedingung zur Aufnahme in das Domkapitel, zunächst als Anwärter oder Domicellar, galt der Nachweis von 16 Ahnen. Solcher Domherrenstellen gab es eine stattliche Menge in deutschen Landen; Mainz hatte ihrer 24 zu vergeben, Trier 15, Köln 16, deren Inhaber von Geburt Reichsfürsten oder Reichsgrafen sein mußten, und noch 8,

Digitized by Google

die mit Doktoren der Theologie besetzt wurden; kleinere Bisthümer, wie Augsburg, Konstanz, Hildesheim hatten 40 und 42 Domherren. Der Freiherr von Moser spricht von fünf- bis sechshundert Domherren als Gesamtsumme. Ihre Einkünfte waren natürlich je nach der finanziellen Lage der Bisthümer verschieden. Die Stelle des Mainzer Dompropstes galt als die beste in Deutschland; sie wurde auf 40000 Gulden jährlicher Einkünfte angeschlagen; die des Dombechanten auf 26000 Gulden. Die anderen Dompfründen trugen im Durchschnitt 3500 Gulden; ebenso die in Bamberg und Würzburg. Die in Passau werden auf 3000, die von Salzburg auf 2600 Gulden angeschlagen (so Riesbeck, Der reisende Franzose, I. 168, II. 259. 303 der 2. Auflage von 1784). Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß trotz des kirchlichen Verbotes, mehr als eine geistliche Pfründe zu besitzen, die meisten Domkapitulare sich mehrere zu verschaffen wußten, um ihre Einkünfte zu steigern, oder in verschiedenen Domkapiteln Stellen besaßen. In Mainz sollen so die einzelnen Domherren kaum unter 8000 Gulden gezogen haben. In ganz Deutschland gab es, wie Riesbeck meint, wenige Domherren, die nicht über 5000 Gulden gekommen wären. Die päpstliche Erlaubniß zu dieser Häufung der Würden war eben leicht um die entsprechende Taxe zu haben. Ein Uebermaß von Arbeit war deshalb noch nicht zu befürchten, da die ganze Verpflichtung eines deutschen Domherren darin bestand, daß er in einem bestimmten Monat des Jahres bei dem Singen im Chor seiner Stiftskirche zu erscheinen hatte. Er brauchte zur Erfüllung seiner Pflicht nur lateinisch lesen zu können.

Auch für die jüngeren Prinzen der höchsten reichsfürstlichen Häuser war die geistliche Laufbahn keine verächtliche Versorgung. Die Habsburger und Wittelsbacher besetzten gerne die geistlichen Throne aus ihren Angehörigen. So zählte das Haus Wittelsbach seit der Reformation zehn geistliche Fürsten, darunter

Digitized by Google

fünf Kurfürsten von Köln, unter seinen Mitgliedern. Das Haus Habsburg besaß im Hoch- und Deutschmeisteramt eine Art Minorat; sechs Habsburger haben es bekleidet, bis auf den Erzherzog Karl, den nachmaligen Sieger von Aspern. Zwar hielten die Domkapitel streng auf ihre „Wahlfreiheit" und ließen sich nur ungern einen anderen Kandidaten gefallen, als wer aus ihnen hervorgegangen war, doch fehlte es nicht an Mitteln, ihr Widerstreben durch kaiserliche oder päpstliche Bemühungen zu beseitigen. Im übrigen scheuten es ja auch Prinzen vom höchsten Range nicht, als Domicellare auf Beförderung zu warten und eine größere Anzahl verschiedener Würden in ihrer Person zu vereinigen. Klemens August, der letzte Kurfürst von Köln aus dem Hause Wittelsbach (1723—1761), war zugleich noch Bischof von Paderborn, Münster, Hildesheim, Osnabrück, Großmeister des deutschen Ordens, Abt zu Stablo und Malmedy; das Bisthum von Regensburg hatte er seinem Bruder überlassen. Der letzte Kurfürst von Trier, Clemens Wenzeslaus von Sachsen, war zugleich Bischof von Augsburg, Propst von Ellwangen, Administrator von Prüm und auch noch Domicellar in Köln. Seltener gelang es Angehörigen des eigentlich stiftsmäßigen Hochadels, mehrere Fürstenthümer zu vereinigen; aber das Familieninteresse kam auf keinen Fall zu kurz. Der Reichthum des rheinischen, westfälischen und unterfränkischen Adels erhielt durch die Einkünfte der Domkapitel im 17. und 18. Jahrhundert eine sehr solide Fundirung, da die einträglichen Stellen immer wieder in einem kleinen Kreise reihum gehen mußten, wenn auch die Domherren selbst nicht ängstlich zu sparen pflegten. In Schillers Roman „Der Geisterseher" gehört mit Recht der deutsche Domherr zum Inventar der Gesellschaft, deren Aufgabe der Lebensgenuß und das Geldausgeben ist; aber auch die Quelle schien eben unerschöpflich, solange es geistliche Staaten gab. So hatte der Kurfürst Johann Friedrich von Mainz aus

Digitized by Google

dem Hause Ostein (1743—1763) seiner Familie angeblich vier Millionen hinterlassen; sein Nachfolger Emmerich Joseph von Breitenbach (1763—1774) die Zinsen von 900000 Gulden. Im übrigen aber fielen alle einträglichen Stellen der Regierung und Verwaltung, soweit sie nicht von den Domherren selbst in Beschlag genommen waren, ihren Verwandten zu. Auch der Prunk der Hofhaltung kam hauptsächlich dem Adel zu gute. Denn darin gaben die geistlichen Fürsten den weltlichen am allerwenigsten etwas nach, sie behaupteten vielmehr den Anspruch auf einen höheren Glanz wegen ihrer doppelten Würde als Kirchen- und Reichsfürsten, und richteten sich, wie Sartori sich ausdrückt, mehr nach dem Verhältniß der Würde, als nach dem Ertrag ihrer Länder, gleichviel ob jüngere Prinzen regierender Häuser oder Glieder des stiftischen Adels. Die Erzämter, wie sie diese Höfe in der feudalen Weise forthielten, waren in Mainz in den Händen gräflicher Häuser; in Köln bekleideten selbst Herzöge, die von Aremberg, eine der sieben Oberhofchargen. Ein komplizirter Hofstaat mit über 100 Räthen in beiden Staaten besorgte die Regierungsgeschäfte. Da gab es einen Hofrath, einen Geheimrath, einen Hofkammerrath und einen Kriegsrath mit zahlreichen Stellen. An Kammerherren und dergleichen Müßiggängern fehlte es in diesen geistlichen Staaten so wenig als in den weltlichen. Man staunt, wenn man die Hof- und Staatskalender durchblättert, über die Masse von Aemtern. Erzählt doch der bekannte Ritter von Lang in seinen Memoiren, daß bei der Krönung Kaiser Leopolds II. der Kurfürst von Mainz ein Gefolge von 1500 Leuten bei sich hatte, darunter auch einen Kapaunenstopfer und eine Amme! Für Mainz mit seinen 300000 Einwohnern bedurfte man etwa 1200 Beamte im engeren Sinne, ohne Hofstaat und Militärstellen, ohne Pfarrgeistlichkeit und Lehrstand. Solche Beispiele machten die kleinen geistlichen Gebiete nach Kräften oder besser

Digitized by Google

über ihre Kräfte nach. Auch bei der Personalunion mehrerer geistlicher Staaten ergab sich keine Ersparniß. Trotzdem sie meist nur einen Fürsten besaßen, hatten die Bisthümer Würzburg und Bamberg fortdauernd ihren vollständigen besonderen Hofstaat. In Würzburg bestand er aus vier Oberchargen, dem Obristhofmeister, dem Hofmarschall, dem Oberstjägermeister, dem Oberststallmeister, aus 33 Kammerherren und acht Hofkavalieren. Oberste geistliche Behörde war das Vikariat; die anderen Regierungsbehörden sind die weltliche Geheimkanzlei, der geheime Rath, die Regierung mit 72 Räthen, unter denen 25 „gelehrte" Räthe sich befanden, das Konsistorium, die Hofkammern, das Hofgericht, das kaiserliche Landgericht des Herzogthums Franken, das Polizeigericht und zum Schluß der Hofkriegsrath!

Schon die Zeitgenossen haben zu Gunsten der geistlichen Staaten in die Wagschale geworfen, daß die Unterthanen immerhin wenigstens nicht durch die Militärlasten so in Anspruch genommen worden seien, wie in den weltlichen Reichsstaaten. Das ist nun allerdings richtig; die große stehende Armee des kriegerischen Bischofs Christoph Bernhard von Münster (1650—1678) ist eine Ausnahme geblieben. Aber ihr Kreiskontingent mußten die Stifter doch aufstellen; wenn sie auch nur, wie Augsburg und Ellwangen, ihre Leibgarde auf solche Weise bildeten. Andere strengten sich mehr an: Mainz hielt vier Regimenter regulärer Fußtruppen, drei in Mainz, eines in Erfurt liegend; die Wachen am Residenzschloß bezogen vier Grenadierkompagnien; alles zusammen 3000 Mann; dazu kam eine Leibgarde zu Pferde; dann eine Husarengarde und ein Jägercorps, die zugleich als Landespolizei dienten.* Trier hielt 1200 Mann und 40 Leibgarden auf den Beinen; Köln 1100, nämlich ein Infanterie-Regiment, eine Eskadron Husaren

* So giebt Sartori an. Riesbeck erwähnt noch ein Artilleriecorps von 104 Mann. Die Zahlen schwankten selbstverständlich.

Digitized by Google

und 50 Garde-du-corps; Salzburg 1000 Mann und die Leibgarde. Münster hielt nur noch sieben Regimenter; Würzburg fünf; Bamberg halb so viel zu Fuß und Pferd. Aber diese verhältnißmäßig geringen Truppen dienten eben auch, mehr als zur Vertheidigung gegen äußere Feinde, zum Vorwand für einen glänzenden Stab hochadeliger Offiziere. Bamberg brauchte zwar nur einen Generalmajor neben dem Kriegsrathe; Lüttich schon drei für sein kleines Häuflein, das nicht den geringsten Ansprüchen, auch nur an Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit genügte. Münster hatte vier Generallieutenants, sechs Generalmajore; Würzburg einen Generalfeldzeugmeister, einen Generallieutenant und vier Generalmajore. Mainz hatte einen Generalchef und Gouverneur der Hauptstadt, fünf Generalfeldmarschalllieutenants und sieben Generalfeldwachtmeister. Zum Hofkriegsrath gehörte ein Präsident und sechs Räthe. Der oberste Rechnungsbeamte führte den pompösen Titel eines Ober-Kriegs-Montirungs- und Verpflegungskommissärs. Die hochadeligen Herren, die sich zur militärischen Laufbahn entschlossen, konnten aber nicht mit einer geringeren Charge als dem Obersten-rang anfangen und verlangten doch auch schon Avancement! Der Werth dieser geistlichen Truppen zeigte sich freilich in den Revolutionskriegen auf das Deutlichste. Der Glanz der geistlichen Staaten am Rhein verflog wie ein Mummenschanz des Karnevals vor den zerlumpten Haufen der Sanskulotten!

Es wäre Unrecht, die Schuld an den vielen Mißständen in den geistlichen Staaten von vornherein den Fürsten in die Schuhe zu schieben, zu meinen, daß die weltlichen Fürsten durch persönliche Befähigung, durch Ernst und Einsicht ihnen so weit vorangegangen wären. Es ließe sich eine lange Reihe von geistlichen Fürsten früherer Zeiten entwerfen, deren Wirken für ihr eigenes Gebiet wie für das ganze Reich ihren Herrscherberuf beweist. Und wer rein theoretisch die Vorzüge der Erb-

Digitized by Google

und der Wahlfürsten erwägen wollte, müßte dem Freiherrn von Moser Recht geben, wenn er durch einige Beispiele darauf hindeutet, daß es ein Vortheil und Vorzug der geistlichen Staaten vor den weltlichen sei, daß in den ersteren der neue Regent schon die Masse von Kenntnissen und Erfahrung mitbringe, welche in weltlichen der junge Fürst erst sammeln und von anderen borgen müsse oder aus Eigendünkel und Fürstenstolz wohl gar für entbehrlich halte, um Land und Leute nach seiner Phantasie regieren und ruiniren zu können (a. a. O. S. 143). Nach den Erfahrungen seines Zeitalters hatte er ja Recht, wenn er meinte: „Was ein geborener Herr vor ein Mensch seye, ist aus der Geschichte und dem Anblick so vieler todter und lebendiger Fürsten und Erbprinzen leider! so anschaulich und überzeugend bekannt, daß jeder weitere Beweis überflüssig sein würde." (S. 88.) Geborene Fürsten, fährt er weiter fort, seien nun die künftigen Regenten der meisten geistlichen Staaten auch. Jeder aufgenommene und aufgeschworene Domicellar und Domherr kann sich von der Stunde seiner Installation als einen möglichen Kur- und Erbprinzen seines Erz- und Hochstifts ansehen. Aber da er diese Möglichkeit mit vielen anderen theilt, so entgeht er vielen Gefahren, wodurch ein weltlicher Erbprinz von der Wiege an verwöhnt, verzärtelt, vernachlässigt, verdorben, verführt und verschmeichelt wird. „Edelgesteine sind sie alle, nur mit dem Unterschied, daß man in weltlichen Erbstaaten sich die Waare auf Gerathewohl roh oder geschliffen aufdringen lassen muß, in den geistlichen aber wird in der Regel kein ungeschliffener zugelassen, wenn man auch nicht immer zwischen Rosetten und Brillanten wählen kann oder mag." (A. a. O. S. 90.)

Diesen theoretischen Vorzug der Wahlstaaten findet nun aber Moser durch den wirklichen Stand der Dinge Lügen gestraft: „Die ursprünglich löbliche Einrichtung ist bis auf die

Digitized by Google

tiefsten Spuren hinaus verwischt, vergessen, vernichtet." Vor allem fehlt es, wie er meint, an der richtigen Erziehung der schon als Knaben zu Domicellaren eingeschriebenen Kandidaten. „Durch den ihnen frühzeitig eingeprägten Ahnenstolz wächst allmählich so ein Mittelding von menschlichem Geschöpf heran, das ein bißchen mehr als ein simpler Edelmann und doch nur erst Fürst in Hoffnung und in seiner Einbildung ist, sein persönlicher Valor aber steht in der Achtung der Welt und des Volkes oft so tief unten, daß Verstandsschwäche, Untugend, Unwissenheit, Unart und Ausschweifung schon durch die mit Verachtung ausgesprochene Categorie: Es ist halt ein geistlicher Herr, zugedeckt und ausgesöhnt zu seyn ermessen wird." (Moser a. a. O. S. 93.)

Bei der Wahl der geistlichen Fürsten im Domkapitel mußte jeder Wählende einen Eid darauf schwören, nur dem Würdigsten seine Stimme zu geben; Gott wurde feierlich angerufen, seinen Einfluß nach der gleichen Richtung walten zu lassen. Der Erfolg ließ nicht viel davon erkennen. Man kann die wirklichen Zustände wohl kaum besser charakterisiren, als es der zeitgenössische Beurtheiler thut: „Dem es mit Ernst um den Chur- und Fürstenhut zu thun ist (denn die Bischofsmütze und Stab sind nur Beiwerk!), der kann ruhig in seinem Armsessel sitzen bleiben, der braucht in dem Wettkampf mit andern weder Schweiß noch Blut zu vergießen, wenn er nur bei wohlbestellter Küche und Keller desto mehr Wein vergießt, wenn er das pecuniam in tempore negligere versteht, wenn er sich zeitig Freunde im Kapitel zu machen und zu erhalten weiß, wenn er keinen Neuerungs- und Reformator-Geist blicken läßt, noch anderen mit überwiegenden Tugenden, Einsichten und Verstandeskräften allzu lästig wird, wenn er ein guter ordinärer Mann, der fünfe gerade seyn läßt, zu scheinen sich befleißt, es mit den Weibern hält oder doch nicht mit ihnen verdirbt, wenn er

Digitized by Google

aller geistlichen Welt Herr Bruder, Vetter und Freund ist, wenns ihm am besten schmeckt, doch aufzuhören weiß, um andere auch mitessen zu lassen, der Familienketten, Heurathen, neue Vetterschaften zusammenkünstelt, der sich in Zeiten um die Gnade, Freundschaft und Gunst derer weltlichen Höfe, welche den stärksten Einfluß bey einer künftigen Wahl haben könnten, bewirbt, allenfalls einem jeden von ihnen heuchelt, bey getheilten Interessen den Achselträger macht, und es zuletzt doch mit keinem, oder nur mit dem hält, von dem er den meisten Vortheil hat, der, wenn die Schäferstunde kommt, durch Bitten, mündliches, schriftliches und baares Versprechen, durch Negotiieren, Cabalieren, Intriguieren seiner Freunde und Freundinnen die einmüthige oder mehre Wahlstimmen auf sich zu vereinigen weiß." (A. a. O. 107—108.) Es ist eine bittere Satire auf die geistlichen Fürsten; aber auch eine beherzigenswerthe Lehre für unsere oft allzu objektive politische Geschichtsschreibung, der alles Bestehende und alles Bestandene auch das Vernünftige ist, die sich ängstlich hütet, einen moralischen Standpunkt der Beurtheilung in die Erzählung hineinzutragen. Wir denken dabei zunächst an Leistungen, wie G. V. Schmids Buch „Die säkularisirten Bisthümer Teutschlands", das in zwei Bänden nichts als Ereignisse beibringt und so ein Bisthum nach dem andern chronologisch abthut; schätzbares Material, aber ohne die leiseste Ahnung von der Aufgabe der Geschichte!

Was konnte bei solchen Umständen aus einer Wahl hervorgehen? Das Bleibende im Wechsel war eine Oligarchie, deren geistliche und weltliche Mitglieder durch Standesgefühl und Interessengemeinschaft eng zusammengehalten waren und sich häufig bei der Mehrheit der geistlichen Würden über mehrere Staaten hin verzweigten. In jeder Veränderung, in jedem Angriff auf das Bestehende mußte diese auf starren Konservatismus angewiesene Körperschaft einen Angriff auf ihre

Digitized by Google

Privilegien wittern, sich gegen jeden Fortschritt zur Wehr setzen. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß man sich bei Wahlen vor Männern von unternehmendem Charakter fürchtete, vor Genies, wie Moser sich ausdrückt, und wo nicht just den einfältigen, doch den biegsamen und mittelmäßigen Bewerber vorzog. Dem Einfluß des Kaisers aber, der schon seit dem Wormser Konkordat zu den Wahlen seinen Bevollmächtigten schickte und das Recht der Ausschließung eines ihm nicht genehmen Kandidaten behauptete, schreibt Moser einen unter Umständen sehr nachtheiligen Druck zu; daß zuweilen die Wahl auf einen kundbaren Dummkopf gelenkt worden sei, weil er sich mit Leib und Seele zum Dienst, Willen und Absichten des kaiserlichen Hofes ergeben, verpflichtet und verheißen habe. (S. 110.) Mosers Ideal eines geistlichen Fürsten ist zwar keineswegs das Genie, sondern „ein Fürst mit mittelmäßigen Geistesgaben, Rechtschaffenheit des Herzens, Empfindlichkeit vor Menschenwohl, Bestreben um die Erleuchtung und das Glück seines Volkes, reinen Absichten und festem Vorsatz, alle das gute zu thun, was er kann, der dabey seines Muths so weit Herr ist, nie mehr thun zu wollen, als er kann, und nie zu viel auf einmal zu wollen, der möchte wohl vor jeden, selbst großen, geistlichen Staat der beste Regent seyn" (a. a. O. S. 151).

Nun, der Zufall, der bei allen Wahlen sein Spiel treibt, hat auch geistliche Fürsten geschaffen, die zu diesem Ideal des Schriftstellers jedenfalls Modell gesessen haben. Aber sie gelten auch ihm nur als Ausnahmen. Ein Quaternenglück nennt er es mit einem von der Lotterie entlehnten Bild, wenn ein geistliches Land auch nur ein Stück eines solchen Regenten bekommt, dessen gleichen zwey, drey, vier der deutschen Erz- und Hochstifter dermalen sich zu erfreuen haben. (S. 99.) Aber er ist eben, wie so viele Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, von der Neigung beherrscht, den persönlichen Eigenschaften der Fürsten

Digitized by Google

allzu vielen Einfluß zuzuschreiben; er hat einen Friedrich II. und Josef II. vor Augen, deren Wirksamkeit durch ganz andere Bedingungen bestimmt ist, als sie die geistlichen Staaten darboten.

In den weltlichen Staaten des Reiches hatte der fürstliche Absolutismus sich immer stärker ausgeprägt, theils in der Form eines rauhen, aber im ganzen doch wohlthätigen hausväterlichen Regiments steter Bevormundung, wie in Preußen, theils in der verrufenen Aussaugung des Landes für die Befriedigung der Launen und Lüste der Herrscher, wie im unglücklichen Württemberg oder Sachsen. Mit Recht eifert Moser schon gegen den Sultanismus, wie später der Freiherr vom Stein. Aber stets blieb es im Interesse des erblichen Herrschers, sein Land wenigstens steuerfähig zu erhalten, oder die erbberechtigten Verwandten thaten Schritte zum Besten der Unterthanen; denn das dynastische Interesse kann sich doch nie ganz trennen von dem der Bevölkerung.

In den geistlichen Staaten aber band die Wahlkapitulation von vornherein die Hände des Fürsten und ließ ihm nur geringen Spielraum. Von gewaltthätigen Beglückungsversuchen brauchten sie sich zwar so wenig abhalten zu lassen, als die weltlichen. Noch 1777 verbot ein Bischof von Paderborn, Wilhelm Anton von der Asseburg, den Unterthanen den Genuß des Kaffees und behielt ihn den privilegirten Ständen vor; das Edikt wurde 1781 erneuert. Der Bischof von Speyer, Graf August von Limburg-Styrum (1770—1797) verbot den jungen Männern vor dem 24. Jahre zu heirathen; Zuwiderhandelnde wurden unter die Soldaten gesteckt, verkauft oder verschenkt. Sein Regierungsdrang, der den Zeitgenossen staunende Bewunderung abnöthigte, wenn auch sein Scepter, die gerne gebrauchte Peitsche, den Unterthanen nicht gefallen konnte, erwies sich darin, daß er alle

Digitized by Google

Geschäfte in systematische Ordnung brachte und mit Hülfe einer Menge von Fächern und Kästen in seinem Kabinet sagen konnte, welche Schildwache an irgend einem Thor seiner Städte zu jeder beliebigen Stunde sich befände!

Wo es sich aber um wirkliche tiefgreifende Reformen der Regierung und Staatsverwaltung handelte, mußte ein reformlustiger Fürst auf den stillen, aber zähen Widerstand seiner Stiftsgeistlichkeit und des Beamtenstandes gefaßt sein. Er konnte nur flüchtige Erfolge erzielen und sicher sein, daß sein Nachfolger, häufig als Koadjutor im voraus bezeichnet, sie schon aus Eifersucht und Eitelkeit wieder abschaffen würde. Aber in der Regel dachten die Fürsten gar nicht an die Möglichkeit von Reformen; sei es, daß sie in höherem Alter dazu gewählt und, auf raschen Wechsel gefaßt, sich damit zufrieden geben mußten, von ihrer Stellung noch möglichst viel Nutzen zu ziehen und ihre Familie emporzubringen; oder daß sie keine Kenntniß oder Interesse für die Bedürfnisse der Länder mitbrachten, besonders, wo jüngere Prinzen mehrere geistliche Fürstenthümer beherrschten.

Am besten vertrugen sich unstreitig die geistlichen Fürsten mit ihren Kapiteln, wenn sie in den noblen Passionen des hohen Adels sich begegneten. Dazu gehörte besonders die Vorliebe für die Jagd. Sie schien den Domherren wichtig genug, um sie gelegentlich auch zum Gegenstand der bischöflichen Wahlkapitulation zu machen, und von Sartori versichert, daß mancher deutsche Domherr den Fürstenhut verscherzt habe, wenn er entweder ein zu passionirter Jäger oder gar kein Jagdfreund war. Denn bei beiden fanden die Herren Jäger des Domkapitels ihre Rechnung nicht. (II. 2, 2., Cap. 89, § 2211.) Als große Nimrode dieser Zeit werden der Kurfürst Franz Georg von Schönborn zu Trier (1729—1756) und Bischof Damian Hugo von Schönborn zu Speyer (1719—1743) genannt.

Digitized by Google

Der Erzbischof Leopold Anton zu Salzburg aus dem Hause Firmian (1722—1744) stand in der Befriedigung seiner Jagdleidenschaft auf gleicher Stufe mit dem Landesherrn Schillers; ganze Tage streifte er in seinen Wäldern umher, und die Wilddiebe bestrafte er durch Versendung in ganzen Wagenladungen nach Venedig als Galeerensträflinge! Wer einen Begriff von dem Nachtheil hat, den die Jagdliebhaberei seiner Fürsten dem deutschen Bauer des 18. Jahrhunderts zugefügt hat, wird mit Verwunderung gewahren, daß bei den drei genannten Fürsten der oben angeführte Historiker V. G. Schmid nichts von solchen Charakterzügen angiebt; ja die beiden ersten erscheinen bei ihm in schönster Beleuchtung als getreue Hirten ihrer Herde! Man muß freilich annehmen, daß die meisten geistlichen Fürsten in dieser noblen Passion am letzten einen Widerspruch zu ihrer Stellung hätten finden können. Nach Moser hebt es ja schon das Herz eines Patrioten, wenn er hie und da einen unserer heutigen herrlichen und erleuchteten jungen geistlichen Männer einem ausgepichten hochwürdigen Weinfaß oder ausgemergelten alten geistlichen Wollüstling gegenüber stehen, reden und handeln sieht! Daß diese beiden Sorten die Hauptmasse bildeten, werden wir ihm ohne statistischen Beweis glauben! Was die erste betrifft, so lagen ja die drei geistlichen Kurfürstenthümer und mehrere der Bisthümer im gesegneten Weinland. Ein stattlicher Weinkeller hat stets zu den ersten Erfordernissen geistlicher Körperschaften und Würdenträger gehört, ohne daß man ihnen daraus einen sonderlichen Vorwurf machen könnte. Die Jesuiten in Mainz besaßen bei ihrer Aufhebung Weinvorräthe im Werthe von 120000 Reichsthalern, und als zur besseren Dotirung der Universität Mainz die Kartause und zwei Nonnenklöster 1787 aufgehoben wurden, da sollen die Weinkeller eine halbe Million Thaler werth gewesen sein! Am Hofe zu Fulda, zu dessen Besitz der Johannisberg gehörte, und in Würzburg fand der

Digitized by Google

bekannte adelige Abenteurer von Pöllnitz die stärksten Zecher. Die Cisterzienser-Abtei Eberbach im Rheingau besaß aber nicht bloß einen ungeheuren Weinkeller, vor dessen wohlrangirten Batterien der reisende Franzose erschrak, bis ihn sein Führer aufklärte, daß es die Mönche ohne deren wohlthätige Ausdünstung in dem feuchten Thal nicht aushalten könnten, sondern auch ihre schöne Jagd, prächtig möblirte Zimmer, ihren Billardsaal und ein halbes Dutzend sehr schöne Sängerinnen! Der Cölibat der geistlichen Herren wurde eben nicht allzu streng beobachtet. Der Novellist König erzählt in seinen Jugenderinnerungen aus Fulda manche Dinge darüber. Man darf es auch dem reisenden Franzosen glauben, daß die Augsburger Domherren die Jungfernschaften der Augsburger Bürgertöchter jährlich dutzendweise und wohlfeil gekauft hätten. Anderwärts erwähnt er das in einer bischöflichen Residenzstadt Deutschlands geltende Sprichwort, daß sich die Domherren selbst machten. Wenigstens sähe man sie in solchen Residenzstädten am häufigsten um die stiftsmäßigen Damen. Am Hofe des letzten Kurfürsten von Mainz spielten sogenannte Hofdamen eine ziemlich seltsame Rolle; eine davon schien dem österreichischen Hofe einflußreich genug, um sie durch Bestechung für seine Interessen gewinnen zu wollen. Man muß demnach wohl an das Sprichwort denken: Quod licet Jovi u. s. w., wenn man hört, daß er auch bei der Weltgeistlichkeit wie sein Vorgänger bei der Klostergeistlichkeit auf Anstand gedrungen und daß man wenig von auffallenden Ausschweifungen gehört habe. Die Sorge für Minderung der unehelichen Geburten veranlaßte ihn zur Nachahmung eines Befehls der Maria Theresia, nach dem solche Vorkommnisse durch unverzügliche Heirath gut gemacht werden mußten, wobei die einfache Angabe des Frauenzimmers schon genügte, wenn sie die Wahl unter Mehreren hatte!

Derlei politische Quacksalbereien, die auf das Symptom

Digitized by Google

ein Pflaster kleben, statt die Krankheit zu heilen, der Bau von Kirchen und Lustschlössern, die Dotirung von Spitälern, die Visitation von Klöstern und theologische Verordnungen gaben Anspruch auf den Ruhm eines ausgezeichneten Kirchenfürsten. Tiefgehende Reformen in Angriff zu nehmen oder vollends sie durchzuführen, war eben nicht möglich bei dem Zustande des Beamtenthums. Es zerfiel in drei Schichten oder, wenn man will, Kasten, die scharf voneinander getrennt waren. Die oberste Schicht bildeten die Domherren und ihre stiftsmäßige Verwandtschaft, die alle einflußreichen Stellen für sich in Beschlag nahmen und für den Fürsten so gut wie unabsetzbar waren, weil er sie ja meistentheils vorfand und sich dem Interesse des herrschenden Standes nicht widersetzen konnte, ohne in ein Wespennest zu stechen.

Die zweite Schicht bildeten die Angehörigen des neuen nicht stiftsmäßigen Adels und der landesgebürtigen bürgerlichen Familien. Ihre Lage und ihre Aussichten darzustellen, erscheinen die Worte Mosers allzu passend, als daß sie übergangen werden dürften. „Sie können durch Verdienst, Geduld und Fleiß, durch männ- und weibliche, geist- und weltliche Protektionen in Landes-Collegien und Bedienungen, als Räthe und Beamte gelangen, und, wenn sies hoch bringen, Hofkanzler, Regierungs- oder Cammer-Direktor, Staatsrath, Lehen-Probst, geheimer Referendarius, Comitial- oder Crays-Gesandter werden, und das sind dann gute, herrliche, gemächliche, sichere Dienste, so lange ein jeder dem alten Wahn und Schlendrian treu bleibt, alles lobt, wenig tadelt, sich keines politischen Unglaubens und Kezereyen verdächtig macht, nicht gegen den Strom schwimmen will und seinen jedesmaligen Gnädigsten Herrn, deren er bey einem mittelmäßigen Menschen-Alter drey, vier neue erleben kann, so dient, daß er keinen der möglichen künftigen sich abgeneigt oder gar zum Feinde macht.

Digitized by Google

Hat er aber einen erleuchteten, raschen, unternehmenden Herrn, ist er selbst ein thätiger, aufgeklärter, das wahre Volksbeste mit warmem Eifer umfassender Mann, kann er nicht tief und nicht oft genug sich bücken, wohl gar kriechen, stößt er Familien vor den Kopf oder auch nur einen oder andern vermeinten Chur- oder Erb-Prinzen, hält ers aus Ueberzeugung und Sympathie von Gesinnung zu sehr mit seinem Herrn, geht mit edlem Diensteifer in seine Verbesserungspläne ein, praktizirt wohl gar das Audentius ito! — so darf er nur um so gewisser sich die Rechnung machen, entweder noch während der Sedisvacanz oder doch von dem Nachfolger verabschiedet zu werden, und dann mag er ganz Deutschland durchwandern, bis er als ein verschrieener unruhiger Kopf wieder eine neue Ehrenstelle oder auch nur Obdach findet." (A. a. O. S. 79—80.) Aber auch schon im vorigen Jahrhundert waren die selbständig denkenden Köpfe und die festen Charaktere verschwindende Ausnahmen innerhalb des Beamtenstandes, und so wird der zuletzt geschilderte Fall nicht öfter eingetreten sein als heutzutage. Das Streberthum ist ohne Zweifel auch damals schon obenauf geschwommen!

Als dritte Schicht ist die große Masse der Subaltern-Beamten zu betrachten, die in unmittelbarer Berührung mit der Bevölkerung stehen, Landrichter, Amtleute, Förster, Steuereinnehmer, Zollverwalter u. dergl. Stellen, die jetzt als Durchgangsposten für bessere Aemter mit gebildeten Männern besetzt werden. Damals nnd in den geistlichen Staaten war es anders, wie uns wieder am besten Moser schildert. „Secretairs, Schreiber, Cammerdiener, Jäger, Stallmeister, Verwalter, oft gar natürliche Söhne der hochwürdigsten und hochwürdigen Herren, sind es nur allzu oft, denen ohne die gehörige Zubereitung und Kenntniß, geschweige Sentiments und Moralität, diese Stellen anvertraut werden, um ihrer los zu werden, um

Digitized by Google

sie, nicht das Amt zu versorgen, vor geleistete gute und schlechte persönliche Dienste, auf Kosten des Landes zu belohnen. Diese Gattung Menschen sind es, die das Volk drücken, schinden, aussaugen, laquaienmäßig behandeln und als Sklaven beherrschen, die denen sonst nach Grundsätzen gelinden geistlichen Regierungen den üblen Geruch und Nahmen und das Volk über seinen meist guten und gütigen Herrn, ebenso wie in weltlichen Staaten über die Volkstyrannen von Landschreibern [gemeint ist damit hauptsächlich Württemberg!] seufzen machen." (A. a. O. S. 82.) In die ganze Verderbniß einer Staatsverwaltung, die nur noch die Rücksichten auf die Bequemlichkeit der herrschenden Klasse kennt und das Volk nur als dienende Masse betrachtet, die nur Pflichten, aber keine Rechte besitzt, geben die weiteren Sätze den Einblick; der mangelhafte Ausdruck macht die wörtliche Anführung nicht räthlich. Alle Klagen, alle Schreie der Bedrückten waren vergeblich, denn diese unfähigen und gewissenlosen Beamten hatten ihre Beschützer und Fürsprecher am Hofe, im Domkapitel, in den obersten Behörden, und so geschah ihnen nie weh, so bunt sie es auch trieben. Man erwartete von ihnen gar keine bessere Amtsführung; und sie mußten es schon ganz grob treiben, bis es überhaupt möglich gewesen wäre, ihre Streiche und Schlechtigkeiten zu beweisen. Und da den herrschenden Kreisen ihre Bequemlichkeit über alles ging, so wurde schließlich Ruhe geschafft, indem man den Bauern statt des Schelmen von Beamten ins Zuchthaus steckte, weil er sich unbequem gemacht, zu laut geredet und zu viel Recht auf seiner Seite hatte. Man wollte nur keine Klagen hören, gleichviel ob begründet oder unbegründet. Der Zweck des Staates war, könnte man hinzusetzen, die gute Verdauung der Domherren und der anderen höchsten Behörden!

Die Farben erschienen vielleicht zu stark aufgetragen; aber die Wirklichkeit war gewiß noch viel schlimmer, als eine

Digitized by Google

in der Allgemeinheit sich verflüchtigende Vorstellung von Mißbräuchen nachzufühlen geneigt ist. Man muß sich erinnern, daß vielfach — und allerdings nicht nur in den geistlichen Staaten — der Stellenkauf bestand. In Trier ward er im Geheimen noch bis 1783 betrieben. In Bamberg und Würzburg hat ihn der vorletzte Bischof, Franz Ludwig von Erthal (1779—1795), abgeschafft. Eine lebendig geschriebene Flugschrift „Ueber den Diensthandel deutscher Fürsten" erschien 1786; sie bekämpft und befürchtet das Ueberhandnehmen des schmählichen, gewissenlosen und entsittlichenden Aemterverkaufes; schon gilt dem anonymen Verfasser die Hälfte, wo nicht mehr, von allen Landesdiensten als verkauft; um eine halbe Generation weiter hin sei es im ganzen Land. Eine Entschuldigung durch den Hinweis auf die Gewährung von Orden, Titeln, Standeserhöhungen gegen einträgliche Taxen oder durch den Vergleich mit dem Aemterkauf in Frankreich lehnt der Verfasser ab: hier wisse der König und die ganze Nation, wieviel ein jedes solcher verkäuflichen Aemter koste; es handle sich nur um ein dem Staat geliehenes Kapital, wovon der Zahlende im Genuß und Ertrag seines Amtes die Zinsen bezieht, und er könne das Amt wieder verkaufen. Bei dem Diensthandel in Deutschland aber würden wirklich „Bedienungen" so verkauft, daß unbesehen und ungeprüft oder nur zum Schein geprüft, solche Dem, so Geld und unter mehreren Käufern das meiste Geld giebt, zu theil würden. (S. 12.) Es ist ein Schleichhandel, der bei aller Publicität nur heimlich getrieben wird. Der Käufer wird seines Handels eins nur unter vier Augen, bekommt wegen geleisteter Zahlung keine Quittung; die eingehenden Summen lassen sich wohl aus Hörensagen zusammenschlagen, es wird aber keine Rechnung darüber gehalten. (S. 24.) Zu solch schmutzigen Geschäften bedurfte nun aber der Fürst eines vertrauten und in seinem Interesse verschwiegenen

Digitized by Google

Gehülfen und Günstlings; ein ehrlicher Mann gab sich freilich dazu nicht her; aber die Hofgeschichte des 18. Jahrhunderts nennt ja genug solcher „Faktotum" der Fürsten, Kammerdiener u. dergl. Ein solcher Mensch, der größte Schurke, den der Fürst schon als solchen kannte — wie sich unser Gewährsmann ausdrückt —, war dann der bevollmächtigte Seelenkäufer und Dienstverkäufer; er bekam seine geheime Instruktion, seinen Tarif, der im Anfang noch leidliche Summen enthielt. Seine Aufgabe erforderte eine gewisse Vorsicht; er war auf Vorwände und Ueberredungsgründe angewiesen; er konnte nicht direkt etwas verlangen, sondern nur den sich Anmeldenden ein gutes Beförderungsmittel wohlmeinend verrathen; er empfahl wohl Stillschweigen und Geheimhaltung. Zum Schein wurden noch die Behörden um Gutachten über die Fähigkeiten des Käufers aufgefordert, er an diese und die Minister gewiesen und am Ende auf den Machtspruch des Fürsten vertröstet. Ein leichtes war es, die Kaufsumme noch höher zu treiben; man brauchte nur von anderen Bewerbern zu reden, die schon mehr geboten hätten! Der Mensch aber, so sagt unser Schriftsteller an anderer Stelle, der ein Kapital als verloren hingab, wovon ihm schon die Zinsen einen namhaften Theil seiner rechtmäßigen Besoldung wegnahmen, der nicht sicher war und von Niemandem die Sicherheit erhalten konnte, auch nur auf ein Jahr seinen erkauften Dienst zu besitzen, war entweder schon ein Schelm oder hatte es doch im Sinne, von dem Tage des geschlossenen Handels an einer zu werden, oder er wurde es aus Noth oder aus Berechnung, um die Kaufsumme wieder einzubringen. (S. 36.) Er hatte sich ja stillschweigend das Recht erworben, zu stehlen, zu plündern, zu betrügen, kurz, auf jede mögliche Weise sich für seinen Verlust zu entschädigen, und der Fürst gestand es ihm auch in der That zu, solange er es nur nicht zu arg machte

Digitized by Google

und solange er sich nicht an den eigenen Einkünften des Herrn zu vergreifen wagte. (S. 44.) An Mitteln, sich Gewinn zu verschaffen, fehlte es in keinem Zweige der Staatsverwaltung. Kaufleute, Künstler, die Rechnungen einreichten, selbst Beamte, die ihren Sold verlangten, wurden mit dem Hinweis auf den üblichen Geldmangel in den Kassen hingehalten, bis sie den Wink verstanden und den Tribut an die Kassirer und Rechnungsbeamten entrichteten. Es war, um die Ausdrücke dieses entschieden geschäftskundigen Anonymus zu gebrauchen, im ganzen Land kein Acker, keine Wiese, kein Bach, kein Grenz- oder Feldstein, kein Recht, kein Zehenden, Hut oder Weide vor diesen Geiern sicher; kaum durfte sich einer ein zweideutiges Wort darüber verlauten lassen, so wurden Prozesse gemacht, wo keine waren, Kommissionen angeordnet, Augenscheine vorgenommen, und unter dem Vorwande, künftigen Streitigkeiten vorzubeugen, alte Urkunden erneuert, Lagerbücher eingeschrieben, neue Vermessungen vorgenommen, Zunftartikel revidirt, alles auf Kosten des gemeinen Wesens oder Derer, die auch nur die entfernteste Gelegenheit gegeben hatten. Der Fürst selbst, der Kameralämter verkauft hatte, wurde betrogen bei Erhebung der Gefälle, bei Verpachtungen, bei Bauten, bei Einrichtungen und Finanzoperationen und beim Ableben eines Beamten durch unzahlbar bleibende Kassenreste. (S. 78.)

Nicht anders waren beim Forstwesen Nebeneinkünfte zu machen. Der Eigenthümer konnte keinen Baum mehr fällen, ohne sich erst vom Forstmeister bis zum Forstknecht abzufinden. Wo Verordnungen bestanden, daß die Güter der Unterthanen vor Wildschaden sicher gestellt werden sollten, bildete jedes Wildschwein eine Leibrente für den Ober- und Unterförster. Die Schilderung trägt die Züge der Wahrheit. „Erst muß der Bauer mit Versäumniß seiner Arbeit Stunden weit laufen, um zu klagen; kommt er mit leerer Hand, so wird er angeschnurrt

Digitized by Google

und abgewiesen; er kommt zum zweiten Male, bringt Butter, Eier, Hühner, just, was das Haus vermag; nun bekommt der Unterjäger Befehl zu schießen; dieser legt den Befehl hin, bis ihm der Bauer ein Zuchtschweinchen versprochen oder etliche Würste in die Küche gebracht hat, und nun wird der Jägerpursch beordert, sich vom Bauern das Corpus delicti andeuten zu lassen, und auch dieser Schuft sieht die Sau nicht eher, bis ihm die Augen versilbert werden." (S. 79.)

Wir besitzen keine Anhaltspunkte dafür, ob der Stellenkauf mit seinen demoralisirenden Folgen gerade in den geistlichen Staaten mehr oder weniger als in den weltlichen geübt worden ist; es kann doch immer nur die Ausnahme gewesen sein, daß ein Uebermaß von Unterschleif und Bedrückung solche Fälle zur allgemeinen Kenntniß gebracht hat, so daß der bedrohte Beamte das Stillschweigen über die Art seiner Anstellung zu brechen Anlaß genommen hätte. Die Sache mußte noch mehr im Verborgenen bleiben, wenn unser Gewährsmann Recht hat mit seiner Behauptung, es sei in manchen Ländern noch gebräuchlich, daß der Käufer einen Eid zu Gott dem Allwissenden schwören müsse, sein Amt nicht durch Geschenke oder Gaben erhalten zu haben, aber so, daß man ihn zuerst schwören ließ und erst alsdann ihm das zuvor versprochene Geld abnahm! (S. 37.)

Aber selbst wenn in den geistlichen Staaten der Unfug des Stellenverkaufes weniger geherrscht hätte als in den weltlichen — so sind doch die Angaben Sartoris Anklage genug. In seiner trockenen Ausdrucksweise nennt er die Auswahl der Staatsbeamten eines der größten Gebrechen in der Regierung der geistlichen Staaten. Bei der Annahme von „Dienern" ob die Räthe und Minister der Fürsten oder die Domkapitel in Betracht kämen, sähe man meistentheils auf Empfehlungen; fremde Personen erhielten „Bedienungen", zu denen es ihnen an Erfahrung und Landeskenntniß fehle. Aber auch Landeskinder

Digitized by Google

als Beamte pflegten wenig Nutzen zu bringen, da sie nur in dem ererbten Schlendrian eines mechanischen Dienstsystems fortwandelten. Zudem würden öfters Leute gegen ihre Befähigung, gegen ihre Erfahrung und Kenntniß zu Aemtern verwendet. Einer, der früher bei dem Theater oder der Musik gedient habe, könne die Würde eines Kammerdirektors erhalten; ein ehemaliger Kassierer müßte wohl einen Justizrath machen; der Bereiter würde zum Kammerrath, der Controlleur zum Archivarius ernannt. Das müßte zum Nachtheil für das Land ausschlagen, aber auch die Diener seien der Gefahr ausgesetzt, bei jedem widrigen Ausschlag eines Geschäftes des Dienstes entsetzt zu werden. Andere Fürsten wieder gingen von der Meinung aus, durch häufigen Wechsel der Beamten nach und nach Menschenkenntniß zu erlangen, und ließen sie sich viele unnöthige Pensionen kosten.

Nicht besser stand es mit dem Schulwesen. Die Ansprüche des vorigen Jahrhunderts waren ja doch sehr bescheiden; es bedeutet also recht viel, wenn Sartori sagt, daß sich in den geistlichen Wahlstaaten die Erziehung der Jugend sowohl in Städten als auf dem Lande in dem erbärmlichsten Zustande befinde. Man habe ja fast in allen Akademien und öffentliche Schulen, aber sie leisten nichts, weil man zuerst anfange, Christen und Gelehrte zu schaffen, ehe man sie zu Menschen gemacht habe! In den meisten Stiftern liege das Schul- und Erziehungswesen in den Händen der Geistlichkeit, und deshalb gewinne es auch keinen Fortgang. In Trier und Köln beklagte die Regierung in öffentlichen Aeußerungen, daß das Landvolk bisher in der dümmsten Unwissenheit dahingelebt habe. Kurfürst Joseph Emmerich von Mainz wies bei feierlicher Eröffnung eines Gymnasiums in Mainz auf den bisherigen verderbten Zustand des Erziehungs- und Schulwesens im Mainzischen hin; es war 1773, in dem Jahre der Aufhebung

Digitized by Google

des Jesuitenordens. Emmerich Josephs Bemühungen um die Verbesserung des Schulwesens werden auch von Anderen rühmend hervorgehoben. Zur Stiftung und Unterhaltung eines Schullehrerseminars gab er aus seinem Privateinkommen jährlich 30000 Gulden her — wenigstens erzählt so der reisende Franzose. Sein Reformeifer mißfiel aber ebenso sehr der Kurie als seinem eigenen Domkapitel; und nach seinem plötzlichen Tod gab dieses seinen Wünschen für die Regierung des Nachfolgers in der Wahlkapitulation Ausdruck. Auf dem Gebiet des Unterrichts hat stets die Sparsamkeit das letzte Wort gehabt. Was Sartori von den unteren Schulen berichtet, wird kaum besonders überraschen können. Bei Anstellung der Lehrer an Stadt- und Landschulen sähe man mehr auf die Versorgung des Mannes als der Kinder. Es würden meistentheils Lakaien und derlei Leute als Schulmeister aufgestellt, die ohnehin unter die Klasse der verderbten Menschen gehören. Es genügt, wenn sie einige Wochen die Normalschule besucht haben. An vielen Orten ließen dann solche Schulmeister auch ihre Frauen oder Kinder die Schule abhalten, in der Meinung, daß diese mehr Fähigkeiten dazu besäßen. (Sartori, „Abhandlung" II. Abschnitt, § 14, dann II. Bandes 2. Theil, 1. Hälfte, § 1546. Allgemeine Bibliothek des Schulwesens III, 442.)

Aber auch die katholische Seelsorge ließ nach der Meinung der Kirchenfürsten selbst manches zu wünschen übrig. Sartori erwähnt unter den Mängeln der geistlichen Regierungsverfassung (Kap. 71, § 1901) auch „zu wenig Achtung für den gemeinen Priesterstand", freilich auch (§ 1903) „schlechte Beschaffenheit der Landgeistlichen in Ansehung der Volksleitung". Der niedere Klerus war durch seine Herkunft von der adeligen Dom- und Stiftsgeistlichkeit scharf geschieden; wie auch heute noch in katholischen Gegenden ergänzte er sich wohl vorwiegend aus Bauernsöhnen. Und da er in seinem Einkommen meist

Digitized by Google

auf Naturalleistungen der Gläubigen und auf den Ertrag des Pfarrgutes angewiesen war, rückte er auch dadurch dem bäuerlichen Stande nahe. Ein Hirtenbrief des Erzbischofs Hieronymus von Salzburg ausdem Jahre 1782 tadelt das geringe Interesse, das viele Priester für ihren Beruf zeigen, spricht von Müßiggängern, die ein Handwerk daraus machen, eine Viertelstunde mit dem Meßopfer sich abzugeben und den Gewinn am übrigen Tage zu verderben. Ein Hirtenbrief des Bischofs von Münster aus dem Jahre 1778 rügt die geschmacklose Art zu predigen, das Anbringen von Spitzfindigkeiten und Sophismen, das Aufzählen der Scholastiker pro und contra bei jedem dogmatischen Satze. Ob freilich das Beispiel seiner kirchlichen Obern für die mit der Seelsorge betrauten Geistlichen gerade eine Aneiferung zu einer entsagenden apostolischen Thätigkeit sein konnte?

So waren alles in allem genommen die Bevölkerungen der geistlichen Staaten nur dazu da, um von dem geistlichen und weltlichen Adel ausgesaugt zu werden bis zur Schamlosigkeit! Einige Domkapitel waren so weit gegangen, daß sie die dem Stift gehörenden Kapitalien gekündet und unter ihre Mitglieder getheilt hatten, bis der Reichshofrath in Wien, bei dem es zur Klage kam wegen Speyer, 1781 dagegen einschritt. Adel und Geistlichkeit überließen die Steuerlast den erwerbenden unteren Ständen; wo es nicht ganz ging, doch zum größten Theile. Noch 1799 beweist eine Flugschrift: „Die Steuerfreiheit des christlichen Clerus im deutschen Reiche" aus dem Vernunftrecht, dem philosophischen Staatsrecht, aus dem Zweck des Staates nicht nur die Nothwendigkeit der Steuerfreiheit für alle Geistlichen, die Mönche eingeschlossen, sondern selbst für Güter und Gefälle der Domkapitel in Gebieten anderer Landesherren! Die Verwüstung des Denkens durch die scholastische Afterbildung zeigt sich bei solchen wahnwitzigen Verknüpfungen von bloßen Begriffen auf das klarste.

Digitized by Google

Von einem Staatshaushalt, einer Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben, einem Budget war gar keine Rede, ſchon die häufige Vereinigung mehrerer geiſtlicher Fürſtenthümer hätte es erſchwert. Vielfach beruhten ja auch die Einkünfte der Fürſten und der Domkapitel auf Gütern; ihre private Rechnung iſt nirgends getrennt von den Bedürfniſſen und Mitteln für die Staatsverwaltung. Das Rechnungsweſen war allenthalben in größter Verwirrung; die Kaſſen waren meiſt geleert; eine Maſſe von Schulden laſtete auf dem Staatsbeſitz. Die Wälder waren erſchöpft durch ungeregelten Holzſchlag; denn man ſah eben nur darauf, die Einkünfte zu vergrößern, nicht die Steuerkraft zu heben. Für Kanäle, für Land- und Vicinalſtraßen fehlte das Geld, das nach Rom, auf die Adelsſitze oder an einen auswärtigen Fürſten abfloß. Das Steuerweſen war ganz ungeordnet und ſyſtemlos. Zu den alten Laſten hatte man bei allen dringenden Bedürfniſſen neue unter den verſchiedenſten Namen gefügt. In Münſter gab es außer dem Zehnten zum Unterhalt der Geiſtlichkeit und der eigentlichen Hauptſteuer, der ſeit dem dreißigjährigen Krieg beſtehenden Schatzung von 350000 Thalern, noch ein Dutzend Natural- und Geldleiſtungen und Frohnden. In Mainz beſtanden 15 oder 16 Schatzungen; der letzte Kurfürſt verzichtete bei ſeinem Regierungsantritt auf zwei wenig einträgliche. In Osnabrück bekam der Biſchof jährlich 100000 Thaler bar als „Geſchenk". Als Clemens Auguſt von Bayern, der ſo viele Würden vereinigt hat, Bruder Kaiſer Karls VII., zum Hoch- und Deutſchmeiſter gewählt wurde, öffnete man die Kaſſe, was nur alle 100 Jahre geſchehen durfte, und fand mehrere Millionen baares Geld aufgeſpeichert. Seitdem wurde der Kaſſenſturz alle 25 Jahre vorgenommen! Von den beſtändigen Klagen der Steuerzahler über zu hohe Anlegung ſpricht auch Sartori; der Krummſtab laſtete ſchwer genug auf den Bauern. Im Gebiete eines geiſtlichen Fürſten, des Abtes zu Kempten,

Digitized by Google

hatte einst der große Bauernkrieg begonnen: auch jetzt war es ein geistliches Gebiet, wo die herübergewehten Feuerfunken der französischen Revolution zuerst zündeten; die Unterthanen des Fürstbischofs von Speyer beklagten sich tumultuirend über die hohen Lasten unter den verschiedensten Namen, über die Lehenseinrichtungen und die Leibeigenschaft.

In den gesegneten Fluren am Rhein und Main lohnte auch damals der Ackerbau, und die Gunst der Natur gab der Bevölkerung einen Anstrich von Behäbigkeit und Wohlleben. Aber Handel und Gewerbe lagen darnieder; das fiel den Zeitgenossen besonders gegenüber den benachbarten weltlichen Gebieten stark ins Auge. Sartori wird wohl recht haben, wenn er meint, das Zurückstehen der geistlichen Staaten in Hinsicht des Erwerbs zeige sich schon in der geringeren Bevölkerung, die um ein Drittel kleiner sei als in den vergleichbaren weltlichen Ländern: hier etwa 3000, dort nur 2000 Menschen auf der Quadratmeile im Durchschnitt. Und von diesen 2000 Menschen wären nach ihm 1000 Handwerker und Bauern, 360 Tagelöhner, 250 Bettler, 50 Geistliche, 3 Adelige gewesen; der Rest trifft auf Kaufleute, Beamte, Privatleute verschiedener Art. Im ganzen berechnet er für die geistlichen Staaten 4000 Adelige, 65 900 Geistliche. Läßt man seine Ansätze gelten und zieht bei Handwerkern, Bauern, Tagelöhnern u. s. w. noch die Zahl der produktiven, arbeitsfähigen Erwachsenen gegenüber den Kindern, Kranken u. s. w. in Betracht, so erklärt sich allerdings sein Unwille. „Diese geringe Volksmenge ist diejenige, welche ungeheure Geldsummen nach Rom für die Benefizienmehrheit senden und die Last für den Luxus ihrer Mitglieder allein tragen muß. Ihr saurer Schweiß ist die Labung so vieler fauler Staatsglieder, die sich öfters noch ein großes Bedenken machen, nur einen Teil ihrer erpreßten Gelder auf die Contributionen in allgemeinen Nothfällen zurückfließen zu

Digitized by Google

lassen oder im Stiftslande zu verzehren und ihre Nothwendigkeiten im selben bearbeiten zu lassen." (A. a. O. II. 1, 1, S. 431.)

Für Mainz berechnet er als Einkommen in Bargeld durch Handel, Schiffahrt, Getreidebau, Wein, Bergwerke und Mineralwässer jährlich 1 600 000 Gulden, für Köln ebenso 1 300 000 Gulden, für Trier 1 116 000 Gulden. Als Abgaben allein für „Mendikanten", Kollekten jährlich 800 000 Gulden, für Zahlungen nach Rom 73 346 Gulden, für die Nuntiaturen und ihre Sporteln 225 000 Gulden. Als Gesamteinnahme der 25 wichtigsten geistlichen Staaten berechnet er für den Zeitraum von 1700—1786 1274,4 Mill., für Ausgaben 3389 Mill.; es bliebe sohin ein „Abgang" des baren Geldes im Betrage von 2114 Millionen (II. 2, 2, Kap. 80, Handelsbilanz). Man wird ihm diese Zahlen nicht ohne weiteren Beweis glauben, den er natürlich nicht beibringen konnte; aber einen Grund zur trübsten Darstellung der finanziellen Lage muß er ja doch gehabt haben. Auch die Lage des Bauernstandes im ganzen erscheint ihm sehr bedenklich. Meist handelt es sich um Leibeigene und Pächter; kaum ein Drittel habe Erbeigenthum oder Erbzinsgüter. Wenn ein Stiftsunterthan verstarb, so bezog die Herrschaft beträchtliche „Jura" von seinem Gut, so daß die Uebernehmenden schlimm daran sein mußten. Waren vollends Schulden da, so ward das Gut verkauft und die Hinterbliebenenen waren der Armuth preisgegeben. Durchaus gelten ihm die Abgaben als zu hoch; der Verdienst als zu gering. Der Zerfall des Mittelmannes scheint ihm unvermeidlich. Und da die „Mittel zur Besserung" durch Vieh oder Maschinen u. s. w. fehlten, so mußte auch der Ackerbau ins Stocken gerathen.

Es ist ein trauriges Gesamtbild von den Zuständen in den geistlichen Staaten, das im Vorhergehenden entworfen ist nach den Stimmen gut unterrichteter Zeitgenossen. Daß die

Digitized by Google

einsichtigeren unter den Betheiligten, unter dem Stand, der auf die Existenz der geistlichen Herrschaft sich stützte, sich der Wahrheit nicht entziehen konnten, zeigt das Preisausschreiben im Journal von und für Deutschland, 1785, zwölftes Stück, erlassen von einem Freiherrn von Bibra, Domkapitular und Regierungspräsidenten in Fulda:

„Da die Staaten der geistlichen Reichs-Fürsten Wahlstaaten und über dieses größtentheils die gesegnetsten Provinzen von ganz Deutschland sind, so sollten sie von Rechtswegen auch der weisesten und glücklichsten Regierung genießen. Sind sie nun nicht so glücklich als sie seyn sollten, so liegt die Schuld nicht sowohl an den Regenten, als an der inneren Grundverfassung.

Welches sind also die eigentlichen Mängel? und wie sind solche zu heben?"

Eine Beantwortung ist die oben mehrfach verwendete Schrift des Freiherrn von Moser, die in der Klarheit der Gedanken, der Weite des Blickes, der Schärfe und Knappheit des Ausdrucks durchweg den Staatsmann und Schriftsteller und dazu den Sohn seines Vaters verräth. Kaum wird man solche Lobsprüche einer andern Beantwortung zollen können, die gleichfalls 1787 erschien unter dem Titel: „Auch etwas über die Regierung der geistlichen Staaten in Deutschland." Sie ist anonym und am Ende der Vorrede deutet nur der Zusatz „Auf dem Hundsrück im Ernte-Monat 1786" auf einen Angehörigen der gelehrten Berufe in ziemlich subalterner Stellung in einem kleinen Ort, der die ganze Sache mehr von unten sehen muß. Sachlich bietet sie nichts, was nicht Moser schon kürzer behandelt oder gestreift hätte. Der Anonymus eifert vor allem gegen die Feiertage, gegen die Abgaben nach Rom, für die Geistlichkeit und die Bettelmönche, gegen die Fasttage, wobei er seinem Abscheu gegen die Stockfische freien Lauf läßt, die

Digitized by Google

Mängel der Erziehung, die unbesoldeten Beamten und dergl. Sein kühnster Gedanke richtet sich gegen den Cölibat, der die Volksvermehrung hintanhält. Josephs II. Reformen gelten ihm als die Panacee für alle Mängel der geistlichen Staaten. Er ist ein Anhänger der katholischen Aufklärung, ein wohl belesener und sehr zahmer Stubengelehrter!

Moser ist kühner, wo er seinen Vorschlag ausführt, wie die Mängel der geistlichen Staaten zu heben seien; nur die Säkularisation gilt ihm als Rettung: er will dabei die geistlichen Staaten in ihrem äußern Umfang bewahrt wissen, aber das hierarchische System soll fallen. Fürst und Bischof sollen sich in zwei Personen trennen, aber die aristokratische Verfassung mit der Wahl des Fürsten soll bleiben, daß nicht alles von unersättlichen Monarchen und gewaltthätigen Fürsten verschlungen werde. Los von Rom! ist seine Losung. Weltliche Fürsten in den Stiftsländern können die deutschen Völkerzüge nach Rußland, Polen, Galizien, Ungarn in ihre Gebiete ziehen, und im Einvernehmen mit ihren stehenden Staatsräthen, den gleichfalls säkularisirten bisherigen Domkapiteln, alte Mißbräuche abstellen, die Denkfreiheit beschützen und Aufklärung befördern. „Schon lernt man in der katholischen Kirche allmählich Religion als Sache des Geistes und Herzens von Theologie sondern. Man glaubt jetzt schon die Hälfte weniger als vor 200 Jahren, und um 100 Jahre weiterhin werden die Befehle der römischen Kurie in Deutschland just so viel gelten, als ein Reichs-Hof-Raths-Conclusum in Berlin." (S. 213.)

So schreibt der Freiherr von Moser im Jahre 1786. Sein Vorschlag ist so wenig verwirklicht worden als hundert andere Pläne für Verbesserung von Staat und Gesellschaft. Es ist ganz anders gekommen, als irgend Jemand im Jahre 1786 sich träumen ließ. Die geistlichen Staaten sind verschwunden und haben zur Vergrößerung der benachbarten welt-

Digitized by Google

lichen Gebiete dienen müssen, — gerade das, was Moser als Stärkung des Despotismus auf das heftigste verabschente! Und nicht ohne Recht; das beweist die napoleonische Schule deutscher Fürsten deutlich genug. Moser hätte sich darüber vielleicht trösten können, wenn er sich an seinen Satz erinnert hätte: „Wenn aber ein weltlicher Chur- oder Fürst ein Serail von Maitressen hält, ein Trunkenbold, ein Saujäger, ein Spieler und Verschwender u. s. w. ist, so wird sich sein Volk doch immer weniger darüber ärgern, als wenn es eben diesen so unmoralischen Mann in seinem Meßgewand vor dem Altar als einen Boten und Priester Gottes verehren sollte.“ Mittlerweile sind auch die Fürsten anders geworden. Scheinbar verlor der Machtbereich der katholischen Kirche am meisten durch die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer; noch auf dem Kongreß von Wien wurden die Klagen über die Beraubung der Kirche laut. Heutzutage wird kein guter Katholik die Zustände vor 100 Jahren zurückwünschen; seit der letzten und größten Säkularisation, die den innerlichen Widerspruch der Verfassung und der Aufgabe beseitigt hat, ist der Einfluß der katholischen Kirche auf die Gemüther von Jahrzehnt zu Jahrzent gewachsen; und auch Andersdenkende müssen mit dieser Macht rechnen. So wenig lassen sich die Folgen politischer Veränderungen voraussehen!

Digitized by Google

Ueber Kugelblitze.

Von

J. Sauter,
Professor am Realgymnasium in Ulm a. D.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Zu den interessantesten und merkwürdigsten Erscheinungen, die man in der Atmosphäre beobachten kann, gehören unstreitbar die Kugelblitze, d. h. die Blitze, die die Form feuriger Kugeln annehmen.

Der charakteristische Unterschied der Kugelblitze von den Zickzack- und Flächenblitzen besteht in ihrer Dauer, ihrer Geschwindigkeit und ihrer Form. Während, wie allgemein bekannt ist, der zickzackförmige, schmale, scharf gezeichnete Blitz und ebenso der oberflächlich mit unbestimmten Umrissen erscheinende Blitz nur einen Augenblick, und zwar meistens weniger denn $^1/_{1000}$ Sekunde, dauert, sind die Kugelblitze oft 1, 2, 10 u. s. w. Sekunden, ja oft verschiedene Minuten lang sichtbar. Sie bewegen sich ziemlich langsam von den Wolken zur Erde, so daß das Auge deutlich ihren Lauf zu verfolgen und ihre Geschwindigkeit zu schätzen vermag. Ihre Bewegung kann mit dem Fluge eines Vogels, dem Laufen eines Thieres oder dem Rollen einer Kegelkugel verglichen werden, und fast stets zeigten sie sich dem Beobachter in kugel- oder eiförmiger Gestalt. Meistens sind mit der Erscheinung der Kugelblitze starke elektrische Entladungen der Atmosphäre verbunden, nur selten wird von einem vereinzelten Kugelblitze berichtet, dem andere Blitze weder folgten noch vorangingen, jedoch waren die sonstigen Begleiterscheinungen der Atmosphäre stets gewitterähnliche. Die übrigen Kennzeichen sind nicht stich-

Digitized by Google

haltig. Bald erscheinen die Kugelblitze vor einer Entladung, bald nach einer solchen, zuweilen verschwinden sie spurlos, zuweilen explodiren sie unter furchtbarem Krachen, das bald mit dem Geräusch eines Pistolen-, Flinten- oder Kanonenschusses, eines Schusses aus einem großen Mörser oder aus 20, ja sogar 100 gleichzeitig abgefeuerten Kanonen verglichen wird, oder von dem behauptet wird, daß noch niemals ein solch schreckliches Krachen gehört worden sei. Oft folgen die Kugelblitze den Dachkanten der Häuser, manchmal dem Blitzableiter, eben so oft, ja fast öfter, verzichten sie auf derartige Wegweiser und irren umher ohne jedes erkennbare Gesetz und Ziel. Ihre Lichtstärke wird verschieden angegeben und scheint bisweilen nicht groß zu sein, bald erscheinen sie mit einer rothen Flamme, wie der Zünder einer Bombe, oder hinterlassen einen Streifen hellen Lichtes, wie eine bei Nacht abgefeuerte Rakete. Das scheinbare Volumen der Kugelblitze wird verschiedenartig angegeben und theils nach exakten Messungen, theils nach Schätzungen variirt der Durchmesser zwischen 11 cm und 116 cm. Die Größe wird bald mit einem Kinderball, einem Sechspencestück, einem Hühnerei, der Größe der Faust, einer kleinen Kanonenkugel, einem Kinderkopf, einem Manneskopf, einem Cricket-Ball, einer Kanonenkugel größten Kalibers, einer Bombe, mit der Mondscheibe, der Sonnenscheibe, dem Volumen eines neugeborenen Kindes, einem kleinen Fäßchen, einer Tonne, ja sogar mit einem großen Mahlstein verglichen. Bald drehen sich die Kugelblitze mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit um sich selbst, bald schleudern sie Flammen oder Funken nach allen Seiten hin von sich, bald theilen sie sich in mehrere kleine Kugeln, sowohl in der Atmosphäre selbst, als auch erst, nachdem sie auf dem Erdboden angelangt sind. Beim Durchsetzen der Atmosphäre sind sie oft von einem scharfen Zischen begleitet, vielfach verbreiten sie in der Atmosphäre, in der Nähe des

Digitized by Google

Erdbodens und besonders in den Häusern einen Schwefelgeruch, der zuweilen so stark ist, daß den Menschen der Tod durch Ersticken droht. Bald bewegen sich die Kugelblitze in gerader, bald in krummer oder wellenförmiger Linie, bald steigen sie wieder, nachdem sie sich gegen den Erdboden hin gesenkt haben, in die Atmosphäre zurück, ohne den Erdboden erreicht zu haben, bald bewegen sie sich in schräger Richtung in der Nähe des Bodens über die Erdoberfläche dahin, oder scheinen gar aus der Erde emporzusteigen. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen, die man bei Kugelblitzen sehen kann, besteht darin, daß, nachdem die Kugelblitze den Erdboden erreicht haben, sie manchmal wie ein Gummiball mehrere Male auf- und abhüpfen. Manchmal dringen die Kugelblitze, trotz ihres Volumens, in sehr enge Oeffnungen ein und nehmen bei ihrem Austritt wieder ihr ursprüngliches Volumen an. Durch Thüren, Fenster, das Kamin oder, indem sie eine Mauer oder das Dach durchbrechen, dringen die Kugelblitze in die Wohnungen der Menschen ein, durchlaufen manchmal mehrere Zimmer, um entweder zu zerplatzen, ganz geräuschlos zu verschwinden, oder endlich wieder durch das Kamin, ein Fenster oder eine Thüre ins Freie zu gelangen. Auf freiem Felde verschwinden die Kugelblitze oft in einem Bache, einem Sumpfe oder in einer Schwemme. Manchmal scheinen die Kugelblitze einfach vom Winde davongetragen zu werden, manchmal stehen sie auf ihrer Bahn einige Augenblicke still. Die Wirkungen der Kugelblitze auf dem Erdboden und in den Häusern sind im allgemeinen dieselben, wie die der gewöhnlichen Blitze, doch sind sie zuweilen von enormer Heftigkeit. Der Boden wird manchmal von Kugelblitzen ganz durchfurcht und ausgehöhlt, und sehr oft werden die von ihnen getroffenen Gegenstände ausgebohrt, bezw. durchlöchert, ohne jedoch immer die getroffenen Körper, Häuser, Thürme, Schiffe u. s. w. in Brand zu versetzen. Die Wirkungen

Digitized by Google

der Kugelblitze auf den Menschen sind verschiedener Art, bald laufen sie harmlos unter Personen umher, ohne diese auch nur im geringsten zu verletzen, oft versetzen sie denselben, ohne diese zu berühren und ohne zu explodiren, mehr oder weniger heftige Schläge, zuweilen erzeugen sie leichte Verwundungen und haben in manchen Fällen schon den Tod von Personen herbeigeführt. Auch ein bestimmtes Land scheinen sie nicht zu bevorzugen, man besitzt eine Reihe von Beispielen von den verschiedensten Ländern, wie auch von hoher See. Sie scheinen auch an keine Jahreszeit gebunden zu sein, im Sommer, d. h. zur Zeit der Gewitter, sind sie etwas häufiger, als in anderen Jahreszeiten, doch ist auch die Anzahl der im Winter aufgetretenen Kugelblitze relativ sehr groß. Am Tage scheinen sie häufiger vorzukommen, als bei Nacht, doch mögen bei Nacht die nicht in die Häuser eindringenden Kugelblitze der Beobachtung vielfach entgehen. „Es ist wahrscheinlich," sagt H. de Parville (Planté, „Elektr. Ersch.", Halle 1889, S. 25, Anm. 1 nach „Causeries scientifiques" 1876), „daß die Erscheinung des Kugelblitzes öfters entsteht, als man denkt; sie entging bisher den Beobachtern, die sie nicht erwarteten; so kann man nach Alluard, dem Direktor des Observatoriums am Puy de Dôme, nicht selten zur Zeit eines Gewitters Mengen kleiner Feuerkugeln auf den Rücken des Berges auffallen sehen."

Aus der reichhaltigen, sämtliche bekannten Beispiele über Kugelblitze umfassenden Sammlung, welche vom Verfasser als Beilage zum letzten Programm des Realgymnasiums in Ulm erschien, mögen folgende Beispiele hier spezielle Erwähnung finden:

Von Herrn Hapouèle erhielt „Arago" folgende Beschreibung eines Kugelblitzes:

„An einem heißen Sommertage des Jahres 1837 (das Datum kann ich nicht genau angeben) befand ich mich gegen zwei Uhr vor der Thür meines Pferdestalles, die durch ein

Digitized by Google

Wetterdach geschützt ist, und hatte mir gegenüber ein Wohnhaus, dessen Thür offen stand. Zwischen diesem Gebäude und meinem Standpunkte lag eine große Düngergrube.

Plötzlich, bei einem fürchterlichen Ausbruche des Donners, sah ich eine leuchtende Kugel von der Größe einer schönen Orange in etwas schiefer Richtung gegen die Mitte des Düngerhaufens, in 40 Fuß Entfernung von mir, herabfahren. Ich glaubte, sie würde in den Dünger eindringen; doch als sie bis auf drei Fuß Entfernung herangekommen war, nahm sie eine vollkommen horizontale Richtung, parallel mit dem Erdboden, an und bewegte sich nach der Thür hin, welche meine Frau einen Augenblick zuvor geschlossen hatte.

Sobald die elektrische Kugel sich bis auf 50 Fuß dem Hause genähert hatte, nahm sie denselben schiefen Lauf wie beim Niederfahren an und stieg aufwärts gegen die Wolken, wobei sie in anderthalb Fuß Entfernung neben dem nächsten Karniese des Hauses vorbeiging; in 160 Fuß Höhe verlor ich sie aus dem Gesicht."

(„Arago", IV. Bd. pag. 41.)

Herr H. F. Ulrichs berichtet über einen Blitzschlag zu Vegesack bei Bremen am 5. Mai 1881, 3¾ h. p. m. „Der Blitz, von verschiedenen Personen beobachtet, erschien kugelförmig, kam bei theilweise heiterem Himmel, ohne gleichzeitigen Regen. Getroffen wurde ein Komplex von Fabrikgebäuden, in welchen sich Schmiede-, Glühofen, Kesselanlage und eine Werkzeugmaschinenhalle befanden. Der Blitz ging am Blitzableiter des großen Schornsteins herunter, zerbrach etwa 4,5—5 m über dem Erdboden die runde eiserne Leitungsstange und vertheilte sich in die Fabrikräume. Ein Strahl ging durch das Fabrikgebäude zu einer außerhalb desselben stehenden, im Gange befindlichen Lochmaschine, wo ein Arbeiter getödtet und mehrere betäubt oder etwas gelähmt wurden. Derselbe Strahl ging weiter

Digitized by Google

in das Wohnhaus Nr. 65, woselbst sich zwei elektrische Glockenleitungen befinden. Zuerst in einen kleinen Hausflur eindringend, wo er an den Wänden und der Decke mehrere, 1—3 cm große Löcher machte, in welchen der Draht bloßgelegt ist, ging er durch eine Ecke in das nebenan befindliche Comptoir. Hier zerstörte er den Drücker einer elektrischen Leitung, an dessen Stelle eine schwarze Brandstelle entstand. Die Leitung selbst ist intakt geblieben. Sodann ging er im Zickzack unter der Zimmerdecke hin und drang, unter einem hölzernen Schiffsmodell einen Riß in der Wand verursachend, durch eine Ecke in ein nebenbefindliches Zimmer, wo er in einem Schornstein verschwand.

Außer dem schon bemerkten Lichtstrahl ging ein anderer durch das Kesselhaus, kam in Gestalt einer feurigen Kugel (diese Gestalt ist auch andererseits mehrfach wahrgenommen worden) unter dem Kessel hervor, bewirkte, daß das eine Kesselfeuer herausschlug, betäubte den Kesselheizer, ging ferner in Gestalt einer feurigen Schlangenlinie langsam am Portierhause vorüber, sprang über einen etwa 100 m langen Fabrikhof mit einem ziemlich großen Eisenlager und drang, ohne Schaden anzurichten, quer durch ein Fabrikgebäude, weiter durch einen Maschinenhausanbau und von hier aus an das daranstoßende Kesselhaus, wo er noch einige Dachpfannen lockerte, seine weitere Wirksamkeit aber aufhörte.

Außer dem Portier und zwei Arbeitern, die im Portierhause anwesend waren, bezeugten mehrere andere auf der Werfte beschäftigte Personen übereinstimmend das nahe Vorbeiziehen dieses merkwürdigen Kugelblitzes, der etwa die Geschwindigkeit eines Fußgängers besaß."

(L. Weber, „Blitzschlag u. s. w." in den „Schr. des nat. Ver. f. Schlesw.-Holst." IV. Bd., 2. Heft, S. 82, bezw. in der Broschüre „Die Blitzgefahr" Nr. 2, von Fr. Neesen, S. 28 und 29.)

Digitized by Google

Ueber den Tornado, der am 19. August 1890 Saint-Claude heimsuchte, berichtet M. Cadenat, Prof. der Physik am Collège de Saint-Claude folgendes: „Unter den elektrischen Phänomenen, welche die Trombe begleitet haben, sind die Feuerkugeln am häufigsten und bestimmtesten nachgewiesen. Alle gesammelten Notizen, sowohl in Saint-Claude, als in den von der Trombe durchschrittenen Dörfern, sind durchweg dieselben und zeigen nirgends Verschiedenheiten. Man kann daher einige sichere Thatsachen anführen.

Ein Bauer aus Vizy, mit seinem Vieh nach Hause zurückkehrend, wird vom Orkan überrascht und sieht eine Feuerkugel, welche mit großer Schnelligkeit herabsteigt. Vom Schrecken ergriffen, wirft er sich sofort zur Erde. Die leuchtende Kugel schlägt auf den Boden, zerspringt mit einem Krach und bedeckt ihn mit Staub. Dies ist der einzige Fall einer festgestellten Explosion.

Einwohner von Vers l'Eau und von Samiset haben Kugeln gesehen, groß wie ein Kopf, von lebhaftem Roth, welche sich langsam auf einige Scheunen zu bewegten, das Heu in Brand steckten und dann verschwanden.

In Saint-Claude haben viele Personen, welche beim Ausbruch des Orkans gegen den Winddruck kämpften, um ihre Fenster zu schließen, Feuerkugeln von der Größe einer Billardkugel gesehen, welche in der Drehungsrichtung der Trombe mit Gewalt fortgerissen wurden. Eine große Anzahl Anderer haben Feuerkugeln eindringen sehen in ihre Wohnungen durch die Schornsteine oder Ofenthüren, langsam sich fortbewegend in den Zimmern und einen leuchtenden, leicht spiralig gewundenen Streifen hinterlassend."

Herr Mermet, Rue de Pré, hat drei Feuerkugeln herabsteigen sehen in einen inneren Hofraum hinter seinem Hause. Zwei hatten eine langsame Bewegung in einiger Entfernung

Digitized by Google

vom Boden. Die dritte hatte sich auf eine Eisenstange geworfen, welche der Wind auf eine Mauer, ein wenig über einem Fenster, geweht hatte. Dann ist sie auf den Erdboden zurückgesprungen und auf der Oberfläche einige Meter weit fortgelaufen. Plötzlich die Richtung ändernd, ist sie in einen Korridor gegangen, wo sich eine nach der Straße herabsteigende Treppe befindet. Am Ende der Treppe ankommend, ging die Kugel zwischen der Mauer und der offenen Thür hindurch, zerstörte einen großen Theil des Schlosses, riß die Eisenbeschläge der Thür fort und trat dann hinaus auf die Straße, in die Thür ein großes Loch machend und dieselbe buchstäblich von oben bis unten spaltend.

In der Druckerei des „Echo de la Montagne" hat der Journalist M. Enard Feuerkugeln gesehen, welche, durch die Spitzen eines Eisengitters angezogen, während der Dauer des Orkans von einer Spitze zur anderen sprangen.

M. Hytier, Architekt, hat von seinem Balkon aus die Trombe ankommen sehen, durchfurcht nach allen Richtungen von zahlreichen Kugeln. Man hat auch eine große Menge Funken, welche die Luft erfüllten, wahrgenommen.

Es ist wahrscheinlich, daß wegen dieser besonderen Form des Blitzes demselben keine Menschenleben zum Opfer gefallen sind, denn es kann versichert werden, daß keine von den fünf getödteten Personen vom Blitze erschlagen ist. Ich vergaß zu sagen, daß M. Gauthier, Professor in Sentier (Schweiz), mir drei Fälle von Kugelblitzschlägen in dieser Gemeinde mittheilte.

Die dem Kugelblitze zuzuschreibenden materiellen Verwüstungen sind sehr interessant zu studiren: Man meldet einige verbogene Thürschlösser, man bemerkte auch eine große Zahl kreisrunder Löcher in den Fensterscheiben der Vorderseiten. Ihr Durchmesser ist in der Regel 8 cm; ihr Bruch ist frei, nicht sternförmig, auf der inneren Seite glatt anzufühlen und nach

Digitized by Google

der äußeren einen scharfen Grat darbietend. Zuweilen sieht man auf das Glas gezeichnet eine Reihe Wellen, konzentrisch um das kreisrunde Loch gruppirt, von konstanter Länge, während deren Höhe nach dem Rande hin abnimmt. Es hat also rundherum der Anfang einer Schmelzung stattgefunden. Diesen Effekt sieht man besonders am Buffet des Bahnhofs

(Aus der Zeitschr. „Das Wetter" 1890, S. 295.)

Während in den vorhergehenden Beispielen die Kugelblitze meist harmlos, ohne Explosion verliefen, zeigen die folgenden Beispiele Fälle von Kugelblitzen von rother, bezw. bläulicher Farbe, resp. von Kugelblitzen, denen eine Explosion folgte, oder welche während ihres Erscheinens mit einem Zischen oder Brausen begleitet waren, oder eine lebhaft drehende Bewegung zeigten, mehrmals auf und ab sich bewegten oder in den Wolken selbst erschienen.

Ueber einen im Jahre 1859 zu Waterneverstorf, Kreis Plön, beobachteten Kugelblitz hat Herr Graf v. Holstein auf Waterneverstorf sorgfältige Ermittelungen angestellt und darüber in einem Schreiben an Herrn Prof. Karsten das Folgende mitgetheilt: Die Erscheinung wurde von zwei an verschiedenen Stellen befindlichen Leuten vor, resp. in einer Zweiwohnungskate beobachtet. Der Arbeiter Steffen Horn stand während des Gewitters in der offenen Thür und sagt aus: „Glieks now den Slag käm dar up den Eerdboden mir vör du Fööt en' grote blaurote Füerkugel jüß as a'n Kegelkugel und lep nar mim Nachber sin Dör herin, kam aberst in'n Ogenblick wedder herut und lep öber den Meßfeht nar den Gohren. Ick kunn de Hitt' in't Gesich spören, jüß as wenn man so 'n Backaben apen smitt un denn stünk dat gräsig nar Svebel. Ick wär man bang, dat dat Ding schüll tweispringen, denn har Allends in Füer stahn." Ueber die Dauer der Erscheinung war nichts Genaueres festzusetzen, doch war die Bewegung der Kugel nicht mit der

Digitized by Google

Schnelligkeit des Blitzes zu vergleichen gewesen. Die Beschreibung der Nachbarin stimmt mit der vorstehenden Aussage. Danach war die große Kugel über die Hausthürschwelle, die Diele, die Thürschwelle in die Stube gekommen, hatte hier eine volle Wendung gemacht und war denselben Weg wieder zum Hause hinausgefahren, immer auf dem Erdboden bleibend: „Ick wär man immer bang, dat dat Ding wo brecken schüll, denn wär Allends in Füer upgahn." Die Bewegung war hiernach, wenn auch sehr rasch, doch nicht so gewesen, daß die Frau ihr nicht mit den Augen und der Angst, daß etwas Brennbares von der Kugel berührt werden würde, hätte folgen können.

(Weber, Ber. üb. Blitzschl. i. d. Prov. Schlw.-Holst. i. d. „Schr. d. nat. Ver. f. Schlw.-Holst. IV. Bd., 1. Heft, S. 48.)

Herr Oberförster Mehl aus Mochenthal, O.-A. Ehingen, hatte die Güte, mir folgenden Bericht über die Beobachtung von Kugelblitzen zu senden: „Ich war im Revier Schönthal nach einem sehr heißen Tage abends auf der Pürsche, es mag am Ende Juni 1874 gewesen sein. Gegen 9 Uhr wurde ich, auf dem Heimweg begriffen, von einem überaus heftigen Gewitter überrascht, vor dem ich mich unter eine alte Waldhütte, welche unmittelbar an einem chaussirten Sträßchen sich befand, flüchtete. Während das Gewitter mit unerhörter Gewalt tobte, bemerkte ich Kugeln von bläulicher Färbung, welche auf dem Sträßchen daherrollten und sich unter knisterndem Geräusch in sprühende Funken auflösten, theils vor, theils hinter meinem Standorte. Die Kugeln waren in der Größe von einer mittleren Kegelkugel. Das Platzen derselben, das mehrmals in meiner unmittelbaren Nähe erfolgte und das ich daher ganz genau beobachten konnte, verursachte keinen Knall, wohl aber eine solch blendende Helle, daß ich momentan vollständig geblendet war. Die Schnelligkeit, womit sich die Kugeln

Digitized by Google

bewegten, war keine sehr große, nicht größer, als die einer scharf geschobenen Kegelkugel, alle verfolgten dieselbe Richtung, genau die Straßenbahn einhaltend, in Zwischenräumen von verschiedener Zeitdauer, mehrmals rasch aufeinander, und habe ich etwa in einem Zeitraume von einer halben Stunde 25 bis 30 solche Kugel beobachtet. Das Gewitter hatte sich in dem einen muldenförmigen Einschlag bildenden Waldkomplex festgesetzt und tobte hier in furchtbarer Heftigkeit volle zwei Stunden. Die Kugelblitze zeigten sich gleich zu Beginn des Gewitters, während der Regen in Strömen floß und gewöhnliche Blitze unter unausgesetzten Donnerschlägen von allen Seiten niederfuhren und mehrmals in meiner Nähe einschlugen. Da ich die Straße der Kugelblitze wegen, den angrenzenden Hochwaldbestand aber wegen der meist in denselben einschlagenden gewöhnlichen Blitze nicht zu betreten wagte, so blieb ich auf meinem Platze unter der alten Hütte, bis das Gewitter etwa nachts 11 Uhr ziemlich ausgetobt hatte, und war froh, endlich den unheimlichen Posten mit heiler Haut wieder verlassen zu können. Indessen habe ich Kugelblitze nie mehr zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe auch gar kein Verlangen, nochmals in einem solchen Granatfeuer zu stehen, wie in jener Nacht."

Herr Babinet hat der Akademie der Wissenschaften am 5. Juli 1852 folgende Mittheilung gemacht:

„Der Gegenstand dieser Mittheilung bildet einen der Fälle von kugelförmigen Blitzen, mit deren Nachweise mich die Akademie vor einigen Jahren (am 2. Juni 1843) beauftragte. Dieser Blitz schlug nicht beim Kommen, sondern sozusagen bei seinem Rückzuge in ein Haus der Straße Saint-Jacques, in der Nachbarschaft des Val-de-Grace. Folgendes ist mit wenigen Worten die Beschreibung des Handwerkers, in dessen Zimmer der kugelförmige Blitz hinabfuhr, um dann wieder aufwärts zu steigen. Nach einem sehr starken Donnerschlage,

Digitized by Google

jedoch nicht unmittelbar darauf, sah dieser Handwerker, von Profession ein Schneider, während er nach Beendigung seiner Mahlzeit seitwärts am Tische saß, plötzlich den mit Papier beklebten Rahmen, welcher das Kamin verschloß, fallen, als wäre er durch einen mäßigen Windstoß umgeworfen, und eine feurige Kugel von der Größe eines Kinderkopfes aus dem Kamin ganz langsam hervorkommen und langsam in geringer Höhe über den Ziegelsteinen des Fußbodens durch das Zimmer hinwandeln. Nach der Aussage des Handwerkers war das Aussehen der feurigen Kugel wie das einer jungen Katze von mittlerer Größe, welche sich zusammengekugelt hat und sich fortbewegt, jedoch ohne sich auf ihre Pfoten zu stützen. Die feurige Kugel erschien mehr glänzend und leuchtend, als heiß und entzündet; auch hatte der Handwerker keine Empfindung von Wärme. Diese Kugel näherte sich seinen Füßen, wie eine junge Katze, welche spielen und sich nach Gewohnheit dieser Thiere an den Füßen reiben will; der Schneider jedoch zog die Füße zurück, und durch mehrere vorsichtige, aber, wie er sagte, stets langsame, sanfte Bewegungen, vermied er die Berührung mit dem Meteore. Dieses schien mehrere Minuten neben den Füßen des sitzenden Schneiders, der es aufmerksam, etwas nach vornüber geneigt, betrachtete, zu verweilen. Nachdem diese feurige Kugel einige Bewegungen in verschiedenen Richtungen ausgeführt hatte, ohne jedoch die Mitte des Zimmers zu verlassen, erhob sie sich vertikal bis zur Kopfhöhe des Schneiders, welcher, um eine Berührung seines Gesichtes zu vermeiden und gleichzeitig um das Meteor nicht aus den Augen zu verlieren, sich wieder aufrichtete und auf seinem Stuhle zurückbog. Als die feurige Kugel sich ungefähr drei Fuß vom Boden erhoben hatte, verlängerte sie sich etwas und richtete sich schief gegen ein Loch, das nahe drei Fuß über dem oberen Gesimse des Kamins angebracht war.

Digitized by Google

Dieſes Loch diente, um das Rohr eines Ofens, den der Schneider während des Winters gebrauchte, aufzunehmen. Aber der Blitz konnte, wie Jener ſich ausdrückte, das Loch nicht ſehen, weil es mit darübergeklebtem Papier verſchloſſen war. Die feurige Kugel ging jedoch gerade auf dieſes Loch zu, ſchälte das Papier, ohne es zu verletzen, ab und ſtieg in dem Kamin empor. Nachdem dieſelbe dann, wie unſer Zeuge ſagt, ſich Zeit genommen, längs des Kamins, mit dem Gange, mit dem ſie kam, d. h. ziemlich langſam, aufzuſteigen, und am Ausgange des Schornſteins, welcher wenigſtens 20 m über dem Boden des Hauſes lag, angelangt war, brachte ſie eine entſetzliche Exploſion hervor, welche einen Theil vom Ende des Schornſteins zerſtörte und die Trümmer in den Hof warf; die Bedachungen mehrerer kleinerer Gebäude wurden eingeſchlagen, ſonſt geſchah aber kein Unfall. Die Wohnung des Schneiders war in dem dritten Stocke, aber nicht in der Mitte der Höhe des Hauſes. Dem unteren Stockwerke ſtattete der Blitz keinen Beſuch ab, und alle Bewegungen der Kugel geſchahen langſam und nicht ruckweiſe. Ihr Glanz war keineswegs blendend, und ſie verbreitete keine merkliche Wärme. Die Kugel ſchien keine Neigung zu haben, leitenden Körpern zu folgen und Luftſtrömungen auszuweichen." („Arago" IV. Bd. pag. 43.)

Ueber einen Kugelblitz berichtete Dr. A. Wartmann in der Sitzung vom 20. Dezember 1888: „Am 2. bis 3. Oktober 1888 entlud ſich im Kanton Genf zwiſchen 2½ h. p. m. und 4 h. a. m. ein Gewitter, welches durch ſeine Dauer, durch die Niederſchlagsmenge und durch die große Zahl der Blitze denkwürdig iſt. Mehrere Flüſſe traten aus den Ufern und verurſachten bedeutenden Schaden, der Blitz ſchlug in vielen Orten ein, in Annemaſſe, Verſoix, Veyrier, Lancy, Grand-Saconnet ꝛc. Um 6½ h. p. m. fuhr ich von Verſoix nach Genthod. Am Wege von Malagny hörte ich den Kutſcher ſagen, er wiſſe

Digitized by Google

nicht, wo er sei. Er war geblendet von den Blitzen, die sich so häufig und intensiv entluden, daß das ermüdete Auge auch in den Pausen trotz der guten Wagenlaternen die Straße nicht unterscheiden konnte. Ich stieg auf den Bock und ergriff die Zügel. Kaum hatten wir die Haupteinfahrt zur Besitzung des Dr. Macet erreicht, als ich eine sehr helle und andauernde Lohe wahrnahm, die hinter mir ausbrach. In der Meinung, es sei ein Brand, wendete ich mich und sah beiläufig 300 m entfernt eine Feuerkugel von etwa 40 cm Durchmesser, die in unserer Richtung vielleicht 20 m über dem Boden mit der Geschwindigkeit eines Raubvogels zog und keine Lichtspur hinter sich ließ. In dem Augenblicke, wo die Kugel uns zu unserer Rechten um 24 m überholt hatte, platzte sie mit schrecklichem Knall, und es schien mir, als seien feurige Linien davon ausgegangen. Wir fühlten eine heftige Erschütterung und blieben einige Sekunden lang geblendet. Sobald ich wieder etwas unterscheiden konnte, sah ich, daß die Pferde sich unter rechtem Winkel gegen den Wagen gedreht, mit der Brust in der Hecke, mit herabhängenden Ohren und allen Zeichen heftigen Schreckens dastanden. Am folgenden Tage ging ich an die Stelle, wo die Kugel geplatzt war, zurück, konnte aber keine Spur einer Wirkung entdecken. Hundert Meter weit davon bemerkte ich, daß an einer Gruppe von drei Bäumen am Waldessaum die obersten Aeste ganz versengt waren, es läßt sich aber nicht behaupten, daß dieses von dem Blitze herrührt, den ich beobachtet hatte.

Zu gleicher Zeit wurde an einer anderen Stelle, $1^1/_2$ km von jenem entfernt, ein Pächter, der von Valavran zurückkehrte, plötzlich in einen violetten Lichtschein eingehüllt. Er hörte einen heftigen Knall und wurde 3 m weit vom Wege auf einen feuchten Rasen geworfen. Nach ganz kurzer Zeit erhob er sich sehr erschreckt, aber ohne Schaden."

Digitized by Google

(„Meteorol. Zeitschr." 1889. S. 119—120, aus „Archives des Sc. phys. et nat." Bd. XXI. 1889.)

Bei dem schweren Gewitter, welches in der Nacht vom 1. bis zum 2. Juli 1891 in der Provinz Brandenburg auftrat, sind mehrfach Kugelblitze beobachtet worden. Nach Berichten in der Zeitschrift „Das Wetter" wurde das Häuschen eines Zimmermanns in Berga bei Schlieben getroffen. Der Blitz war in den Schornstein gefahren, denselben zertrümmernd, hatte sich am Dache gespalten und war in seinem schwächeren Strahle am Dachsparren entlang gegangen, während der stärkere Strahl durch das Ofenrohr in den Ofen, dessen obere Schicht abreißend, und von dort nach einem nahestehenden Bettgestell fuhr, dasselbe ebenfalls theilweise zersplitternd, um schließlich an der gegenüberliegenden Wand in die Erde zu dringen, dabei auch noch die Lehmwand durchlöchernd. Der betreffende Zimmermann, welcher das einzige kleine Gemach des Häuschens mit Frau und drei Kindern bewohnte, erzählte nun den Hergang folgendermaßen: „Er schliefe mit dem einen Kinde in dem zertrümmerten Bette, während seine Frau mit dem zweiten Kinde in einem zweiten Bette gegenüber schläft und vor demselben die Wiege mit dem kleinsten Kinde steht. Bei Ausbruch des Gewitters habe sich der Mann angekleidet und sich mit dem bei ihm schlafenden Kinde auf den Bettrand gesetzt. Plötzlich sei mit mächtigem Gepolter eine runde Feuerkugel vom Ofen auf sein Bett gesprungen, daß dasselbe gleich zusammengebrochen wäre, und dann sei diese Feuerkugel so langsam nach der Wiege und dem Bette seiner Frau hingerollt, daß er mit der Angst um die Seinen fast ebensoschnell an die Wiege gesprungen wäre. Hierauf wäre die Kugel mit fürchterlichem Krachen durch die Wand oder Dielung verschwunden."

Wunderbarerweise ist keine der fünf Personen verletzt oder auch nur betäubt gewesen. Alle klagten über Taubheit

Digitized by Google

und Kopfschmerz wegen des dicken Schwefeldunstes, waren aber sehr schnell wieder völlig wohl. („Gäa", 27. Jahrg. 1891. S. 627—628.)

Herr Hogard, ehemaliger Marineoffizier, erzählt, daß er am 26. August 1821 in Epinal, als er während eines Gewitters nahe an einem Fenster stand, eine Feuerkugel sich gegen die Wolken unter einem Winkel von 50° bis 60° erheben sah, und zwar mit einem Zischen, ähnlich dem der Raketen. In demselben Augenblicke empfand er einen elektrischen Schlag, der so stark war, daß er ihn noch mehrere Tage lang spürte. Die Explosion, welche dieser Erscheinung folgte, war der eines Mörsers ähnlich. („Comptes rendus". T. 33. p. 894.)

Während in den vorhergehenden Beispielen von eigentlichen Unglücksfällen, die durch die Erscheinung von Kugelblitzen verursacht wurden, kaum die Rede ist, sind jedoch auch Fälle von Kugelblitzen bekannt, welche den Tod oder starke Verletzungen zur Folge hatten.

Am 20. Juni 1772, an demselben Tage, an welchem man während eines Gewitters über Steeple Aston (Wiltshire) eine feurige Kugel oscilliren sah, erblickten die Ehrwürdigen Wainhouse und Pitcairn, welche sich in einem Zimmer des Pfarrhauses befanden, plötzlich in der Höhe ihres Kopfes in ungefähr ein Fuß Entfernung eine feurige Kugel von der Größe einer Faust. Ein schwarzer Rauch umgab diese Kugel. Beim Zerplatzen entstand ein Geräusch, ähnlich dem, welches sehr viele Geschütze, auf einmal abgefeuert, hervorbringen. Unmittelbar darauf verbreitete sich ein schwefliger Dampf durch das ganze Haus. Pitcairn war gefährlich verletzt. Seine Kleider, sein Körper, seine Schuhe, seine Uhr trugen alle Anzeichen eines gewöhnlichen Blitzschlages an sich. Verschiedenartige Lichterscheinungen erfüllten das Zimmer und zeigten sehr lebhafte oscillirende Bewegungen.

Digitized by Google

Während desselben Gewitters und an demselben Orte sah man eine Feuerkugel auf ein Kamin in der Nähe eines eisernen Schrankes fallen. Die Kugel durchlief das Haus und verließ dasselbe durch eine zufällig offene Thüre, dann zersprang sie unter schrecklichem Getöse, ähnlich der Detonation von zwanzig Kanonen, und erfüllte die Zimmer mit Schwefelgeruch. Herr Paradise in seinem Briefe an den Ehrwürden Eliot giebt an, daß er vier bis fünf Fuß von der Bahn der Kugel entfernt war und gegen die Mauer geschleudert wurde, wo er ganz mit Feuer bedeckt wurde und unter dem Schwefelgeruche zu ersticken glaubte.

(Nach „Philos. trans." pag. 231, 1773; siehe auch „Arago", IV. Bd. pag. 37.)

Buchwalder, ein schweizerischer Ingenieur, hatte ein geodätisches Signal auf der Spitze des Säntis im Kanton Appenzell in 2504 m oberhalb des Meeresniveaus aufgestellt. „Den 5. Juli 1832 war," sagt Buchwalder, „der Berg von Wolken bedeckt; der Wind war sehr heftig; um 6 Uhr begann der Regen, und der Donner widerhallte in der Ferne. Hagel fiel in solcher Menge, daß er in wenigen Augenblicken den Säntis mit einer 4 cm dicken Eisschicht bedeckte. Um 8 Uhr 15 Minuten grollte der Donner von neuem, und sein Gebrüll, welches immer näher kam, war ohne Unterbrechung bis 10 Uhr hörbar. Ich ging weg, um den Himmel zu erforschen und die Tiefe des Schnees einige Schritte von dem Zelte zu messen. Kaum hatte ich diese Messung vorgenommen, als der Blitz mit Wuth aufleuchtete und mich und meinen Gehülfen zum Rückzuge in mein Zelt zwang. Dann umhüllte den Säntis eine dicke und wie die Nacht schwarze Wolke; der Regen und der Hagel fielen in Gießbächen; der Wind blies rasend; die nahen und ineinander vermengten Blitze ähnelten einem Brande; der Donner mischte darein seine überstürzten Schläge. Ich fühlte,

Digitized by Google

daß wir im Mittelpunkte des Gewitters uns befanden. Mein Gehülfe konnte sich einer Schreckensbewegung nicht erwehren, und er fragte, ob wir keine Gefahr liefen. Ich beruhigte ihn, indem ich ihm erzählte, daß zur Zeit, als Biot und Arago ihre geodätischen Beobachtungen in Spanien machten, der Blitz auf ihr Zelt fiel, aber nur ihre Kleider gestreift hätte, ohne sie selbst zu berühren. Ich war in der That ruhig; denn, gewöhnt an das Rollen des Donners, studirte ich, wenn er mich noch näher bedrohte. In diesem Augenblicke erschien eine Feuerkugel zu den Füßen meines Genossen, und ich fühlte mich am linken Schenkel von einer heftigen Bewegung, die ein elektrischer Stoß war, getroffen. Er hatte ein klägliches Geschrei ausgestoßen: „Ach mein Gott!" Ich wendete mich gegen ihn und sah auf seinem Antlitze die Wirkung des Blitzschlages. Die linke Seite seines Gesichtes war von braunen oder rothen Flecken durchfurcht. Seine Augen, seine Augenwimpern, seine Augenbrauen waren gekräuselt und versengt; die Lippen und Nasenlöcher waren braunviolett; seine Brust schien sich noch für Augenblicke zu heben; aber bald hörte das Athemgeräusch auf. Ich rief ihn an, er antwortete mir nicht. Sein rechtes Auge war offen und glänzend; es schien mir, daß aus demselben noch ein Strahl des Bewußtseins ging; aber das linke Auge blieb geschlossen, und als ich das Augenlid erhob, sah ich, daß das Auge getrübt war. Ich nahm indes an, daß er auf der rechten Seite sehend blieb, denn als ich versuchte, das Auge dieser Seite zu schließen, ein Versuch, welcher dreimal von mir wiederholt wurde, öffnete es sich wieder und schien belebt. Ich legte die Hand auf das Herz: es schlug nicht mehr; ich stach seine Gliedmaßen, den Körper, die Lippen mit einem Zirkel, alles war unbeweglich, er war todt.

„Der physische Schmerz entriß mich dieser unglückseligen Betrachtung. Mein linker Schenkel war gelähmt, und ich fühlte

Digitized by Google

ein außergewöhnliches Zittern. Ich empfand andererseits ein allgemeines Beben, eine Beklemmung und unregelmäßige Herzschläge. Ich erreichte mit der größten Mühe das Dorf St. Johann. Die Instrumente waren in gleicher Weise vom Blitze zerschlagen."

(Nach Buchwalder, „Resultate der trigon. Messungen in der Schweiz; Kämtz, „Lehrbuch der Meteorol." S. 327.)

Besonders interessant ist eine besondere Gattung von Kugelblitzen, nämlich die sogenannten Rosenkranzblitze (éclairs en chapelet), auch Perlen-, Punkt- oder Funkenblitze genannt. Bei diesen Erscheinungen zeigt sich entweder der ganze Lichtstrahl in eine Reihe glänzender Funken, resp. kleiner Kugeln aufgelöst, oder ein Zickzackblitz zerfasert sich am Ende in sprühende Funken. Die Rosenkranzblitze scheinen eine Art Uebergangsstadium von der gewöhnlichen, geschlängelten oder geradlinigen Form der Blitze in die der Kugelblitze zu sein.

Als Beispiele für obige Gattung von Kugelblitzen mögen folgende dienen:

Am 18. August 1876 brach über Paris nach einer Reihe sehr heißer und trockener Tage ein heftiges Gewitter los, das mit heftigen Regengüssen begleitet war. Dieses Gewitter, von dem Planté von einem der höchsten Punkte der Umgegend von Paris, nämlich von der Anhöhe von Meudon aus, wo er sich damals gerade befand, mit Aufmerksamkeit die verschiedenen Entwickelungsstadien verfolgte, gab ihm Gelegenheit, eine sehr seltene, in der Meteorologie seither nur wenig bekannte Blitzform zu beobachten, deren Natur, wie Planté glaubt, vielleicht ein neues Licht auf die Bildung der Kugelblitze werfen dürfte. Das Gewitter brach etwa um 6 Uhr morgens in der Umgegend von Paris aus. Eine dichte Wolke verdunkelte den Himmel, worauf bald eine ganze Reihe von Blitzen der verschiedensten Art erschienen. Die einen waren zickzackförmig, andere hatten die Gestalt von Kurven mit mehrfachen Punkten oder mit

Digitized by Google

geschlossener Peripherie. Einer der Blitze, in sich selbst zurückgeschlungen, hatte beinahe genau die Gestalt der unter dem Namen „Folium von Descartes" bekannten Kurve. Diese Blitze schienen im allgemeinen aus leuchtenden Punkten zusammengesetzt zu sein, ähnlich den leuchtenden Furchen, die auf einer feuchten Oberfläche durch einen hochgespannten elektrischen Strom erzeugt werden. Gegen 7 Uhr morgens, in dem Augenblicke, als das Gewitter sich gegen Paris hin ausbreitete, drang aus der Wolke ein sich von allen anderen Blitzen auszeichnender Blitz gegen den Erdboden hin, wobei er eine Kurve beschrieb, die einem ins längliche gezogenen „S" ähnlich war. Der Blitz war während einiger Augenblicke sichtbar und bildete eine Art von „Rosenkranz", der aus lauter leuchtenden, an einem schmalen, leuchtenden Faden angebrachten Kügelchen bestand. Dieser Blitz schien Paris in der Richtung nach Vaugirard zu treffen. Die Tagesblätter veröffentlichten in der That, daß der Blitz in Vaugirard, Grenelle u. s. w. eingeschlagen habe, und außerdem, daß er in kugelförmiger oder eiförmiger Gestalt gesehen worden sei. Es ist wahrscheinlich, daß der Blitzschlag gleichzeitig an verschiedenen Stellen entstand und daß er in der Nähe des Bodens in mehrere Körner getheilt wurde, denn man hat nur einen einzigen Blitz die Erde in dieser Richtung erreichen sehen. Der Regen war sehr ausgiebig, so daß die von der elektrischen Entladung durchsetzte Luft ganz und gar mit Wasserdampf gesättigt war. Planté giebt folgenden Auszug aus einigen am Samstag, den 19. August 1876, erschienenen Zeitungen: „Das lang ersehnte Gewitter ist endlich eingetroffen. Gegen Mitternacht begannen die Blitze geräuschlos die Wolken zu durchfurchen, indem sie von Minute zu Minute an Intensität zunahmen. Gegen 4 Uhr morgens folgten sie sich unaufhörlich wie die Raketen bei einem Kunstfeuerwerk. Es fiel auf, daß die Donnerschläge von dem gewöhnlichen Rollen

Digitized by Google

verschieden waren. Es war nicht das klassische Krachen, sondern eine Reihe dumpfer Schläge wie bei einer Kanonade. Der Blitz schlug an mehreren Orten unter sonderbaren Erscheinungen ein. So drang z. B. am Boulevard von Vaugirard 259 das elektrische Fluidum durch das Kamin ein, durchschritt ein von einem Dienstboten, der glücklicherweise abwesend war, bewohntes Zimmer und verließ, nachdem es einen Sack mit Wäsche angezündet hatte, das Zimmer, wobei zwei Fensterscheiben zertrümmert wurden. Beinahe zu derselben Zeit schlug der Blitz in das Haus Nr. 99 der Rue d'Assas ein. Der Blitz erschien in eiförmiger Gestalt, zerstörte den westlichen Giebel des Hauses und schleuderte ihn auf eine weite Entfernung hin in die benachbarten Gärten." Der Blitz schlug auch unter Kugelgestalt in das Haus Nr. 35 der Rue de Lyon ein, was in gleicher Weise von allen Zeitungen erwähnt und durch eine angestellte Untersuchung von Planté als richtig befunden wurde.

Unter anderen Augenzeugen sagte ein im ersten Stocke dieses Hauses wohnender Apothekergehülfe aus, daß er in einer gegenseitigen Entfernung von einigen Metern zwei Feuerkugeln in demselben Augenblicke fallen sah, von deren Glanz er ganz geblendet wurde, und welche, als sie den Erdboden erreichten, verschwanden. Obgleich Planté von Meudon aus den Blitz, welcher an dieser Stelle von Paris einschlug, wegen des dichten Regens nicht gesehen hat, so glaubt er doch aus der in Vaugirard beobachteten Erscheinung eines Rosenkranzblitzes schließen zu dürfen, daß der in der Rue de Lyon beobachtete Blitz von derselben Art war. Uebrigens hatten jene Blitze, welche im Innern der Regenwolken entstanden, eher das Aussehen von Reihen glänzender Punkte, als jenes von gleichmäßigen Lichtlinien. Die bei diesem Gewitter in der Atmosphäre vorhandene Elektrizitätsmenge war eine so beträchtliche, daß sehr merkwürdige Influenzerscheinungen, ähnlich dem St. Elmsfeuer,

Digitized by Google

beobachtet wurden. So schreibt z. B. Trécul („Comptes rendus." T. 83. pag. 478. 1876):

„Während des Gewitters, das am Morgen des 18. August über Paris hereinbrach, war ich zwischen 7 und 8 Uhr eben damit beschäftigt, an meinem geöffneten Fenster einen Brief zu schreiben, als plötzlich mehrere heftige Donnerschläge vernommen wurden, welche den Eindruck machten, als ob der Blitz in der Nachbarschaft eingeschlagen habe. Zu gleicher Zeit senkten sich gegen mein Papier leuchtende kleine Säulen nieder, von denen die eine eine ungefähre Länge von 2 m besaß; sie hatten den Anschein, wie wenn sie aus entzündetem Gase bestehen würden. Keinerlei Detonation fand statt, nur ließ sich vor ihrem Erlöschen ein kleines Geräusch wahrnehmen."

(Planté, „Recherches". Paris 1883. pag. 200—208. siehe auch Planté, „Elektr. Ersch." S. 23—30.)

Nachdem Planté seine Beobachtungen über Rosenkranzblitze veröffentlicht hatte, liefen an denselben von verschiedenen Seiten Berichte ein, welche in der That die Existenz dieser Art von Blitzen bestätigten. In einer an die Akademie der Wissenschaften am 20. November 1876 gerichteten Mittheilung schreibt M. Renou, daß die Planté'sche Beobachtung ihm einen ganz ähnlichen Fall ins Gedächtniß zurückrief, der sich allerdings einige Zeit vorher zutrug und von dem er selbst Augenzeuge war. „Während eines heftigen Gewitters, das sich am Abend des 20. Juli 1859 an den Brücken der Braye, Gemeinde Sougé, an der Grenze des Departements de la Sarthe und de Loir-et-Cher entlud, schien es mir," sagt M. Renou, „daß der Blitz in einige Pappeln einschlug, die am Ufer der Braye, 200 bis 250 m von meinem Standpunkt entfernt, sich befanden, wobei der Blitz eine vertikale, wenig gekrümmte Lichtlinie beschrieb, welche aus lauter intensiv leuchtenden Kugeln, genau wie ein Rosenkranz, bestand. Diese Erscheinung," sagt

Digitized by Google

Renou, „war augenblicklich, und nach dem Eindruck, den sie mir hinterlassen hat, habe ich den Durchmesser dieser Kugeln auf den zehnten Theil des Durchmessers der Sonne geschätzt, dies würde bei einem Winkel von 3 Minuten auf eine Entfernung von 200 bis 250 m einem Durchmesser jener Kugeln von ungefähr 20 cm entsprechen, und auf einen solchen Durchmesser schätzt man auch jene Feuerkugeln, die man schon zu wiederholten Malen die Innenräume von Wohnungen langsam durchwandern sah." (Planté, „Elektr. Ersch." S. 27; siehe auch „Comptes rendus." T. 83, pag. 1002. 1876. Planté, „Recherches." Paris 1883. pag. 206.)

E. Daguin, Professor der Physik am Lyceum zu Bayonne, schrieb im Journal „La Nature" vom 3. September 1887: „Die Perlenblitze bilden ein ziemlich seltenes Phänomen. Gestatten Sie mir, zu Ihrer Kenntniß die Ergebnisse einer dreifachen Beobachtung, welche ich diesbezüglich gemacht habe, zu bringen. Die drei in Frage stehenden Blitze gingen von oben nach unten und waren aus diskontinuirlichen, verlängerten, schwach angeschwollenen und veräftelten Linien gebildet. Die beiden ersten sprangen bei einem heftigen Gewitter, den 24. Juni von 7 Uhr 30 Minuten bis 8 Uhr abends, gegen den Südwesten von Bayonne; der letzte schlug bei Kap Breton (Landes) in eine Kiefer des Waldes, der dem Orte, an welchem ich beobachtete, benachbart war, den 13. August gegen 3 Uhr nachmittags. In den drei Fällen konnte ich sehr deutlich die Struktur des Blitzes, dank dem Fortbestehen des Lichteindrucks auf die Netzhaut, beurtheilen." (Planté, „Elektr. Ersch." S. 28.)

Für alle aufrichtigen theoretischen Meteorologen wurde die Verlegenheit, in welcher sie sich der Erscheinung der Kugelblitze gegenüber befanden, um so größer, je mehr die Meteorologie in den letzten Jahrzehnten bemüht war, den Forderungen einer

Digitized by Google

exakten Wissenschaft gerecht zu werden. Da es weder in der Natur, noch unter den physikalischen Experimenten analoge Erscheinungen gab, welche zur Erklärung der Kugelblitze hätten herangezogen werden können, so war die wissenschaftliche Untersuchung zunächst darauf beschränkt, überhaupt die Glaubwürdigkeit und den objektiven Thatbestand des Berichteten zu prüfen. Da jedoch die Glaubwürdigkeit der referirenden Autoren, eines Arago, Babinet, Tait, Jamin u. A., meist über allen Zweifel erhaben war, so konnte nur die Frage entstehen, ob die unmittelbaren Beobachter, welche in der Regel meistens keine berufsmäßigen Beobachter waren, vielleicht subjektiven Täuschungen anheimgefallen seien, d. h. ob die beobachteten Feuerkugeln nicht etwa das Resultat einer optischen Täuschung und vielleicht nur Nachbilder blendender Blitze waren. So sagt Professor Dr. W. G. Hankel, der Herausgeber von Aragos Werken, in einer im 4. Bande, S. 45, gemachten Anmerkung, daß nach seiner Meinung die Kugelblitze, d. h. die feurigen Kugeln mit langsamer Bewegung, in Wirklichkeit nicht existiren, sondern nichts weiter als subjektive Lichterscheinungen, Blendungsbilder, sind, welche der vorhergehende Blitz im Auge zurückgelassen hat. Diese Ansicht scheint sich zum Theil noch bis in die neueste Zeit hinein bei einigen Gelehrten erhalten zu haben, hat doch Sir William Thomson in der Versammlung der British Association zu Bath im Jahre 1888 geäußert, daß er die Berichte über Kugelblitze für übertrieben und vielleicht nur für eine Folge optischer Täuschung halte.

Gewiß wären diese oben angeführten Zweifel berechtigt, wenn die Beobachtungen jedesmal immer nur von einer Person gemacht worden wären. Allein in den meisten Fällen wurden die Kugelblitze gleichzeitig von mehreren Personen gesehen, und es würde mindestens zu einem ebensogroßen psychologischen

Digitized by Google

Räthsel führen, wenn man einfach alle Berichte damit beseitigen wollte, daß man sie für unglaubwürdig erklärte. „Wohin würden wir dann kommen?“ fragt schon Arago, „wenn wir alles leugnen wollten, was wir nicht erklären können?“ In der That ist auch von den meisten Meteorologen die Thatsache der Kugelblitze auf Grund der zahlreichen Berichte zugegeben und gelehrt worden, wenn gleichwohl Alle bei dem Mangel einer endgültigen Erklärung sich eines Gefühls der Unsicherheit und Verlegenheit nicht erwehren konnten.

Die verschiedenen, von Arago, Du Moncel, De Tessan, Abbé Moigno, Hildebrandsson, Graf Pfeil, Suchsland aufgestellten Erklärungsversuche sind viel zu sehr hypothetisch, um näher hierauf eingehen zu können. (Nähers hierüber siehe im 1. Theil der vom Verfasser herausgegebenen Programmarbeit vom Ulmer Realgymnasium über Kugelblitze §§4—10.) Dagegen scheint es Gaston Planté in Paris (gest. am 24. Mai 1889 in Paris) gelungen zu sein, auf experimentellem Wege Erscheinungen hervorzurufen, welche in gewisser Weise als Analogon zu Kugelblitzen aufzufassen sind. In den von ihm ausgeführten Versuchen zeigte er, daß die ponderable Materie unter dem Einfluß einer mächtigen dynamischen Elektrizitätsquelle die Kugelgestalt anzunehmen bestrebt ist. Diese Eigenschaft wurde zuerst an Flüssigkeiten nachgewiesen, indem dort leuchtende Flüssigkeitskugeln beobachtet wurden. Durch Vermehrung der Spannung ergaben sich sogar in der Luft, welche mit Wasserdampf vermischt war, wirkliche Feuerkugeln.

Wenn man nämlich die beiden Pole einer aus 800 Elementen bestehenden Sekundärbatterie mit den Belegungen eines Kondensators in Verbindung setzt, dessen Isolirschicht aus einer Glimmerplatte gebildet wird, so ladet sich dieser Kondensator wie eine Leydener Flasche. Wenn nun die Glimmerplatte zufällig irgendwo eine Stelle aufweist, wo durch das Spalten

Digitized by Google

der Glimmerplatte ein kleiner Riß entstand, so wird die Glimmerplatte von selbst in diesem Punkte infolge der hohen Spannung durchschlagen, ähnlich wie bei einer durch eine Elektrisirmaschine sehr stark geladenen Leydener Flasche das Glas durchschlagen werden kann. Eine eigenthümliche Erscheinung bietet sich dann dem Beobachter dar:

Infolge des äußerst hohen Wärmeeffektes (grand pouvoir calorifique), den die hierbei in Betracht kommende Elektrizitätsmenge erzeugt, hat der zwischen den beiden Belegungen an einem Punkte des Kondensators auftretende Funken eine nur sehr kurze Dauer, wie die Funken der statischen Elektrizität; da er aber gleichzeitig von der Schmelzung des Metalls und selbst der Isolirschicht begleitet ist, so bildet sich aus dem geschmolzenen Metall eine kleine glühende, sehr stark leuchtende Kugel, welche sich langsam mit einem starken eigenthümlichen Geräusch fortbewegt und auf dem Stanniolblatt des Kondensators eine tiefe, krummlinige und unregelmäßige Furche beschreibt, indem sie hierbei die Stellen des geringsten Widerstandes der Isolirschicht verfolgt.

Um eine zu heftige Wärmeentwickelung und die Verbrennung des ganzen Kondensators zu verhindern, wurde vorher eine mit destillirtem Wasser gefüllte Röhre in den Stromkreis eingeschaltet. Das Phänomen kann 1—2 Minuten dauern; es hört erst auf, wenn die Batterie so weit entladen ist, daß sie die Kugel nicht mehr in flüssigem Zustand erhalten kann. Sind die Kondensatorplatten auf Hartgummi befestigt, so hört man ein starkes und zischendes Geräusch, ähnlich dem, welches ein dünnes Metallblech oder ein dünnes Stück Karton verursacht, wenn es durch ein schnell rotirendes Zahnrad zersägt oder zerrissen wird. Gleichzeitig wird der ganze Kondensator durch und durch zerschnitten längs der ganzen Bahn der Kugel.

Karl Mousette ist jüngst dazu gelangt, einen fast analogen Effekt zu erhalten, indem er die Ausströmung einer

Digitized by Google

Holtzschen Maschine an die Oberfläche einer photographischen Platte, die entwickelt und demzufolge mit einer Gelatineschicht, die reduzirtes Silber enthielt, bedeckt war, übergehen ließ. Kleine von der Ausströmung losgelöste Feuerkugeln bewegten sich auf der Platte und zeichneten darauf unregelmäßige, wellenförmige Furchen, wie es in dem oben beschriebenen Versuche der Fall ist. (Planté, „Die elektr. Ersch." S. 7. Anmerk.)

Um die Umstände, unter denen die Erscheinung eines Kugelblitzes entsteht, noch besser nachahmen zu können, hat Planté die Spannung des elektrischen Stromes vermehrt, indem er eine aus 1600 Elementen bestehende Sekundärbatterie benutzte, deren elektromotorische Kraft in den ersten Augenblicken der Entladung ungefähr 4000 Volt betrug. Indem ferner Planté die Glimmerplatte und die Metallbelegungen wegließ, da ja in der Atmosphäre nur Luft und Wasserdämpfe enthalten sind, benutzte er einfach feuchte, elektrisirte Oberflächen, welche durch eine Luftschicht getrennt waren. Diese feuchten Oberflächen stellte er aus Bäuschen oder Scheiben von Filtrirpapier her (tampons de papier), welche mit destillirtem Wasser angefeuchtet wurden. Sobald man den Apparat mit den Batteriepolen in Verbindung setzt, erscheint eine kleine Feuerkugel, welche zwischen beiden Flächen hin und her irrt und plötzlich verschwindet und wieder entsteht während mehrerer Minuten. Da sich die Batterie auf diese Weise langsamer entladet, als wenn der Kondensator mit Metallbelegungen versehen ist, so dauert die Erscheinung längere Zeit. Die Unterbrechungen kommen daher, daß, wenn die Feuerkugel verschiedene Punkte der feuchten Oberflächen, infolge der erzeugten Wärmeentwickelung, getrocknet und den Wasserdampf, welcher den Leitungswiderstand der Luft vermindert, fortgetrieben hat, der Strom sich an diesem Punkte unterbricht; allein die Erscheinung zeigt sich dann wieder an anderen, noch feucht gebliebenen Stellen u. s. f.

Digitized by Google

Planté glaubte daher, aus seinen Versuchen schließen zu dürfen, daß auch die in der Natur vorkommenden Kugelblitze durch Elektrizitätsströme, in welchen die Quantität der Elektrizität mit deren Spannung verbunden ist, erzeugt werden. Bei heftigen Gewittern, sagt Planté, bei denen in der Atmosphäre große Elektrizitätsmengen vorhanden sind, können die Entladungen wie die eines mächtigen elektrischen Stromes von sehr hoher Spannung vor sich gehen, so daß der Blitz in Kugelgestalt erscheint, während bei weniger heftigen Gewittern der Blitz die geradlinige, resp. geschlängelte Form annimmt und mit den Funken einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine verglichen werden kann.

Die Natur der Kugelblitze scheint dieselbe, wie die der in den oben beschriebenen Versuchen erzeugten Feuerkugeln, zu sein. Die Kugeln scheinen nach Planté aus glühender, verdünnter Luft und aus den bei der Zersetzung des Wasserdampfes gebildeten Gasen zu bestehen, welch' letztere sich ebenfalls in glühendem, verdünntem Zustande befinden.

Das Wasser wird in der That, wie bei dem Versuch Plantés, nicht nur verdampft, sondern am Ende eines und desselben Poles zufolge der sehr hohen, von dem hochgespannten Strome erzeugten Temperatur zerlegt.

Wenn auch eine Wasseroberfläche zur Erzeugung leuchtender elektrischer Kugeln nicht unbedingt nothwendig ist, da sich solche auch oberhalb einer metallischen Oberfläche ergaben, so erleichtert doch wenigstens die Anwesenheit von Wasser oder Wasserdampf ihre Bildung, oder ist bestrebt, denselben ein größeres Volumen zu geben, und zwar entsprechend der Anwesenheit der Gase, welche bei der Dissoziation des Wassers bei hoher Temperatur entstehen.

Auch scheint die feuchte Luft zur Erzeugung der Kugelblitze

Digitized by Google

günstiger zu sein; man hat sie oft theils auf überschwemmtem Boden (infolge eines starken Regenguſſes), theils in einer mit Feuchtigkeit gesättigten Atmosphäre beobachtet.

Die Farbe der Kugelblitze, welche wie die der gewöhnlichen Blitze äußerst verschiedenartig ist, hängt, nach Planté, von dem Wassergehalte der Atmosphäre und von der in Betracht kommenden Elektrizitätsmenge ab.

Wenn der Wasserdampf in reichlicher Menge vorhanden ist, so herrscht der durch die Zersetzung erzeugte Wasserstoff vor, und der Kugelblitz nimmt dann eine rothe Färbung an, weil dies die für den Wasserstoff in verdünntem Zustande beim Durchfließen eines starken Stromes sich zeigende, charakteristische Färbung ist.

Wenn andererseits der elektrische Strom eine verhältnißmäßig geringe Stärke hat, so findet in geringerem Maße eine Verdünnung und Zersetzung statt, und der Kugelblitz nimmt dann mehr eine bläulich-violette, der verdünnten Luft zukommende Farbe an. Die verschiedenen dazwischenliegenden Nuancen würden sich dann, nach Planté, durch die verschiedenen Mischungsverhältnisse zwischen den verdünnten Gasen der Luft und des Wasserdampfes erklären lassen.

Durch Zusammenfassung aller aus den oben erwähnten Versuchen sich ergebenden Resultate kommt Planté zu folgender Schlußfolgerung:

Die Kugelblitze stellen eine langsame und theilweise, entweder direkt oder auf dem Wege der Influenz vor sich gehende Entladung der Elektrizität der Gewitterwolke dar, sobald diese Elektrizität in ausnahmsweise mächtiger Menge vorhanden ist, und sobald die Wolke selbst oder die stark elektrisirte, feuchte Luftsäule, welche sozusagen die Elektrode bildet, sich dem Erdboden sehr nahe befindet, dergestalt,

Digitized by Google

daß sie diesen fast vollständig erreicht oder von demselben nur durch eine isolirende Luftschicht von geringer Dicke getrennt ist.

Auf diese Weise — schließt Planté — lassen sich die verschiedenen Wirkungen der Kugelblitze erklären, welche ein Räthsel zu sein schienen, solange man zum Vergleiche nur die Wirkungen der Apparate mit statischer Elektrizität besaß, bei denen die in Betracht kommende Elektrizitätsmenge zu klein ist, um analoge Erscheinungen aufweisen zu können, welche indessen leichter verständlich werden, sobald man sie mit jenen Erscheinungen in Zusammenhang bringt, welche von einer dynamischen Elektrizitätsquelle hervorgebracht werden, welche zugleich die Spannung mit der Intensität verbindet.

Prof. Dr. L. Weber in Breslau hat die Plantésche Erklärung der Kugelblitze einer eingehenden Kritik unterzogen (i. d. „Zeitschr. d. deutsch. met. Ges." 1885. S. 118) und fand diese Erklärung als nicht ausreichend genug, die verschiedenen Erscheinungen der Kugelblitze anstandslos zu erklären. Jedenfalls können die von Planté angestellten Versuche sowohl nach ihrer äußeren Erscheinung, als auch in Bezug auf ihre allgemeinen Vorbedingungen als analoge Erscheinungen zu den Kugelblitzen angesehen werden.

Da die zur Erklärung der Kugelblitze von Planté angestellten Versuche gewaltige Sekundärbatterien erfordern, welche nicht jedem physikalischen Kabinet zur Verfügung stehen, und da die Reproduktionen aller übrigen atmosphärischen Elektrizitätsentladungen mit der Influenzmaschine gelingen, so stellte sich F. v. Lepel die Aufgabe, auch die Erscheinungen der Kugelblitze mit der Influenzmaschine nachzuahmen. Die Lösung dieser Aufgabe ist ihm in der That gelungen, und konnte er mit Hülfe einer kräftigen Influenzmaschine, ähnlich wie bei den Plantéschen Versuchen, die Erscheinung wandernder Funken-

Digitized by Google

kügelchen hervorrufen. (Eine eingehende Beschreibung der v. Lepelschen Versuche würde hier zu weit führen, sie findet sich in der „Zeitschr. f. Elektrotechnik", Org. d. el. Ver. in Wien. 8. Jahrg. 1890. 10. Heft, S. 487—490.) Die v. Lepelschen Versuche zeigen, daß die sog. statische Elektrizität, entgegen den bisherigen Ansichten, allerdings doch im stande ist, Analoga der Kugelblitze im kleinen zu liefern. Diese Versuche dürften vielleicht geeignet sein, das Studium der Kugelblitze leichter verfolgen zu lassen, als es mit den großartigen Planté'schen Vorkehrungen möglich ist.

Wenn auch eine endgültige, unantastbare Erklärung der ebenso merkwürdigen als seltenen Erscheinung der Kugelblitze bis jetzt noch nicht gefunden ist, so kann man jedenfalls Prof. Dr. L. Weber („Zeitschr. d. deutsch. met. Ges." 1885. S. 125) beistimmen, wenn er sagt, daß man sich vorderhand damit begnügen müsse, die Existenzfrage der Kugelblitze auf Grund der Planté'schen Versuche (und neuerdings der v. Lepelschen Versuche), sowie der zahlreichen Berichte zu bejahen und die speziellere Erklärung einzelner Formen der Erscheinung von weiteren Untersuchungen zu erwarten.

Schlußbemerkung.

Bei Berichten über Kugelblitzbeobachtungen, für deren Einsendung der Verfasser sehr dankbar sein würde, sollten womöglich folgende Punkte genau beachtet werden:

I. Genaue Zeitangabe der Erscheinung nach Eintritt und Dauer. Bei Kugelblitzen mit sehr langsamer Bewegung wird man die Bahn Sekunde für Sekunde angeben können. Die Angabe der Zeit, wann das Phänomen eintrat, dient dazu, um festzustellen, ob an anderen Orten etwa wahrgenommene ähnliche Erscheinungen zeitlich mit

Digitized by Google

jener zusammenfielen, also eine allgemein verbreitete Neigung zum Eintreten von Kugelblitzen angenommen werden kann.

II. Beschreibung der Oertlichkeit. Wurde die Erscheinnng im Freien oder in Gebäuden bemerkt? Befinden sich sumpfige Stellen oder Gewässer in der Nähe? Schien die Kugel dort herzukommen? Ist der Boden eisenhaltig? Wurden an derselben Stelle früher schon Kugelblitze wahrgenommen?

III. Der Weg des Kugelblitzes. Sah man ihn deutlich von der Wolke herabkommen? Hatte er eine horizontale Bahn und zog er niedrig über den Boden hin? Ging er von der Erde aus nach oben? Welchen Weg schlug er etwa in Gebäuden ein? Welche Spuren hinterließ er, und welche Zerstörungen wurden etwa angerichtet? Ging der Kugelblitz Metallen nach, oder wurde seine Bahn nicht merklich dadurch beeinflußt?

IV. Aussehen des Kugelblitzes. Welche Form und Größe hatte er? (Hier sind Zeichnungen sehr erwünscht.) Wie war seine Farbe? Hatte er eine Dunsthülle um sich? Verbreitete er fühlbare Wärme oder einen bestimmten Geruch? In welcher Weise verschwand er?

V. Witterungsverhältniß. Trat der Kugelblitz während eines Gewitters auf? Zeigte letzteres sonst Eigenthümlichkeiten? Wurde er am Beginn während der größten Intensität oder gegen Ende des Gewitters wahrgenommen? Wurden mehrere Kugelblitze während des Gewitters gesehen, oder etwa auch Funkenblitze? Wie verhielt sich der Kugelblitz zum Donner? Wurden bei einem plötzlichen Donnerschlag (also nach einem gewöhnlichen Blitz) plötzlich Kugeln gesehen, oder donnerte es (kanonenschußartig?), als das Phänomen verschwand? Falls ein gleichzeitiges Gewitter nicht stattfand, ereignete sich ein solches vorher oder nachher

Digitized by Google

und wie lange? War die elektrische Spannung der Luft bedeutend, und wodurch gelangte man zu dieser Ansicht? Wie waren der Luftdruck und die Temperatur? Welche Wolkenformen wurden wahrgenommen? Fiel Regen, Schnee, Graupeln, Hagel, herrschte Nebel? Wurden St. Elmsfeuer gesehen und verschwanden diese mit dem Auftreten des Kugelblitzes oder begannen sie nun erst?

VI. Von welchen Personen wurde der Kugelblitz wahrgenommen? Hatten diese schon von solchen Erscheinungen gehört oder nicht? Erleichterte ein kurz vorhergegangener greller Blitz die Möglichkeit einer optischen Täuschung oder nicht? Wie lange nach dem Vorfall wurde zur wissenschaftlichen Prüfung des Thatbestandes geschritten?

Digitized by Google

Digitized by Google

Die sieben Schwaben

und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Aurbacher.

Vortrag
im historischen Verein zu Augsburg am 14. Dezember 1894.

Von

Max Radlkofer.

Mit einer Abbildung aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Die ältesten schriftlichen Ueberlieferungen, welche die Sage von den sieben Schwaben behandeln, gehören insgesamt dem 16. Jahrhundert an. Es war dies die Blüthezeit der sog. Facetiensammlungen oder Schwankbücher, die von Italien ausgingen, wo um 1470 das „Facetienbuch" von Francesco Poggio im Druck erschien, desgleichen Giovanni Boccaccios „Decamerone", welchen der Ulmer Arzt Heinrich Stainhöwel zuerst ins Deutsche übersetzte. Die deutschen Schwanksammler theilen sich in eine ältere und eine jüngere Gruppe.

Die Sammler der älteren Gruppe, von denen sich der Württemberger Heinrich Bebel das höchste Ansehen erwarb, gedenken der sieben Schwaben nicht. An dieselben schlossen sich jedoch gleichsam als eine Seitengruppe die Sprichwörtersammler an, die ihre Erläuterungen durch allerlei anekdotenartige Erzählungen belebten. Unter ihnen nimmt Johann Agricola aus Eisleben die erste Stelle ein, der 1528 und im folgenden Jahre 750, im Jahre 1548 ferner 500 Sprichwörter veröffentlichte. Von Agricolas Sprichwörten versah einen großen Theil Eucharius Eyring mit gereimten Erklärungen. Derselbe war 1520 zu Königshofen in Unterfranken geboren, wurde 1545 Pfarrer zu Streufdorf im Koburgischen und starb daselbst 1597. Seine Arbeit wurde aber erst 1601—1604 in drei Theilen zu Eisleben gedruckt. Indem er nun im zweiten Theile seiner Proverbiorum Copia die von Agricola seinen

Digitized by Google

750 Sprichwörtern einverleibte Redensart: „Der fürchtet sich für ihm selbs" erörtert, schließt er seine Darstellung mit folgendem Gedicht:

Im Mertzn reisten eins siben Man,
Die nur ein Schweinsspieß theten han,
Zu welcher Zeit die Hasen blind
Vber das Feld lauffen geschwind,
Von Schwaben Ragen Ohrlin genant.
Als diese zogen vber Land,
Lieff in ein Hase ohngefehr
Vber das querche Feld doher,
Die solchs für gspenst zu halten pflegen,
Wann eim ein Haß erst thut begegen.
Gar bald sprach, der den Spieß thet han,
Da trettet all an Schafft hinan,
Reckten den Spieß dem Hasen dar,
Forchten, er würd sie fressen gar.
Vnd als sie stunden an dem spieß,
Der hinter was kün, sich verließ,
Er müst die sechs vor alle fressen,
Ehe dann er im auch gleich thet messen,
Vnd sprach den Hasen tapffer an,
Gangk ran, Ragen Ohrlin, gangk ran,
Welchs den fordren verdriessen thett,
Der sich rumb wand vnd zu im red,
Ja stündestu he (hier) forn als ech (ich),
Du würdest nichten also sprech(en),
Gangk ran, Ragen Ohrlin, gangk ran.
Ich must gleichwol zum ersten dran,
Vnd wann er mich dann brecht vmbs leben,
So würd ir all die flucht thun geben
Vnd bey mir stehn (mir beistehen), wann ich bezwungen,
Gleich wie der Haß bey seinen jungen,
Vor dem wir vns doch hie mit spot
Allesampt forchten wolln zu todt.[1]

Von den Schwanksammlern der jüngeren Gruppe berichten über das Abenteuer mit dem Hasen Hans Wilhelm Kirchhof aus Kassel und Martin Montanus aus Straßburg.

Digitized by Google

Ehe wir jedoch auf ihre Erzählungen übergehen, machen wir Bekanntschaft mit einem Kreise von Dichtern, für die gleichfalls das 16. Jahrhundert die Blüthezeit bildet, nämlich den Meistersängern. Dieselben behandelten in ihren streng nach den Gesetzen der Tabulatur geformten Liedern zunächst biblische, aber auch zahlreiche geschichtliche und sagenhafte Stoffe, bedienten sich übrigens für diese auch gerne der weit einfacheren Spruchform.

Es ist nun nach Gödeke kein Geringerer als Hans Sachs, der unsere Helden in einem Liede verherrlichte. Die zwischen den einzelnen Stämmen und Ortschaften gebräuchlichen Neckereien waren überhaupt für seine Muse ein fruchtbares Feld. In einem Schwanke von 1528 beschreibt er, wie er als Zuschauer an einem Tanze theilnimmt, den eine aus den verschiedensten Gegenden zusammengekommene Bauernschar aufführt, darunter auch der Rubendunst aus Gersthofen mit der Hilla von Langenau. Doch schon nach kurzer Fröhlichkeit kommt es zum Streite, man greift zu den Klingen und der Dichter macht sich rechtzeitig aus dem Staube.[3] In einem anderen Schwanke von 1563 mit der Ueberschrift: „Vexation der vierundzweintzig Länder und Völker" antwortet ihm ein Landfahrer auf die Frage, was jedes Land Besonderes aufzuweisen vermöge:

Bayerland hat die freyheit,
Ist (ißt) kraut mit löffeln allezeit,
All tag zwey kraut, macht ein jar fleissig
Siebenhundert kraut, darzu dreissig.
So sind die suppen der Schwaben schatz,
Darzu die klapperey und schwatz,
Und darzu auch die freyen Francken
Allzeyt geren raubten und trancken.

So geht es nun durch eine Reihe von Versen weiter und der Dichter kommt schließlich zu der Erwägung, wie an und für sich jedes Land frei und unabhängig, zugleich aber eines

Digitized by Google

auf das andere angewiesen sei, da jedes seine besonderen Vorzüge und Mängel habe.[3]

Das bereits in dem Schwanke „Der Bauerntanz" erwähnte Dorf Gerstlhofen dient dem Dichter noch öfter als Schauplatz für seine Darstellungen von Schwabenstreichen. Um aber nicht zu weit von unserer eigentlichen Aufgabe abzuschweifen, geben wir hier nur ein Stücklein in möglichster Kürze wieder, auf das wir ohnehin in Bälde zurückkommen werden.

Dasselbe, betitelt: „Der Schwab mit dem Rechen" besang Hans Sachs im blauen Tone Heinrich Frauenlobs 1545. Als jemand den Bauern von Gerstlhofen Fehde angesagt hatte, schwuren sie einander, sobald einer den Feind erspähe, bewaffnet auf dem Friedhofe zusammenzukommen. Seitdem führte ein junger Bauer zu Hause und auf dem Felde Messer, Schweinsspieß und Kreuzhacke beständig bei sich. Als er einst Gras mähte, gerieth eine Hummel in den Napf, den er zum Netzen des Wetzsteins am Gürtel trug; ihr Sumsen hielt er für Sturmläuten und trat im Fliehen auf einen Rechen, welcher emporschnellte und ihm eine Beule an den Kopf schlug. Da rief er in der Meinung, der Feind sei ihm schon auf dem Halse: „Gott! ich geb' mich gefangen."[4]

Die mit dem Hasen kämpfenden Schwaben sind bei Hans Sachs neun und ihre Erlebnisse werden in des Hans Vogels „Lilgenweis" folgendermaßen von ihm geschildert:

1.

Neun Schwaben giengen über lant,
die kamen allesant
in einen grünen walt,
darin sie funden balt
in einer dorenhecken
Ein hasen ligen in dem gras,
und der entschlafen was
mit offen augen hart,
sam (wie) glesern und verstart;

Digitized by Google

ſein oren tet er ſtrecken.
Sie hielten rat,
ſie wolten ſpat
ein küne tat
all neun beweiſen ſchiere
an dieſem grauſamen und wilden tiere.
all neun heten ein langen ſpieß,
den namen ſie gewiß,
ſtunden all zittret ſchan (zitternd ſchön)
nach einander daran,
den haſen woltens ſchrecken.

2.

Der hinterſt ſprach und ſach (ſah) gar ſtrang:
„Ragenor, anher gang!“
Der vorderſt ſprach darzu:
„mein gſell, und wereſt du
der vorderſt an dem ſpieße,
Du ſprechſt nit: Ragenor, gang ran“.
Der has erwacht darvan,
fur auf, loff ein gen walt.
der ſchwebiſch bund floch balt
und den ſpieß fallen ließe.
Kamen in we
zu einem ſe,
in grünem kle
ein froſch verborgen ſaſe,
der mit der quaterten (quakenden) ſtim ſchreien waſe (ſchreiend war = ſchrie):
„wat wat wat wat wat wat wat wat“.
ein Schwab vor dem geſtat
eilent zu dem ſe lief,
ſprang in das waßer tief,
zu grunt ins waßer ſtieße.

3.

Sein ſcheibhut auf dem waßer ſchwam
hin von des ſees dam,
all die acht ſahen in,
meintens, es wüt (wate) dahin
ir landsman vor in allen.
Der froſch ſchrei wider wat wat wat.

Digitized by Google

Die Schwaben sprachen: „gat!
lost, lost! unser landsman,
der schreit uns alle an;
wir sollen nit lang kallen (schwatzen),
Sunder vil e
springen in se,
weil er wol ge
und sich gewaget habe.“ [5]
also ertrenkt ein frosch dise neun Schwabe,
die vor im walt der schlafent has
schrecken und jagen was.
darum seint sie noch heint
hasen und röschen seint.
das laß ich iezunt fallen.[6]

Von dem eben mitgetheilten Liede giebt es auch eine Umarbeitung in Spruchform, worin die Verse unseres Dichters zum Theil wörtlich wiederkehren und die unter dem Titel: „Die schwäbische Tafelrunde“ in „Des Knaben Wunderhorn“ abgedruckt ist.[7] Hans Sachs selbst verwandelte mehrere seiner Lieder in Sprüche, wofür uns seine Vexation der 24 Länder und Völker als Beispiel dient. Allein in unserem Falle haben wir es nicht so fast mit einer Umgestaltung als einer Verunstaltung zu thun und der Nachbildner hat sein Vorbild nicht einmal recht verstanden. Während nämlich bei Hans Sachs der hinterste der Schwaben dem Hasen zuruft: „Ragenor, anher gang!“ werden diese Worte hier verkehrt in: „Du Ragenohr, geh du voran!“ und an den Zugführer gerichtet, als ob dieser neben dem in der Umbildung ihm beigelegten Namen Jockel noch den Namen Ragenohr geführt hätte. Diese Ungeschicklichkeit ging auch auf spätere Darstellungen über.

Die beiden Abenteuer der neun Schwaben und jenes vom Schwaben mit dem Rechen wurden von Kirchhof zu einem dreifachen Abenteuer verschmolzen. Hans Wilhelm Kirchhof erblickte das Licht der Welt zu Kassel um das Jahr 1524 als Sohn eines Amtsverwalters, trieb sich längere Zeit als Lands-

Digitized by Google

knecht in Deutschland und Frankreich herum, unterstützte, nachdem er in Marburg studirt hatte, seinen Vater fünf Jahre lang in seinen Amtsgeschäften, wurde 1582 Burggraf zu Spangenberg und starb um 1603. Im Jahre 1563 erschien zu Frankfurt das erste Buch seines „Wendunmuths". Hier beginnt er seine: „Von den neun Schwaben" betitelte Historie folgendermaßen:

„Neun Schwaben, liset man in dem buch der alten ungeschehenen ding, wolten auch die welt erfaren und unsers herrgotts rock zu Trier, darnach fürter das heiligtum zu Ach besuchen und ablaß holen." Sie hätten sich nun einen Spieß bestellt, und als sie im Juli, wie es schon dunkelte, über eine Wiese gingen, hörte der Erste, der geharnischt war, plötzlich eine Horniß brummen. Da brach ihm vor Schrecken der Schweiß aus und er rief zu seinen Gesellen: „Losend, losend! Gott, ich hör' eine Trommel." Indem der Zweite den Schweiß in die Nase bekam, glaubte er bereits das Pulver und die Zündstricke zu schmecken. Der Geharnischte sprang über einen Zaun und trat dabei auf einen Rechen, dessen Stiel ihn auf die Nase schlug. Da schrie er: „O wei, o wei, nimm mich gefangen!" Die Anderen, ihm nachhüpfend, riefen: „Giebst du dich, so geb' ich mich auch." Als sie ihren Irrthum erkannten, schwuren sie einander, damit sie nicht verspottet würden, zu schweigen, bis einer das Maul aufthäte.[8]

Nach etlichen Tagen sahen sie auf einem Brachfelde einen Hasen sitzen. Während sie berathschlagten, wie sie die Gefahr am besten bestünden, rief der Hinterste: „Rageneurle, gang anher, Rageneurle!" Da schalt ihn der Vorderste, an seiner Stelle würde er das nicht sagen, und fing zu beten an. Da aber Meister Lampe ruhig sitzen blieb, schrie er in seiner Angst: „Hau, hurlehau, hauhau!" Der Hase sprang erschreckt davon, der Schwabe aber sagte: „Nun seh' ich, daß ein Hurlehau besser denn tausend Gotthelf ist."

Digitized by Google

Als sie vor sich die Mosel sahen, fragten sie einen Mann am anderen Ufer, wie sie am besten hinüberkämen. Weil sie dieser nicht verstand, rief er ihnen zu: „Wat, wat?" das ist: „Was, was?" Sie aber meinten, sie sollten hinüberwaten, und der Erste ertrank im Schlamm. Indem jedoch die Anderen seinen Hut, den der Wind ihm entführt hatte, auf dem jenseitigen Ufer sahen und zugleich ein Frosch quakte: „Wat, wat," wollten sie auch hinüberwaten und ertranken ebenso.[9]

Worin Kirchhof nicht einfach den Dichter wiedergab, ließ er, wie wir unbedenklich annehmen dürfen, sein Erzählungstalent walten.

Von ihm wenden wir uns sofort zu dem einzigen noch übrigen Berichterstatter Martin Montanus. Derselbe schrieb zu der 1556 unter dem Titel Gartengesellschaft erschienenen Schwanksammlung von Jakob Frey eine Fortsetzung, die ohne Jahresangabe zu Straßburg herauskam. Darin erzählt er das Abenteuer mit dem Hasen von neun Bayern unter dem schalkhaft umgedrehten Titel: „Des Hasen Baiernjagd". Bei seiner Kürze geben wir den Schwank wörtlich wieder.

„Kün und unverzagt leut sind die Baier, das auch iren neun ein einigen hasen förchten. Uf ein zeit war oder lief im Baierland ein has, der tet den guten Lienlin[10] nach irem bedunken großen schaden, und warent doch nicht so beherzt, das im einer oder zwen allein dorsten nachstellen, sunder meinten, das groß scheutzlich tier mit den langen oren würde sie freßen. Und uf ein zeit gesselleten sich iren neun Baier zusamen, namen einen langen spieß und zogen ganz forchtsom hinaus auf den acker, da der has lief, und stellt sich einer hinter den andern an dem spieß aufhin. Nun, der has, der ietzt der Baier künheit und manheit wol wüst, in keinen weg fliehen wolt, sunder ganz aufrechtsam sitzen blib und seine widersacher ansahe. Nun, die Baier stunden gewert gegen dem armen hasen, doch wolten sie

Digitized by Google

nicht mit dem spieß vollends zum hasen. Letstlich fieng der hinterst am spieß an: „Jetz kumin her, ragenörlin! ietz mustu sterben!“ Als solchs der vorderst hört, ward er zornig und sprach: „Ei, das dich botz hur schend, als (altes?) Lienlins! Wann du davornen stündest als ich, so würstu nicht also sagen,“ den spieß fallen ließ und darvon lief. Die andern all im nach, gott geb, wer den hasen jagt. Es ist ja war, wers glauben will; ich schwer kein eid, das im also sei.“[11]

Was in den drei Beschreibungen von Eyring, Sachs und Montanus übereinstimmend berichtet wird, besteht kurz darin, daß eine Schar von Männern, mit einem gemeinsamen Spieße versehen, auf einen Hasen stößt. Der Hinterste ruft diesem zu: „Ragenohr, komm heran!“ Der Vorderste aber erwidert ihm: „Wenn du an meiner Stelle wärest, würdest du nicht so rufen.“

Bei Eyring entspricht die Zahl der kühnen Streiter jener der griechischen Weisen, auch heutzutage ist allgemein von sieben Schwaben die Rede; bei Sachs und Montanus stehen neun dem schlimmen Feinde gegenüber.

Der als schwäbischer Dichter und Kulturhistoriker gleich angesehene, im Jahre 1888 verstorbene Oberamtsarzt zu Ehingen Michael Buck veröffentlichte 1872 in der Zeitschrift „Germania“ eine Abhandlung mit dem Titel: „Der Schwank von den sieben Schwaben“, die sich hauptsächlich mit dem Ursprunge der Sage beschäftigt. Durch zahlreiche Beispiele werden wir hier von ihm belehrt, welche Bedeutung unsere Vorfahren beiden Zahlen beilegten.[12] Auch die Schützen wählten zur Leitung ihrer Festschießen Neuner, bei geringerer Anzahl Siebener.

Daß bei Montanus die neun Spießgesellen Bayern sind, ist nur ein neuer Beleg dafür, wie allenthalben die Bewohner einer Landschaft oder Ortschaft die ihnen von Anderen nachgesagten Lächerlichkeiten ihren Nachbarn in die Schuhe zu schieben pflegen.

Digitized by Google

So ersehen wir auch aus Bucks Aufsatz, wie die Oberschwaben von zwei Schweizern erzählen, die auf der Jagd nach Eichelhasen (Eichhörnchen) plötzlich von einem solchen erschreckt wurden. Indem sie schnell über einen Zaun hüpften, fiel einer einem Ochsen auf die Gabel, der andere trat auf einen Rechen und schlug sich mit dem Stiel die Nase wund.[13] So wird hier den Schweizern von ihren nördlichen Nachbarn ein Schwabenstücklein mit einigen Umwandlungen aufgehalst.

Ueber einen Zweck der Reise finden wir bei Eyring und Sachs keine Angabe, sie lassen die Schwaben kurzweg über Land ziehen und zwar Ersterer im März; Kirchhof macht aus der Reise eine Wallfahrt nach Trier und Aachen, die er des Hornißabenteuers wegen in den Heumonat verlegt; bei Montanus gesellen sich die neun Bayern zu einem Streifzuge gegen den Hasen, der das Land verheerte.

Bei Eyring läuft der Hase den Schwaben über den Weg, das dadurch zwischen dem Vordersten und Hintersten am Spieße veranlaßte Wortgefecht bildet für ihn zugleich den Schluß. Bei Hans Sachs schläft der Hase in einer Hecke und ergreift, durch das Gespräch aufgeschreckt, die Flucht; vor dem Fliehenden machen aber auch die Schwaben Kehrt mit Zurücklassung des Spießes. Nach Kirchhof putzt sich der Hase mit den Vorderläufen um den Kopf und flieht erst auf das kräftige Hau Hurlehau Hauhau hin; Montanus läßt ihn aufrecht sitzend mit Gemüthsruhe zusehen, wie die Bayern vor ihm den Spieß wegwerfen und davonlaufen.

Eine Erörterung darüber, welche chronologische Reihenfolge die drei Berichterstatter Eyring, Hans Sachs und Montanus einnehmen — denn Kirchhof war nur ein freier Nacherzähler von Hans Sachs — ist ziemlich gleichgültig und eine sichere Lösung der Frage vermuthlich für immer ausgeschlossen. Eyring arbeitete an seinen Sprichwörtererklärungen

Digitized by Google

wohl, seitdem er Pfarrer wurde, wenn nicht schon früher, und wahrscheinlich bis kurz vor seinem Tode, also ungefähr von 1545—97. Von Hans Sachs besitzen wir Gedichte bereits aus dem Jahr 1515, der Schwank von den neun Schwaben trägt keine Jahreszahl; da aber das erste Buch von Kirchhofs „Wendunmuth" 1563 erschien, waren damals auch die neun Schwaben des Hans Sachs schon bekannt; sein Schwank vom Schwaben mit dem Rechen stammt aus dem Jahre 1545. Montanus vollendete seinen „Wegkürzer" 1557, ein Jahr nach dem Erscheinen von Freys „Gartengesellschaft"; den zweiten Theil derselben, welchem des Hasen Bayernjagd angehört, veröffentlichte er mithin wohl erst nach 1557.

Mehr Interesse bietet uns die Forschung nach dem Ursprunge der Sage überhaupt. Halten wir uns zunächst nur an die Spuren, die wir in den erwähnten Darstellungen vorfinden!

Eyring nimmt Bezug auf die Anschauung, daß ein quer über den Weg laufender Hase für den Menschen ein schlimmer „Anegang", eine schlimme Vorbedeutung sei. Schon Erasmus von Rotterdam bringt hierfür mit Hinweis auf Suidas einige sprichwörtliche Redensarten.[14] Am natürlichsten wird dieser Aberglaube wohl damit erklärt, daß alles, was plötzlich und mit besonderer Hast an uns vorüberstreift, wie eine Eidechse, eine Maus, uns erschreckt.

Hans Sachs bezeichnet die neun Schwaben als schwäbischen Bund und erinnert uns damit an die von 1488—1534 bestehende, durch allerlei Störungen des Landfriedens verursachte Vereinigung von Städten und Fürsten, die für Viele ein Gegenstand des Unwillens und Spottes war. Besonders der Umstand, daß König Maximilian vom schwäbischen Bunde bei seinem unglücklichen Versuche, die schweizerische Eidgenossenschaft unter die Autorität des Reichskammergerichtes zu bringen, unterstützt wurde, wodurch der zwischen beiden Theilen 1499 geführte Krieg den

Digitized by Google

Namen Schwabenkrieg erhielt, entfachte zahlreiche Zänkereien und Spöttereien zwischen den Schwaben und Schweizern. Hatte doch schon 40 Jahre zuvor ein Konstanzer Bürger bei einem Stahlschießen zu Konstanz, indem er einen beim Würfeln von ihm gewonnenen Berner Plappart als Kühplappart bezeichnete, einen Einfall der Schweizer auf Konstanzer Gebiet veranlaßt, von dem sich die Stadt nur durch ein Lösegeld von 5000 fl. zu befreien vermochte![15] Buck spricht von einer mündlichen Ueberlieferung, nach welcher der Hase im Walde Schwaderloch saß, der zum Kanton Aargau, Bezirk Laufenburg, gehört, wo ja auch 1499 die Schweizer wohlverschanzt den Anzug des Königs erwarteten.[16] War mithin die Zeit des schwäbischen Bundes auch nicht die Schöpferin unseres Schwankes, so trugen die Ereignisse in dieser Zeit doch jedenfalls zu seiner Auffrischung und Ausschmückung wesentlich bei.

Ein in der Zimmerischen Chronik erzählter, allerdings weit jüngerer Vorgang, auf den auch schon Uhland aufmerksam machte, mag hier noch als ergötzliches Seitenstückchen kurze Erwähnung finden. Die Rottweiler hatten der Jagd wegen viele Späne mit den Besitzern des Schlosses Schramberg. In den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts zogen einst gegen 500 Bürger nach dem streitigen Gebiete auf die Birsch und fingen zwei Hasen. Plötzlich sahen sie auf einer Höhe einige Pferde und Rinder, die in ihre eigenen Dörfer gehörten. Im ersten Schrecken glaubten sie, ein schrambergisches Aufgebot sei wider sie im Anmarsch, und kehrten sofort heim, wo ihre Zunftmeister die gefangenen Hasen verzehrten, wie einige Jahre zuvor in manchen Städten die Zunftmeister zum Hasenfutter geworden waren. Die letzte Bemerkung ist eine Anspielung auf die Einführung des Geschlechterregiments an Stelle des Zunftregiments in den Reichsstädten, die dem schmalkaldischen Bunde angehört hatten, durch den kaiserlichen Bevollmächtigten

Digitized by Google

Dr. Heinrich Hase. Den Rottweilern wurde seitdem manches Hasenlied nachgesungen.[17]

Von dem gemeinsamen Spieße der sieben Schwaben spricht Buck die Vermuthung aus, es könne damit auf St. Jörgs Banner angespielt sein, das die Schwaben im Kampfe gegen die Heiden dem Heere vorantrugen, wie dies 1392 in Ungarn auf einem Feldzuge gegen die Türken Hans Bodmann den Böhmen gegenüber betheuerte. Auch die Reichssturmfahne war den Schwaben anvertraut.[18] Unwillkürlich erinnern wir uns hier auch der sprichwörtlichen Redensart, welche uns die in „Des Knaben Wunderhorn" aufgenommene Nachbildung des Liedes von Hans Sachs vor Augen hält: „Das Hasenpanier ergreifen."

Sogar bis in die Römerzeit versuchte man die Sage von den sieben Schwaben zurückzuführen. Die gemeinsame Quelle für diese Versuche bildet die am Ende des vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts abgefaßte Notitia Dignitatum et Administrationum omnium tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis. Dieselbe erwähnt nämlich einer Auxiliartruppe, die zur Verstärkung der römischen Besatzung in Konstanz aus den Einheimischen gebildet wurde, mit dem Namen Prima Flavia Gallicana Constantia, und bringt zugleich die Abbildung ihres Schildes, der in blauem, roth gerändertem Felde einen springenden Hasen zeigt.[19]

Schon Mone, Direktor des Landesarchivs zu Karlsruhe, bemerkt in seiner Urgeschichte des badischen Landes mit Bezugnahme auf diese Mittheilung, daß der für die Bodenseeanwohner besonders in der Gegend von Konstanz beliebte Scherzname „die Seehasen" vielleicht mit dem Hasenschilde in Beziehung stehe.[20]

Indem die Besatzung von Konstanz, zur Deckung Italiens gegen den Ostgothen Radagais von Stilico abgerufen, nach

Digitized by Google

dem Süden zog und die Lenzer, die tapferſten der Alemannen, das verlaſſene Gebiet beſetzten, entſtand nun auch, wie der 1891 als Univerſitätsprofeſſor in Bonn verſtorbene Dr. Anton Birlinger in ſeiner Schrift „Die alemanniſche Sprache rechts des Rheins ſeit dem 13. Jahrhundert“ annimmt, die Sage von den ſieben Schwaben, die den von ihnen verfolgten Haſen nicht mehr einholen, und dieſe Annahme findet er um ſo natürlicher, wenn zugleich ſieben Gaue oder Fürſten von ihnen vertreten werden.[21]

Buck entdeckte im Nachlaß des bekannten Alterthumsforſchers und Litterarhiſtorikers Freiherrn Joſeph von Laßberg (geſt. 1855) eine Stelle, worin dieſer gleich Mone die Seehaſen mit den Konſtanzer Auxiliartruppen in Zuſammenhang bringt und dann fortfährt: „Wollte man die Sache noch weiter ausſpinnen, ſo könnte man die Schnurre von den ſieben redlichen Schwaben, welche mit einem Spieß auf einen Haſen losgingen, in Beziehung bringen und annehmen, daß einige römiſche Soldaten dieſelbe zum Spotte der ſchwäbiſchen Hülfstruppen erfunden haben.“ Ein Urtheil über Laßbergs Anſicht ſpricht Buck wohlweislich nicht aus, Birlingers Erörterungen ſcheinen ihm entgangen zu ſein; unmittelbar vor der Anführung von Laßbergs Worten hat er bereits auch zum Namen Seehas bemerkt, daß die Zuſammenſetzungen mit dem Worte „Haſe“, wie Sandhaſe, Dachhaſe, Bönhaſe, überhaupt vielfach zur Bezeichnung von etwas Stümperhaftem, Unreifem dienen.[22]

An eine Ueberlieferung aus der Zeit der Völkerwanderung erinnert uns auch eine Sage, deren Träger gleichfalls ſieben Schwaben ſind. In ſeinem „Volksthümlichen aus Schwaben“ bringt nämlich Birlinger einen Schwank, den er ſich im Saulgau, ſüdweſtlich vom Federſee, erzählen ließ. Sechs Gemeinderäthe begaben ſich mit ihrem Schultheiß über das ſchwäbiſche Meer in die Schweiz und erblickten im Thurgau ein blühendes Flachs-

Digitized by Google

feld, dessen wogende blaue Fläche ihnen als ein zweites Meer erschien, auf das sie sich nun insgesamt losstürzten, um hinüberzuschwimmen. Damit verbindet er, was schon Paul Diakonus im ersten Buche de gestis Langobardorum, cap. 20, von den Herulern berichtet, wie sie auf der Flucht vor den Longobarden den blühenden Lein für ein Wasser ansahen, und indem sie sich in die vermeintlichen Wogen stürzten, insgesamt von den Feinden erschlagen wurden.[23]

Wir verlassen das anmuthige, jedoch wenig fruchtbare Gebiet der Muthmaßungen über die Uranfänge unserer Sage, damit wir uns nicht der Gefahr aussetzen, gleich den Herulern ein Leinfeld mit einem See zu verwechseln, und erlauben uns nur noch mitzutheilen, daß auch in einem altenglischen Gedichte die Erzählung von einer Hasenjagd vorkommt, welche übrigens mit dem Abenteuer der sieben Schwaben nur in sehr lockerer Verbindung steht.

Ein Reiter erspähte unterwegs einen Hasen. Auf sein Betreiben versammelte sich aus der Umgegend eine große Schar mit Keulen und Hunden, um den Hasen zu erlegen. Auf der Flucht rannte dieser einen der Männer, die schon bei seinem ersten Anblick die Besinnung verloren hatten, nieder; als derselbe sah, wie auch sein Hund von einem anderen Hunde umgerannt wurde, gab er dem fremden Hunde einen Hieb. Dessen Besitzer wollte sich rächen und so entspann sich eine Rauferei, bei der man die Keulenschläge im Umkreise von einer Stunde hörte. Leute kamen mit Wagen, auf denen sie die Verwundeten heimfuhren, die Aermeren wurden auf Schubkarren heimgebracht. Das Packende des Gedichtes besteht in dem Gegensatze, wie die nämlichen, die bei einer noch so unbedeutenden fremdartigen Erscheinung außer Fassung gerathen, gegenseitig sich wie die Büffel bekämpfen.[24]

Im 16. Jahrhundert begegnen wir nur mehr einer einzigen

Digitized by Google

Hinweisung auf unsere Helden in einer 1593 erschienenen Tragikomödie des Herzogs Heinrich Julius zu Braunschweig von einem Wirthe, worin die Worte vorkommen: „Mich deucht, ihr seid aus dem Lande, da ein Hase neun Menschen erschreckt hat.“[25]

Im 17. Jahrhundert verrathen uns ganz wenige Spuren, daß die sieben Schwaben nach ihrem glorreichen Abenteuer nicht geradezu der Vergessenheit anheimgefallen sind, und merkwürdigerweise besteht alles, worauf wir aus jener Zeit Bezug nehmen können, in Bildern.

Das Kupferstichkabinett in der alten Pinakothek zu München besitzt einen Kupferstich in Kleinfolio aus der Zeit von 1610—30 mit der Ueberschrift: „Die hoch vnd wolbekannte Historia,| Von den Sieben frommen vnd redlichen Schwa|ben mit dem Hasen, in gut Schwäbischer Bawrensprach, in | Reimen gestelt wie folget:“[26]

Auf dem Bilde sehen wir links von uns einen Baum, dann Gebüsch, in welchem mit gespitzten Ohren ein Hase sitzt, den herankommenden Schwaben zugekehrt. Im Hintergrunde erhebt sich zwischen beiden Gruppen eine Burg. Die Schwaben folgen aufeinander in drei Gliedern, drei im ersten, je zwei im mittleren und letzten Glied, jeder hält mit einer Hand den gemeinsamen Spieß. Das Charakteristische an ihrer Tracht sind Hüte, zum Theil mit Federn, Halskrausen, Schuhe, zum Theil mit Schleifen; vier tragen Säbel an langen Schärpen. Ueber jedem steht eine Ziffer und unter dieser sein Name. Dicht unter dem Gewölk lesen wir die Verse:

Ragineli Gang du vaor nahnn
Ich halt dich vaor ein Bidermahn.

Wie in der Umdichtung des Liedes von Hans Sachs wird also hier als Ragenöhrle nicht der Hase, sondern einer der sieben Schwaben angeredet.

Digitized by Google

Unter dem Bilde ist in drei Spalten folgendes Gedicht gedruckt:

Aimaol dao gengen über Laund,
Sibn Schwaoba hayrt (hört) mit verſtaund,
Wie ſui (ſie) händ ghoiſa älleſama,
Bin (ein) iedar mit ſuin (ſeinem) reaehta Nama,
Will I vy (euch) ſaga in vinr (einer) ſoma,
Der ayrſt wär Fritza Doiſſa (Matthäus?) Doma (Thomas),
Der aunder wär Schulthaiß van Launß,
Hieß Galle wär würth bey der Gaunß,
Der Dritt wär Huintza Hanſa Böit,
Der ſunſt vin wieſſa Rappa röit,
Der Vierd Lentz Michals Paolis Claoß,
Wär ſunſtan gar gmeid (gemeit, munter) ouff der Straoß,
Der Fünft wär Claoſe Jecklis Frantz,
Sunſt vin hertzhaffter baiſer Strantz (böſer Landſtreicher),
Der Sechſt wär Cläß Lentza Bärtle,
Der Siband Baura miechals Märte,
Diſa älle gengen für waor,
Daoher vnd ſorgtan (beſorgten) kuin geſaor,
Häten äll Siba nuar ein Spias,
Drouff ſui (ſich) dui (die) gäntz manſchofft varlias,
Sahen in ainam boſcha ſitza,
Bin Haſa thät dui Oahra ſpitza,
Daorab erſchrackan ſui älljänd,
Naomen den Spias in ihra Händ,
Abar koinr älluin därfft ſech woaga,
An den Haſa voar ihr aoga,
Bin iedar förchta ſuines Leaba,
Vnd ſaiten (ſagten) zue Vinander eaba,
Gang due voar nan, gang due voar nan,
Doch dörfft ſui kuinar waoga dran,
Dann ſui muitan (meinten) in diſar noat,
Der Haß weard ſui bringa zum toat,
Schryn älljand Hair vns erlaiß (Herr, erlöſe uns),
Van diſam arga Tuiffell baiß (bös),
Dann miar (wir) ſend ihm zu ſchwach hie neaba,
Er brengt vns älla vmb das Leaba,
Von diſam geſchroy gruſamlech,
Der Haß Sprungsweiß von ihna wech (wich),

(177)

Digitized by Google

Hinuß übar ain broite Hoyd,
Die Schwoaba kamen auf Hertzloyd,
Weil dear Haß haot verlaossen sui,
Fuelen nidar auff ihra knui,
Sayten dem Hayra Loub vnd Daunck,
Hiemit ändat sich disar Schwaunck.

Das Bild wurde in der Zeit von 1630—50 mit einigen Aenderungen sowohl in Bezug auf die Landschaft, als auch die Orthographie des Titels und der Verse, die mehr der heutigen Schreibweise sich nähert, neu aufgelegt. Die Zeichnung ist von Bordüren umgeben, auch die drei Abtheilungen der Verse sind durch Bordüren getrennt; den Versen folgen, abermals unter einer Bordüre, die Worte: Zu finden in Nürnberg bey Paulus Fürsten, Kunsthändlern. Ein Exemplar dieser Auflage besitzt das germanische Museum in Nürnberg.

Ein ziemlich steifes Bild, auf welchem die sieben Schwaben, einer an der Spitze, dann vier, dann zwei, mit dem gemeinsamen Spieße dem links vor einer Baumgruppe sitzenden Hasen sich nähern, über ihnen die Jahreszahl 1674, befand sich zu München auf der Vorderseite eines Hauses am Anger, das laut Maillingers Bilderchronik der Stadt München vom 15. bis zum 19. Jahrhundert[27] dereinst dem Bierbrauer Michael Robel zum unteren Spaten gehörte.

Einer Abbildung der sieben Schwaben von 1688 mit einem Liede zwischen allerlei Verzierungen erwähnt von der Hagen in seinem „Narrenbuch".[28] Vielleicht ist sie eine dritte Auflage des in den Kupferstichkabinetten zu München und Nürnberg aufbewahrten Bildes.

Besondere Huld bewies den sieben Schwaben das 18. Jahrhundert, indem es sie sogar zu Bühnenhelden machte. Der Dichter, der uns dieselben in einer aus zwei Akten bestehenden Komödie in schwäbischer Mundart vorführt, ist Sebastian Sailer, geboren 1714 zu Weißenhorn. Er erhielt seine Ausbildung

Digitized by Google

im Prämonstratenser Kloster Obermarchthal an der Donau, trat selbst in den Orden, wurde vom Abte mit der Pfarrei Dietershirch betraut und zeichnete sich vorzüglich als Prediger aus. 1762 predigte er in Augsburg, 1765 im Benediktinerstift zu Petershausen, der Vorstadt von Konstanz, bei der Leichenfeier des Kaisers Franz, 1767 in der Hofkirche zu Wien beim Jahresfeste der schwäbischen Landesgenossenschaft, auf welchem sein Landsmann Pater Abraham a Sancta Clara als Stifter dieses Festes vor 70 Jahren die erste Predigt gehalten hatte. Nach der Predigt empfing ihn die Kaiserin Maria Theresia, welche, wie er selbst erzählt, den schwäbischen Bengel, da er vor ihr niederknieen wollte, mit Leichtigkeit in die Höhe hob. Als ihre Tochter, die unglückliche Maria Antoinette, auf der Hochzeitsreise nach Frankreich am 1. Mai 1770 im Reichsstifte Marchthal übernachtete, wurde ihr zu Ehren eine von Sailer gedichtete Kantate aufgeführt. Im folgenden Jahre beging das Reichsstift sein sechshundertjähriges Jubiläum; im Auftrag des Klosters verfaßte er dazu die Festschrift: „Das jubilirende Marchtall". Von einem Schlagfluß berührt, kehrte er aus seiner Pfarrei in das Kloster zurück und starb daselbst, nachdem sich der Anfall mehrfach erneuert hatte, am 7. März 1777.[29]

Wir reihen an diese Lebensskizze einen kurzen Auszug aus Sailers Komödie.

Während der Schultheiß im Wirthshaus dem Wein gehörig zusetzt und dieser ihm, kommt der Bannwart mit der Meldung, daß er im Oesch (Feldmarkung) ein Thier gesehen habe, wie es in ganz Schwaben keines mehr gebe.

Dia Auhra stauh't grad,
Seand gspitzt akkerat;
As hot a' paar Auga, as wia a' Mühlrad,
An fürchtiga Grind,
As springt wia der Wind,
A' Goscha und Nasa, noitz graißers ma send.

Digitized by Google

An Bauch wia a Krott,
Ei du lieaber Gott!
Vier Schenkel und Wada, as iſcht jo a' Spott.
As ſitzt uf — am Waſ,
As frißt ällig s Gras,
I will s Kind gauh' (gehen) täufa: as iſcht halt a' Has.

Der Schultheiß holt ſeine Büchſe und läßt ſich vom Bannwart zu dem Thier führen; dieſer aber ſchreitet klüglich hinter ihm her und weiſt ihm den Weg nur mittelſt Hott und Wiſcht. Beim erſten Anblick fällt der Schultheiß erſchreckt zu Boden, dann ſchickt er den Bannwart nach der Hauspoſtill, da er in ſeiner Noth vielleicht einen guten Rath darin finde. Wirklich lieſt er hier: „Riedlingen, den 16. März 1756." Bei anwachſender Donau ſchwamm ein fürchterliches Thier auf dem Rücken ſtromabwärts und hängte ſich an die Brücke mit emporgeſtreckten Läufen. Der Rath läßt die Bürger in Waffen gegen das Unthier anrücken, nach langem Streit löſt ſich dieſes von der Brücke ab und entpuppt ſich als eine die Füße in die Höhe richtende Bank. — Schnell entſchloſſen entſendet er nun den Bannwart nach allen Theilen Schwabens, zum Gelbfüßler, zum Knöpfleſchwaben, zum Neſtel-, Mucken-, Spiegel-, Blitz- und Suppenſchwaben. Jeder ſolle ſchleunig einen Mann ins Feld ſtellen. Der Suppenſchwab von Rottweil könne einen Mann zu Pferd ſchicken, zur Verſtärkung könne auch ein Allgäuer als Küraſſier verwendet werden.

Im zweiten Akt langt nun einer der Berufenen nach dem anderen beim Schultheißen an, zuletzt mit dem Suppenſchwaben der Bannwart, dem der Schultheiß das Kommando überträgt. Hierauf erwecken ſie Reue und Leid und ſtreiten noch eine gute Weile mit dem Bannwart, da Keiner an die Spitze des Zuges treten will. Zuletzt läßt ſie dieſer an eine Stange treten, den Knöpfleſchwaben als Vormann, und kommandiert dann: „Dis,

Digitized by Google

zwoi, drui!“ Da fängt der Hase plötzlich zu rennen an; aber auch der Knöpfleschwab ist ohnmächtig zu Boden gesunken. Man streicht ihn mit Wasser an, der Blitzschwab übernimmt seine Stelle und so geht es dem flüchtigen Hasen nach.

Im letzten Auftritt sind alle wieder beim Schultheiß versammelt, empfangen seinen Dank und veranstalten auf seine Aufforderung unter Gesang einen Kreuzgang.

Mit derbem Humor und lebendiger Frische ist die ganze Komödie durchgeführt, es fehlt nicht an Abwechselung, von Zeit zu Zeit reiht sich an das gesprochene Wort ein lustiges Lied. Der Hinweis auf einen drolligen Vorgang zu Riedlingen giebt uns auch einen Fingerzeig bezüglich der Entstehungszeit des Stückes; vor 1756 kann dasselbe nicht ins Leben getreten sein. Hier stellen sich uns auch die sieben, mit dem Bannwart und Allgäuer neun Schwaben zuerst als Vertreter verschiedener Gaue dar, die sich ihren Landsleuten als Retter in der Noth bewähren.

Was uns von Hinweisungen auf die sieben Schwaben aus dem 18. Jahrhundert noch bekannt ist, ist folgendes:

Der Augustiner und kurbayrische Prediger Pater Jahoda erzählt 1721 in einer Adventpredigt von einem Zusammenlauf sizilischer Bauern, die er mit den sieben Schwaben vergleicht, wie sie mit einem Spieß gegen einen im Gebüsch verborgenen Hasen auszogen.[30]

In einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi zählt Johann Georg Hamann (gest. 1788) die Sage unter seine divertissements philosophiques.[31]

In der „Alemannia“ ist ferner aus der „Reise eines Kurländers durch Schwaben 1784“[32] eine Stelle citirt, wo auf die Furchtsamkeit der Schwaben angespielt wird, eine ähnliche aus Pater Abrahams „Lauberhütt“;[33] unmittelbar auf die Sage von

Digitized by Google

den sieben Schwaben nehmen jedoch die beiden Stellen keinen Bezug.

Und nun treten wir in das Jahrhundert ein, dem wir selbst angehören, dessen Lebensdocht aber auch schon dem Verglimmen nahe ist.

Im Jahre 1812 veröffentlichten die Brüder Grimm zu Berlin den ersten, 1815 den zweiten Band ihrer „Kinder- und Hausmärchen. Von diesen beschäftigt sich das 119. Märchen mit den sieben Schwaben. Dasselbe ist zunächst dem Schwanke in Kirchhofs „Wendunmuth" nacherzählt; wie wir aber dem dritten Bande der Märchen, der hierfür die Litteratur angiebt, entnehmen,[34] benutzten sie zugleich das Lied von Hans Sachs, ohne jedoch den Autor zu kennen, und ein bei Friedrich Campe in Nürnberg erschienenes fliegendes Blatt, worauf die sieben Schwaben abgebildet sind und ihre Unterredung in Reimen mitgetheilt ist.[35]

Es stand uns nun glücklicherweise für die Dauer unserer Arbeit ein auf Pappendeckel aufgezogener, übermalter Kupferstich zur Verfügung, wie die sieben Schwaben, theils mit Gamaschen, theils mit Stulpstiefeln versehen, in drei Paaren, der siebente für sich allein den Schluß bildend, mit gefälltem Spieße einem im Gebüsche ruhenden Hasen zuschreiten. Ganz oben am Bilde stehen die Worte: „Die Sieben redlichen Schwaben". Ueber den Köpfen der Schwaben befinden sich ihre Namen und darüber Ziffern. Die Ziffer 1 bezeichnet den Hintersten von ihnen, den Veitly, das Paar vor diesem mit den Ziffern 2 und 3 bilden der Michal und der Hans, das mittlere Paar, 4 und 5, der Jergly und der Marly, das vorderste, 6 und 7, der Jakly und der Schultheiß. Das Bild steht jenen der Kabinette zu München und Nürnberg weit nach, von einem Gewölk sieht man nichts, statt einer Burg im Hintergrund zwischen dem Gebüsch und den Schwaben gewahrt man hinter dem letzten etliche Häuser. Unter dem Bilde stehen in vier Reihen folgende Verse:

Digitized by Google

1.
Stoß zu in aller Schwb (Schwaben) Nahma
Sonst wunsch J das ihr mecht erlama.

2.
Beym Element du hast gut schwätza
Du bist der letz beyn Dracha hetza.

3.
Es wird nid seihla um a haar
so is a wohl der Deusel gar.

4.
Ischt ers nit so ischts doch sain Müttar
Oder des Teufels sein Sief (Stief) Brudar.

5.
Gaung Veitly gaung du vor ahn
Ich will dahinta vor di stahn.

6.
Der Schultz der muß der erste sein
den ihm gebührt die Ehr allein.

7.
So zieht dan herzhast in den Streit
hieran erkent man tapsre Leüt.

8.
Potz Veith gug lueg was ist das
Das Ungeheuer ischt nur a has.

Wir werden in der Folge noch auf dieses fliegende Blatt zurückkommen.

Nebst verschiedenen anderen Mittheilungen finden wir bei Grimm a. a. O. auch noch eine Bemerkung aus der Zeitschrift „Elysium und Tartarus", Jahrgang 1806, wie nämlich an einem Hause in Wien drei Schwaben angebracht seien, die mit einem Spieße auf einen Hasen losgehen, und darunter die Verse:

„Veitle geh du voran
Denn du hast Stiefel an
Daß er dich nit beißen kann.[36]

Digitized by Google

Alle bisher besprochenen Darstellungen werden übrigens nicht bloß an Ausdehnung, sondern auch in anderer Hinsicht weitaus übertroffen von jener, welche uns Ludwig Aurbacher in dem ersten seiner Volksbüchlein in 40 Kapiteln vorführt.

Aurbacher kam zur Welt im Jahre 1784 als der Sohn eines Nagelschmiedes in dem an der Wertach gelegenen Marktflecken Türkheim. Er studirte in München bei den Benediktinern; da jedoch sein Vater eine große Familie zu ernähren hatte, erwirkte er dem Sohne einen Freiplatz bei den Benediktinern in Ottobeuren, wo dieser 1801 auch Novize wurde. Kurz vor Ablauf seines Noviziats kam das Stift an Bayern, die Novizen wurden entlassen. Daher trat er in das Stift Wiblingen bei Ulm ein; aber die großen geistigen und körperlichen Anstrengungen, denen er sich hier unterziehen mußte, untergruben seine Gesundheit; er verfiel in ein Gemüthsleiden, und zu diesem gesellten sich noch allerlei Skrupel, die aus der Lektüre von neologischen Schriften der Klosterbibliothek hervorgegangen waren und gegen die er sich auch nicht mehr des Rathes seines Novizmeisters Roman Zängerle bedienen konnte, da dieser kurz vorher einen Lehrstuhl an der Universität Salzburg erhalten hatte. Um diese Zeit brachte ihm auch ein Landsmann einen Gruß von seiner Braut, die einst dem ins Kloster ziehenden Knaben einen Strauß verehrt hatte und sich seitdem nie mehr recht wohl fühlte. In diesem Seelenzustande bat Aurbacher um seine Entlassung aus dem Kloster, der Abt gewährte sie ihm und ließ ihn durch einen Famulus nach Ulm begleiten, von wo er sich nach Salzburg begeben wollte, um sich dort zum Weltpriester auszubilden. In Ulm begegnete er, als er aus dem Münster in seinen Gasthof zurückkehrte, seinem nrsprünglichen Novizmeister zu Ottobeuren, Theodor Klarer, nunmehr Pfarrer daselbst, und wurde von diesem dem vor-

Digitized by Google

maligen Kanzler des Stiftes Ottobeuren, von Weckbecker, der zugleich mit Klarer nach Ulm gekommen war, für seinen einzigen Sohn als Hofmeister empfohlen. Nachdem er in seiner neuen Stellung vier Jahre im Weckbeckerschen Hause zugebracht und sich hier besonders mit der vaterländischen Litteratur beschäftigt hatte, stellte ihn Klarer dem ehemaligen Stiftskapitular Ulrich Schiegg vor, welcher in München als Hofastronom und Mitglied der Akademie großen Einfluß besaß und sich zu einem Ferienbesuche nach Ottobeuren begeben hatte. Durch dessen Vermittelung wurde Aurbacher zu Ostern 1809 Professor des deutschen Stils und der Aesthetik am königlichen Kadettencorps zu München. Er versah dieses Amt bis 1834 und verfaßte in demselben und während seines Ruhestandes zahlreiche stilistische, pädagogische und litterarhistorische, aber auch erzählende und poetische Schriften. 1847 starb er in dem nämlichen Hause, wo zwei Jahre später der Erfinder der Stenographie, Franz Gabelsberger, sein Leben beschloß.[37]

1827 erschien von Aurbacher in der Lindauerischen Buchhandlung „Ein Volksbüchlein" ohne Nennung des Autors. Dasselbe bringt das Wandgemälde am Anger von 1674 als Titelbild und die Abenteuer der sieben Schwaben als Schlußerzählung. In einem Anhang mit der Ueberschrift: „Bemerkungen zu den Abenteuern der sieben Schwaben"[38] ist der Schwank aus Kirchhofs „Wendunmuth" wörtlich abgedruckt; außerdem verweist der Dichter auf Sailers Komödie, von der Hagens Erwähnung eines Bildes vom Jahre 1688 und Hamanns Aeußerung in seinem Briefe an Jacobi. Die Behauptung, daß bereits Bebel seine „Facetien" mit den Abenteuern der sieben Schwaben gespickt habe, ist übrigens wohl nur so zu verstehen, daß in der Blumenlese von tollen Streichen, welche die Aurbacherischen sieben Schwaben auf ihrem Zuge vollführen, der eine oder der andere aus Bebels „Facetien" entlehnt ist.[39]

Digitized by Google

Das zweite, gleichfalls ohne Namensangabe bei Lindauer 1829 veröffentlichte Volksbüchlein bringt, um der Ilias auch eine Odyssee anzureihen, als Schlußstück die Abenteuer der Spiegelschwaben in 39 Kapiteln, gleichfalls mit einer Reihe von Bemerkungen als Anhang. Vorangeht dem Büchlein eine Abbildung des schwäbischen Sonn- und Mondfanges, den Aurbacher unmittelbar vor den Abenteuern des Spiegelschwaben beschrieb und schon Sailer als einaktige Komödie behandelte.[40]

Das erste der beiden Volksbüchlein wurde 1835, das zweite 1839 in der litterarisch-artistischen Anstalt von Cotta (vermehrt und mit Worterklärungen, aber ohne Bild) von neuem aufgelegt. In den Bemerkungen zu den Abenteuern der sieben Schwaben[41] ist in der neuen Ausgabe der Schwank aus dem Wendunmuth weggelassen, dagegen kommen noch einige Citate hinzu.

Zunächst werden wir verwiesen auf den Spruch in „Des Knaben Wunderhorn"; in einer Note zu Sailers Komödie lesen wir ferner: „Eine andere Bearbeitung dieser Sage in gereimten Versen erschien im Jahre 1763 zu Nördlingen unter dem Titel: „Heldenmäßige und weltberühmte Haasenjagd der sieben ehrlichen Schwaben, beschrieben von einem unwürdigen Landsmann schwäbischer Nation." (Ein Bogen in 8°.) Am Schlusse heißt es:

Willst wissen, wer ich sei,
Ein Schwab bin aus dem Ries,
Mein Nam steht auch hierbei,
Ich schreib mich Riamgis.

Wir suchten in München, Augsburg und Nördlingen vergebens nach dieser Dichtung mit dem verdächtigen Autornamen, der umgekehrt Sigmair oder Sig. Mair lautet, und möchten fast annehmen, daß Aurbacher ihn erfunden habe, in der

Digitized by Google

Absicht, den Leser möglichst von der Vermuthung abzulenken, daß seine Geschichte von den sieben Schwaben nur eine künstliche Verwebung der mannigfaltigsten, hier und dort erzählten Schwänke zu einem einheitlichen Ganzen sei und zum Theil auf eigener Erfindung beruhe.

Schließlich folgt mit dem Titel: „Septem Suevorum bellum cum lepore gestum“ ein Gedicht von 104 lateinischen Hexametern, das von ihm dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts zugetheilt wird, am Schlusse aber den Beisatz enthält: „ex antiquo Mscr.“, dessen Verfasser übrigens ohne allen Zweifel Aurbacher selbst ist.[42]

Im Folgenden geben wir von Aurbachers Dichtung einen kurzen Ueberblick.

Wir machen mit den sieben Schwaben Bekanntschaft in der Werkstätte eines Augsburger Waffenschmieds, bei dem sie einen Spieß von sieben Mannslängen bestellen und Jeder für sich noch etwas Besonderes aussucht. Hier können wir gleich auch ersehen, wie geschickt Aurbacher seine Belesenheit in der Schwanklitteratur zu verwerthen weiß. Indem er nämlich einen von ihnen, den Spiegelschwaben, für den unteren Theil seiner Kehrseite als Harnisch ein Barbierbecken wählen läßt, flicht er in seine Darstellung eine Erzählung, die zugleich im „Wendunmuth“ und in den „Schildbürgern“ vorkommt.[43] Durch das Gögginger Thor wieder ins Freie gelangt, beriethen sie, „welchen Weg sie einschlagen sollten nach dem Bodensee, wo das Ungeheuer hauste, das zu erlegen war. Der Allgäuer meinte, sie sollten der Wertach nachgehen, dann kämen sie ins Gebirg und dann könnten sie nimmer fehlen. Der Gelbfüßler aber sagte: Ueber das Gebirg sei es ein Umweg; sie sollten ihm folgen bis an den Neckar; der Neckar fließe in den Rhein und der Rhein in den Bodensee. Potz Blitz! sagte der Blitzschwab, ein braver Mann geht gradaus!“ Seiner Meinung folgend, waten sie nun

Digitized by Google

über die Wertach und lassen sich vor Kriegshaber von einer Zigeunerin wahrsagen.

Während sie die Zukunftsorakel der „alten Hexe" in sich verdauen, gewährt uns der Autor einen kurzen Einblick in ihre jüngste Vergangenheit. Der Seehas — wir beschäftigten uns bereits mit diesem Namen —, der in Ueberlingen Bannwart oder Waldhüter war, hatte sich auf den Weg gemacht, um gegen das Unthier, das die Gegend des Bodensees gefährdete, Kampfgenossen zu werben. Unweit Freiburg begegnete er dem Nestelschwaben, so genannt, „weil er statt der Knöpfe Nesteln hatte an Janker und Hosen", und dingte ihn als Träger seines Bündels.[44] In Bopfingen warben sie den Boten daselbst als Schnellläufer. Wie unser Dichter erzählt, hatten die Bopfinger ihrem Herzog eine Jahresabgabe von Eiern zu entrichten und traten sie, damit recht viele in den Wagen hineingingen, mit den Füßen ein, was ihnen zu dem Namen Gelbfüßler verhalf.[45] Wahrscheinlicher rührt der Name von den kurzen gelben Lederhosen her, die noch jetzt häufig in Schwaben getragen werden.[46] Im Ries, wo man „täglichs Tags fünfmal ißt und zwar fünfmal Suppe und zweimal dazu Knöpfle oder Spätzle", gesellt sich zu ihnen der Knöpfleschwab als Knöpflekocher. Zu Meitingen unweit Schwabmünchen treffen sie im Wirthshaus den Blitzschwaben, dessen drittes Wort „Potz Blitz" ist, der aber nicht bloß zu schimpfen versteht, sondern ihnen auch manch lustiges Lied vorsingt, das uns in des Knaben Wunderhorn und anderen Liederbüchern wieder begegnet. Zu Fünft wandern sie nun nach Memmingen zum Spiegelschwaben, welcher das, „was jetzt die vornehmen Leute in den Sack stecken", an den Vorderärmel wischte und ihn so zu einem Spiegel machte. Dieser verspricht, ihnen mit seinem Rathe beizustehen, und weist sie auch sofort zum Allgäuer, „der es mit dem Teufel selbst aufnehme". Obwohl nun das Unthier in der Beschreibung des

Digitized by Google

Seehasen von der Größe einer wilden Katze bereits zu der eines Hauses herangewachsen war, schloß dieser unbedenklich sich ihnen an und wir müssen fünf Stunden über Augsburg hinausgehen, um sie in einem Hohlweg wiederzufinden, wie sie eben vor einem todten Bären stehen und nach dem Beispiele der Schildbürger Berathung pflegen, woran er wohl gestorben sei.[47]

Doch wir würden unsere Darstellung zu sehr in die Länge ziehen, wenn wir auf jedes einzelne Abenteuer der sieben Schwaben Bezug nehmen wollten; wir beschränken uns daher auf die hervorragendsten.

In der Grafschaft Schwabeck macht der Blitzschwab Bekanntschaft mit einer hübschen Bauerntochter, der Käther, die ihn einlädt, „ihr auf die Kirbe zu kommen"; beide werden später des Autors „Guk-Guk-Aehnle" oder Ururgroßeltern.

Außerhalb Mindelheim bei Auerbach (!) begegnen sie einem Bräuer aus München, der sie mit den Küchenschwaben aufzieht und trotz seiner Bärenstärke mit einem empfindlichen Denkzettel von ihnen heimgeschickt wird, weshalb er an seinem Hause auf dem Anger die sieben Schwaben zu ewigem Gedächtniß malen ließ.

Vor Memmingen wurde es dem Spiegelschwaben bange, er könnte seiner Frau in die Hände gerathen, die „eine rechte Runkunkel" war. Auf seinen Vorschlag gingen sie also um die Stadtmauer herum durch die Hopfengärten. Aber unversehens sprang sie aus einem derselben auf ihn zu. Da warf er schnell das Fell des Bären, das er im Hohlweg zu sich genommen, über den Kopf und jagte sie so in die Flucht. Die Anderen waren indes bis zum Leutkircherthor gekommen und in der Meinung, durch dasselbe ins Freie zu gelangen, in die Stadt gerathen, wo ihnen ein Wirth, der sie ihres Spießes wegen für die schwäbische Kreisbierbeschau hielt, umsonst Märzenbier vorsetzte. Ziemlich angeheitert, verloren sie auf dem Weiter-

Digitized by Google

marsche die Landstraße und sahen von einem Abhange aus ein Flachsfeld, zu dem sie hinabsprangen, da sie es in der Dunkelheit für ein Wasser hielten.[48] Als sie aber an die Iller kamen, freuten sie sich, die Straße wiedergefunden zu haben, plumpften hinein und zogen durch ihr Geschrei den Spiegelschwaben herbei, der an der Brücke auf sie gewartet hatte und ihnen nun als Wegweiser diente.

Als sie tags darauf an Kronburg vorbeizogen, ließ sie der Junker als Landstreicher in die Keuche stecken. Mittags brachte ihnen der Scherge eine Pfanne voll Milchspätzle; da aber der Knöpfleschwab diese allein aufaß, wurde es dem Junker bange und er entließ sie mit einem Steckbriefe.

Noch schlimmer erging es jedoch den sieben Schwaben in Ravensburg. Zwischen hier und Weingarten hatte ein Jude dem Spiegelschwaben für die Bärenhaut einen Thaler gegeben, dieselbe aber doch nicht bekommen. Im Wirthshause zu Ravensburg verspeisten sie sieben Ellen Ravensburger Würste, und als sie mit dem Thaler die Zeche zahlen wollten, erkannte ihn der Wirth sofort als einen falschen und ließ sie aufs Rathhaus führen, wo sich bereits der Jude eingestellt hatte, um sie als Straßenräuber zu verklagen. Von ihnen als Falschmünzer überführt, wurde er in Eisen geschlagen; sie selbst, durch den Steckbrief des Junkers gehörig empfohlen, bekamen „per Mann 30 Prügel minder einen".

„Vor Markdorf am Weg beim Brunnen saß ein altes Mütterle," die rief, den Nestelschwaben erspähend, plötzlich: „Rudeli, liebs Sühnli!" Sie wünschte, er sollte sie heim in die Schweiz begleiten; er wollte aber „Thaten thun" und zog mit seinen Gesellen weiter, obwohl die Wahrnehmung, daß er zur Hälfte wenigstens dem Geschlechte der „Kühmelker" angehöre, sein Ansehen bei ihnen nicht erhöhte.

Bald wurden sie des Sees ansichtig und zogen darauf an

Digitized by Google

Ueberlingen vorbei dem Walde zu. „Ehe sie aber in den Strauß gingen, wollten sie noch eine Herz- und Magenerfrischung zu sich nehmen“ und der Knöpfleschwab mußte ihnen eine Pfanne voll Spätzle kochen. Der Allgäuer, der bisher immer der erste im Zuge war, wollte nun den Zug schließen, und da jeder sich scheute, an seine Stelle zu treten, sagte der Seehas zum Gelbfüßler: „Gang Jackele, gang Du voran, Du hast Sporen und Stiefele an, daß Dich der Has nicht beißen kann.“ Und dieser willigte ein, indem er dachte: „Entweder lauft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es lauft mir nach, dann lauf' ich davon, und so kriegen wir uns beide nicht unser Leben lang.“ Bedächtig vorwärtsdringend, bemerken sie alsbald einen Hasen, der ein Männlein macht und erschreckt Reißaus nimmt. Da sprach der Allgäuer: „Bygost! wenn das kein Has gewesen, so weiß ich den Grindten von keinem Büchel zu unterscheiden. Nun ja, Has hin, Has her! sagte der Seehas; ein Seehas ist halt größer und grimmiger, als alle Hasen im heiligen deutschen Reich.“

Hernach zechten sie beim Seewein im goldenen Kreuz zu Ueberlingen und die Ueberlinger erbauten eine Kapelle, zum schwäbischen Heiland genannt, wo sie den Spieß aufhängten und der Seehas als Klausner sich nebenan eine Hütte baute.[49]

Aus dem engen Rahmen, in welchen wir unseren Auszug fassen mußten, konnten die Charaktereigenthümlichkeiten unserer Helden nicht genügend hervortreten, die mit Nachgiebigkeit und Zähigkeit gepaarte, bald zu Aufschneidereien, bald zu frommen Sprüchlein greifende Sorgfalt des Seehasen-Agamemnon, seine Leute zusammenzubringen und zusammenzuhalten, das zunächst auf der Schnelligkeit seiner Füße beruhende Selbstgefühl des Gelbfüßlers-Achilles, die biderbe Lümmelhaftigkeit des Allgäuers-Ajax, die nie verlegene Pfiffigkeit des Spiegelschwaben-Odysseus, der aber in seiner Ehehäfte mehr eine Xanthippe als eine

Digitized by Google

Penelope erkennen will, die dreiſte Zungenfertigkeit des Blitzſchwaben-Therſites, die gutmüthige Dummheit des Neſtelſchwaben und die gefräßige Dummheit des Knöpfleſchwaben, für die bei Homer-Shakeſpeare die Vorbilder fehlen. Wenigſtens einmal bietet ſich für jeden auch die Gelegenheit, vor den übrigen ſich durch ein beſonderes Kunſtſtück auszuzeichnen, wenn auch nur in abderitiſchem Sinne.

Erſt nach zehnjähriger Irrfahrt ſah Odyſſeus ſeine Gattin wieder; unſer Spiegelſchwab unternimmt abſichtlich noch eine längere Wanderung, um ſich dem Anblicke der Seinigen möglichſt lange zu entziehen. Mit dem Allgäuer beſucht er zunächſt Koſtnitz, wo es nichts koſtet und in der That der Wirth um die Zeche von ihm geprellt wird; von da ging es zu Schiffe nach Lindau, wo er nach dem Vorbilde von Hebels Zahnarzt als Wurmdoktor auftritt und dann auch den Lindauern wahrſagt. Nachdem er in Hindelang, der Heimath des Allgäuers, ſich von dieſem verabſchiedet, begegnet er in Kempten dem Knöpfleſchwaben, ſchüttelt aber den unleidlichen Geſellen in Kaufbeuren wieder ab und begiebt ſich von hier auf bayeriſchen Boden nach Landsberg, wo in der Glocke zwei ſchwäbiſche Afterhelden, der Mucken- und der Suppenſchwab aus Marchthal und Ehingen, einen ausgeſtopften Haſen zeigen, den die neun Schwaben am Bodenſee erlegt hätten. Nachdem er an Ort und Stelle einige Weilheimer Stückchen gehört und geſehen, läßt ihn der Abt zu Polling, wie den Simplicius Simpliciſſimus ſein Gouverneur, Himmel und Hölle koſten.[50] Er durfte ſich nämlich umſonſt an dem würzigen Kloſterbier ſatt trinken, wobei er öfters ſich äußerte, im Kloſter ſei ein Leben wie im Himmel. Sternvoll wurde er dann in ein „kuhfinſtres Kellerloch" getragen, aus dem er erſt nach allerlei Ungemach wieder herauskam.

Zu Andechs ſieht der Spiegelſchwab in der Wallfahrtskirche einen Pater im Beichtſtuhl ſitzen, da wandelt ihn plötzlich

Digitized by Google

selbst ein Trieb zum Beichten an; wie aber der Pater von ihm verlangt, daß er zu seinem Weibe zurückkehre, beginnt er mit ihm zu handeln, zuerst auf einen Monat, dann ein Viertel-, ein halbes und zuletzt ein ganzes Jahr. Hierauf wohnt er noch der Hochzeit des Blitzschwaben mit dem Kätherle bei, und auch von ihnen ernstlich zur Heimkehr zu seiner Alten ermahnt, gelangt er wirklich bis zur Schwelle seines Hauses, wo sie ihm mit einem Kinde auf dem Arme entgegenkommt und zuruft: „Grüß Dich Gott, Herzensmännle! Da sieh, lug einmal dein Büble an!“ Es ist also inzwischen, vielleicht durch einen Amtsbruder des Andechser Paters und wahrscheinlicher noch den kleinen Spiegelschwaben veranlaßt, bei ihr ebenso eine Herzensänderung vor sich gegangen und Beide leben nun in Frieden und Einigkeit bis an ihr Ende.

Erscheint auch die Erzählung von den Abenteuern des Spiegelschwaben nicht von der Frische, wie die vorhergehende, und mehr gekünstelt, so erhält sie uns doch bis zum Schlusse gespannt und dieser ist zugleich völlig befriedigend. Die Makame, worin der Spiegelschwab im dreizehnten Kapitel seinem Gevatter, dem Wirth zu Kempten, von seinem Weibe berichtet, können wir unbedenklich einer Rückertschen Makame zur Seite stellen; die Sprüche des Spiegelschwaben im 35. und 37. Kapitel verdienen gleichfalls unsere volle Beachtung.

Obwohl Aurbachers Volksbüchlein auch in zweiter Auflage anonym erschienen, wurden dem Autor schon zu Lebzeiten mannigfache Anerkennungen zu theil. Aber wenige dürften ihn so erfreut haben, wie das Geschenk des Regensburger Bischofs J. M. Sailer, bestehend in jener Abbildung der sieben Schwaben, deren wir schon bei Besprechung der Quellen zu dem Märchen der Brüder Grimm gedachten.[51]

Die auf Aurbacher bezugnehmenden Litteraturgeschichten, Zeitschriften und Sammelwerke hat sein Großneffe Joseph

Digitized by Google

Sarreiter in seiner Monographie über Aurbacher (München 1880) zusammengestellt; von demselben wurden auch in der Reclamschen Universalbibliothek die beiden Volksbüchlein neu veröffentlicht, ferner 1890 bei Herder in Freiburg Aurbachers gesammelte größere Erzählungen in zweiter Auflage und zugleich mit seinem von Michael Brandmiller entworfenen Brustbild.

In noch weit höherem Grade, als es durch eine reichhaltige Aufzählung von Beifallsbezeugungen geschehen könnte, wird übrigens der Werth und die Bedeutung der Aurbacherschen Erzählung von den sieben Schwaben dadurch bestätigt, daß sie mehrfach und zum Theil unverändert besonders in Sammlungen von Volksbüchern und Märchen wiedergedruckt wurde und auch zu verschiedenen neuen Bearbeitungen der Sage die Anregung gab, deren Vaterschaft sich jedoch leicht erkennen läßt.

Bereits 1832 erschien bei Brodhagen in Stuttgart ein anonymer Abdruck von Aurbachers Dichtung unter dem Titel: „Die Abenteuer von den sieben Schwaben" mit acht im Texte und zwei am Umschlag angebrachten Zeichnungen von Ferdinand Fellner, der aus einem Frankfurter Advokaten ein eifriger Schüler von Cornelius in München geworden war und mit diesen Zeichnungen seine Künstlerlaufbahn eröffnete.[52] Aurbacher, der zweifelsohne um den Abdruck wußte, war so launig und selbstlos, daß er im Volksbüchlein von 1835 schrieb: „Den weiteren Nachforschungen des Herausgebers seit dem Jahre 1827, wo die erste Auflage des Volksbüchleins erschien, ist es wirklich gelungen, ein anderes, dem Anscheine nach vollständiges Exemplar dieser abenteuerlichen Geschichte zu entdecken; und es wurde nach diesem Texte bereits im Jahre 1832 eine Ausgabe zunächst für Kunstfreunde mit zehn lithographirten Abbildungen nach Zeichnungen von F. Fellner veranstaltet."[53] Er wollte nämlich nur als Herausgeber einer älteren Handschrift gelten; den Stutt-

Digitized by Google

garter Druck aber sollte man für die Erneuerung eines zweiten Exemplars derselben halten. Des Stuttgarter Abdruckes gedenken auch die Brüder Grimm in dem Litteraturverzeichniß zu ihren Märchen (3. Bd., S. 199), die eigentliche Quelle blieb ihnen fremd. 1838 kam der Stuttgarter Druck neu heraus.

Gotthold Oswald Marbach veröffentlichte Aurbachers Erzählung im siebenten Bändchen seiner mit Illustrationen von Adrian Ludwig Richter ausgestatteten Volksbücher.[54]

1881 wurde sie von Gotthold Klee herausgegeben in der neuen Folge der deutschen Volksbücher von Gustav Schwab (Nr. 19).

E. Berger druckte sie mit einigen Kürzungen ab in seinen deutschen Schwänken und Sagen, Berlin 1883, und versah sie mit einem Farbenbild von Gustav Guthknecht.

Neue Bearbeitungen.

Von solchen nennen wir zunächst Karl Simrocks „Schwäbische Ilias" (Frankfurt, Böhner, 1850). Es ist dies eine ebenso geschickte, wie getreue und pietätsvolle Uebersetzung der einzelnen Kapitel von Aurbachers Erzählung in Reime, die er auch dem zehnten Bande seiner Volksbücher einverleibte. Das Original steht uns aber trotz seiner Prosa doch weit höher, als die zierliche Umgestaltung des gewandten Verskünstlers.

Schon etwas weiter entfernt sich von Aurbachers Darstellung jene von Ludwig Bechstein in seinem Märchenbuch, indem er die Aurbacherschen sieben Schwaben mit denen der Brüder Grimm zu einem Ganzen verwebt.

Das Bechsteinsche Märchen erschien einzeln mit elf Holzschnitten von Richter bei Georg Wigand in Leipzig zum Preise von zwei Silbergroschen.[55] Die zwölfte Auflage von Bechsteins Märchenbuch illustrirte Richter 1853 mit 174 Holzschnitten; aber erst in der zweiten illustrirten Ausgabe von 1857,

Digitized by Google

die Richter mit 16 neuen Holzschnitten ausstattete, erscheint auch das Märchen von den sieben Schwaben mit Bildern; dieselben sind fünf, aber andere, als die im Einzeldrucke. Nach Bechstein behandelt sind die sieben Schwaben auch in dem Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen von Ernst Lausch.[56]

Zwei Reutlinger Buchhandlungen befaßten sich gleichfalls damit, das Andenken an die sieben Schwaben neu zu beleben.

1854 veröffentlichte die Buchhandlung von Enßlin und Laiblin in ihrer Sammlung von Reutlinger Volksbüchern folgende mit sechs Holzschnitten ausgestattete Schrift: „Die Geschichte der sieben Schwaben. Neu herausgegeben von einem Freunde des Witzes und der Laune, des Frohsinns und der Heiterkeit." Dieselbe giebt Aurbachers Dichtung fast wörtlich wieder mit mannigfaltigen Erweiterungen, durch die sie unseres Erachtens wohl an Umfang, aber nicht an Gehalt gewonnen hat. Später erschien sie ebendaselbst wesentlich verbessert ohne Jahresangabe als Nr. 110 der neuen Volksbücher; auf dem Umschlag befindet sich ein Bild von Christ. Volkler, Lithographen in Stuttgart; dazu kommen noch vier Holzschnitte, die den Bildern Richters zu dem Einzeldruck des Märchens von Bechstein entlehnt sind.

1877 kam bei Fleischhauer und Spohn mit fünf Holzschnitten heraus: „Die Abenteuer der sieben Schwaben. Lustige Schwänke mit Figuren. Abermalen renovirt und ans Licht gestellt durch Hans Freimund." Es ist dies eine ganz freie, von dem Verfasser auch mit Versen bereicherte Umarbeitung, in welcher die sieben Schwaben statt durch Memmingen durch Biberach ziehen und statt des Seehasen der Muckenschwab auftritt; viele Schwänke Aurbachers sind weggeblieben und dafür neue gesetzt, unter anderem, wie die sieben Schwaben die Bauern von Flegelbach von Sonne und Mond befreien.[57]

Digitized by Google

Der beliebte Dichter Wolfgang Müller von Königswinter (geb. 1816, gest. 1873) behandelte die sieben Schwaben im Märchenbuch für seine Kinder.[58] Das vorangeschickte Widmungsgedicht erwähnt unserer Helden mit nachfolgenden Versen:

Die sieben Schwaben geb' ich feil
Mit ihren Abenteuern,
Daß sie euch grad' zum Gegentheil
Von ihrem Thun befeuern.
Im Denken sind sie blöd und dumpf,
Im Handeln sind sie tappig-stumpf —
Spielt mir im Leben lieber Trumpf,
Als daß man Trumpf euch spielet!

Der Schultheiß von Ueberlingen berichtet den auf dem Marktplatze versammelten Volke von einem Unthier, welches die Stadt und ganz Schwaben mit Verderben bedrohe. Da Niemand mit ihm den Kampf aufnehmen will, läßt er in einen Schaubenhut Zettel werfen; auf einem derselben steht das Wort: „Seeschwab". Ihn zieht der Jockel, der nun als Kämpfer der Ueberlinger von Gau zu Gau Genossen werben soll. (Kap. 1.) Indem dieser auf dem Jahrmarkte zu Schwabeck den Leuten die Mär erzählt, findet er hier sechs Gesellen, denen er die Unsterblichkeit, ein Seeweingelage und je drei Batzen verspricht. (Kap. 2.) In drei Kapiteln wird nun eine Auslese aus den von Aurbacher erzählten Reiseabenteuern geboten, im sechsten sehen sie vor sich den Bodensee und verrichten beim Klausner in der Kapelle ihre letzte Beichte, im siebenten jagen sie den Hasen in die Flucht und halten im achten das Siegesmahl, bei dem sich der Seeschwab Sauerampfer, der Blitzschwab Katzenberger, der Knöpfleschwab Rachenputzer, der Spiegelschwab Magenwender, der Gelbfüßler Strumpfstopfer, der Nestler Schüttelheimer, der Bullenschwab aus dem Allgäu Viermännerwein kredenzen läßt.

In der zuerst in Wien am 29. Oktober 1887 aufgeführten

Digitized by Google

Oper: „Die sieben Schwaben“ von Karl Millöcker (Text von H. Wittmann und J. Bauer) sind die bekannten Spießgesellen mehr Aushängschild, als Träger der Handlung; unter den hier gesungenen Melodien befinden sich jedoch einige, die schon von Aurbacher seiner Dichtung einverleibt wurden.

Noch haben wir zweier Maler zu gedenken, an denen die sieben Schwaben treue Freunde fanden.

Der eine ist der in der komischen Genremalerei besonders hervorragende Adolf Schrödter, geb. 1805 zu Schwedt an der Oder, gest. 1875 zu Karlsruhe. In Band X der „Alemannia“[59] bemerkt Birlinger: „Das Wirthshaus, genannt zu den sieben Schwaben, in Derendorf bei Düsseldorf ist dasjenige des Peter Kels, nahe am Ausgange des Dorfes nach Grafenberg. Ihren Namen verdankt die Kneipe einem Konsortium von sieben Düsseldorfer Malern, unter denen Adolf Schrödter, der geistreiche Darsteller der sieben Schwaben, den Titel gegeben.“

Der andere ist Peter Baumgartner, geb. in München 1834, ein Schüler Pilotys. Dieser malte 1859, durch Aurbachers Erzählung angeregt, die sieben Schwaben in der Schmiede, jetzt in Bremen und in einer zweiten Darstellung in Amerika, ferner 1867 dieselben, wie sie nach dem letzten Mahle sich zum Zuge gegen das Unthier anschicken. Dieses Bild wurde auf der Pariser Weltausstellung von einem Brüsseler Kunsthändler gekauft und befindet sich nun gleichfalls in Amerika.[60]

Die deutschen Sagen und Märchen, Volkslieder und Volksbücher sind ein Schatz, mit dessen Hebung sich verschiedene in der Litteraturgeschichte mit Auszeichnung genannte Männer beschäftigten, wie die Brüder Grimm, Ludwig Bechstein, Uhland, Simrock und Schwab, Arnim und Brentano. Auch hervorragende Dichter, Musiker und bildende Künstler haben aus diesem Schatze geschöpft, wir brauchen nur hinzu-

Digitized by Google

weisen auf Goethes Faust und die Namen Richard Wagner und Moritz Schwind. Die Sage von den sieben Schwaben ist, da sie dem Gebiete der Stammesneckereien angehört, nur von untergeordneter Bedeutung; sie hat aber an Ludwig Aurbacher einen Bearbeiter gefunden, welcher sie, ohne sie zu entstellen, in einer Weise ausbildete, daß sie für jeden Freund urwüchsiger und volksthümlicher Laune stets eine willkommene Lektüre bleiben wird. Experto credite!

Anmerkungen.

[1] Ander Theil Copiae Proverbiorum . . . Durch Eucharium Eyring (seligen) Typis Grosianis, S. 236. Das Gedicht ist abgedruckt im 1. Band der deutschen komischen und humoristischen Dichtung von Ignaz Hub, S. 177. Auch im 3. Theile der Sprichwörter, S. 17, wird auf die sieben Schwaben Bezug genommen.

[2] Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart, CVI, 1871 (5. Band der Werke von Hans Sachs, herausgegeben von Edmund Götze), S. 279.

[3] Bibliothek des litterarischen Vereins, CLXXXI, 1888 (Werke von Hans Sachs, 17. Band), S. 399. Wie der Herausgeber bemerkt, hatte Sachs denselben Stoff schon 1557 als Lied behandelt.

[4] Dresdner Hs. M. 8, von Gödeke im 2. Band seines Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung, S. 251: L 4 genannt. Das Gedicht wurde von ihm abgedruckt im 1. Theil der Dichtungen von Hans Sachs, 2. Aufl., Leipzig, 1863, S. 164, Nr. 74. Ein Gerstlhofener Stücklein, bei dem das ganze Dorf vom Feuer ergriffen wurde, erzählt Sachs 1559 mit der Ueberschrift: „Warumb die Bauren nicht gerne Lantzknecht herbergen." (Bibliothek des litterarischen Vereins, CXXV, 1875, Werke von Hans Sachs, 9. Band, S. 442.) Der Ortsname lautet im Bauerntanz Gerßhofen, im Schwank vom Schwaben mit dem Rechen Gershofen, im dritten Schwank Gerstlhofen. Der Augsburger Chronist Wilhelm Rem berichtet von zwei ausgedehnten Bränden zu Gerstlhofen in den Jahren 1493 u. 95.

[5] Der zweiten Erzählung ähnlich ist eine von Buck im 17. Jahrgange der „Germania", S. 313, mitgetheilte Ueberlieferung von einem schwäbischen Schultheiß mit seinen Räthen, welche von einer Brücke aus die im Wasser sich spiegelnde Landschaft bewunderten. Während sie riethen, was es für ein Land sei, schwindelte es dem Schultheiß und er plumpste

Digitized by Google

ins Wasser. Die Räthe meinten, er rufe ihnen: „Kommt, kommt!“ sprangen ihm nach und ertranken.

[6] Dichtungen von Hans Sachs, herausgegeben von Gödeke, 1. Theil, S. 166, Nr. 75. Aus der einst in Arnims Besitz befindlichen Berliner Hs., die Gödeke in seinem Grundriß, Bd. II, S. 249, mit A bezeichnete. Laut gütiger brieflicher Mittheilung des Herrn Oberbibliothekars Dr. Schnorr von Carolsfeld befindet sich das Lied auch in der Hs. M. 5 (vergl. Gödekes Grundriß, II, 250, 8!) der königlichen öffentlichen Bibliothek zu Dresden!). Die erste Strophe mit der Melodie schrieb Balten Voigt von Magdeburg in seiner an der Jenaer Universitätsbibliothek aufbewahrten Liedersammlung, wovon bei Gödeke, Grundriß II, 241, Nr. 36, die Rede ist, ab und der Sekretär der jenaischen teutschen Gesellschaft Bas. Christian Bernh. Wiedeburg veröffentlichte sie in seinen ausführlichen Nachrichten von einigen alten teutschen poetischen Manuskripten aus dem 13. und 14. Jahrhundert ꝛc., Jena, 1754, S. 144.

[7] Herausgegeben von Arnim und Brentano, 1808, II. Bd., S. 445. Abgedruckt im 1. Bd. der deutschen komischen und humoristischen Dichtung von Hub, S. 177.

[8] Ebenso wie hier auf eine ganze Gesellschaft und nicht mehr, wie bei Hans Sachs, auf einen Einzigen angewendet, wird der Schwank bei Kopisch I, 282 ff., von den Hosdruppern und in einem holländischen Volksbuche, wie im 3. Band der Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm, S. 199, zu lesen ist, von drei stolzen Westfälingern erzählt.

[9] Bibliothek des litterarischen Vereins, LXXXXV, 1869 (Kirchhofs „Wendunmuth“, Bd. I, herausgegeben von Oesterley, Nr. 274, S. 318. — Nachweise hierzu Bd. V, S. 53). Abgedruckt in den Schwänken des 16. Jahrhunderts, herausgegeben von Gödeke, Nr. 223, S. 269.

[10] Lienlin, Liendel. Diminutiv von Leonhard, Spottname der Baiern. (Gödeke.)

[11] Nr. 18, abgedruckt in den Schwänken von Gödeke, Nr. 208, S. 256, und in Kürschners Nationallitteratur, Bd. XXIV, S. 250.

[12] „Germania“, Vierteljahrsschrift für deutsche Alterthumskunde, begründet von Franz Pfeiffer. herausgegeben von Karl Bartsch, 17. Jahrgang (Neue Reihe, 5. Jahrgang) 1872, S. 314. f. Birlinger bemerkt in seinem rechtsrheinischen Alemannien (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, herausgegeben von Kirchhoff, Bd. 4, Heft 4, Stuttgart 1890), S. 295 f.: „Daß im 4., 5. Jahrhundert wiederholt neun, sieben und ausnahmsweise elf Fürsten vorkommen — neun kleine Könige lagen Probus zu Füßen — erinnert mich an die Märe von den sieben Schwaben, die bekanntlich mit 9 abwechseln; neun ist die ältere Zahl.“

Digitized by Google

[13] A. a. O., S. 313.

[14] Adagiorum Chiliades quatuor Des. Erasmi Rot. Oliva Roberti Stephani 1558, S. 603. Vergl. auch Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben, 1860, I, S. 476, und: Aus Schwaben, 1874, I, S. 374; Buck, a. a. O., S. 321; Eiselein, Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes 1840, S. 283; Wander, Deutsches Sprichwörterlexikon II, 327: „Wenn der Hase läuft über den Weg, dann ist Unglück schon auf dem Steg."

[15] Stalder, Fragmente über Entlebuch, 1798, 2. Theil, S. 268; Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 2. Bd., 2. Abth., S. 332; Augsburger Chroniken von Mülich, Rem und Gasser.

[16] A. a. O., S. 310. Vergl. auch die Zimmerische Chronik, herausgegeben von Barack, 2. Auflage, Bd. II, 791 Von Liliencrons historischen Volksliedern der Deutschen beziehen sich auf den Schwabenkrieg Nr. 196—210. Besonders ausführlich bespricht die zwischen Schweizern und Schwaben üblichen Spöttereien Birlinger in seinem rechtsrheinischen Alemannien, S. 320 ff.

[17] Zimmerische Chronik, III, 305—7; Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, 8. Bd., 1873, S. 611 ff., von den Zunftmeistern auch Buck, a. a. O., 321.

[18] Buck, a. a. O., 321 f.; Zimmerische Chronik, I, 288 ff.; Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit, Stuttgart 1871, S. 50—53.

[19] Kommentar des 1599 zu Padua als Professor Juris verstorbenen Guido Panciroli zur Notitia, London 1608, S. 126 und 132; Ausgabe der Notitia von Böcking, der schon 1834 hierüber eine Abhandlung schrieb. Bonn, 1839—1853, 2. Bd., S. 17—28.

[20] Bd. I, 1845, S. 134.

[21] 1868, S. 5 f., und mit Bezugnahme hierauf auch in seinem rechtsrheinischen Alemannien, S. 296.

[22] A. a. O., 315 f.

[23] Bd. I, Nr. 691, S. 461. Der Schwank vom Schultheiß und seinen Räthen hat noch ein Nachspiel. Aus dem Flachsmeer herausgekommen, nimmt der Schultheiß eine Zählung vor und bringt, da er sich nicht mitzählt, nur sechs Personen heraus. Auf den Rath eines Vorübergehenden stecken alle ihre Nasen in einen frischen Kuhfladen und finden nun darin sieben Löcher. Der gleichen Zählungsweise bedienten sich auch die Bopfinger (Volksth., I, S. 438); nach einer Dichtung in den Werken von Kopisch, Bd. I, S. 280, stecken die Büsumer die Nasen in den Dünensand. (Aehnliches in v. d. Hagens Narrenbuch, 1811, S. 492 f. von den Molboern nach einem dänischen Volksbuch.) Von den Herulern siehe noch: Deutsche Sagen der Brüder Grimm 2, 33; Wackernagel, die Spottnamen

Digitized by Google

der Völker, in Haupts Zeitschr. für deutsches Alterthum, Bd. VI., 1848, S. 257; Uhland, a. a. O.; Buck, a. a. O., S. 318. Vorausgeht dem Streiche der Heruler eine Begebenheit, die Karl Streckfuß in seinem Gedichte: „Der Herulerkönig und der Sklav" erzählt (Nr. 256 in Deutschlands Balladen- und Romanzendichtern von Hub), und wozu der in Hebels Werken, Bd. II, S. 257, mitgetheilte Vorfall zwischen dem König von Württemberg und seinem Diener ein Seitenstück bildet.

[24] Metrische Romanzen aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert, veröffentlicht von Henry Weber, 3. Bd., Edinburgh, 1810. Auf die Dichtung wird hingewiesen in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. III, S. 199.

[25] Uhland, a. a. O.; Buck, a. a. O., S. 314.

[26] Die Längsstriche bezeichnen den Beginn einer neuen Zeile. Das Bild selbst ist dem Drucke des Vortrags beigefügt.

[27] München 1876, I, S. 176a, Nr. 1793.

[28] 1811, S. 494 f. Das Blatt erhielt v. d. Hagen vom Dänen Nyerup. (Zu Nyerup s. Gödeke, I, 341, 5!)

[29] Die Schriften von und über Sailer sind zusammengestellt im 19. Bande der Alemannia, S. 36—42, von Paul Beck, der auch in der allgemeinen deutschen Biographie, Bd. 29, von ihm handelt. Von Sailers schwäbischen Dichtungen erschien die 1. Auflage, herausgegeben von seinem Ordensgenossen Sixt Bachmann, Pfarrer zu Reutlingendorf, 1819 bei Dionys Kuen in Buchau, die 2. 1826 bei Stettin in Ulm, in dessen Besitz Kuens Verlag übergegangen war, ebenda 1842 die 3., besorgt von Prof. Dr. Konr. Dietr. Haßler (gest. 1873) mit Bildern von Julius Nisle, endlich 1893 ein Abdruck derselben bei Ebner mit Illustrationen von Prof. G. Heyberger.

[30] Birlinger, Zeugnisse zu den Volksbüchern, in der Germania, Bd. 5 der neuen Reihe, S. 92—94.

[31] Jacobis sämtliche Werke, IV, 3, S. 214.

[32] S. 177, Alemannia, Bd. IV (1877), S. 147.

[33] Alemannia XVII (1889), S. 92.

[34] S. 199.

[35] Friedrich Campe, geb. 1777 zu Deensen bei Holzminden, 1800 mit seinem Bruder August Buchhändler in Hamburg, später Besitzer einer Buch- und Kunsthandlung, auch Druckerei in Nürnberg, gest. 1846.

[36] Der Herausgeber J. D. Falck in Weimar bemerkt dazu noch S. 40, daß das Bild als lustiges Aushängeschild auch im Reiche gebräuchlich sei.

[37] Eine handschriftliche Selbstbiographie Aurbachers befindet sich in der königlich bayerischen Hof- und Staatsbibliothek.

[38] S. 168—178.

Digitized by Google

[39] Volksbüchlein, S. 170, Anm. — Schon in dem 1871 herausgegebenen Schwabenspiegel heißt es S. 28: „In ihnen (Bebels Facetien, Ausgabe von 1506) finden wir kein Wort von den sieben Schwaben, wohl aber viele schwäbische Dummheiten in der Art der zahllosen Schildbürgereien, Eulenspiegeleien ꝛc. aus aller Herren Ländern."

[40] Auch dieses Bild zeigt, wie das im ersten Bändchen, die Jahrzahl 1674. — Vergl. auch das Gedicht: „D Sonn- und Maufanger" in Bucks Gedichtsammlung Bagenga, S. 238.

[41] S. 283—298.

[42] Der Inhalt des Gedichtes erinnert uns an die im dritten Kapitel der Abenteuer des Spiegelschwaben enthaltene Geschichte von der schwäbischen Hasenjagd, wie sie der Spiegelschwab dem Wirth zum blauen Bock in Konstanz erzählt.

[43] Wendunmuth I, 95, abgedruckt in Gödekes Schwänken, Nr. 148, und in Kürschners Nationallitteratur 24, Nr. 371; die Schildbürger in Kürschners Nationallitteratur 25, S. 404.

[44] In einem Liede von 1650: „Taille douce eines süßen Herrn in bitterer Manier" (Wunderhorn, II, S. 470) heißt es vom Helden des Liedes:

„Der Nestel viel ohn Maß und Ziel
Sind um und um herbunden,
Er geb wohl ab ein Nestel-Schwab,
Wie man schon längst gefunden."

[45] Birlinger (Volksthümliches aus Schwaben I, 433 ff.) nennt als Quelle für diese Sage nur Aurbachers Volksbüchlein.

[46] Der Name Gelbfüßler erinnert uns auch an den Schwank im Wendunmuth (I, 199, und im Abdruck bei Gödeke, Nr. 220), wie ein Schwabe Frösche für Krebse fängt, und so oft er einen erwischt, zu seinem Begleiter, einem Schweizer, sagt: „Lug, Uli, ich hab wieder einen mit eim gelben Bainle."

[47] Nationallitteratur 25, S. 382. — Vergl. Freys Gartengesellschaft, Nr. 59 (Der Wolf zu Grendelbruch, abgedruckt in Gödekes Schwänken, Nr. 123).

[48] Schon die Auflage von 1827 enthält unter den Bemerkungen zu den Abenteuern der sieben Schwaben, S. 171, die Mittheilung, daß das Schwimmen durchs blaue Meer denselben von der mündlichen Volkssage angedichtet worden sei. S. ob. S. 18 f.

[49] Zum schwäbischen Heiland s. Buck, S. 321, und Schwabenspiegel, S. 36.

[50] Der abenteuerliche Simplicius Simplicissimus von Grimmelshausen, Buch II, Kap. 5 u. 6.

Digitized by Google

[51] Am Rande steht von Sailers Hand oben: „Ad perpetuam rei memoriam“, links: „Nach archivalischen Urkunden dargestellt von einem Schüler Raphaels“, unten: „Neu bekannt gemacht 1806“, rechts: „Der neuesten Kritik zur Würdigung vorgelegt“. Das Bild ist z. B. im Besitze von Professor Aurbachers Neffen, Herrn Privatier Joseph Aurbacher in München.

[52] Fellner war auch ein Freund Schwinds, der sein Bildniß nebst 21 anderen dem Märchen von den sieben Raben in Aquarellzeichnungen einverleibte. Holland handelt in seinem Buche über Schwind von Fellner S. 38, 81 u. 185.

[53] S. 288, Anm.

[54] Dasselbe blieb uns leider unzugänglich; nach Hoff: „A. L. Richter, Maler und Radirer, Dresden, 1877, S. 114, erschien es 1838 mit sechs Holzschnitten Richters bei Otto Wigand in Leipzig.

[55] Nach Hoff im Jahre 1849.

[56] Leipzig, bei Otto Spamer; die dem Märchen beigefügten Holzschnitte entwarf H. Frotscher. (19. Aufl. 1891, S. 219.)

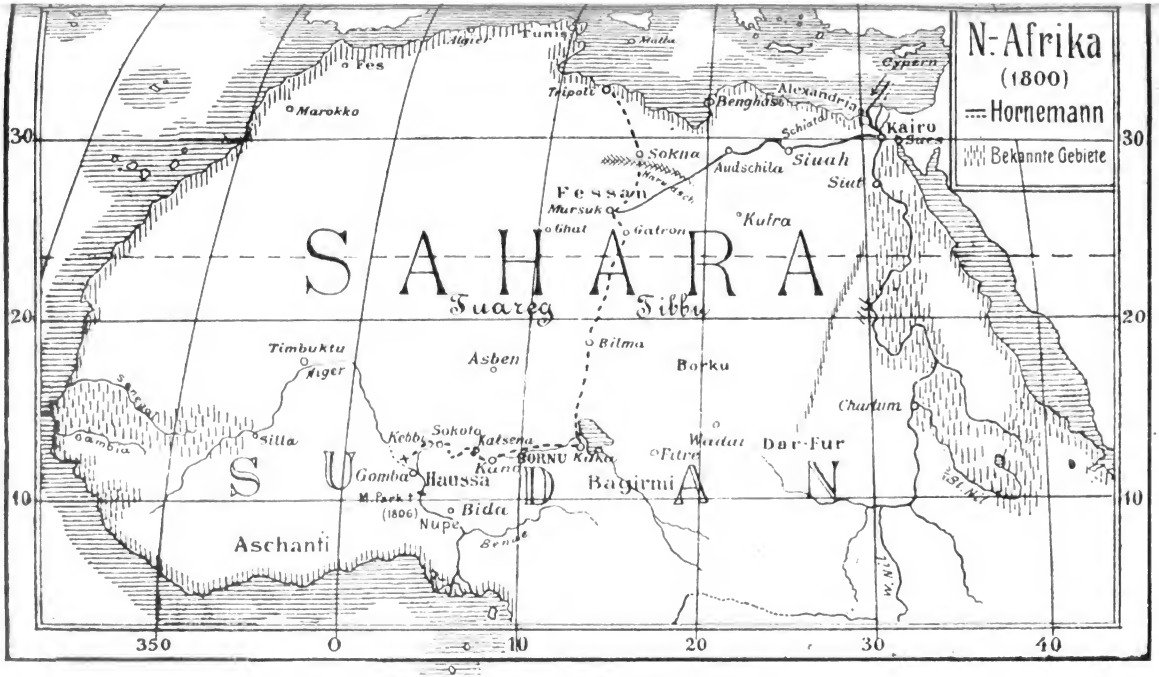
[57] Das Büchlein ging in der Folge ebenfalls an den Verlag von Enßlin und Laiblin über, ist aber nun vergriffen; die jetzigen Verlagsinhaber, Gebrüder Hebsacker, waren so freundlich, dem Verfasser die beiden nicht mehr käuflichen Schriften von 1854 u. 1877 nebst dem Einzeldruck des Bechsteinschen Märchens zur Einsicht zu übersenden.

[58] Leipzig, Brockhaus, 1866, S. 85—116.

[59] 1882, S. 272, Orts- und Volksneckereien.

[60] Dem Verfasser von dem Künstler gütigst mitgetheilt.

Digitized by Google



Massstab: 1: 40,000,000

Digitized by Google

Der
erste deutsche Afrikaforscher

(Fr. K. Hornemann, geb. 1772, gest. 1801).

Vortrag,

gehalten in den Naturwissenschaftlichen Vereinen
zu Crefeld und Köln.

Von

Dr. Adolf Pahde
in Crefeld.

Mit einer Karte.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Im Jahre 1888 hat Professor Supan im Hinblick auf die am 9. Juni 1788 gethätigte Gründung der African Association eine höchst werthvolle Uebersicht über die Entwickelung der topographischen Kenntniß des dunklen Erdtheils in diesem „Jahrhundert der Afrikaforschung" gegeben und dabei für die oft bespöttelte „Jubiläumssucht unserer Zeit" eine Lanze gebrochen. In gleicher Auffassung lenkt das Jahr 1895 die Augen des deutschen Geographen um ein Jahrhundert rückwärts, denn im Jahre 1795 hat der erste deutsche Afrikaforscher eben jener britischen Gesellschaft seine Dienste angeboten. Seine Leistung zu würdigen, erscheint als Ehrenpflicht, nicht nur weil er — im Dienste einer ausländischen Vereinigung — des vaterländischen Hochgefühls entbehren mußte, das Männer wie Nachtigal und Wissmann beim Wirken auf demselben Felde beseelte, sondern auch, weil seine Bedeutung in der Litteratur vielfach geradezu verkannt worden ist. Möge es der hier versuchten gemeinverständlichen Darstellung gelingen, dem wackeren Friedrich Hornemann im Gedächtniß seines Volkes zu seinem Rechte zu verhelfen! — —

Es entspricht gewiß der geschichtlichen Bedeutung der Reformation, wenn man in ihr das bahnbrechende Ereigniß erkennt, welches nach Abschluß des Mittelalters die neue Zeit einleitet. Noch deutlicher aber, weil weniger einseitig, möchte

Digitized by Google

durch die drei Namen Columbus, Luther und Copernicus der Anbruch der Neuzeit in das richtige Licht gerückt werden; standen doch der religiösen Bewegung die Erweiterung des Schauplatzes menschlicher Kultur und die neue kosmologische Anschauung von philosophischer Bedeutung zur Seite.

Als eine Erscheinung des politischen, nicht des kirchlichen Lebens eröffnet die französische Revolution die **neueste Zeit**; aber auch diese mächtige Neugestaltung ist von großen Fortschritten auf philosophischem Felde — der Name Kant sagt alles — und auf geographischem begleitet.

Und wie damals Gutenberg und Rafael in Technik und Kunst die neue Zeit einführten, so kennzeichnen auf denselben Gebieten Watt und Galvani, Goethe und Mozart den Beginn der neuesten Zeit.

Auch für die **Erdkunde** ist dieser mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gegeben.

Das „Zeitalter der Entdeckungen", das gerade in den letzten Jahren von berufenster Seite — es sei nur auf Sophus Ruge verwiesen — richtig gewürdigt ist, hatte zwar eine großartige Erweiterung des Wissens von der Erdoberfläche gebracht; aber der ideale Zug, die Wissenschaft zu bereichern, war gegenüber materiellen und fanatischen Triebfedern kaum hervorgetreten. (Abel Tasman, 1642, bildet eine seltene Ausnahme.) Nach einer Zeit des Rückgangs beginnt dann im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine Reihe neuer kühner Fahrten, deren Wesen in der Betonung **wissenschaftlicher Forschung** liegt. In demselben Jahre 1768, in dem James Bruce seine wissenschaftliche abessinisch-nubische Reise in Massaua antrat, stach James Cook auf der „Endeavour" in See, begleitet von Joseph Banks, — wie auf der zweiten Reise von Reinhold und Georg Forster. 1788 landeten in dem wieder entdeckten Australien die ersten

Digitized by Google

englischen Ansiedler (allerdings nur Sträflinge, da Nordamerika für solche nicht mehr offen stand). Von meist hervorragender Bedeutung für die neue Form der Entdeckungsreisen waren aber die Begründung von Justus Perthes' geographischer Anstalt in Gotha (Sept. 1785), die Gründung der African Association in London (9. Juni 1788), hauptsächlich auf Betreiben des vorher genannten Sir Joseph Banks, die ägyptische Expedition Bonapartes (1798) und Alexander von Humboldts Reise in die Aequinoktialgegenden des neuen Kontinents (1799). Das sind die wahren Eingangspforten für das „Zeitalter der geographischen Forschungen!"

Was in diesem Zeitalter geleistet ist und noch geleistet wird, und wie dabei vorgegangen ist, — kein Beispiel lehrt es deutlicher als die Entschleierung des „dunklen Erdtheils", die, in gründlicher Form von der britischen Gesellschaft und dem französischen Unternehmen begonnen, namentlich seit den fünfziger Jahren von der deutschen Verlagsanstalt gefördert worden ist.

Daß seit den Tagen von Düppel und Königgrätz auch die neue Großmacht, Preußen-Deutschland, selbständig an dieser Kulturarbeit theilgenommen und auch eigene Kolonialpolitik in Angriff genommen hat, daß ihre Söhne — von Rohlfs und Nachtigal an — dort im fernen Lande dem deutschen Ruhmeskranze neue Lorbeerreiser eingefügt haben, erfüllt uns mit Freude und Stolz; nicht vergessen dürfen wir aber, daß noch im Jahre 1865 der geistvolle Oskar Peschel im Rückblick auf die Vergangenheit folgendes Facit ziehen mußte:

„Wer die Geschichte der Erdkunde zur Hand nimmt, um darin die Ehren des deutschen Volkes verzeichnet zu finden, der wird gemischten Eindrücken entgegengehen. Er wird gewahren, daß er einer Nation angehöre, die überreich an Zierden und arm an Thaten ist. Wo hohe Aufgaben nur durch die Kräfte

Digitized by Google

eines Staates gelöst werden können, zeigt unsere Geschichte nichts als eine Reihe versäumter Gelegenheiten; wo es aber dem Einzelnen möglich war, ohne öffentlichen Beistand der Wissenschaft große Dienste zu leisten, oder wo fremde Nationen thatenlustig nach Werkzeugen suchten, da haben sich stets Deutsche herbeigedrängt, und die Zahl der Unsrigen, die in die Gefahr gingen und in ihr unterlagen, ist bis auf die Gegenwart ruhmwürdig groß gewesen. Was hätten andere Nationen geleistet, wenn sie über eine ähnliche Fülle geistiger Kräfte zu verfügen gehabt hätten! Wenn wir dennoch bei der Vertheilung der wissenschaftlichen Verdienste nicht hinter andern Völkern zurückstehen, so müssen wir unsere Vertreter um so höher feiern, weil sie so viel erringen konnten, obgleich sie Deutsche waren!" —

Fürwahr, man braucht bloß an das große, nachher nur von Nachtigals Reise erreichte nordafrikanische Forschungswerk der Jahre 1850 bis 1856 zu denken, um diesen herben Ausspruch vollauf bestätigt zu finden; denn die Fülle der Errungenschaften jener von England ausgesandten Expedition ist nur zu verdanken den Deutschen Dr. Heinrich Barth, Dr. Adolf Overweg und Eduard Vogel, von denen die letzteren Beiden als Opfer der Wissenschaft gefallen sind.[1]

Doch auch schon für die ersten Erfolge, deren sich die englische afrikanische Gesellschaft noch am Schlusse des vorigen Jahrhunderts rühmen konnte, hat — neben dem Schotten Mungo Park — ein Sohn Deutschlands sein Leben eingesetzt: der **erste deutsche Afrikaforscher, Friedrich Hornemann,** ist im Jahre 1800 im Innern des dunklen Erdtheils verschollen!

Mag seine Leistung auf den ersten Blick gegenüber den staunenswerthen Ergebnissen neuerer Forschungsreisen dem durch die rasche Aufeinanderfolge solcher Züge verwöhnten Zeitungsleser der Gegenwart weniger bedeutend erscheinen, — für

Digitized by Google

die Arbeit des ersten Pioniers gilt ein anderer Maßstab als für die Thaten der durch die Erfahrungen ihrer Vorgänger, durch Wissenschaft und Technik vorbereiteten großen Epigonen! Was hat denn dem Columbus für alle Zeiten unsterblichen Ruhm gesichert? Wahrlich nicht die Schattenseiten, die seinem Charakter, die Unzulänglichkeiten, die seiner Bildung und demgemäß auch seiner Thätigkeit als Entdecker anhafteten,[2] wohl aber das Eine, daß er der Mann der That war, der das, was Andere nur auf dem Papier erörterten, als Erster gewagt und mit unbeugsamem Muthe durchgeführt hat!

Um den Verdiensten Hornemanns gerecht zu werden, bedarf es zuvörderst einer Darlegung des Standes der Kenntniß von Afrika zur Zeit der Gründung der African Association und der Erkundigungen, die sie als Vorbereitung für ihre ersten Sendboten gesammelt hat. Dann erst kann unseres Landsmannes Reise selbst sachgemäß behandelt und ihr wahrer Werth — auch durch Bezugnahme auf neuere Forschungen — klargestellt werden.

In der Einleitung zu den „Proceedings“ der 1788 ins Leben gerufenen „Association for Promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa“ — dies der genaue Name der Gesellschaft — heißt es: „. . . . . fast ganz Afrika ist bisher noch unbesucht und unbekannt geblieben.“ „Die Karte des Innern ist eine weite weiße Fläche, auf welcher der Geograph, gestützt auf die Autorität des Leo Africanus und des nubischen Schriftstellers Edrisi, mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern verzeichnet.“ — In der That war dies vor hundert Jahren die nackte Wahrheit, wenn man eben nur die positiven Kenntnisse und nicht die unbestimmten und oft ganz verworenen Nachrichten vom Hörensagen berücksichtigte.

Den Schauplatz der Geschichte des Alterthums begrenzte

Digitized by Google

im Süden der Wüstengürtel, der sich vom Westrande der Sahara über Arabien bis nach Central-Asien erstreckt; er war im wesentlichen auch die Schranke für die geographische Kenntniß. Ophirfahrten der Phönizier (um 1000 v. Chr.), erst recht die von Necho (um 600 v. Chr.) veranlaßte Umschiffung Afrikas wurden als Geschäftsgeheimniß behandelt; wie Alexanders des Großen indischer Kriegszug die einzige historische Ausnahme ist, so die neronische Nilexpedition und des Cl. Ptolemäus Nilkunde[3] die einzige geographische. Im übrigen kam das Alterthum (wenigstens was Afrika angeht) nicht über die durch die große Wüste gegebene natürliche Grenze hinaus.

Anders ward es bei den Arabern. Hier wurde die Länderkunde Afrikas, die im Alterthum nur den Nordrand, das Nilgebiet, und Phazania, das heutige Fessan, umfaßt hatte, weit nach Süden hin ausgedehnt. Die Araber führten in Nordafrika das Kamel ein, besuchten die Westküste bis etwa 10° n. Br., die Ostküste sogar bis 25° s. Br. und drangen mit ihrem Handel auch in das Innere vor; ja, unter ihnen hat Ibn Batuta (1352 in Timbuktu) den Ruhm, der weitest gereiste Landreisende aller Zeiten zu sein. Aber in geistiger Durchdringung des gesammelten Materials blieben sie hinter ihren griechischen Lehrmeistern von Herodot bis Ptolemaeus bedeutend zurück; namentlich ihre Kartenbilder von Afrika (z. B. Edrisi 1154) wurden durch eine Art Rattenkönig von Flußläufen ganz naturwidrig verunstaltet, — von der Verrenkung der Ostküste von Kap Guardafui an nach Osten statt nach Süden ganz zu geschweigen. Seit den arabischen Studien der Scholastiker machte sich auch das Abendland viele dieser falschen Vorstellungen zu eigen, und so zeigen die sogenannten Karten von Afrika[4] vom 14. bis zum 18. Jahrhundert, wenn auch die Umrisse, namentlich seit den Fahrten der Portugiesen, immer besser wurden, im Innern in recht willkürlicher Zeichnung die Er-

Digitized by Google

gebnisse von oft ganz unsicheren Erkundigungen oder gar reine Wahngebilde, so daß der Verfasser von „Gullivers Reisen“ spotten durfte:

„Geographers, in Afric maps,
With savage pictures fill their gaps,
And over inhabitable downs
Place elephants, for want of towns.“

Erst durch die kritische Sichtung, welche Jean Baptiste Bourguignon d'Anville 1749[5] vornahm, wurde festgestellt, daß das positive Wissen von Afrika sich auf die Küstenränder beschränkte und nur in Senegambien, am untern Kongo und Sambesi, im Kaplande und in Abessinien, Nubien und Aegypten ein etwas breiteres Gebiet betraf. Gerade in den letztgenannten Ländern wurden die Ermittelungen vertieft, indem Bruce (1768—1773) von Massaua her nach der Quelle des blauen Nils vordrang und weiter über Sennaar, immer auf der rechten Nilseite, durch die nubische Wüste Aegypten erreichte, — die erste größere wissenschaftliche Afrikareise! (Vergl. S. 2.) Ebendort führte — nach der Gründung der African Association — Browne 1792 seine Reise Alexandria-Siuah aus und gelangte 1793—1796 von Siut auf der Karawanenstraße über die „große Oase“ (El Chargeh) in südsüdwestlicher Richtung bis Kobeh in Dar-Fur, — ein Erfolg, der ihn für dieses Land als den direkten Vorläufer Nachtigals erscheinen läßt.

Außer jener Kenntniß der Küstengebiete, die gerade in den folgenden Jahrzehnten durch genauere Küstenaufnahmen verbessert wurde, gab es aber auch für d'Anville Nachrichten über das Innere, die zu berücksichtigen waren, indem sie offenbar einen thatsächlichen Hintergrund hatten. In märchenhafter Beleuchtung glänzte der Name der Handelsstadt Timbuktu; aber welches ihre genaue Lage sei, ob in ihrer Nähe der Niger nach Westen oder nach Osten fließe, ob er sich als Senegal oder

Digitized by Google

Gambia in den Ozean ergieße, oder ostwärts fließend den Oberlauf des Nils darstelle oder in einem Binnensee endige, — das waren ungelöste Räthsel. Hier zunächst suchte die African Association Klarheit zu schaffen, — und darin liegt der wesentliche Unterschied der Afrikareisen vor und nach 1788: man brachte jetzt System in die Forschung, legte auf die wissenschaftliche Ausbildung der Reisenden besonderes Gewicht und faßte als das Hauptmittel zur Lösung der brennendsten Fragen Durchquerungen des Festlandes ins Auge. Daß die englische Gesellschaft daneben als „wichtigsten Vortheil", der sich aus der Durchforschung dieser jungfräulichen Gebiete ergeben würde, die zu erhoffende „Ausbreitung des Handels und Förderung der britischen Industrie" ansah, — was damals bei deutschen Gelehrten Anstoß erregte —, will uns jetzt, wo wir Deutsche selbst mit Kolonialpolitik angefangen haben, nur durchaus verständig erscheinen.

Gewissermaßen um von d'Anvilles Karte vierzig Jahre später eine verbesserte neue Auflage — und damit den auszusendenden Forschern die beste Vorbereitung — zu liefern, ließ die Afrikanische Gesellschaft zunächst Erkundigungen über das Innere einziehen von britischen Konsuln, maurischen Kaufleuten, Stammeshäuptlingen und Mekkapilgern. Derartige Nachrichten wurden auch gesammelt von ihren ersten Abgesandten: Ledyard, der vom Nil her nach dem Niger vordringen sollte, aber schon in Kairo starb, und Lucas, der von Tripolis aus demselben Ziele zueilen wollte, aber bereits sieben Tagereisen südlich umkehrte. Ende 1790 wurde dann Major Houghton nach dem Gambia gesandt, um durch eine Reise ostwärts den Niger zu gewinnen; er starb aber (Sept. 1791), ehe er die Wasserscheide erreicht hatte. In sorgfältiger Abwägung aller eingelaufenen Mittheilungen gab der auch in hydrographischen Arbeiten ausgezeichnete Major James Rennell 1790 in dem ersten Bande der Veröffent-

Digitized by Google

lichungen der African Association eine Karte heraus, die er 1798 und 1802 verbesserte,[6] — eine Arbeit, die den Sekretär der Gesellschaft, W. Young, zu der kühnen Behauptung begeisterte, sie hätte „Vermuthung in Gewißheit verwandelt" (converted conjecture into knowledge). Wohl war es für die damalige Zeit eine hervorragende Leistung; vergleichen wir sie aber mit unsern jetzigen, vorwiegend durch deutsche Forscher erzielten Kenntnissen von Nordafrika, so gewahren wir, daß fast alle Punkte auf Rennells Karte eine viel zu weit nordöstliche Lage haben (Kuka z. B. so, wie wenn man Berlin nach St. Petersburg verschieben wollte). Unter Zugrundelegung dieser Darstellung wird es dann aber auch verständlich, daß man, um den Niger zu erreichen, Tripolis, ja sogar Kairo als geeigneten Ausgangspunkt einer Reise ansah, — erschien doch danach z. B. die Luftlinie Kairo-Kuka nur stark halb so lang, als sie wirklich ist.

Senegambien und Aegypten wurden nun als die Einfallsthore auserkoren, durch die — nach den ersten mißglückten Versuchen — der wissenschaftliche Angriff auf das Nigerland geschehen sollte. 1795 ging Mungo Park (geb. 1771, gest. 1806) nach dem Gambia unter Segel, um die kühne und gefahrvolle Reise anzutreten, die ihn thatsächlich an den obern Niger führte; 1797 aber machte sich Friedrich Hornemann auf den Weg nach Kairo, um von da aus über Fessan ebenfalls dem Niger zuzustreben, — beide ausgerüstet mit Rennells Karte von 1790, wie einst Columbus mit dem von Toscanelli 1474 entworfenen Bilde. Möchte man nicht auch hier einen Vergleich ziehen zwischen der kritiklosen, ja geradezu naiven Art, wie der Entdecker Amerikas in seinen Anschauungen von Toscanellis Entwurf abhängig geblieben ist, und dem wissenschaftlichen Bemühen der ersten Erforscher Inner-Afrikas, die frühere Zusammenstellung von Erkundigungen durch gesicherte Kenntnisse zu verbessern? —

Digitized by Google

Nachdem in den vorstehenden Ausführungen kurz die Sachlage beim Beginn der Hornemannschen Expedition geklärt ist, müssen wir zunächst die Persönlichkeit und den früheren Lebensgang des Forschers kennen lernen, — um so mehr, als die bisherigen Veröffentlichungen darüber mancherlei Ungenauigkeiten enthalten.

Wie Gustav Nachtigal, stammt auch Fritz Hornemann aus einem evangelischen Pfarrhause; sein Vater, Friedrich Georg Hornemann, war am 7. September 1753 als Pastor an der lutherischen Kirche zu St. Andreä seiner Vaterstadt Hildesheim angestellt worden. Im Taufregister dieser Pfarre findet sich die Angabe, daß des Pastors Fr. G. Hornemann Sohn, Friedrich Konrad, am 20. September 1772 getauft worden ist. Wenn nun auch leider alle Taufbücher von St. Andreä vor dem Jahre 1775 den Tag der Geburt selbst nicht angeben, so wird man doch mit Zuversicht einen der Tage vom 15. bis zum 20. September 1772 als Geburtstag ansprechen können, da nach der Sitte damaliger Zeit die Taufe fast ausnahmslos am dritten oder vierten, spätestens am fünften Tage nach der Geburt abgehalten zu werden pflegte. Aus der Thatsache, daß der Taufakt in Hildesheim stattgefunden hat, und dem Umstande, daß die Taufe Parochialrecht war, ergiebt sich ferner zweifellos, daß Hildesheim selbst der Geburtsort unseres Afrikaforschers ist. Dies zu betonen, scheint unerläßlich, weil der einzige zugängliche biographische Aufsatz (im „Ausland", 1858) das hildesheimische Städtchen Alfeld (a. d. Leine) als Geburtsort nennt, — und zwar mit dem Jahre 1766, während in den Geburtsregistern der evangelischen Pfarre von Alfeld weder in den Jahren 1764—1767, noch 1771—1772 ein Kind des Namens Hornemann verzeichnet ist. Für Hildesheim und 1772 spricht auch die Angabe im Matrikelbuche der Universität Göttingen,[1]

Digitized by Google

der zufolge „Friedrich Konrad Hornemann aus Hildesheim“ am 10. Mai 1791 als der Theologie Beflissener immatrikulirt worden ist; das Alter von fast 19 Jahren ist für einen jungen „Fuchs“ das richtige. —

Wie Nachtigal hat auch Fritz Hornemann seinen Vater verhältnißmäßig früh verloren; er und seine Schwester scheinen dafür durch den Besitz einer trefflichen Mutter in etwas entschädigt geworden zu sein; der Göttinger Professor J. F. Blumenbach bezeichnet (1797) Hornemann als den „einzigen Sohn einer würdigen Predigerwitwe zu Hildesheim“ und erwähnt auch an einer anderen Stelle „seine respektable Mutter“.

Den kräftig gebauten Knaben beseelte eine Freude an der schönen Natur, die ihn jede Mußezeit in Berg und Wald — meist allein — umherschweifen ließ, so daß, wie ein in den fünfziger Jahren verstorbener Jugendfreund erzählt hat, „keiner gleich ihm mit den unscheinbarsten Pfaden vertraut war“. Dieser Wanderlust entsprach seine früh entwickelte Vorliebe für Länder- und Völkerkunde fremder Erdtheile; hat er doch schon in der Zeit, als er die Tertia des Gymnasium Andreannm seiner Vaterstadt besuchte, seine Kameraden zu fesseln gewußt, indem er ihnen in begeisterten Worten die Wunder tropischer Länder vormalte. Daß ein in diesem Sinne phantasiereich angelegter Knabe auch an „Indianergeschichten“ das größte Vergnügen fand, ist erklärlich; praktischen Verstand und eine geschickte, kunstfertige Hand aber verräth es, daß er sich ganz allein nun auch einen indianischen Wigwam aufbaute, zu dessen Besuch er dann Mutter und Schwester einlud. „Eine ungemeine Anstelligkeit und selbst Kunstfertigkeit in nützlichen mechanischen Dingen“ (Blumenbach) ist ihm auch später oft zu statten gekommen.

Wie schon erwähnt, begann Friedrich Hornemann im Mai 1791 seine Studien auf der Universität zu Göttingen; er

Digitized by Google

gehörte bis zum Schlusse des Wintersemesters 1793/94 der Georgia Augusta an; nachher, nachweislich in dem Jahre 1795/96, hatte er seinen Wohnsitz in Hannover. Obwohl er sich demselben Studium gewidmet hatte, wie sein Vater, blieb doch der schon in jungen Jahren gehegte Wunsch, Entdeckungsreisen zu machen, in ihm lebendig; ja, er verdichtete sich zu jener Zeit, in der die African Association die Blicke auf das Innere des dunklen Erdtheils gelenkt hatte, immer mehr zu dem lebhaften Verlangen, gerade den Schleier, der das innere Afrika verdeckte, zu lüften. So benutzte er denn seit 1791 jede freie Stunde dazu, sich in die afrikanische Länderkunde zu vertiefen und sich manche der für einen Reisenden nothwendigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen: der bisherige Theologe erkannte in der Entdeckerlaufbahn seinen wahren Beruf, dessen Wahl auch schließlich seine Mutter — gewiß nicht leichten Herzens — billigen mußte. Wenn seine von Blumenbach gerühmte „seltene Festigkeit des Charakters" ihr diese Zustimmung abgerungen hat, so mag ihr den Entschluß etwas erleichtert haben der Blick auf des Sohnes kräftigen Körperbau und anspruchslose Lebensweise. War er doch — von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten abgesehen — von jedem körperlichen Leiden verschont geblieben; hatte er doch seinen „athletischen" Körper durch Leibesübungen und Abhärtung gestählt und dabei nie eine vernünftige Vorsicht außer Acht gelassen! Und nicht zum wenigsten wichtig gerade für seine Absichten war es, daß seinem offenen Verstande und seinem männlichen Ernste ein heiteres Temperament, ein sonniger Humor gepaart blieb, — Eigenschaften, die uns wiederum an Nachtigal erinnern.

Im Sommer 1795 erschien Fritz Hornemann beim Hofrath Blumenbach in Göttingen, um von ihm eine Empfehlung für die African Association zu erbitten. Der große Naturforscher überzeugte sich bald durch eine Art von Kreuz-

Digitized by Google

verhör, daß er einen jungen Mann vor sich hatte, der „zu einer Unternehmung der Art gleichsam geboren schien"; nachträglich eingezogene Erkundigungen und nähere persönliche Bekanntschaft vermochten ihn in diesem Urtheil nur zu bestärken, und so beeilte er sich, dem Baronet Joseph Banks, mit dem er in regem Briefwechsel stand, die Wünsche seines jungen Freundes warm ans Herz zu legen. Die Antwort, welche Anfang 1796 eintraf, lautete: „Wenn Herr Hornemann das ist, was Ihr sagt, so ist er der Mann, den wir suchen." Kaum hatte Professor Blumenbach diesen günstigen Bescheid nach Hannover übermittelt, als Hornemann sich nach Göttingen aufmachte, und, nachdem er in den Nachtstunden seine Gedanken über die zu vollführende Reise schriftlich ausgearbeitet hatte, als „unermüdbarer Fußgänger" in Blumenbachs Zimmer trat, um persönlich das Nähere zu besprechen. Die Einsendung des eben erwähnten Entwurfs beantwortete die African Association damit, daß sie Hornemanns Angebot endgültig annahm und ihn auf ihre Kosten im Sommer 1796 behufs besonderer Vorbereitung auf das schwierige Unternehmen nochmals nach Göttingen schickte. Rastlos bemühte er sich hier — unter der Leitung der Professoren Blumenbach, Heeren, Hoffmann, Tyschen und Heyne —, sich in den nöthigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen und in den Grundzügen der arabischen Sprache zu vervollkommnen, so daß die Association, als er sich ihr im Frühling 1797 in London vorstellte, „ausnehmende Zufriedenheit" über seine Wahl zu erkennen gab.[8]

Nachdem er auch in London seine Zeit gründlich ausgenutzt und man für ihn zur Reise durch Frankreich einen Paß erwirkt hatte, verließ er die englische Hauptstadt im Juli 1797, um den Anweisungen der Gesellschaft gemäß über Paris und Marseille zunächst Kairo, die „Hauptstadt Afrikas", wie damals gesagt wurde, zu erreichen.

Digitized by Google

Es scheint hier der Ort zu sein, das neue Moment bei der Veranstaltung von Entdeckungsreisen, welches schon oben in der Betonung des idealen, wissenschaftlichen Zuges gefunden wurde, durch den Ausspruch eines geistig hervorragenden Zeitgenossen zu bekräftigen. Wie wenig die Welt damals an ein so edles, gerade unser Jahrhundert kennzeichnendes Streben auf dem Felde der Forschung gewöhnt war, erhellt aus den Worten, mit denen Blumenbach seine Mittheilungen über Hornemann im Dezember 1797 einleitete. Er schrieb — allerdings in einem langatmigen Stile, der uns nicht mehr schmackhaft ist —: „Daß ein junger, schon sehr gebildeter, hoffnungsvoller deutscher Gelehrter, der in den angenehmsten Verhältnissen steht, und die besten Aussichten zur Beförderung in seinem Vaterlande vor sich sieht, einzig und allein von brennender Wißbegierde und Forschungsgeist getrieben, von selbst und für sich allein den Vorsatz faßt, und nach Jahre langer reifer Ueberlegung fest und standhaft dabey beharrt, eine der mindest bekannten, nur als unwirthbar verschrienen, von rohen Wilden bewohnten Erdgegenden zu bereisen, um dadurch unsere Länder- und Völkerkunde zu bereichern; dieß ist eine so seltene und aus vielseitiger Rücksicht so merkwürdige Erscheinung, und die schon so verdientes allgemeines Aufsehen in Deutschland gemacht hat, daß ich Ihnen ein Vergnügen zu machen hoffe, wenn ich die näheren Umstände davon mittheile." —

Am 1. August 1797 langte Friedrich Hornemann in Paris an, wo er von dem Astronomen Lalande freundlich empfangen und auch dem „Institut national des sciences et des arts" vorgestellt wurde. Wichtig war für ihn — außer dem Verkehr mit französischen Konsuln aus Nordafrika —, daß er die Bekanntschaft eines türkischen Kornhändlers aus Tripolis machte, den er dort 1799 wieder traf. Wenn er auch den Anweisungen der African Association gemäß glaubte, auf sein

Digitized by Google

dringendes Anrathen, den Weg Tripolis-Fessan einzuschlagen, nicht eingehen zu dürfen, so nahm er doch gern aus seinen Händen eine warme Empfehlung an einen mohamedanischen Kaufmann in Kairo entgegen. Von Paris ging die Reise nach Marseille und, da sich dort keine passendere Schiffsgelegenheit fand, zunächst weiter nach der Insel Cypern, deren Fruchtbarkeit unserem Reisenden ganz besonders auffiel. Ein venezianisches Schiff führte ihn darauf vom 9. bis 13. September hinüber nach Alexandrien. Nach angenehmem Aufenthalt im Hause des britischen Konsuls und einigen mineralogischen Untersuchungen in der nächsten Umgegend reiste Hornemann über Rosette und dann den hochgeschwollenen Nil aufwärts nach Kairo, wo er am 27. September eintraf. Hier sollte er nach den Wünschen seiner Auftraggeber behufs eingehender Vorbereitung längere Zeit bleiben, Nachrichten sammeln und die Handelskarawane abwarten, die von Damaskus über Fessan nach den Haussa-Staaten heimkehren wollte. Daß sich aber dieser Aufenthalt in Kairo auf volle elf Monate ausdehnte, war nur einem Zusammentreffen von Ungelegenheiten und Hindernissen schwierigster Art zuzuschreiben. Im April 1798 brach in Kairo die Pest aus und bannte die Leute in ihre Häuser; trotzdem wäre Hornemann in die Nachbarschaft geeilt, wo sich die Fessaner Karawane sammeln wollte, wenn ihn nicht Geldmangel an der nöthigen Ausrüstung behindert hätte. Als die Seuche nachließ, erfuhr er von etlichen Kaufleuten der genannten Karawane, daß man die Abreise bis zur Ankunft der von Mekka zurückkehrenden Pilger verschoben habe, — die Zeit hat ja für Araber wenig Werth —; bald fand sich auch ein französisches Handelshaus bereit, unserm Landsmann die nöthigen Gelder vorzuschießen; kurz, er glaubte, nur wenige Tage vor der Abreise zu stehen; da trat ein Ereigniß ein, welches seine hochgespannten Hoffnungen gänzlich zu vernichten drohte.

Digitized by Google

Am 1. Juli 1798 landete die französische Expedition unter dem General Bonaparte an der ägyptischen Küste.

„Unsere Karawane," schrieb Hornemann, „zerstreute sich, die von Mekka war noch nicht angekommen, und wir Europäer wurden, um vor der Wuth des Volkes gesichert zu sein, in die Festung geführt, wo wir bis zur Ankunft der Franzosen in Kairo verweilen mußten." Welch' trübe Lage! Mußte nicht ein Zug, der gerade englische Interessen an einer sehr empfindlichen Stelle treffen wollte, für jedes britische Unternehmen in dem Lande verhängnißvoll erscheinen? Und das um so mehr, als der Sieg bei den Pyramiden (21. Juli) dem französischen Feldherren die Thore Kairos öffnete?

Aber auch dieser Zug ist — gegenüber den Roheiten der ersten Revolutionsjahre — gekennzeichnet als eine Erscheinung der neuesten Zeit! Im Gefolge Bonapartes, wie auch in seinem Offiziercorps waren so viele, zum Theil hervorragende Vertreter der Natur- und Alterthumswissenschaft, daß Kairo in den nächsten beiden Jahren gewissermaßen eine französische Akademie enthielt, deren Arbeiten in den großartigen Bänden „Mémoires de l'Égypte" und „Description de l'Égypte" niedergelegt sind. Der Chemiker Berthollet und der Mathematiker Monge nahmen sich Hornemanns an und führten ihn bei dem großen Korsen empfehlend ein. Und dieser, als klarer Kopf selbst ein Freund der Wissenschaft und — mit richtigem Verständniß für die neue Zeit — ein wohlberechnender Förderer der Naturforschung, behandelte den Plan des Sendlings der britischen Gesellschaft nur vom internationalen Standpunkte der Wissenschaft aus, infolgedessen man in London nachher den „vorurtheilsfreien und erleuchteten Geist" pries, „der den Genius wahrhaft großer Männer veranlaßt, nützliche Künste und Wissenschaften auch unter den Greueln des Krieges zu fördern" und „sogar

Digitized by Google

von dem Abgesandten eines feindlichen Landes jede Belästigung fern zu halten". Bonaparte ließ es in der That nicht bei Versicherungen seines Schutzes bewenden; er versah den Reisenden vielmehr mit allen erforderlichen Pässen, bot ihm auch Unterstützung in Geld an, auf die Hornemann indessen damals verzichten konnte, und erfüllte gern den Wunsch, Briefe des Reisenden unter seinem Siegel über Frankreich an die African Association abgehen zu lassen.

Als sich trotz des englischen Seesieges bei Abukir das Land — dank Bonapartes Genie — im August an die französische Okkupation zu gewöhnen begann, fanden sich die Reisegefährten Hornemanns nach und nach wieder in Kairo ein und betrieben nun eifrig die Vorbereitungen zum baldigen Abmarsch der Karawane, für die das benachbarte Dorf Kerdassi als Sammelplatz bestimmt war. Am 5. September 1798, also noch Wochen vor dem blutigen Volksaufstande und Monate vor dem kriegerischen Eingreifen der Türken, konnten die Fessaner Kaufleute — Hornemann mitten unter ihnen — wie sonst in ruhigen Zeiten dort ausrücken; eine Stunde später etwa, bei dem nächsten Dorfe, erreichten sie die von Mekka heimkehrende Pilgerkarawane.

Kurz vor der Abreise hatte Hornemann der African Association brieflich dargelegt, daß er unter der Maske eines mohamedanischen Kaufmannes zu reisen gedächte, da er glaubte, der Fanatismus der Anhänger des Propheten wäre seit dem Einfalle der Franzosen zum Christenhaß gesteigert und würde gerade deshalb durch die Mekkapilger weit in das Innere hinein verbreitet. Allerdings war unser Forscher dadurch gezwungen, in der Benutzung der astronomischen Instrumente, die er ja nöthigenfalls für Handelsartikel ausgeben konnte, sehr vorsichtig zu sein, also z. B. Ortsbestimmungen nur bei längerem Aufenthalt in wenigen größeren Plätzen vorzunehmen. Er bat

Digitized by Google

die Association sogar dringend darum, über ihn in den nächsten Jahren keine Erkundigungen einziehen zu lassen, damit seine Reisegefährten keinen Verdacht schöpften. Die Rolle als Mohamedaner (als junger Mameluk) wurde ihm wesentlich erleichtert durch die Begleitung eines sprachgewandten deutschen Renegaten, Joseph Freudenburg, der als Dolmetscher in seine Dienste trat und die Behandlung der Reitthiere und geschäftliche Sachen übernahm. Hornemanns Plan, den er aber sorgfältig geheim hielt, war: über Fessan das damals vielgenannte Kaschna („Cashna"), das heutige Katsena (östlich von Sokoto, nordwestlich von Kano), zu erreichen und über Mekka oder Senegambien zurückzukehren.

Die Schilderung der Reise selbst zerfällt naturgemäß in vier Abschnitte: 1) vom 5. September bis zum 3. Oktober 1798: von Kairo bis Schiata (hinter der Oase Siuah) — wegen Verlustes des Tagebuches nur aus dem Gedächtnisse beschrieben; 2) vom 3. Oktober bis zum 17. November 1798: von Schiata bis Mursuk, und Aufenthalt dort, nach den genauen Tagebuchbemerkungen; 3) von Juni bis August 1799 und vom 1. Dezember 1799 bis zum 20. Januar 1800: Hin- und Rückreise Mursuk-Tripolis — nach Briefen Hornemanns; 4) vom 6. April 1800 bis zum Tode (wahrscheinlich 1801): von Mursuk nach dem Niger — nach dem im Jahre 1819 erstatteten Berichte eines fessanischen Kaufmanns. —

Die Karawane der Fessaner Kaufleute rückte am 6. September 1798 in aller Frühe, in Gemeinschaft mit derjenigen der Mekkapilger, nach Westen hin vor, und bald mußte Hornemann lernen, daß arabische Genügsamkeit und Selbstzucht weit das übertraf, was ihm an Anspruchslosigkeit und Abhärtung geläufig war. Man kreuzte den Anfang des Natronthales; während aber die eigentliche „Pilgerstraße" diesem in nordwestlicher Richtung folgt, zog man nach Westen weiter über den Wasserplatz Mogarra

Digitized by Google

(s. v. w. Trinkteich der Thiere) durch die Sandwüste parallel dem sie im Norden begrenzenden Kalkhügelzuge bis zur Oase Garah; am Fuße des auf einem Felsen erbauten kleinen Dorfes Om-es-Sogheïr wurde am 15. September für etliche Tage das Lager aufgeschlagen. Das etwa 100 m hohe „Libysche Wüsten-Plateau", dessen Südabfall die eben erwähnten Kalkhügel bilden, springt dort etwas nach Süden hin vor; nach Uebersteigung dieses Ausläufers gelangte die Karawane in ungefähr zwanzig Stunden in die fruchtbare Senke der Oase Siuah. Sechs Jahre vorher hatte Browne (vgl. oben S. 11) dieses Gebiet entdeckt; unserm Landsmanne aber gebührt das Verdienst, in diesem Thale den berühmtesten Wüstenpunkt des Alterthums, die Oase des „Jupiter Ammon", erkannt zu haben. Die Beobachtungen, die er — allerdings mehrfach durch mohamedanischen Argwohn behindert — über die Oertlichkeit, über die Ruinen und die Katakomben anstellte, paßten so gut zu den ihm durch frühere Studien bekannten Schilderungen der antiken Schriftsteller, daß er, wie er selbst äußert, „auf diesen Gedanken kommen mußte". Die eingehende Darlegung dieser seiner Ueberzeugung — die beiden Kapitel über Siuah nehmen in seinem vorläufigen Reisebericht mehr Raum ein, als die Beschreibung des Zuges von Kairo dorthin — wirkte auch bei den kritischen Gelehrten in England, Deutschland und Frankreich durchschlagend. Der sechsundzwanzigjährige deutsche Forscher hatte das Ammoninm[9] Alexander des Großen wiedergefunden, wahrscheinlich sogar auf ungefähr demselben Wege, dem der Makedonier gefolgt war.

Nach achttägigem Aufenthalt verließ die Karawane die denkwürdige Gegend und gelangte in kleinen Tagemärschen am 2. Oktober in das Gebiet der Salzsümpfe von Schiata. Dort aber schien sich ein Unwetter über dem Haupte unseres Reisenden zusammenzuziehen: sein Dolmetscher Freudenburg hatte un-

Digitized by Google

vorsichtigerweise den von Bonaparte ausgestellten Paß vorgezeigt, der doch nur für die französischen Posten bestimmt war; das hatte in Siuah den Verdacht erweckt, Hornemann wäre ein französischer Spion; etwa dreihundert Siuaher waren sogleich nachgerückt und nahmen nun bei dem Zusammentreffen in Schiata eine äußerst drohende Haltung an. Hier konnte nur Kaltblütigkeit retten. Hornemann ließ seinen aufgeregten Diener bei dem Gepäck zurück, trat selbst, ohne Waffen, mitten in die lärmende Gesellschaft und wußte es dann durch unerschrockenes Benehmen und ruhige, eindringliche Worte schließlich dahin zu bringen, daß alle maßgebenden Leute von seiner Zugehörigkeit zum Islam mehr überzeugt waren als vorher: der rauf- und beutelustige Pöbel mußte abziehen! Für unsern Forscher aber hatte der Vorfall einen empfindlichen Verlust im Gefolge: sein Dolmetscher, der zu Anfang der Verwickelung völlig den Kopf verloren hatte, war unvorsichtig genug gewesen, das ihm anvertraute Tagebuch und Sammlungsgegenstände einem Sklaven zu übergeben mit der Weisung, sie an einem der kleinen Sümpfe zu verbergen; — nachher jedoch war alle Mühe, sie wiederzufinden, vergeblich!

Diese bedauerliche Thatsache hätte meines Erachtens viel auffälliger, als es geschehen ist, von der African Association betont werden müssen, als sie im Jahre 1802 das nur als Skizze eingesandte Tagebuch veröffentlichte; denn wenn man bedenkt, daß Hornemann die ganze Route Kairo-Schiata „nach dem Gedächtnisse niedergeschrieben haben muß" (Rennell), so sind ganz vereinzelte Ungenauigkeiten, wie eine Angabe über die Größe der Oase Siuah, die Sir William Young in einem besonderen Aufsatze erörtert hat, nur zu erklärlich. Obendrein aber war die englische Ausgabe des Tagebuches eine Uebersetzung des deutsch geschriebenen Berichts, und zwar eine Uebersetzung, welche, wie die von den Mitgliedern des Institut national,

Digitized by Google

Buache und Langlès, überwachte, kritische französische Wiedergabe von 1803 richtig bemerkt, „nicht volles Vertrauen verdient“.[10] Ist doch z. B. die für die Größe Siuahs orientirende Angabe, „die Zahl der streitbaren Männer“ sei 1500 (deutsche Ausgabe S. 21) in der englischen Ausgabe (S. 16) ganz weggelassen, wohingegen die nachfolgenden Aufsätze von Young (S. 78) und von Rennell (S. 143) schlankweg „1500 Krieger“ anführen und dann diese angeblich Hornemannsche Feststellung der „wirklichen Krieger“ in „waffenfähige Männer“ zu verbessern sich bemühen, offenbar ohne zu wissen, daß des Reisenden deutscher Ausdruck gerade in letzterem Sinne zu verstehen war. — Es mag an dieser Stelle hervorgehoben werden, daß, wenn schon die deutsche Ausgabe die englische in der Genauigkeit der Namen und anderer Einzelheiten übertrifft, die französische für eine kritische Untersuchung gar nicht entbehrt werden kann, da sie außer den von L. M. Langlès gegebenen zahlreichen Erläuterungen und Verbesserungen auch noch wichtige Aufsätze desselben Gelehrten über die Oasen, die Berbersprache u. a. m. enthält. Nach ihr und nach neueren Quellen ist in der gegenwärtigen kurzen Beschreibung die Schreibweise mancher Namen berichtigt. —

Der zweite Theil der Reise, von Schiata bis Mursuk, umfaßt größtentheils Wege, die weder vor noch nach Hornemann von europäischen Reisenden wieder begangen sind!

Wenn auch für den Weg bis nach Siuah seine aus der Erinnerung niedergeschriebene Schilderung naturgemäß weit überholt ist von den späteren Reisen von Frédéric Cailliaud und Letorzek (1819), Pacho (1826) und Rohlfs (1869), und der letzteren Beiden Weg von Siuah bis nach dem Wasserplatz Tarfajah („Torfaue“) wichtiger ist, als Hornemanns Zug dorthin (5. Oktober 1798), so bietet doch von da ab seine Reise wesentlich Neues. Das gilt zunächst von der (südlich von

Digitized by Google

Pachos und Rohlfs' Wegen) nach der Oase Audschila führenden Karawanenstraße durch den Nordrand der bis Kufra reichenden Sandwüste. In mehreren anstrengenden Gewaltmärschen verfolgte Hornemann mit seinen Begleitern diesen Weg, kam sogar vorübergehend in dem sandigen Gebiete von der Pilgerkarawane ab, — und noch von Tripolis aus schrieb er später von dieser Wüstentour: sie „war die unangenehmste und ermüdendste von allen, die ich jemals gemacht habe. Menschen und Thiere waren so sehr abgematttet, daß, sobald das Gepäck in Ordnung gebracht war, sich alles dem Schlaf in die Arme warf". Erst als man dem Oasengebiete nahe kam, in dem die Mehrzahl der Kaufleute heimisch war, beschränkte man sich auf kleine Tagemärsche. In feierlichem Zuge, den Pilger-Schech hinter der grünen Fahne in der Mitte, rückte die ganze Karawane in die nächstliegende Oase Dschalo ein (von Hornemann nur an einer Stelle [deutsch S. 50] „Fallo" genannt, sonst „Mojabra", offenbar nach dem Namen der Bewohner „Madschabra"). Während hier viele der Kaufleute von Angehörigen begrüßt wurden und zu längerem Verweilen entschlossen waren, setzte unser Reisender in Begleitung zweier Kaufleute in der folgenden Nacht die Reise fort nach der vier Stunden weiter westlich liegenden Oase Audschila, deren Bewohner, ebenso wie die von Dschalo und Siuah, dem Berberstamme angehören, während ringsumher arabisches Sprachgebiet ist. Es ist das alte „Augila", dessen Entfernung von der Oase der Ammonier schon Herodot auf zehn Tagereisen angegeben hat. Der unter dem Pascha von Tripolis stehende Bey von Benghasi hielt sich damals in diesem Südpunkte seiner Statthalterschaft auf nnd legte auch der Karawane gegenüber beim Eintreffen und beim Abzuge Autorität und Fürsorge an den Tag. Während des etwa zweiwöchigen Aufenthalts stellte ein Kundschafter zu aller Freude fest, daß in südwestlicher Richtung bis zur fessanischen Grenze die Wasser-

Digitized by Google

plätze in gutem Zustande wären; daraufhin wurde für die Karawane, die durch Kaufleute aus den Küstenstädten Benghasi und Misrata bedeutend verstärkt war, der 27. Oktober als Abmarschtag gewählt; Hornemann aber und sein Dolmetscher verließen den Ort bereits tags zuvor, um sich dem Vortrab anschließen zu können.

Von größter Bedeutung für die Geographie Nordafrikas, weil seitdem nie wieder begangen, ist Hornemanns Wüstenweg von Audschila bis zu der kleinen Oase Temissa (27. Oktober bis 11. November 1798), ein Weg, welcher etwa die Sehne bildet zu dem bogigen Zuge Moritz von Beurmanns (5. März bis 10. April 1862). Durch eine wasser- und pflanzenlose Wüste, aus deren Sandboden der Kalksteinuntergrund nur zuweilen felsig hervorragte, näherte man sich am 29. Oktober einer von NNO. nach SSW. ziehenden Erhebung Morai·je (vielleicht Marâi, s. v. w. Punkt für Rundsicht) und hatte einen bequemen Anstieg, im Gegensatze dazu aber am nächsten Tage an dem steilen, etwa 25 m hohen Westabhange einen äußerst schwierigen Abstieg auf engpaßartigem Pfade (danach wird Hornemanns Name „Neddeck" wohl in „Medhyq" zu verbessern sein, was soviel wie „enger, schwieriger Durchgang" bedeutet!).

Die Aussicht von der Höhe aus fand Hornemann „ungemein schön." „Vor uns sahen wir eine unermeßliche, von der Sonne erleuchtete Fläche ausgebreitet; unter uns den noch im Dunkel der Nacht liegenden Abgrund mit seinen schaudervollen Felsenstücken." Vom Fuße der Bergwand an führte der Weg langsam ansteigend auf eine Ebene, in der sich bitteres Wasser fand, und am 2. November zwischen Hügelreihen hindurch in eine baumreiche Oase. Von einigen südwestlich liegenden Kalkfelsen ließ sich dann der niedrige, dunkle Gebirgszug theilweise überblicken, den schon Plinius als „Mons ater"

Digitized by Google

kennt, der „schwarze Harudsch", den Hornemann selbst im folgenden Jahre auf dem Wege zwischen Mursuk und Tripolis wiedererkannte, wahrscheinlich an ungefähr derselben Stelle, wie Ed. Vogel (1853) und andere (südlich von Sokna), während die Beobachtungen M. von Beurmanns (1862) südwestlich von Sella den Zusammenhang hergestellt und Barth (1850), Rohlfs (1865) die westliche Fortsetzung überschritten haben. Vorreitend, bemühte sich unser Forscher, den Nordostrand dieses Gebirges genauer zu untersuchen, und fand sich erst am Abend bei der Karawane, die an einem Weideplatz gelagert hatte, wieder ein. Am nächsten Tage (4. November) rückte man „zwischen schwarzen Hügeln" durch zum Theil trostlose Thalfurchen „bis zum sehnlich erwünschten Wasserplatze" vor. Den traurigen Charakter behielt die Gegend weiterhin, auch seitab von dem oft gar nicht wahrnehmbaren Wege, bei; erst am 8. November betrat man eine weite Ebene, an die sich ein niedriges Kalkgebirge anschloß, beide zusammen als „weißer Harudsch" bezeichnet. Wieder folgten eine nackte Kalksteinebene, niedrige Hügel und dann ein Brunnenplatz, wo gerastet wurde. Am 11. November endlich erreichten die Reisenden in neunstündigem Marsche das Oasendorf Temissa und damit zum ersten Male seit der Abreise von Audschila wieder eine von Menschen bewohnte Gegend. Sowohl der freudige Empfang seitens der Einwohner, als auch namentlich die beruhigende Gewißheit, den Angriffen räuberischer Beduinen glücklich entgangen zu sein, gestalteten den Abend zu einem kleinen Feste.

Zwischen Bäumen hindurch, von denen manche von Flugsand schon fast ganz umhüllt waren, zog man am nächsten Morgen in südwestlicher Richtung weiter und erreichte nach einem kurzen Tagesmarsche, von dem Scheriff[11] Hindy und seiner Begleitung höflich begrüßt, das Städtchen Suila. Nachdem auf dem Zeltplatze im SW. das Lager aufgeschlagen war,

Digitized by Google

entwickelte sich ein angenehmer Verkehr mit den zuvorkommenden Bewohnern; ja, man hatte sich alt-arabischer Gastfreundschaft zu erfreuen. Ungestört verlief auch die Weiterreise in den nächsten Tagen. Daß man sich innerhalb eines zusammenhängenden staatlich geordneten Oasengebietes, des „Königreichs Fessan", befand, zeigte sich nicht nur an der Ausdehnung der fruchtbaren Landstriche, nicht nur an den etwas feineren kulinarischen Genüssen der Bewohner, gedörrten Heuschrecken und Dattelpalmsaft „Luigibi" (letzteres ist jedenfalls dasselbe wie der „Lagbi", „das Lieblingsgetränk der Schurken Tibestis", dem Nachtigal deshalb nicht hold war), sondern auch daran, daß bereits am 14. November zum Zwecke der Zollerhebung die Kamel-Ladungen von Beamten des Sultans gezählt und vermerkt wurden. Der Sultan Mohammed ben Sultan Mansur (d. h. Sohn des Sultan Mansur) erwartete mit großer Begleitung die Karawane auf einer Anhöhe vor Mursuk (17. November); alle irgendwie hervorragenden Reisenden, zuletzt der Pilgerführer mit der grünen Fahne von Mekka, wurden mit dem üblichen Ceremoniell empfangen, dann „bestieg der Sultan sein Pferd und ritt, von Pauken, Fahnen und Spießen umgeben, im Gefolge seines übrigen Hofstaats und der Araber aus der Karawane, die ihm zu Ehren ihre Pferde tummelten, nach Mursuk zurück."

Damit endigt Hornemanns eigentlicher Reisebericht.

Der nun folgende lange Aufenthalt in der Hauptstadt Fessans ist aber von ihm benutzt worden, um die schon auf der Reise gesammelten Erkundigungen über die „kleine Oase", über Kufra (Kebabo), über gegenseitige Entfernungen der verschiedenen Punkte, über Handels- und Verkehrsbeziehungen u. s. w. in umfangreicher Weise zu ergänzen durch eingehende Schilderungen von Land und Leuten von Fessan und durch „Nachrichten über das Innere des nördlichen Afrika". Ganz besonders zu rühmen ist aber seine Bestimmung der geographischen

Digitized by Google

Breite von Mursuk. Während die „African Association“ gerade im Jahre 1798 nach den bis dahin vorliegenden Entfernungsangaben diese Stadt ungefähr unter den 28. Parallelkreis brachte und Major Rennell auch nach dem Eintreffen von Hornemanns Angabe nicht unter 27° 23′ hinabgehen zu dürfen glaubte, stellte unser Forscher während seines Aufenthalts 1798/99 die Breite 25° 54′ 15″ fest, ein Ergebniß, welches durch die Beobachtungen Moritz v. Beurmanns (25° 54′ 18″) und die noch jetzt maßgebende Bestimmung Eduard Vogels (25° 55′ 16″) fast genau bestätigt worden ist.

Von dem in Mursuk zuerst gefaßten Plan, sich einige Monate später der dritten Abtheilung einer über Asben nach Katsena reisenden Negerkarawane anzuschließen, stand er wieder ab, — namentlich wegen der Unsicherheit des Weges; vielmehr entschied er sich dafür, eine von Bornu angemeldete große Karawane später auf ihrem Rückwege zu begleiten. Im Anfang des Jahres 1799 erkrankten er und sein Dolmetscher ernstlich an dem endemischen Fieber; während er bald wieder genas, erlag Frendenburg, der seine Gesundheit durch ausschweifenden Lebenswandel geschädigt hatte, der hitzigen Krankheit; Hornemann hatte sich in der Folgezeit wieder — wie vorher — des besten Wohlseins zu erfreuen. Da Mursuk — ohne Karawanen — auf die Dauer nichts Anregendes bot, so benutzte er die Wartezeit zu einem Abstecher nach Tripolis, wo er in einem belebten türkischen Gasthause Wohnung nahm. Bald nach seiner Ankunft sandte er unterm 19. August 1799 sein Tagebuch und seine Erkundigungen in der Form eines vorläufigen Rechenschaftsberichtes, den er später noch ergänzen wollte, an die Afrikanische Gesellschaft ab. Wenn schon seine Schilderung der Reise von Kairo nach Mursuk durch Eingehen auf Bodenverhältnisse, geologische und historische Funde, Leben der Reisenden und der Oasenbewohner u. s w. selbstverständlich weit

Digitized by Google

umfangreicher ist, als die auf den vorstehenden Seiten versuchte Skizze dieser Wüstenreise, so finden diese Erlebnisse eine inhaltreiche Fortsetzung in den Mittheilungen über Ausdehnung, Klima, Pflanzen- und Thierwelt und Bewohner Fessans, deren Lebensweise und Beschäftigung, Handel und Verkehr, Trachten und Charakter, laxe Moral und Krankheiten. Gleichzeitig aber übermittelte unser Forscher Erkundigungen über Länder- und Völkerkunde Nordafrikas, über die Tibbu mit ihren Hauptsitzen Bilma, Tibesti, Borgu, Bachr-el-Ghasal und Kufra, die Tuareg, z. B. in Asben und Ghat, und ihre sprachlich begründete Zugehörigkeit zum Berberstamme (vergl. S. 26), Nachrichten über die Haussa-Reiche im Nigergebiet, über Bornu („unter demselben Meridian" wie Fessan), Kanem, Bagirmi, Fitre,[12] Wadai und Dar-Fur. Die ersteren anlangend, hat bereits J. Rennell bei aller Rücksichtnahme auf frühere Schriften erklärt: „Hornemann ist der erste Reisende, der uns diese allgemeinen Ideen von den Tibbo und Tuarick mitgetheilt hat, und sie verdienen wirklich Aufmerksamkeit." Gewiß sind namentlich die Erkundigungen über die Sudangebiete nur sehr allgemein gehalten, sonst aber recht sorgfältig eingezogen; auf Grund der heutigen Kenntnisse dürfen wir jedoch ohne Uebertreibung behaupten: hätte Rennell, statt Hornemanns Nachrichten nur als gelegentliche Ergänzungen zu früheren Schriftstellern (von Herodot an) zu Rathe zu ziehen, in kleinem Maßstabe ein Kartenbild entworfen, welches ausschließlich die von unserm Landsmann als dem einzigen, über die Küstenstriche hinaus vorgedrungenen Europäer im Lande gesammelte Kunde wiedergab und dabei die richtige Lage von Mursuk berücksichtigte, so würde seine Karte von 1802 eine bei weitem zutreffendere Darstellung geworden sein!

Wohl hat Hornemann den von Timbuktu aus an der Südseite der Haussa-Staaten vorüberfließenden Niger als einen

Digitized by Google

Fluß bezeichnet, der durch Bornu in großer Breite unter dem Namen „Zad“ östlich weiterfließe und sich — wenigstens in der Regenzeit — in den Nil ergieße; wohl hat Rennell die letztere Meinung erfolgreich bekämpft, allerdings dafür den Niger in einem großen Verdunstungsbecken (Wangara, Fitre) enden lassen; aber da die Haussa-Leute selbst über die wirkliche Mündung dieses Stromes nichts wußten, andererseits der in den Tsad-See mündende Komadugu Waube die Richtung jenes vermeinten Flußlaufes besitzt, so dürfen wir unserm Landsmann die Verwechselung des Tsad-Sees (von dem zum ersten Male Lyon 1819 hörte) mit einem Zad-Flusse nicht nachdrücklich vorwerfen, nennt er doch sogar die Budduma (innerhalb dieses Sees) mit dem richtigen Namen. —

Die Landschaft Fessan hatte auch nach der arabischen Eroberung Nordafrikas im Mittelalter unter eigenen Fürsten gestanden, deren Abhängigkeit sich auch später nur dadurch kundthat, daß sie dem Pascha von Tripolis zinsbar waren; da dieser Zustand erst im Jahre 1811 aufhörte, — ein arabischer Bey bemächtigte sich des Landes unter Ausrottung der Dynastie damals im Namen und unter der Oberhoheit des Pascha von Tripolis, wie denn ja auch gegenwärtig die Landschaft Fessan dem türkischen Vilajet Tripolis untergeordnet ist —, so begreift man das von Hornemann angeführte Doppelverhältniß der Herrschaft: in Fessan war der Sultan Mohammed unumschränkter Herr; an den Pascha von Tripolis aber schrieb er nur als Schech Mohammed[13] unter Benutzung eines kleineren Siegels, als in seinem Lande, und zahlte an ihn jährlich 400 Speziesthaler[14] Tribut, zu dessen Entgegennahme Ende November ein besonderer Beamter des Pascha nach Mursuk abzureisen pflegte. In dessen Gefolge trat auch Hornemann am 1. Dezember 1799 die Rückreise an. Vorher aber hatte er noch eine Audienz bei dem Pascha, in der dieser

Digitized by Google

ihm einen auf seinen angenommenen türkischen Namen lautenden, mit warmen Empfehlungen an alle Gläubigen ausgestatteten Paß feierlich überreichte. So in seiner Rolle als Mohammedaner aufs beste bestärkt, zog er wohlgemuth wieder in den dunkeln Erdtheil hinein, nachdem er das Gepäck für eigenen Bedarf (Kleider, Waffen, Instrumente u. a. m.) auf einem, allerlei kleine Tauschartikel und Geschenke (Spiegel, Messer, rothe Tuche u. s. w.) auf einem zweiten Kamel verladen hatte. Am 20. Januar 1800 war er wieder in Mursuk.

Leider enthalten die nach England gelangten Briefe unseres Forschers gar keine Einzelheiten über die Reise von Mursuk nach Tripolis und zurück. Wir wissen daher nicht einmal sicher, welchen Weg er dabei verfolgt hat, ob den später von Vogel astronomisch festgelegten, oder den von Barth (1850), Rohlfs (1865) begangenen; die Wahrscheinlichkeit spricht freilich[15] für den ersteren, da Hornemann mehrere Punkte dieser Straße, insbesondere Sokna als den Ort kennt, dessen Bewohner vorzugsweise den Handel von Tripolis nach Fessan in der Hand hatten; es ist anzunehmen, daß namentlich der erwähnte tripolitanische Würdenträger der Haupthandelsstraße folgte, zumal sich stets zahlreiche Kaufleute unter seinen Schutz zu stellen liebten.

Vermuthlich beabsichtigte Hornemann, die genauen Angaben über diese Reise der weit vollständigeren Beschreibung einzufügen, die er einem tripolitanischen Karawanen-Gefährten im Frühjahr 1800 zu Mursuk einhändigen wollte, damit dieser sie nach seiner Heimkehr durch den britischen Konsul in Tripolis der African Association zustellen ließe. Indes ist ein solcher ausführlicher Bericht ebensowenig in England angekommen, wie ein unterm 24. März abgesandter „langer Brief". Nur zwei Briefe, datirt Mursuk, den 20. Februar und den 6. April 1800, sind bei der Gesellschaft eingetroffen. Der letztere beginnt

Digitized by Google

folgendermaßen: „Unsere Karawane ist im Begriffe, ihre Reise nach Burnu anzutreten; ich werde mich diesen Abend zu ihr begeben. Da ich mich ungemein wohl befinde, vollkommen an das Klima gewöhnt bin, die arabische und auch ein wenig die Burnu-Sprache rede, da ich wohl bewaffnet, auch nicht muthlos bin und mich unter dem unmittelbaren Schutze zweier Scheriffs befinde, so darf ich mit Recht hoffen, daß ich in meinen Unternehmungen glücklich sein werde....“ Dieses am Vorabend der Abreise nach Bornu abgefaßte Schreiben ist das letzte, was von Hornemanns Hand nach Europa gelangt ist. Unzutreffend ist es aber, wenn sogar noch in Peschels „Geschichte der Erdkunde“ zu lesen ist: „Nie hat man seitdem etwas von ihm gehört.“

Es hat vielmehr einer von Hornemanns afrikanischen Freunden dem Kapitän der königlich britischen Marine George Francis Lyon im Jahre 1819 zu Mursuk einen Bericht über den weiteren Verlauf und das Ende des Hornemannschen Unternehmens abgestattet, der nicht bloß deshalb als zuverlässig gelten muß, weil dieser Mann sich mit den durchreisten Gebieten wohlvertraut zeigte, sondern auch im Hinblick darauf, daß er abgedruckt ist eben in dem werthvollen: „Narrative of Travels in Northern Africa“ (p. 132 bis 133) von Lyon, einem Reisenden, der nur das veröffentlicht hat, was seiner Ueberzeugung nach streng der Wahrheit gemäß war. Danach hat unser Landsmann wirklich die vielgenannte sudanische Handelsstadt Katsena („Kaschna“) erreicht und ist von da aus noch über Sokoto bis Noofy gelangt, „welches eine Landschaft an den Ufern des Niger[16] ist. Ihre Hauptstadt ist Bakkanee; dort starb Hornemann in dem Hause eines Mannes namens Ali el Felatni.“

„Unser Gewährsmann,“ heißt es bei Lyon in wortgetreuer Uebersetzung, „gab den folgenden Bericht darüber, wie er

Digitized by Google

Hornemann von Murſuk nach jener Stadt begleitet hatte. Sie wurden zuerſt in Feſſan miteinander bekannt, von dort gingen ſie zuſammen mit einer großen Karawane (Kaffle) nach Bornu, wo ſie ſich trennten. Nachdem Hornemann dort drei oder vier Monate gewohnt hatte,[17] trafen ſie ſich wieder in einer nach Kaſchna gehenden Karawane und verkehrten viel mit einander. Das Volk gewann große Zuneigung zu Hornemann wegen ſeines liebenswürdigen Benehmens und ſeiner mediziniſchen Geſchicklichkeit, und er wurde allgemein für einen Marabut gehalten. Nach kurzer Zeit zogen ſie mit einer anderen Geſellſchaft von Kaufleuten nach Noofy, wo ſie in dem Hauſe eines Mannes namens Ali, vom Stamme der Fellata, zuſammen lebten. Es war Hornemanns Gewohnheit, während er — nach dem Verlaſſen Feſſans — unterwegs war, die Lage jedes Baumes, Berges oder Dorfes, die er ſah, aufzuzeichnen, wodurch er leichter im ſtande ſein konnte, ſeinen Weg ohne Führer wieder zu erkennen. Seine Abſicht war, durch Dagomba nach Aſchanti vorzudringen, welches vierzig Tagereiſen gen Süden liegt. Als unſer Kaufmann Noofy verließ, war er (Hornemann) in guter Geſundheit und Gemüthsverfaſſung und hatte gar keine Schwierigkeiten erfahren; als dieſer Mann aber in Kaſchna ankam, hörte er, daß Hornemann einige Tage nach ihrer Trennung an Dysenterie geſtorben war.

Nach dieſen Angaben kann man auf den Zeitpunkt dieſes traurigen Ereigniſſes mit leidlicher Sicherheit ſchließen. In demſelben Monat, wie Hornemann, und zwar ebenfalls in einer großen Karawane iſt Dr. Nachtigal 1870 von Murſuk ſüdwärts gezogen und $2^2/_3$ Monat ſpäter in Kuka eingetroffen; in anderer Jahreszeit (Oktober bis Januar) iſt Eduard Vogel 1853/4 zwiſchen beiden Punkten drei Monat unterwegs geweſen. Rohlfs hat 1866 ſogar vier Monate, Barth auf der Rückreiſe 1855 allerdings nur etwas mehr als zwei Monate gebraucht. Demnach

Digitized by Google

wird Hornemann wohl Anfang Juli 1800 im Bornu-Reiche angelangt, etwa Ende Oktober sodann nach Katsena weitergereist sein.[18] Da die Handelskarawanen in den bevölkerten Sudanländern jedenfalls die größeren Verkehrsorte (Kano, Katsena, Syrmi, Gandi, Sokoto) nicht im Fluge durcheilen, so kann, selbst wenn der Aufenthalt in Katsena nur „kurze Zeit" gedauert hat, die Ankunft in Noofy am Niger nicht gut früher, als im Januar oder Februar des Jahres 1801, erfolgt sein; dort aber sind Hornemann und Lyons Gewährsmann noch etliche Zeit Hausgenossen gewesen. Es ist also anzunehmen, daß unser Landsmann, der sich — mit Ausnahme des Fiebers in Mursuk — auf allen seinen Reisen trefflicher Gesundheit erfreut hat, im Frühjahr 1801 der tückischen Krankheit, die schon mancher Reisende schlimmer als jedes Fieber empfunden hat, erlegen ist — in einem Alter von nur 28½ Jahren!

Noch weniger sicher als die Zeit vermögen wir die Lage der Stätte des Todes festzustellen — trotz der obigen bestimmten Angabe. Der Ort Bakkanee (oder Bokoni) ist auf unseren Karten nicht zu finden; wir müssen uns also schon mit der Landschaft „Noofy" begnügen. Prof. A. Supan, wie es scheint, der Einzige, der bisher Lyons Bericht berücksichtigt hat, identifizirt dieses Noofy[19] mit dem Reiche Nupe, das in unserer Zeit von der Gegend ab, wo Mungo Park 1806 umkam, bis unterhalb der Benue-Mündung beide Nigerufer umfaßt. Dessen jetzige Hauptstadt Bida (ungefähr 9° n. Br., 6° östl. Länge v. Gr.), könnte indes nur dann gemeint sein — die Entfernung Kaschna-Noofy soll zwanzig Tagereisen betragen —, wenn die Karawane von Katsena aus direkt südlich (etwa über Saria) gezogen wäre. Statt dessen aber hat Hornemanns Bekannter dem Kapitän Lyon ganz scharf u. a. folgende Stationen ihrer Reise genannt: Kaschna, Syrmi („Zurmee", eine „sehr große Stadt"), Bakura, Gandi, Sokoto, „eine große Fellata-Stadt",[20] Mifferadaati,

Digitized by Google

dann noch „verschiedene kleine Städte“ bis Noofy; der Zug hatte im wesentlichen westliche Richtung und erreichte den Niger wahrscheinlich an einer bis zu dem großen Erfolge der deutschen Togo-Expedition, 1895, unbekannt gebliebenen Stromstrecke (zwischen Say und Gomba), oder nur wenig unterhalb hiervon, aber so, daß kaum der äußerste Nordzipfel des heutigen Nupe in Frage kommen könnte. Trotzdem ist die Gleichsetzung, Noofy = Nupe, offenbar zutreffend, denn Clapperton, der erste Reisende, der aus eigener Anschauung (1826) über Nupe berichtet, kennt diese Gegend nur unter dem Namen „Nyffi“. Man wird also annehmen müssen, daß sich Nupe zu Anfang dieses Jahrhunderts weiter als jetzt stromaufwärts ausgedehnt, oder wenigstens über die Gebiete oberhalb eine Art Hegemonie ausgeübt habe, was ebenso gut möglich wäre, wie umgekehrt neuerdings das damals nie genannte Gando eine Oberhoheit über Nupe beansprucht. Diese Vermuthung ist um so mehr berechtigt, als Hornemann bereits 1798 zu Mursuk von „sehr glaubwürdigen Gewährsmännern“ erfahren hat,[21] daß längs des Nigerlaufes „Nyffe“ auf „Cabi“ folge, und letzteres ist sicherlich nichts anderes, als die westlich von Sokoto liegende Landschaft „Kebbi“. Obendrein soll ja Hornemann, der im Ansehen eines Marabuts stand, bei einem Manne aus dem Fellatastamme, also gewiß einem Moslim, gewohnt haben, während die Fellata, und damit der Mohammedanismus, erst fünfundzwanzig Jahre später in das bis dahin heidnische, eigentliche Nyffi (Nupe) eindrangen.[22] Nach alledem liegt es nahe, „Bakkanee“ an jenem, seit M. Parks Todesfahrt zuerst von Dr. Gruner und v. Carnap jetzt wieder bereisten Nigerstück zu suchen, zumal dadurch erst die weitere Angabe des Berichtes: Noofy-Dagomba-Aschanti = vierzig Tagereisen südwärts (besser: südwestlich), mit den thatsächlichen Verhältnissen in Einklang käme. Sollte vielleicht das durch ein Gefecht der Togo-Expedition

Digitized by Google

bekannt gewordene Bikini ebendort mit jenem „Bakkanee“ identisch sein?[23]

Mag aber auch diese Auffassung unsicher erscheinen: es muß als zweifellos gelten, daß Friedrich Hornemann sein Hauptziel, den Niger, erreicht hat! Daß er so plötzlich aus seiner Laufbahn gerissen wurde, erscheint um so tragischer, als ihm nur noch ein verhältnißmäßig kurzer Weg bis zur Guineaküste fehlte, um — lange vor Rohlfs — eine der bedeutendsten Durchquerungen Nordafrikas auszuführen, und er jedenfalls fast ein Vierteljahrhundert vor Denham und Clapperton die erste zuverlässige Kunde über den mittleren Sudan nach Europa hätte übermitteln können. Ja, wäre er nicht für die gebildete Welt jahrzehntelang verschollen gewesen, so würde man ihn von jeher mindestens gleichgestellt haben seinem mit Recht so gefeierten Zeitgenossen und Mitkämpfer Mungo Park, der — wieder ein tragisches Zusammentreffen! — gerade fünf Jahre nach Hornemann fast in derselben Gegend im Niger sein Ende fand. Die Reisewege dieser beiden ersten Pioniere schlingen eine bedeutungsvolle Kette von Entdeckungen durch ganz Nordafrika, von Aegypten bis nach Senegambien, zu beider unsterblichem Ruhme; wie schade, daß für die kritische Geographie davon nur die Strecken Kairo-Mursuk und Gambiamündung-Silla (am obern Niger) verwerthbar bleiben!

Nichtsdestoweniger war Behm[24] berechtigt, die „denkwürdige Reise Hornemanns“ zu rühmen; hat doch unser Landsmann als erster Europäer den ganzen Nordtheil der Ost-Sahara durchzogen und dabei zur Hälfte Pfade beschritten, auf denen er ohne Nachfolger geblieben ist; hat er doch zuerst das Heiligthum des ägyptischen Sonnengottes und den Mons ater des Plinius wiedergefunden, die Oase Audschila neuentdeckt, die erste auf eigene Beobachtung gegründete Kunde von Fessan gegeben und dort die Lage Mursuks mit bewundernswerther Genauigkeit bestimmt;

Digitized by Google

ja, haben doch auch erst seine von vielseitigen Kenntnissen getragenen Beobachtungen und Aufzeichnungen es dem Major Rennell ermöglicht, eine Wüstenmarschkarte zu entwerfen, die insofern ein Vorbild geworden ist, als sie zahlreiche Angaben über Bodenbeschaffenheit, Pflanzenwuchs u. s. w. enthält; haben doch endlich seine mannigfachen Erkundigungen werthvolle Beiträge zur Völkerkunde geliefert! Und dazu nun der unvergleichliche Zug nach dem Süden, die Siegerlaufbahn, in der ihm — leider — ein herbes Geschick am Ziele Halt gebot, ohne ihm den Triumph zu gönnen!

Wahrlich, das dankbare Vaterland, dessen Forscher in den letzten Jahrzehnten, getreu dem Geiste der „neuesten Zeit", das Meiste zur Entschleierung von Sahara und Sudan beigetragen haben, es darf mit Stolz den Seinen nennen und in der Erinnerung mit dem Lorbeer schmücken den ersten deutschen Afrika-Forscher, Fritz Hornemann!

Anmerkungen.

[1] Vergl. Dr. Adolf Pahde, „Der Afrikaforscher Eduard Vogel", Hamburg 1889, Virchows Sammlung gem. wiss. Vorträge. N. F. Nr. 82.

[2] Vergl. S. Ruge, „Christoph Columbus", Dresden 1892 (Führende Geister IV), und „Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas", 1892.

[3] Die bis zum Jahre 1893 hierüber maßgebenden Ansichten sind zusammengestellt in des Verfassers Aufsatz: „Deutsch-Ostafrika und das Mondgebirge der Alten", in der Zeitschrift „Afrikanische Nachrichten", 1892/93, S. 112 ff. (Weimar). Neues über die Erklärung des Ptolemäischen Namens „Mondgebirge" bieten Dr. Oskar Baumann, „Durch Massailand zur Nilquelle" (Berlin 1894), S. 148—151, 227—228, und Dr. Peters, „Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet" (München und Leipzig 1895), S. 172—174, 190; vergl. Graf Götzen.

[4] Vergl. „Ztschr. d. Ges. f. Erdk.", Berlin 1873, Tafel III; Umlauft, „Afrika in kartograph. Darstellung", Wien 1887; Mercators Karten u. a. m.

Digitized by Google

[5] Vergl. „Ztschr. d. Ges. f. Erdk.", Berlin 1873, Tafel IV, 1.

[6] Den drei Ausgaben von Hornemanns Reise beigefügt; wegen des ersten Entwurfs vergl. „Peterm. Mitth.", 1888, Tafel 11.

[7] Ueber den Geburtstag und die Konfession selbst werden dort übrigens auch jetzt bei der Immatrikulation keine Angaben gemacht; in früherer Zeit unterblieben auch solche über Stand und Wohnort des Vaters. Aus der Schulzeit läßt sich das fragliche Datum erst recht nicht feststellen, da das Schüleralbum des Hildesheimer Gymnasiums erst im Jahre 1830 begonnen worden ist. — Des Verfassers Bemühen, nahe Verwandte der Familie des Forschers zu ermitteln, ist erfolglos geblieben.

[8] In dem Vorwort zu seinem Tagebuche heißt es: „He appeared to be young, robust, and, in point of constitution and health, suited to a struggle with different climates and fatigues: in his manner and conversations he displayed temper, acuteness, and prudence: he was well apprized of the dangers and difficulties of the enterprize he was to engage in, and showed a spirit and zeal for the undertaking, which strongly recommended him as a proper person to be employed for the carrying it into effect."

[9] Die Namen „Ammonium" und „Ammoniak" der heutigen Chemie sind vermuthlich nicht von Sal ammoniacum (Salmiak), sondern von Sal armeniacum abzuleiten, obwohl auch in der ägyptischen Oase das Salz aus Kamelmist gewonnen wurde.

[10] „La traduction anglaise ne mérite pas une entière confiance." (Schluß der Vorrede des „Voyage de Fr. H.....", S. XXIV.) Z. B. die Bemerkung über die Haussa (S. 134): „Ihre Methode, das Leder zuzubereiten,....." ist flüchtig wiedergegeben durch „The culture of their land"!

[11] D. h. eigentlich Gelehrter; die Scheriffs waren nach Hornemann eine vornehme Familie, aus der auch der Sultan stammte.

[12] Diese Lagune wurde, ähnlich wie in späterer Zeit der Ngami-See, bedeutend überschätzt.

[13] Schēch, auch Scheikh geschrieben, eigentlich so viel wie „Greis", hier in der Bedeutung „Häuptling" (vergl. oben S. 26).

[14] Die englische Uebersetzung machte daraus 4000.

[15] Trotz Supans Skizze auf Tafel 10, in „Peterm. Mitth." 1888!

[16] Im Original steht „Nil", entsprechend den ja auch von Hornemann getheilten Ansichten über die Identität von Niger und Nil — und der Bedeutung beider Namen.

[17] Ein weiterer Beweisgrund für Hornemanns Anwesenheit im Bornu-Reiche ergiebt sich daraus, daß Major Denham dort 1823 einen Mann kennen lernte, „der sich für einen Sohn des deutschen Reisenden

Digitized by Google

Fr. Hornemann ausgab und auch dessen orientalischen Namen Kaid Musa ben Jussuf führte". (Vergl. Schauenburg, „Reisen in Central-Afrika", I, S. 269.)

[18] Clapperton hat die Zeit vom 14. Dezember 1823 bis zum 20. Januar 1824 allein für den Weg von Kuka bis Kano gebraucht.

[19] Vergl. „Peterm. Mitth.", 1888, S. 166₂, Anm., und Tafel 10, „1800".

[20] Der Engländer schreibt „Sakkatoo", bezeichnet es aber auch als die Residenz von Bello, dem Sohne des berühmten Fellata-Häuptlings Danfodio, so daß ein Zweifel betreffs Sokoto gänzlich ausgeschlossen ist.

[21] Vergl. Fr. Hornemanns Tagebuch, S. 133—134.

[22] Angesichts dieser Unklarheiten ist es lebhaft zu bedauern, daß sich 1826 Clapperton immer nur bemüht hat, über seinen unglücklichen Landsmann Mungo Park Erkundigungen einzuziehen, nie aber, wie es scheint, über den Deutschen Hornemann, obgleich er doch Lyons Bericht hätte kennen müssen.

[23] Vergl. „Kölnische Zeitung" 1895, Nr. 397, wo von Bikini im Fulareich Gando (s. oben S. 37 Mitte) die Rede ist. Die „Deutsche Kolonialzeitung" (1895, S. 149) druckt: „Bikimi unterhalb Say". — Die Nachrichten über französische Erfolge dort (1894) erscheinen noch nicht hinreichend sicher.

[24] E. Behm, „Land und Volk der Tebu", Gotha 1862, „Peterm. Mitth.", Erg., S. (31).

Quellen.

The Journal of Frederick Horneman's Travels from Cairo to Mourzouk, the Capital of the Kingdom of Fezzan, in Africa, in the years 1797—8, London 1802.

Fr. Hornemanns Tagebuch seiner Reise von Cairo nach Murzuk, ..., aus der teutschen Handschrift desselben herausgegeben von Carl König, Weimar 1802.

Voyage de Fr. Hornemann, dans l'Afrique septentrionale, ..., traduit de l'anglais .... (L. Langlès), Paris, An XI (1803).

Allgemeine geographische Ephemeriden, I. Band, Weimar 1798.

A Narrative of Travels in Northern Africa in the Years 1818, 19 and 20, by Captain G. F. Lyon, London 1821.

O. Peschels Geschichte der Erdkunde, herausgegeben von S. Ruge, München 1877.

Das Ausland, 1858 („Fr. Hornemann ... ").

Digitized by Google

Reisen in Central-Afrika, von Dr. Ed. Schauenburg, Lahr 1859/61.
Petermanns Mittheilungen, Ergänzungsband II, 1862/63, Gotha 1863.
" " 34. Band, 1888, Heft VI, " 1888.
Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1873, Tafel III und IV, nebst Erläuterungen (Kiepert).
Afrika in kartographischer Darstellung, von Prof. Dr. F. Umlauft, Wien, Pest, Leipzig 1887.
Spezialkarte von Afrika (10 Blatt), entworfen von H. Habenicht, Gotha 1885/6.
A. Stielers Handatlas, Karten von 1889—1891, Gotha.
Die neuesten Afrika-Karten (Habenicht, Debes u. s. w.) in der Ausstellung des XI. Deutschen Geographentages zu Bremen.
Briefliche Mittheilungen der Herren Pfr. Hahn und Dir. Dr. Hoche (Hildesheim), Pfr. Ahrens (Alfeld), Universitätssekretär Steup (Göttingen).

Digitized by Google

Ueber

Kolonien und koloniale Verhältnisse

erschien in der

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg:

Bolau, Dr. H. Der Elephant im Krieg und Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Mit 4 Holzschn. ..... M. 1.—

Breitenbach, Dr. W. Das Deutschthum in Südbrasilien „ 1.—

— **Kurze Darstellung der neueren deutschen Kolonialgeschichte** ..... M. 1.20

Buchner, H. Ueber die Disposition verschiedener Menschenrassen gegenüber den Infektionskrankheiten u. über Acclimatisation ..... M. —.80

Deckert, E. Die civilisatorische Mission der Europäer unter den wilden Völkern ..... M. —.75

Engler, Oberstlieutenant G. Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten ..... M. 1.60

Heitz, Prof. Dr. Ursachen und Tragweite der nordamerik. Konkurrenz mit der westeuropäischen Landwirthschaft M. 1.20

Jaussen, C. W. Holl. Kolonial-Politik in Ostindien „ 1.—

Kapp, Fr. Ueber Auswanderung ..... „ —.75

Metzger, Emil. Vierzig Jahre niederländischer Kolonialherrschaft in Ostindien ..... M. 1.20

Metzger, Emil. Europäische Ansiedler in Niederländisch Ostindien ..... M. —.60

Oehlmann, Dr. E., Ist es möglich, die deutsche Auswanderung nach Kleinasien abzulenken? ..... M. —.60

Paul, E. Die Zukunft unseres Handels ..... „ 1.—

Pfannschmidt, Dr. Die Entwickelung d. Welthandels „ —.80

Simonsfeld, Dr. H. Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. v. Holtzendorff. 2. Aufl. ..... M. 1.—

Stade, P. Ueber den Einfluß des Klimas und der geographischen Verhältnisse auf die Bauthätigkeit der Menschheit ..... M. —.80

Topf, Prof. Dr. H. Deutsche Statthalter und Konquistadoren in Venezuela ..... M. 1.—

v. Waltershausen, Sartorius Frhr. Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika M. 1.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google

Unter Menschenfressern.

Eine vierjährige Reise in Australien.

Von

Karl Lumholtz.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Mit 105 Original-Illustrationen und Kartenbeilagen.

Eleg. geheftet *M.* 15.—, eleg. geb. *M.* 16.50.
Auch in 15 Lieferungen à *M.* 1.— zu beziehen.

Unter den zahlreichen Reisebüchern, welche in unserer so überaus produktiven Gegenwart dem großen Publikum vorgelegt und die von demselben stets mit besonderem Interesse gelesen zu werden pflegen, dürfte unseres Erachtens Karl Lumholtz' Buch über seine Reisen in Australien einen ganz hervorragenden Platz einnehmen. (Univers. Zool. Museum Christiania.)

Land und Leute

in

Westafrika.

Von

Dr. R. Buchholtz.

M. 1.—

Der alte und der neue Kongostaat.

Von

Postdirektor Raab.

Preis *M.* 1.60.

Die englische Emin-Entsatz-Expediton.

Von

Dr. Fr. Reinhardt.

Mit einer Karte.

Preis *M.* 1.—.

Die Durchquerungen Afrikas.

Von

Prof. Treutlein.

Mit einer Karte. Preis *M.* 2.—.

Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha),

der ägyptische General-Gouverneur des Sudans.

Von

Prof. Treutlein.

Mit einer Karte. Preis *M.* 1.20.

Digitized by Google

Theodor Körner

in

Dichtung und Wahrheit.

Von

E. Hugo Gruber,
Dr. phil. in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

„Die Jahrtausende vergeh'n, verhallen,
Throne stürzen, Throne neu entsteh'n;
Körner! wird es rühmend doch erschallen,
Bis nicht deutsche Sprache wird vergeh'n."

so rief einst König Ludwig von Bayern dem glücklichen Jüngling, dem Sänger von „Leyer und Schwert", dem thatenfreudigen Kämpfer für Deutschlands Freiheit, Theodor Körner, nach; ihm, der vom Schauplatz seines Wirkens so frühe und so jähe abberufen worden war. —

Das neunzehnte Jahrhundert neigt sich seinem Ende zu, im deutschen Volke aber lebt noch die Erinnerung an jene großen Männer, die demselben das rechte Gepräge gegeben haben, fort. Solange noch die Geschichte die Freiheitskriege erwähnen und ein Verständniß für jene schwere Zeit bestehen wird, solange ist auch Theodor Körner der berufene Dichter, von ihr Zeugniß abzulegen. Aus seiner Lyrik spricht zu uns sein Leben; daher rechtfertigt sich auch eine Betrachtungsweise, die nicht trennt, was die Wirklichkeit innig vereint. —

Am 23. September 1891 waren hundert Jahre seit seinem Geburtstage verflossen. In Dresden wurde er geboren; sein Vater war kursächsischer Appellationsrath, später preußischer Geheimer Oberregierungs-Rath, Sohn eines Superintendenten. Körners Mutter entstammte der Familie des Kupferstechers Stock. Auch an Theodor Körner hat sich die Thatsache

Digitized by Google

bewahrheitet, daß die Familie in erster Linie berufen ist, den Charakter und das Interesse ihrer Glieder zu bilden. — In einem Hause, dessen Oberhaupt der Kunst und Wissenschaft treu ergeben war, und unter dessen Pflege der Sohn, wie er in dem denkwürdigen Briefe vom 10. März 1813[1] selbst sagt, denken lernte, an einer Stätte, die Schiller und Goethe zu Freunden zählen durfte, mußte das Gemüth des geistig hochveranlagten Jünglings, wie es Theodor war, erstarken und sich mächtig entfalten. Aber Körners Vater wollte kein Wunderkind aus ihm machen; deshalb duldete er wohl die ersten poetischen Versuche des Sohnes, ohne ihn dazu aufzumuntern. — Wer sich mit der Wissenschaft beschäftigt, zuweilen sich auch als unabhängiger Forscher auf einem enger begrenzten Gebiete umgeschaut hat, vermag zu beurtheilen, inwiefern es rathsam ist, Andere zu einem gleichen Schritte anzuregen. Sollte in der Poesie ein anderes Verhältniß sich entwickelt haben? Keineswegs. Die Pflicht des Vaters, der des Sohnes Neigung und Leichtigkeit in der Behandlung der Form noch nicht für Anzeichen eines entschiedenen Berufs zur Poesie ansehen konnte, siegte über diese.

Nachdem Theodor auf der Kreuzschule zu Dresden und durch privaten Unterricht hinreichend vorgebildet worden, trat die Frage des Berufs an die Eltern heran. Es mußte ein solcher gewählt werden, der ihm die Mittel zum Lebensunterhalte gewähren konnte; immerhin durfte die Neigung des Sohnes auch nicht völlig außer Acht gelassen werden. Nach beiden Seiten hin erschien das Bergfach wohl geeignet. So verließ Theodor, siebzehn Jahre alt, das elterliche Haus, um im nahen Freiberg dem gewählten Studium obzuliegen.

Wenn ich den 10. Juni des Jahres 1808 als Beginn seiner Freiberger Thätigkeit ansetze, so veranlassen mich dazu die Eingangsworte eines Briefes, den der Vater Körners an Theodor an jenem Tage gesandt hatte: „Seit heute bist Du

Digitized by Google

nun, lieber Sohn, Dir selbst überlassen. Ueber diese wichtige Veränderung in Deinem Leben habe ich Dir wenig zu sagen. Ich liebe die Vermahnungen nicht, weil ich sie für unnöthig halte, wenn man Grund zum Vertrauen hat, und weil sie im entgegengesetzten Falle ganz unnütz sind. Ohne Vertrauen auf Dich würde ich sehr unglücklich sein, aber ich rechne fest darauf, daß Du fortfahren wirst, Deinen Eltern Freude zu machen."

Wir stehen vor einem bedeutsamen Wendepunkte in Körners Leben und Wirken; was ihn erfüllt und was ihn durchdringt, das drückt seine Poesie aus: Hand in Hand mit seinen Empfindungen gehen seine poetischen Produkte.

Im Verkehr mit hervorragenden Lehrern und gleichgesinnten Kommilitonen steht Theodor anfänglich dem Bergfach mit großer Sympathie gegenüber: in seinen „Knospen" finden wir wiederholt Anklänge hieran. Das verwegene Vorschreiten des Knappen, den der Weg über dunkle Höllenschlünde leitet, der ohne Grauen und Zaudern ins düstere Reich dringt, von dem Bewußtsein erfüllt, daß der Weg zum goldenen Licht geöffnet ist, hat etwas wunderbar Anheimelndes für die erregte Phantasie des Jünglings. Doch wenn er auch, der Gefährte der stillen Nacht, in das ewige Dunkel herniedersteigt, woselbst die aus blauen Flammen hinab sich bewegenden Geister den Schacht bauen, wenn auch die lieblichen Najaden mit den zauberischen Händen helfend eingreifen und Vulcanus seine Götterhand darreicht; der Mensch bleibt der Gebieter der unterirdischen Welt; dort macht er mit Proserpens Gatten, dem Schattenfürsten, den Bund, der ewig währt; aber dort blühen auch die schönsten Lose, und das göttliche Licht entfaltet auch an jenem Orte, durch düstere Felsenspalten hindurch, seinen Sitz. —

So spricht ein Jüngling, der noch nicht das zwanzigste Jahr seines Lebens erreicht hat. Tritt da nicht eine Anschauung hervor, die der Ernst des Lebens genährt hat? Und dieser

Digitized by Google

nämliche Ernst läßt den Jüngling, welcher die göttliche Allmacht nicht nur ahnt, sondern innerlich empfindet, die Gelegenheit ergreifen, einer Zeitströmung, welche das Leben im Jenseit für abgethan hält, zuzurufen, daß dem nicht so sei. Wie kann man da wohl behaupten, wie es von einigen Beurtheilern, ohne bewiesen zu werden, geschehen ist, daß Körner, vom Scherze aus, allmählich erst seine Poesie dem Ernste zugewandt hat? Wenn man überhaupt vom Scherze in Körners Lyrik sprechen kann, so tritt er nicht allein, sondern stets mit dem Ernste, der oftmals auch in der Moral verkörpert ist, auf. Dem Vaterlande und dem Glauben seiner Väter hat er von Anbeginn seines Wirkens auch seine Lieder geweiht; und, wie sich das Gefühl für Vaterland, Liebe und Pflicht nicht im Dunkel der Erde begräbt, so wird sich auch einst, wenn des Lebens Schicht verfahren und der große Lohntag angebrochen ist, der Geist aus der Tiefe, aus dem Dunkel der Schächte, zum Klaren emporschwingen und jauchzend von der Knappschaft des Himmels empfangen werden. In ähnlichem Tone beklagt er den Tod seines Freundes Karl Friedrich Schneider, der, durch traurige Verhältnisse dem Trübsinn allmählich nahe gebracht, das Unglück hatte, auf der Eisbahn beim Schlittschuhlaufen einzubrechen und zu ertrinken. Wenn er aber „am Grabe" steht, so verharrt er nicht bei der Klage; denn die Macht der Erde ist von ihm bezwungen, gelichtet ist das Sehnen des Todten und im stillen, heiligen Prangen wird er einst mit ihm wieder vereint sein.

Inzwischen muß sich Körners Neigung für das Bergfach merklich verringert haben, und wenn auch die Reise, die er im Sommer 1809 nach der Oberlausitz und den schlesischen Gebirgen unternahm, mit seinen bisherigen Studien in Verbindung gesetzt zu werden pflegt, so ist doch nicht ohne weiteres die Frage abzuweisen, ob nicht die Erfolge derselben vielleicht nur durch zufällige Umstände sich ergeben haben. Für diese Ansicht möchte

Digitized by Google

ich geltend machen, daß zu jener Zeit, als Theodor die Reise unternahm, ein Freund von Körners Vater, der ehemalige preußische Gesandte in Dresden, Graf von Geßler, in Schlesien lebte; es erscheint demnach nur natürlich, daß ein solcher Freund und Gönner, wie Graf Geßler, darauf bedacht war, dem Sohne zur Erreichung seines Berufs behülflich zu sein, ihn zugleich auch dem Grafen zu Stolberg in Peterswaldau und dem Minister Grafen Reden in Buchwald zu empfehlen, die ihn freundlich empfingen und bemüht waren, seine Studien zu begünstigen und Körner jede Erleichterung hierbei zu verschaffen. Mit Peterswaldau ist, wie ich nach genaueren Nachforschungen festgestellt habe, nicht das im Regierungsbezirk Liegnitz (Kreis Sagan) gelegene Dorf und Rittergut gleichen Namens gemeint, sondern die Dörfer, welche im Kreise Reichenbach (Regierunsbezirk Breslau) liegen und welche als Mittel-, Nieder-, Ober- und Rittergut Peterswaldau unter dem Gesamtnamen „Peterswaldau" vereinigt sind. Daselbst befindet sich noch zur Zeit das Schloß, in welchem der damalige Schloßherr, Graf Ferdinand von Stolberg (geb. den 18. Oktober 1775, gest. den 20. Mai 1854) residirte. Letzterer ist der Stifter des apanagirten Astes der älteren Hauptlinie Stolberg-Wernigerode. Nach dem Tode seines dritten Sohnes, des Grafen Franz, welcher am 7. Dezember 1888 gestorben ist, sowie nach der Verzichtleistung des ältesten Sohnes des Grafen Franz, des Grafen Maria Joseph Ludwig Ferdinand Czeslaus (geb. am 16. Juli 1859), ist Graf Anton (geb. 23. August 1864) seit jenem Tage Majoratsherr der Fideikommiß-Herrschaft Peterswaldau. —

In erster Linie wird jedoch das Streben Körners, die Natur kennen zu lernen, seine Reise nach Schlesien veranlaßt haben. Daß der Vater ihm nicht zur Fortsetzung des Bergstudiums zuredete, geht aus einem Briefe desselben vom 11. Februar 1809 hervor, in welchem sich Jener dahin äußert: „Hat der Bergbau für Dich

Digitized by Google

ſein Intereſſe verloren, ſo getraue ich mir nicht, Dir zur Fortſetzung des Bergſtudiums zuzureden. In Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, ſich vor künftigen Nahrungsſorgen zu ſichern. Es ziemt mir alſo, bei Deiner jetzigen Wahl, Dich auch an dieſen Punkt zu erinnern. Aber eine zu große Aengſtlichkeit darfſt Du dabei von mir nicht fürchten. Die Virtuoſität, das weiß ich ſehr wohl, nährt in der Wiſſenſchaft, wie in der Kunſt. Alſo nur nach dem Höchſten geſtrebt, nur keine Erſchlaffung, kein Strohfeuer, keine Mittelmäßigkeit! Ernſt und Liebe, die dem Deutſchen ſo wohl anſtehen, werden auch Dich zu einem würdigen Ziele führen. Dein jetziger Entſchluß giebt mir die Ausſicht, Dich nach Deinen akademiſchen Studien ein paar Jahre bei uns zu ſehen. Ich geſtehe, daß es mir erwünſcht wäre, wenigſtens etliche Jahre mit meinem ausgebildeten Sohne als Freund zu verleben. Vielleicht könnte ich Dir ſelbſt, in Deinem Fache, als unbefangener Betrachter nützlich ſein und Dich auf die Lücken aufmerkſam machen, die ich Dir auszufüllen überlaſſen müßte."

Dieſem Briefe muß eine Mittheilung des Sohnes vorangegangen ſein, worin er dem Vater ſeine Abſicht kund thut, ſich dem Studium der Naturwiſſenſchaften zu widmen; eine ſolche Mittheilung iſt bisher noch nicht aufgefunden worden. — Warum nun die Biographen jenes neue Studium als theoretiſche Seite des Bergfaches aufzufaſſen ſich bemühen — vielleicht um Körner von einem gewählten Studium nicht völlig abſchwenken zu laſſen —, iſt nicht recht begreiflich; jedenfalls hat aber Theodor dem Vater nicht die Nachricht zugehen laſſen, daß er ſich hinfort nur der Dichtkunſt widmen wolle, obgleich des Vaters alte Mahnung: „in Deinen Jahren denkt man zu wenig an die Mittel, ſich vor künftigen Nahrungsſorgen zu ſichern", auch in dieſem Briefe wiederholt wird.

Theodor dachte wahrſcheinlich an eine ſpätere akademiſche

Digitized by Google

Thätigkeit, mit der auch der Vater in Leipzig, nach erfolgter Promotion, seine juristische Laufbahn eröffnete. Die Worte des Letzteren in dem oben erwähnten Briefe: „Dein jetziger Entschluß giebt mir die Aussicht, Dich nach Deinen akademischen Studien ein paar Jahre bei uns zu sehen", geben dieser Ansicht den Stützpunkt.

Die „Erinnerungen an Schlesien" geben Körners Reiseeindrücke trefflich wieder. Da steht er an der Quelle der Elbe, am geheiligten Orte, und preist des Stromes Vorzüge; er gedenkt der Knabenzeit, als er noch im Elbthale dem Murmeln seiner Wogen lauschte.

Mit dem erhebenden Anblick des Zackenfalls, wo sich Woge auf Woge drängt und der Fels seit Jahrtausenden mit der Fluth kämpft, vergleicht er das kühne Streben des Jünglings, dem, wie nach dem Sturze der Bach, nach den Kämpfen der Jugend auch des Lebens Strom rein und krystallhell dahinfließt. Daß die Schneekoppe von ihm angesungen wird, liegt nahe: Was die Natur hohes und wunderbares erschaffen hat, ist ihm heilig, so auch die Riesenkoppe, die Himmelanstürmerin, von der aus er begeistert dreier Könige glückliche Lande, auch die Grenzen seines Vaterlandes, schaut. Buchwald und Peterswaldau aber, woselbst ihm herzlicher Empfang bereitet, wo väterliche Freunde sich seiner in Liebe angenommen haben, gelten ihm gleichsam als „Eden der Welt". Buchwald grüßt er mit dem schönsten Liede, das ihm erstehen kann; in lieber und süßer Erinnerung lebt das reizende Bild dieses Ortes ihm tief im Herzen, und zum süßen Wunderschein, der auf allen Fluren jenes gesegneten Erdenstriches erglänzt, gesellten sich die stillen Spuren der Liebe. Daß er Peterswaldau jenem Orte würdig an die Seite stellt, geht aus einem „P . . . E." (Peterswalde) überschriebenen Gedicht hervor. Er kann auch diese liebliche Flur, die anmuthig prangt, nie vergessen; denn fern von der

Digitized by Google

Heimath fand er dort liebe und bekannte Gestalten, deren Bild mit der ewigen Kraft tief in seiner Brust fortlebt.

Theodor Körner war ein frommer Jüngling, und diese Frömmigkeit, die wohlthut, gelangt auch in seinen geistlichen Sonetten zum unverhüllten Ausdruck. Immerhin will es uns dünken, daß Körner in der Wahl des Stoffes für die Sonnette nicht glücklich gewesen ist. „Christus und die Samariterin", sowie „Die Ehebrecherin" bieten nur alltägliche Gedanken, und selbst „Das Abendmahl" und „Die Himmelfahrt" lassen zu sehr die Klopstocksche Färbung vermissen. „Christi Erscheinung in Emmaus" verfaßte Körner im engen Anschluß an das Evangelium am Ostermontage (Lucas 24, 13 ff.); daß in der zweiten Strophe des Gedichtes die Worte:

„So wandern sie dem nahen Ort entgegen
Und treten endlich ein in seine Hütten,"

nur des Ortes Hütten, d. h. die Hütte der Jünger, bezeichnen — ein Mißverständniß scheint nach den beiden Eingangszeilen der Strophe nicht ausgeschlossen zu sein — sei an dieser Stelle ergänzend hinzugefügt. Lucas sagt an der angeführten Stelle: „Und er ging hinein, bei ihnen (den Jüngern) zu bleiben."

Wenn Körner die Form des Sonetts wählte und dieselbe auch für das geplante Taschenbuch für Christen — dessen Ausführung in der That unterblieb — in Aussicht nahm, so mag ihn dabei der Gedanke, welcher allerdings nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist, geleitet haben, daß in jenem Versmaß — er spricht es selbst aus — so eine Ruhe und Liebe liegt, die bei den kunstlosen Erzählungen der heiligen Schrift recht an ihrem Orte ist. — Nicht war es eine äußere Veranlassung, welche die besprochenen geistlichen Sonette hervorrief, sondern, wie berichtet wird, ein innerer Drang und noch dazu zu einer Zeit, da eine übermüthige Stimmung

Digitized by Google

sich seiner bemächtigt hatte. Stehen diese Thatsachen in so großem Widerspruch, daß sie erst besonderer Hervorhebung bedürfen? Keineswegs. Die Bibel gewährt eben eine solche Fülle anziehender Stoffe, daß es uns nicht Wunder nehmen kann, wenn der Dichter, der in seinem Innern Liebe und Verehrung auch für religiöse Darstellung empfindet, zu ihnen, als zu einer dankbaren Quelle greifen muß: die übermüthige Stimmung reißt ihn von jenem Pfade nicht auf den Abweg: und ist es doch etwas Eigenartiges mit der Darstellung in der heiligen Schrift. Wir lesen Zeitungen und Romane, dramatische Dichtungen der Gegenwart und vielleicht auch solche der Vergangenheit — je nachdem eben der Zweck es bedingt — aber es giebt eine Grenze; wir lesen die Zeitung und den Roman ungern zum zweiten Male. Anders steht es mit dem Inhalte der Bibel. Es heimelt uns an, wenn wir die schlichten Berichte über diese und jene Begebenheit darin lesen, Berichte, die wir von früher Kindheit an kennen lernten, wieder und immer wieder uns vorführen, und es ist wahrlich nicht ein geradezu religiös erstarktes Gemüth nothwendig, um an der Geburts- und Leidensgeschichte des Erlösers sich herrlich zu erbauen. So erklärt sich, auch in übermüthiger Zeit, der Griff Körners zur heiligen Schrift, die ihm auch Quelle für andere Werke geworden ist, auf deren Inhalt er gern und erfolgreich zurückgeht, wenn er desselben bedurfte — und die Lage der Zeit, sowie der Grundton seiner Verse, erheischten dies oft.

Als Theodor Körner Freiberg verließ, faßte man nacheinander Tübingen, Berlin und Leipzig ins Auge, woselbst er seine Studien fortsetzen sollte. In Tübingen sollte er Kielmeyer hören; die Berliner Universität, erst kürzlich neu errichtet, hatte bereits einen vorzüglichen Ruf erlangt: immerhin entschied man sich für Leipzig, den Geburtsort des Vaters.

Indessen vereinte Theodor die kleineren Dichtungen, die

Digitized by Google

unter den verschiedensten Eindrücken entstanden waren, zu einem Bändchen, welches unter dem Namen „Knospen" erschien. Die heilsame Wirkung der Kritik hatte in dem Vater Körners den Wunsch rege gemacht, jene Veröffentlichung selbst gut zu heißen.

„Knospen nennen wir uns, sind bescheid'ne, freundliche Blümchen,
Wie uns der Frühling gebar, treten wir kunstlos hervor."

Körner ist sich bewußt, daß sie nur klein und zart, nur Träume des Lebens sind, doch aus fröhlicher Brust kommen die Träume.

Mit stiller Wehmuth zieht an unserm Innern des Dichters Frage, wie wohl die Blüthe sich formen mag, vorüber; noch liegt ihm die Zukunft verborgen, noch ahnt er nicht, daß seinem Wirken nur eine kurze Frist gesetzt ist: sein Sommer ist nicht mit Todesahnungen erfüllt, wie es etwa der eines Ernst Moritz Arndt war, welcher vierzig Jahre, ehe er starb, seinen Freunden zurief:

„Geht nun hin und grabt mein Grab;
Denn ich bin des Lebens müde."[2]

Aber dennoch erkennen wir von Anbeginn der dichterischen Thätigkeit Körners die Losung: Was die Schickung schickt, ertrage.

In den „Knospen" sehen wir aber auch Körner als den Sänger der Liebe erstehen, der im „Traum" sich scheinbar etwas zu weit gewagt; doch des Dichters Fühlen kann keine Jugend hemmen, frei, wie das Geschick des Lebens ihn hinstellt, ist der Gedanke, der ihn mächtig erfaßt, zum vollendeten Ausdruck gekommen; was in das Dunkel der Nacht gehört, zieht er ans Tageslicht, damit es seinen vorurtheilsfreien Beurtheiler finde. In selten inniger Weise verbindet Körner den Traum und die Liebe; und wenn auch, wie im „Das warst du" anfänglich der Morgen ihn zur Begeisterung für sein Ideal

Digitized by Google

anfacht, so greift er doch auch hier wieder zum Träumen, zur süßen Ruh': doch nur für wenige Augenblicke, um dann zu erwachen und über die entrissenen Traumgebilde zu klagen. Seiner Träume Ideal ist die Süße und Holde, welche mit den sanften Harmonien und zarter Lust sein kühnes Herz gefüllt hat und der Seele Stürme zu dämpfen vermochte — seine ihm verlobte Braut. Noch ist er ledig, doch er weiß es wohl, ihr Herz wird ihm entgegenschlagen; er ist sich bewußt, daß „wo zwei Herzen liebend sich verbündet, da wird der Himmel auf der Welt begründet."

Es ist eben noch der Liebesrausch, das Feuer der Jugend, welches ihn erfüllt und dem er in Worten, die sich oft selbst nicht genüge thun, Ausdruck verleiht. Daß Körner in den „Knospen" sich noch als der getreue Nachahmer Schillers — am meisten wohl in „Brutus' Abschied" — zeigt, ist im Hinblick auf die damalige Geschmacksrichtung durchaus erklärlich; die Schillersche Muse würde ihn voraussichtlich auch in seinen späteren Werken, wenn ihm die Abfassung solcher im Mannesalter beschieden gewesen wäre, beeinflußt haben.

Körners Aufenthalt in Leipzig brachte ihn in das studentische Getriebe dieses Universitätsortes hinein. Wenn er daselbst sich auch manchmal geirrt, sich zuweilen zu weit in den Strudel akademischer Sitten hineingewagt und unbekümmert, ob es erlaubt oder nicht erlaubt war, in seiner Verbindung — er gehörte der Makaria an — als ein unentwegter Kämpfer für eine jede Schranke durchbrechende Freiheit des studirten Mannes auftrat, so hielt er sich doch, mit weiser Mäßigung, zurück, die Abgründe des akademischen Lebens selbst zu erproben; das wußte auch der Vater. Im März des Jahres 1891 hat Edmund Sträter neun ungedruckte Briefe Körners an seinen Freund Karl Schmid, der im Jahre 1845 als Hüttenmeister zu Leimbach im Mansfeldischen starb, veröffentlicht[3] und

Digitized by Google

zwar durch Vermittelung des Sohnes jenes Freundes, des Direktors Fritz Schmid zu Magdeburg.

Aus diesen Briefen erfahren wir näheres über seinen Leipziger Aufenthalt, sowie über sein Leben in Berlin und Wien, wohin ihn das Schicksal alsbald führte. — Daß ihn das Studium in Leipzig besonders fesselte, möchten wir nicht gerade behaupten, obwohl er selbst sagt: „Ich bin recht fleißig gewesen"; seine Guitarre hat ihn jedoch dorthin begleitet, aber mit der Philosophie und Geschichte, die eine Zeit lang Gegenstand seiner Arbeit werden sollten, scheint er weniger Umgang gehabt zu haben, als mit dem Rapir und ästhetischen Gesellschaften.[4] In Leipzig wohnte er bei „Madame Becker" in „Reichels Garten"; doch hatte er diese Wohnung schon in wenigen Wochen mit einer anderen „Auf dem Brühl" in „Gerlachs Haus" vertauscht.[5] Wiederholt bittet er den Freund von Leipzig aus um Volkssagen;[6] auch erwähnt er die Fruchtbarkeit seiner Muse. In einem Briefe von Dresden aus,[7] woselbst er im Januar 1811 sich aufhält, spricht er von zwei Opern, die er verfaßt habe: „Ich bin hier ziemlich fleyßig gewesen, habe zwei Opern, den Meistersänger und den Alfred geschrieben, die beyde schon an Komponisten abgegangen sind, und bin eben über der dritten, Chlotilde." Sonst aber spricht er in allen diesen Mittheilungen an den Freund mehr vom Schlagen und Lieben, als von anderen Sachen. Einer seiner Gegner, welcher sich zu „Colditz zu Schuß" stellen sollte, war nicht erschienen, er selbst hat mit seinen Sekundanten eine unnütze Reise dorthin gemacht: „der Donner soll ihn erschlagen!"[8] In Löbichau, von wo aus er zu Karl Schmid wollte, hatte Körner das Unglück, sich einen eisernen Stachel in den Fuß zu rennen; himmlische Wesen, so berichtet er, haben ihn dort während seiner Krankheit gepflegt und das Wunder fertig gebracht, daß er nach acht Tagen wieder gehen konnte, obwohl

Digitized by Google

der Arzt vom Amputiren sprach. Daß er in Löbichau „derb angeschossen", das heißt verliebt war, erwähnt er mit der für ihn nicht unwichtigen Thatsache zusammen, daß er sich in Leipzig noch nicht verliebt habe![9] Dem Freunde mag diese Mittheilung sonderbar erscheinen, und so unternimmt es Körner selbst, ihn darüber aufzuklären: „Denke Dir einmal selbiges Wunder! — Die Cour schneid' ich mehr als einer, aber zum Verlieben ist es bis jetzt noch nicht gekommen." Dieselben Ausdrücke, wie sie noch in unseren Tagen im Studentenleben unter Kommilitonen gäng und gäbe sind, wendet auch Theodor Körner an, wenn er von seinen „Suiten" berichtet; zehn Tage vor seiner Abreise nach Berlin, wohin er gehen will, um dem Relegat, das seiner in Leipzig harrt, zu entschlüpfen, schreibt er an Schmid:[10] „Immer zu ins muthige Leben, geküßt, geschwärmt, geliebt, jede Stunde, die man in Fröhlichkeit durchpraßt, ist besser denn ganze Jahre trüben Fleißes." Von Berlin ist er schon im voraus begeistert; denn dort „wird ein äußerst flottes Leben aufgeführt werden. Der Bursche hat ungeheure Freyheiten daselbst." Allerdings verhehlt er auch dem Freunde gegenüber nicht, daß er herzlich gern in Leipzig bliebe; aber die Liebe halte ihn daselbst nicht: „Ich bin zu sehr Bursch, um verliebt zu sein, lieben mag ich jetzt nicht."

Zwar war es Theodors Vater ein Schrecken, daß der Sohn, der im Taumel der Leidenschaft die Verhältnisse, in denen er sich befand, vergessen hatte, den Hörsaal mit dem Karzer in Leipzig vertauschen mußte — der Sohn schreibt am 6. März 1811 selbst, daß er seit Weihnachten Stadtarrest habe und daß er sich deswegen „in aller Stille drücken" werde — um so mehr, als er selbst, in nächster Nähe, eine angesehene Stellung inne hatte. Dennoch machte der Vater dem Sohne keine Vorwürfe: „Die Ruhe meines Lebens beruht auf dem Glauben an Deinen persönlichen Werth und an Deine Liebe zu

Digitized by Google

mir. Diesen Glauben habe ich auch jetzt nicht verloren,“ [11] so schreibt er dem Sohne; und er hatte sich wahrlich nicht getäuscht. Bei der Festigkeit des Charakters, zu welcher der Vater ein unwandelbares Vertrauen hegte, war es — und der Vater ist davon überzeugt — dem Sohne unmöglich, unedel zu handeln.

Am 31. März 1811 finden wir Theodor Körner bereits in Berlin, Taubenstraße Nr. 33, eine Treppe wohnend; „aus Leipzig bey Nacht und Nebel exgekniffen, relegirt ꝛc. ꝛc. ꝛc. (sic!)!!!“ [12] In den wenigen Tagen, welche zwischen dem letzten Leipziger Briefe vom 6. März und dem ersten Berliner Bericht an Schmid vom 31. März desselben Jahres liegen, muß sich auch in dem Innern Theodors eine wesentliche Umgestaltung vollzogen haben; dort spricht der jugendliche Schwärmer es offen aus, daß ihn die Liebe in Leipzig nicht zurückhalte, hier ruft er dem Freunde zu: „Brüderchen, und ich war verliebt, verliebt bis über die Ohren! Das galt einen rechtschaffenen Kampf mit meinem Herzen. Ich habe lange nicht so geliebt. —“

Infolge eines Wechselfiebers, welches Körner im Anfang Mai in Berlin befiel, mußte er auch diesen Ort verlassen, nachdem ihm eine Luftveränderung von den Aerzten anempfohlen worden. In Begleitung seiner Eltern reiste er daher alsbald über Dresden nach Karlsbad, woselbst sich seine Gesundheit stärken sollte.

Im August 1811 ging Körner nach Wien. In demselben Jahre erschienen seine „Erinnerungen an Karlsbad“. Er träumt sich darin von der Menschheit weg; denn tief braust es ihm im Herzen von der Aermlichkeit derselben. Einem Würmerleben vergleicht er das Leben des Menschen, von dem das Auge unbewußt hinwegblickt: erst wenn das geschehen, erfaßt es ihn mit Freudenbeben. Er zieht aber auch das Resultat für Lebens-

Digitized by Google

anſchauung und Lebenslauf. Das Dampfen und Brauſen des Sprudels erinnert ihn an ſeine eigene Perſon; er weiß, daß ſich in gleicher Weiſe der höhere Muth die eigene Bahn bricht, daß er die Schranken nicht achtet und im Kampfe rühmlich beſteht. Der „Obelisk“ läßt ihn an die Vergänglichkeit irdiſcher Werke gedenken, doch „was im Herzen gebaut, reißt keine Ewigkeit um“.

Aus voller Bruſt hat unſer Dichter dieſe Lieder geſungen. Nicht will er den Ruhm der Welt einheimſen; er iſt zufrieden, wenn nur Einer an dieſe Träume ſeine Freuden voll Erinnerungen anknüpft: dann will er ſeine Laute niederlegen; erſt dann iſt er wahrhaft befriedigt; dann erſt ſind ſeine Lieder reichlich belohnt.

Einen entſcheidenden Schritt that der Vater, als er Wien zum zukünftigen Aufenthaltsorte des Sohnes erſah. Dort ſollte er, vielleicht auch im Verkehr mit hochgeſtellten Perſönlichkeiten, wie dem Miniſter und Geſandten Preußens, Wilhelm von Humboldt, an ſeiner eigenen Ausbildung arbeiten; in Wien hatte Theodor auch den geeigneten Ort für ſeine Thätigkeit gefunden. Wien kommt ihm wie das Paradies vor; immer wieder rühmt er die Schönheiten der Stadt, in der er recht bald ſeine geliebten Eltern zu begrüßen hofft. „Ueberlegt's Euch nur recht deutlich, wie ſchön Wien iſt,“ entgegnete er ſeinen Angehörigen, die infolge der Einquartierungen und anderer Unannehmlichkeiten wegen, die der Krieg mit ſich brachte, die Idee aufgegeben hatten, den Sohn in Wien zu beſuchen.[13] Er rühmt die herrlichen Nächte, in denen er ſich die Guitarre umhängt und in den nahen Ortſchaften umherſchweift;[14] der Sommer in Wien hat ihn völlig geheilt: „Wie der letzte Sommer und der jetzige mich ſo verſchieden begrüßen! Damals war ich krank und ſchwach und ein roher, wilder Burſche obendrein, der ſich in ſeichter Geſellſchaft von Studenten herum-

Digitized by Google

ſchlug, und jetzt bin ich ſo ſtark und friſch und glücklich überdies, und etwas abgeſchliffen von Zeit und Menſchen."[15] Aber dennoch vergißt er ſeine Freunde, die in ſolcher Geſellſchaft mit ihm verkehrten, nie. An demſelben Tage, an welchem er erfahren, daß einer derſelben — von dem er offen bekannt, daß er an der Reife ſeines männlichen, feſteren Charakters durch ſeine Führung und Freundſchaft den bedeutendſten Antheil gehabt habe — wegen einer Schlägerei, welcher er in Leipzig beigewohnt haben ſollte, mit einem Jahre Karzer beſtraft worden war, wendet ſich Theodor an den eigenen Vater: „Wenn Du nun, lieber Vater, etwas für ihn thun könnteſt, ſo zahlſt Du eine Schuld, die ich ſchwerlich je tilgen werde. Für ſeine Bravheit und Rechtlichkeit kann ich mich mit Leib und Leben verbürgen."[16] Noth und Luſt, Freude und Leid hatte jener Freund immer brüderlich mit ihm getheilt; nun will er ihm in ſeiner Nothlage, die eine beabſichtigte Promotion hindern konnte, die rettende dankbare Hand nicht vorenthalten. —

Noch ehe er den Eltern ſein Glück mitgetheilt, ſchreibt er von Wien aus dem Freunde Karl Schmid, daß er ganz glücklich ſei, daß der Tod ihn abrufen mag, wenn er will; denn er habe von dieſer Erde weiter keine Seligkeiten zu fordern.[17] Wenige Wochen vorher[18] hatte er demſelben Freunde gegenüber ausgedrückt, daß „hübſche Weiber, liebenswürdige Mädchen" ihn umgeben, aber „eine eigentliche Geliebte habe ich nicht." Im März desſelben Jahres hatte er ſie bereits gefunden: „Ich liebe einen Engel und werde geliebt, geliebt mit aller Reinheit eines zarten jungfräulichen Gemüths. Bruder, ich kann Dir nicht ſagen, was das für ein Gefühl war, als ich fühlte, das ſey meines Lebens Ziel und Bedingniß, auf dieſem Stern endige ſich die glühende Sehnſucht meines Herzens. Ich glücklicher, ſeliger Menſch! — Sieh, mir thut es weh, es jemandem zu ſagen, weil ich fühle, daß niemand dieſe Seligkeit ahnden

Digitized by Google

kann, die in mir glüht, und weil ich deine treue Bruderseele nicht neidisch machen will. Carl, Du solltest sie sehen, und Du würdest ein Gott. Antonie heißt sie, damit Du's weißt, schwarze Haare, schwarze Augen und einen Blick! — Wenn der Frühling ein Mädchen wäre, er hätte keinen andern Blick als meine süße, himmlische Toni! — . . . . . Süßes himmlisches Geschöpf. Du kennst es, wie ich fühle, und hast mich als Knaben gekannt, denke Dir das Gefühl, das jetzt in der männlich gereiften Brust glüht. — Noch drei Jahre, und ich hab überwunden, und sie ist mein, und ich verschmähe alle Paradiese gegen eine einzige Minute, die ich in verzückender Wonne von ihren Lippen trinke. — Carl, Du verstehst mich, was soll das dumme Schreiben, wenn die Herzen zusammenschlagen, und ihren Donner durch das Weltall jauchzen! — Gott beschere Dir ein Gleiches! Kunst und Liebe in der Brust, wo hat die Welt etwas besseres aufzuweisen." [19] Den Eltern hat Theodor scheinbar erst bei ihrer Anwesenheit in Wien, welche in die ersten Tage des August jenes Jahres fiel, von seiner Verlobung mit Toni Mittheilung gemacht; denn noch in dem letzten Briefe, welchen er an jene vor ihrer Ankunft in Wien schreibt,[20] erwähnt er Toni nicht; nach der Abreise der Eltern verfehlt er fast nie, die Grüße und Küsse seiner Geliebten, die sie ihren Schwiegereltern giebt, zu übermitteln, und von jenem Zeitpunkt an hält er nicht zurück, das große Interesse für Toni den Eltern zum Ausdruck zu bringen. „Noch nie hat mich ein 23. September so glücklich gefunden.[21] Der Kranz der Liebe ist um mich geschlungen und alle Blüthen, die Ihr in mir erzogen habt, hat die Sonnenzeit meines heiligsten Gefühls, hat meine Toni mir zum ewigen Frühling aufgeküßt. — Ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen kann!" [22]

„Toni" ist auch der Name eines seiner Dramen, das er in den letzten Tagen des Januar 1812 vollendet hatte; [23] der

Digitized by Google

Dichter giebt seinen Eltern selbst die Quelle an, welche ihm für diese Dichtung vorgelegen hat, nämlich Kleists Novelle „Die Verlobung"; auch erwähnt er einen Monolog der „Toni", den er in Stanzen geschrieben habe — das Drama ist in Jamben abgefaßt — und welcher ihm besondere Mühe verursacht. Dieser Monolog, welcher mit den Worten anhebt: „Ein gräßlich Leben lag vor meinen Augen,"[24] spricht die Gedanken des Dichters aus, dem die Geliebte zum ersten Male als schönes Bild im reichen Zauberlicht entgegengetreten ist; die innere Stimme hat ihm zugerufen: „An diese Seele hat dich Gott gewiesen." Aber er spricht auch der Geliebten Gedanken aus; wenn Toni dem schlafenden Gustav von der Ried gegenüber das offene Geständniß ihrer Liebe ablegt, wenn sie offen bekennt, daß, nachdem Vater und Mutter ihr entrissen, sie ihn gefunden habe, der sie innig liebe, so steht uns Körners verlobte Braut vor Augen, die ihm das Paradies auf Erden geschaffen hatte, für welche aber auch die Liebe und der Himmel Erbarmen hatten, nachdem der Mutter Auge sich geschlossen.

Aus den verschiedenen Mittheilungen unseres Dichters an die Eltern über die Vollendung seines „Toni", sowie aus denjenigen an Karl Schmid vom 15. Januar und 16. März des Jahres 1812 können wir mit ziemlicher Bestimmtheit auf den Zeitpunkt der Verlobung Körners schließen; er mag Toni bereits vor dem 15. Januar kennen gelernt haben, jedenfalls hat er sich aber erst nach jenem Tage mit ihr verlobt, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Januar 1812. Unmittelbar nach dem 15. Januar mag sie ihm zum ersten Male näher getreten sein, wodurch er veranlaßt wurde, zu der Novelle Kleists zu greifen, um in seiner „Toni" seine eigene Verlobung wieder entstehen zu lassen. Wir erfahren durch ihn selbst,[25] daß jenes Stück am 17. April desselben Jahres zum ersten Male aufgeführt wurde und einen außerordentlichen Beifall errang.

Digitized by Google

Auch seinen übrigen Dramen fehlte der Beifall der Zuhörer keineswegs, selbst die Zeitungen äußerten sich dahin, daß schwerlich die Erstgeburten eines dramatischen Dichters glücklicher und theilnehmender aus der Taufe gehoben werden könnten, als es mit der „Braut" und dem „Domino" geschehen sei.[26]

Was uns aber die Dramen Körners werth macht, ist der Umstand, daß durch sie uns des Dichters Gefühle zum Ausdruck gebracht werden, daß auch in ihnen ein Abschnitt seines Innenlebens gezeichnet ist. In der „Toni" die gegenseitige Liebe, die das Aeußerste wagt, im „Nachtwächter" die Liebe für das Studentenleben und seine Freuden. Wachtel und Zeisig, die Freunde von der Universität her, vom Schicksal später getrennt; der eine relegirt und nach manchem Bemühen endlich zum Schreiber eines Pächters befördert, der andere bereits studirter Actuarius in Buchensee; der eine, mit des Pächters Tochter verlobt, steht vor der Heirath, der andere wirbt um ein Mädchen, das ihm der Nachtwächter des Oertchens nicht gönnt: das war das Gebiet, wohin die Studentenjahre Körner mit seinen Freunden vereint geführt hatten, solche Fälle erfreuten sich besonderer Gunst, und so konnte Körner die vereinte Thätigkeit Wachtels und Zeisigs, um Jungfer Röschen zu entführen, der eigenen reichen Erfahrung, die ihm das Leben als Student gebracht hatte, entnehmen.

Das schöne Verhältniß, welches zwischen dem Dichter und seinem Vater bestand, der zuweilen Mitarbeiter des Sohnes gewesen — so schrieb er ihm auch die Quellen zum „Zriny" auf,[27] — hat Körner in „Rosamunde", welches er selbst als sein gelungenstes Werk bezeichnet,[28] zum deutlichen Ausdruck gebracht. In dem greisen Nesle sieht der Dichter gleichsam den eigenen Vater, zu dem er zurückkehrt, um ihm vor dem letzten Weg zum Grabe „dieses Blümchen Freude" zu gewähren:

Digitized by Google

„Ich hab' dich noch als einen schwachen Sprossen
In eine kampfbewegte Zeit gepflanzt;
Du wardst durch Vatersorge nicht verwöhnt,
Kein Wetter ging sturmlos an dir vorüber,
Ein freier Morgen zog dich muthig auf,
In Manneskraft als Stamm sind' ich dich wieder.
Du hast dich selbst fürs Leben ausgeprägt:
Sei stolz, mein Sohn! Du warst dein eigener Meister."[29]

Des Vaters Wunsch, sein eigener Meister zu sein, hat der Sohn trefflich erfüllt; aber darum nicht minder bringt ihn der Gedanke zum Klagen, einst ohne den geliebten Vater durch das Leben wandern zu müssen:

„Die Augen sind gebrochen, die mir freundlich
Die stille Bahn zur Tugend vorgeleuchtet;
Die Hand ist kalt, die mich den Weg geführt
Und mir den Segen gab auf meine Reise. —
Todt! todt! — Gott! 's ist ein gräßlicher Gedanke,
So ganz geschieden sein für diese Welt,
Nicht mehr der Liebe frommes Wort von den
Geliebten Lippen küssend wegzutrinken,
Nicht an des Freundes warmem Herzensschlag
Den stillen Ruf der Seele zu erkennen;
So ganz geschieden sein, so ganz verlassen,
So ganz allein auf dieser weiten Erde:
Es ist ein furchtbar schauderndes Gefühl!"[30]

Der Sohn hat den Weg zum Grabe lange Zeit vor seinem geliebten Vater antreten müssen; doch wir wissen, daß er nie an dem zukünftigen Leben, dem seligen Leben nach dem Tode, gezweifelt hat. In seinem „Zriny"[31] läßt er den Hauptmann Juranitsch — Körner bezeichnete sich übrigens mit diesem Namen gelegentlich in den Briefen, welche er vom Schlachtfelde aus an seine Angehörigen sandte, um den Feinden gegenüber seinen Aufenthalt zu verbergen — sprechen:

„Ich möchte untergehen wie ein Held,
Im frischen Kranze meiner kühnsten Liebe,
Und was die wilde Sehnsucht hier versprach,
Dort drüben von der Lust des Himmels fordern.

Digitized by Google

Was bleibt denn Höh'res noch auf dieser Welt,
Was ich im sel'gen Wunsche nicht gekostet?
Giebt's mehr als einen Silberblick im Leben?!
Hier ist das Glück vergänglich wie der Tag,
Dort ist es ewig, wie die Liebe Gottes!"

In Goethe hatte der Jüngling den Meister gefunden, der ihm den Weg wies. Goethe hatte das Talent des jungen Dichters klar erkannt und stand nicht davon ab, dem Vater dazu Glück zu wünschen: „Die beiden Stücke („Domino" und „Die Gouvernante") Ihres lieben Sohnes zeugen von einem entschiedenen Talente, das, aus einer glücklichen Jugendfülle, mit Leichtigkeit und Freiheit, sehr gute und angenehme Sachen hervorbringt," [32] so schreibt Goethe an den Vater Körners, welcher den Sohn veranlaßt hatte, seine Werke an diesen Freund des Hauses zu senden; und Goethe steht nicht davon ab, neue Vorschläge und Abänderungen zu machen: er lobt, wo er mit seiner Zustimmung nicht zurückhalten kann; doch er tadelt auch, wenn es gilt, den „lieben, jungen Dichter" zu fördern und ihn dem erwünschten Ziele näher zu bringen. In Weimar hofft Goethe mit Theodor zusammen zu sein; dem Vater gegenüber verspricht Jener sogar für das Unterkommen des Sohnes zu sorgen, „daß er ohne große Kosten und mit einigem Agrement hier wäre", [33] und Theodor selbst hoffte, wie er an seinen Freund Karl Schmid schreibt, [34] den Winter des Jahres 1813 in Weimar zu verleben. Doch das Jahr 1813 rief ihn von der Komödie hinweg zum Theater des Ernstes.

Dem Erfolge im Drama verdankte Körner seine Berufung als Hoftheaterdichter in Wien; diese Metropole sollte ihm die Verwirklichung aller seiner Ideale bringen, ihm ein Leben für die Dichtkunst und in der Dichtkunst verleihen.

Es war ihm jedoch nur noch eine kurze Zeit zum Schaffen beschieden. Ob er sein Geschick schon ahnte? Ob diese Ahnung ihn nicht rasten ließ? Seine Dramen gefielen dem Publikum

Digitized by Google

und wurden von der Kritik nicht verunglimpft; ihre günstige Aufnahme bedingte die Zahl derselben. Noch aber steht Theodor Körner im Jünglingsalter, noch haben sich seine Ideale nicht sämtlich geklärt.

Die Dramen Körners haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denjenigen Klopstocks: der Messias der Boden, auf dem es sich sicher ruhen läßt, die dramatische Poesie die noch nicht mit dem Mörtel versehenen Steine, die noch in unsern Tagen, wenngleich dem Verwittern nahe, ihre Lage behauptet haben. Körner hätte jene Steine vielleicht aus ihrer Lage gebracht, doch ist es fraglich, ob er sich und seinem Namen damit irgend einen Dienst erwiesen hätte.

Wer an der Scholle klebt, vermag sich nur schwer von ihr zu trennen; er liebt und ehrt sie täglich mehr, zuletzt will er von anderen Dingen nichts wissen, er redet sich sogar ein, daß nur dort, wo er weile, das wahre Gute zu finden sei: jene Scholle war für Körner Schiller, und wenn auch Goethe von dem schönen Talent unseres Dichters, das er selbst im „Zriny" entdeckt habe, offen redet, mochte er sich nicht selbst, allerdings nur indirekt — durch Schiller — als den eigentlichen Grund, auf dem Theodor Körner erfolgreich baute, betrachtet wissen?

In der Blüthe des Lebens ist unserem Dichter die Feder aus der Hand gesunken; wie hat man um ihn getrauert und sein Scheiden beweint! Doch das „Warum", das sich in solchen Fällen so oft und so kleinlich der menschlichen Brust entringt, das „Warum", das so oft unbewußt hervorbricht, hat vielleicht schon damals seine Beantwortung gefunden. Eine wie große Fülle von Enttäuschungen hätte er wohl noch erdulden müssen; denn so dankbar sich auch das Publikum Solchen gegenüber zeigt, die mit der herrschenden Richtung gebrochen und, leuchtenden Meteoren vergleichbar, zeitgemäße, aber vorher noch

Digitized by Google

nie ausgesprochene Gedanken zum Ausdruck bringen, so undankbar ist es auf der anderen Seite gegen dieselben, wenn sie nicht mit dem Fortschritt der Zeit und der veränderten Anschauung Schritt halten. Körner ist viel Undank erspart geblieben. — Braut und Eltern verläßt er; an sich gilt ihm das Leben nicht viel, daß aber dies Leben mit allen Blüthenkränzen der Liebe, der Freundschaft und der Freude geschmückt ist, und daß er es doch wagt, daß er die süße Empfindung hinwirft, die ihm in der Ueberzeugung lebte, den Seinigen keine Unruhe, noch Angst zu bereiten: das ist ein Opfer.

Fortan spricht Körners Lyrik Schritt für Schritt auch seine Lebensschicksale, nicht nur, wie bisher, seine Empfindungen aus: in der Sammlung „Leyer und Schwert" sind sie geborgen. Seine Gesänge tragen das Gepräge der Begeisterung für eine heilige Sache: seinem Vaterland will er mit zur Freiheit — für die er bisher nur geschwärmt — verhelfen. Wenn Vilmar es unternimmt, als er Körner mit Ernst Moritz Arndt vergleicht, bei aller Hochachtung vor den Liedern des Ersteren dennoch von ihnen zu sagen, daß sie nicht die poetische Kraft, ja nicht einmal die Wahrheit haben, durch welche Arndts Lieder sich auszeichnen,[35] so macht er eben keinen Unterschied — oder aber er übersieht ihn mit Absicht — zwischen den beiden Perioden, die in der Lyrik Körners deutlich hervortreten und auf die ich oben hinwies. Meine Arbeit über Ernst Moritz Arndt, Berlin 1885, möchte ich hier zum Vergleiche herangezogen wissen. —

Noch aber steht Körner nicht auf dem Schauplatze des Krieges; er läßt seine Blicke umherschweifen und preist die Thaten Anderer, in seinem Innern aber von der festen Absicht erfüllt, nicht eher zu rasten, als bis er selbst den entscheidenden Schritt gethan, die Feder mit dem Schwerte vertauscht zu haben. Er sucht nach einem Helden, den er preisen kann, nicht

Digitized by Google

um Ruhm zu ernten, sondern Andere zur Nachahmung anzufeuern; die Dichtung ist gleichsam schon vollendet, als er im Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern, den Helden gefunden hat. Er trauert darüber, daß er, trotz Kraft und Jugend, noch gefehlt, noch nicht in den Reihen der Brüder gestanden, aber freudig erfüllt ihn das Bewußtsein, daß Germanien nicht gesunken, sondern noch einen Tag und einen Mann hat: den Erzherzog Karl und den Tag von Aspern. Allerdings mögen die mörderischen Tage von Aspern und Eßlingen zum ersten Male die Meinung von Napoleons Unüberwindlichkeit erschüttert und zugleich das Selbstvertrauen der unterdrückten Völker gehoben haben, es mag sein, daß Erzherzog Karl hierzu wesentlich beigetragen hat; aber entschieden war die Schlacht keineswegs, und diesem Tage folgte in wenigen Wochen der schwere Tag von Wagram, der den Helden von Aspern zum Rückzuge nöthigte. Versetzen wir uns jedoch in jene Zeit zurück, welche über die unaufhaltsamen Schläge tief trauerte; aus dieser Stimmung heraus konnte er zu dem begeisterten Rufe gelangen:

„Karl und Aspern ist ins Herz gegraben,
Karl und Aspern donnert im Gesang."

Aus dieser Stimmung heraus konnte er auch dem Erzherzog Karl seine Lieder weihen, „zürnt doch der Sturm, der den Donner der brechenden Eiche gewohnt ist, drum dem Schilfe nicht, das ihm entgegen gerauscht". Die Trennungsstunde kam heran, doch Körner blieb nicht allein; in der Lützowschen Freischar, der er ein Denkmal in dem bekannten Liede, welches mit den Worten anhebt: „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?" gesetzt hat, fand er Viele wieder, die ihm bereits in Freundschaft verbunden waren, dort fand er Andere, die sich durch seine Begeisterung für den heiligen Krieg mächtig von ihm angezogen fühlten. Dem deutschen Volke ruft er zu:

Digitized by Google

„Deine Eichen steh'n, du bist gefallen!“ Unter fremden Streichen weint sein Land, das einst das freie genannt wurde; doch dieses Klagen wird nicht immer anhalten, er weiß, daß die Stunde der Erlösung bald schlagen und die gerechte Sache doch endlich den Sieg davontragen wird, wenn das treue Volk wach geworden und Gottes Rache sich erfüllt hat. Mit dieser Hoffnung stärkt er auch im Liede das Herz Derer, die mit ihm in der Kirche zu Rochau in Schlesien zusammengetreten sind, um den Segen zum Kampfe zu erflehen. „Dem Herrn allein die Ehre,“ so klingt das herrliche Lied aus, das Körner der Weise des Chorals: „Ich will von meiner Missethat“ angepaßt hat und das zum Beginn des Gottesdienstes in jener Dorfkirche gesungen wurde. In einem Briefe aus Jauer vom 30. März schildert uns der Dichter die feierliche Handlung im Gotteshause, welche dem Auszug zum Kampfe vorherging „Eine große, herrliche Stunde habe ich am Sonnabend erlebt. Wir zogen in Parade aus Zobten nach Rochau, einem lutherischen Dorfe, wo die Kirche zur feierlichen Einsegnung der Freischar, einfach aber geziemend, ausgeschmückt war. Nach Absingung eines Liedes, das Ihr Freund zu der Gelegenheit verfaßt hatte (Körner nennt sich so in diesem Briefe, welchen er von Jauer aus an eine Frau von P. richtet), hielt der Prediger des Ortes, Peters mit Namen, eine kräftige, allgemein ergreifende Rede. Kein Auge blieb trocken. Zuletzt ließ er uns den Eid schwören: Für die Sache der Menschheit, des Vaterlandes und der Religion weder Gut noch Blut zu schonen, und zu siegen oder zu sterben für die gerechte Sache; wir schworen! — Darauf warf er sich auf die Kniee und flehte Gott um Segen für seine Kämpfer an. Bei dem Allmächtigen, es war ein Augenblick, wo in jeder Brust die Todesweihe flammend zuckte, wo alle Herzen heldenmüthig schlugen . . . .“

Auch in dem Liede, welches Körner für diese Abschieds-

Digitized by Google

feier gedichtet hat, wird dem deutschen Volke das „Erwache“ zugerufen; doch Gott selbst ist es, der diesen Ruf ertönen läßt; und in diesem Vertrauen, in der festen Zuversicht, daß Gott das deutsche Volk für die gerechte Sache erwecken werde, Gott, der selbst das angefacht habe, was zu Sieg und Schlacht mahne, und der die Krieger, wenn auch durch den Tod, zu dem Morgenroth der Freiheit gewißlich führen werde, treten die Theilnehmer des Gottesdienstes von dem geheiligten Orte mit dem erhebenden Lutherliede hinaus: „Eine feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen.“ Vom Gotteshause in das Kampfgewühl — — nur ein Schritt!

Schwer, von Herzen schwer ist Körner der Abschied von Wien geworden; doch er folgt unentwegt der Pflicht, die ihn hinwegruft. Die Thräne, die sich ihm im Auge regen will, schmäht ihn nicht; seine Träume haben nicht vergeblich geschwärmt, das begeisterte Streben, das er so oft im Gesang gefeiert, jenes Streben für Volk und Freiheit, will er selbst erkämpfen: jetzt hat es ein Ende mit dem Klagen, dem Schlachtfelde gehört sein Sinnen, ihm auch sein Lied an.

Die Aussicht, wie Andreas Hofer, der von den Sklaven des Tyrannen gefangen genommen, von der feindlichen Kugel ins Herz getroffen, seine freie Seele aber gerettet hat, auch zur Freiheit mit seinem Volke zu gelangen, und sei es erst im Leben nach dem Tode, reizt ihn mächtig. So beantwortet er auch die Frage: „Was will des Sängers Vaterland?“ dahin, daß es entweder die freien Söhne tragen oder sie frei untern Sand betten, die Knechte hingegen vernichten und den Bluthund aus den Grenzen treiben wolle. Des Sängers Vaterland ruft nach seiner Freiheit und seinen Rettern.

Aber er denkt nicht allein an sich:

„Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.“

Digitized by Google

Herrlich klingt es durch die Lande: „Die Saat ist reif; ihr Schnitter zaudert nicht!“ Im Schwerte allein liegt jetzt das höchste Heil; denn der Krieg, der droht, ist ein heiliger Krieg, einem Kreuzzuge vergleichbar, in dem es gilt, durch den Sieg der Freiheit das vom Tyrannen Entrissene, das Recht und die Sitte, die Tugend, den Glauben und das Gewissen zu erretten. Für einen heiligen Krieg gebührt es sich, die Pflugschar zu zerbrechen, den Meißel fallen, die Leyer und den Webstuhl ruhig stehen zu lassen. Wenn aber der Mann draußen im Kampfgewühl die Schande der Töchter, welche um Vergeltung schreit, und den Meuchelmord der Söhne sich zu rächen anschickt; wenn er im Kampfgetümmel für das Vaterland sich opfert, dann soll das Weib betend zu dem Herrn treten und von ihm erflehen, daß die alte Kraft wieder erwache und das deutsche Volk als das alte Volk des Sieges wieder dastehe.

Aber in der Hand des Dichters ruht die Leyer nicht. Leyer und Schwert begleiten ihn auf allen seinen Wegen, und mit ihnen vereint betritt er den Kampfplatz. Das Schwert soll ihm dazu dienen, die Steine zu hauen, um jenen großen Altar in dem ewigen Morgenroth der Freiheit bauen zu helfen, die Leyer soll den Muth ihm mehren und ihm Trost in den Stunden der Noth verleihen.

Selbst an die Königin Luise, die zu früh entrissene Mutter des Volkes, wendet er sich in seinem Gebete.[36] Ihr kündet er an, daß ihre Kinder sich jubelnd zur Pflicht drängen, eingedenk des gebrochenen Blickes, durch den sie, „der Schutzgeist deutscher Sprache“, zur Rache gemahnt habe. Das Bild der Königin Luise soll auf den Fahnen schweben und die Kämpfenden durch Nacht zum Siege führen; schon ein Blick auf diese Fahnen muß Segen bringen, und der Sieg kann Denen, die ihnen folgen, niemals mangeln.

Als beim Rückzug der vereinigten Heere über die Elbe den

Digitized by Google

Kameraden, vornehmlich denen von der Lützowschen Freischar, mit welchen Körner gemeinsam so manches Wagniß unternehmen mußte, die Hoffnung auf den Sieg zu schwinden beginnt, ist er es, der ihnen von neuem Muth anfacht. Ist es doch, als ob die so tapfere Schar plötzlich wankend geworden wäre. „Was zieht ihr die Stirne finster und kraus? Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus, ihr freien, ihr männlichen Seelen?" Wenn ein „Letzter Trost" den Kämpfern zuruft, daß sie alle Kräfte zusammenraffen sollen, da sonst noch im Hafen das Schiff scheitere, so bezieht er sich damit auf den Rückzug der Heere über die Elbe. Lützow hatte die Absicht, im April bei Scopau über die Saale nach dem Harze vorzudringen; schon war der Uebergang bewerkstelligt, als die Nachricht kam, daß sich bereits ein französisches Armeecorps — unter dem Vicekönig — jener Gegend zuwende, durch welche die Freischar marschiren müsse, um den Harz zu erreichen. Gleichzeitig wurden auch von den Feinden die von den verbündeten Heeren vorausgesandten leichten Truppen zurückgedrängt. Deshalb näherte man sich auf dem rechten Elbufer einem der mehr unterhalb aufgestellten Truppenkörper, um mit diesem vereint den Bewohnern des nördlichen Deutschlands Beistand zu leisten. Lützow ging mit seiner Schar über Dessau, Zerbst, Havelberg, bis in die Gegend von Lenzen, woselbst er die Elbe überschritt, um den Feind anzugreifen. Der große Morgen — so bezeichnet Körner den bevorstehenden Kampf — bricht ahnungsgrauend und todesmuthig an; noch einmal, ehe der eherne Würfel fällt, gedenkt er der Schmach, die dem deutschen Lande geschehen ist, des Frevels, den ihm Fremdlinge zugefügt: nun ist die Stunde gekommen, die verpfändete Ehre einzulösen, das glückliche Hoffen liegt noch in der Zukunft. Da gilt es, seine Blicke aufzuheben zu Dem, der ein Lenker der Schlachten ist, zu dem er im „Gebet während der Schlacht" um gnädige Führung und Segen fleht;

Digitized by Google

mit Gott will er es wagen, und in dieser Hoffnung ruft er den Kampfgenossen zu:

„Brüder, hinein in den blitzenden Regen,
Wiedersehn in der bessern Welt!"

So beschließt Körner sein „Bundeslied vor der Schlacht" am Morgen des Gefechtes bei Dannenberg; aber noch ist er selbst nicht, wie er es herbeiwünschte, mitten im Kampfgewühl gewesen; seine Lage rief sogar in seinem Innern eine gewisse Ungeduld hervor. Der Dichter giebt auch derselben in dem Liede „Mißmuth" unumwunden Ausdruck, da er ausersehen war, bei Sandau lange Zeit die Ufer der Elbe zu bewachen. Klingt es doch, als ob er dem Vaterlande, welches ihn, den Sänger, gerufen, der in der Tage Glück geschwelgt, dann aber mit wundem Herzen von den schönen Reihen der Freunde sich getrennt habe, einen Vorwurf deshalb machen wollte, daß er die Heimath verlassen mußte. Um ihn donnern die Kanonen, doch er steht ruhig; was soll er im Gedränge ohne das Morgenroth der Schlachten? Darum scheint ihm auch seine Forderung an das Vaterland gerechtfertigt:

„Gieb die friedlichen Gesänge,
Oder gieb des Krieges Strenge:
Gieb mir Lieder, oder Tod!"

Bald erfüllte sich Körners Sehnsucht. Er nahm im Mai, als Begleiter Lützows, an einem Rekognoscirungszug durch Thüringen theil, bei dem sich bekanntlich die Freischar nicht geringe Verdienste erworben hat. Der plötzlich abgeschlossene Waffenstillstand jedoch, welcher Lützow vorschrieb, bis zum 12. Juni auf dem rechten Elbufer zu sein, konnte von diesem bei der Kürze der Zeit nicht innegehalten werden. Deshalb griffen ihn die Franzosen bei Kitzen, in der Nähe von Leipzig, mit großer Uebermacht an. Körner wurde als Unterhändler

Digitized by Google

abgesandt, um Erklärung über den Bruch des Waffenstillstandes zu erlangen, erhielt jedoch die Antwort mit dem Schwert.

Noch vermag er sich in das Dickicht des Waldes zu retten, doch die Wunde brennt heftig und die bleichen Lippen beben. Schon fühlt er das Herz matter schlagen, und nun gedenkt er noch einmal, jetzt, da er an den Marken seiner Tage zu stehen glaubt, der goldenen Bilder, die in Fülle ihn umschweben. Was er auf Erden als Heiligthum erkannt hat und wofür er sich begeisterte, sei es nun Freiheit, sei es Liebe, es erscheint ihm in diesen Augenblicken als ein lichter Seraph. Aber auch, als die Sinne ihm fast vergehen, verzagt er nicht:

„Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben." [37]

Sorgsamer Pflege gelang es, ihn am Leben zu erhalten. Nach vierzehntägigem Krankenlager in Karlsbad kehrte er zu der Freischar, die durch den Angriff der Franzosen fast völlig vernichtet war, zurück.

Unter General Wallmoden stand dieselbe, vereint mit Russen, Schweden und Engländern, auf dem rechten Elbufer, oberhalb Hamburg. Am 25. August unternahm Lützow einen Streifzug im Rücken der von Hamburg nach Schwerin vorgedrungenen feindlichen Armee; am 26. August beabsichtigte er, einem feindlichen Transport von Munition und Lebensmitteln aufzulauern. Obwohl der Ueberfall bereits gelungen war, begann von seiten der in einem nahen Gehölz gesammelten Bedeckung des Transports ein neuer Angriff, bei welchem Körner durch einen Schuß in den Unterleib eine tödtliche Verletzung davontrug. Bald hauchte er seinen Geist unter einer Birke, unter welche ihn seine Waffengefährten gesetzt hatten, aus.

In Wöbbelin, eine Meile von Ludwigslust entfernt, ist er unter einer Eiche gebettet.

Digitized by Google

Noch am Morgen vor der Schlacht hat er sein „Schwertlied“ gedichtet und seiner Freude an dem Kampfe Ausdruck verliehen. Im Zwiegespräche mit seinem Schwerte, das ein wackrer Reiter trägt, gedenkt er darin der Liebe, die er zu diesem Schlachtgefährten hat, den er so innig wie eine angetraute Braut liebt. Das Sehnen nach dem Kampfe läßt das Schwert in der Scheide klirren, es will nicht länger in dem „engen Stübchen“ warten, und sobald er es aus der Scheide gezogen, glänzt es so bräutlich hell im Sonnenstrahl; es ist die Braut, welche bisher ganz verstohlen an der linken Seite blinkte, dem Kämpfer an die Rechte getraut: er gedenkt des grauenden Hochzeitsmorgens. Und dieser Hochzeitsmorgen ist ihm auch bald gekommen, jedoch hat er ihm nicht die Freude des Erdenlebens, sondern die des Jenseits gebracht.

Körners Gesänge sind von bedeutenden fremdländischen, namentlich englischen, Dichtern übersetzt worden, so von John Strang, G. F. Richardson, Lord Francis Leveson Gower und Anderen. Die erste Strophe des Schwertlieds (Song of the sword) finde in ihrer gelungenen Uebertragung hier eine Stätte:

„My sword, my only treasure,
What would thy glance of pleasure?
It makes thy master glow,
To see thee gleaming so.“ [88]

Deutsche Dichter und Dichter fremder Nationen haben seinem Andenken Lieder nachgesungen; allen voran König Ludwig, der den gefallenen Jüngling in acht zehnzeiligen Strophen preist:

„In dem Frühlingsglanz des höchsten Lebens,
In des Vaterlandes Morgenroth,
In der Gluth des schönsten Heldenstrebens
Früh umschlungen wurdest du vom Tod.

Digitized by Google

Preis dir, Edler! Rühmend sind zu neiden,
Die, wie du, von dieser Erde scheiden,
Kühn in der Begeisterung Erguß.
Der Erwartung leer geblieb'ne Räume
Füllten aus beseligende Träume;
Fühltest den verklärtesten Genuß.

Tiedge preist den Stamm der jungen Eiche, welcher schon hoch prangte und vom jungen Grün festlich umschwebt war:

„Doch ach! er sank! — Ein Sturm hat ihn gefällt. —
Mein Jüngling sank, zu früh vom Tod umfangen,
Im Jugendkranz, ein Sänger und ein Held."

Aber das Vaterland hat auch seine Pflicht ihm gegenüber zu erfüllen, wie er sein ganzes Leben in den Dienst des Vaterlandes stellte:

„Vergiß ihn nicht, mein deutsches Vaterland!
Die Krone, die sein Jugendhaupt umwand,
Kann nicht mehr ihn, nur seine Urne krönen."

Franz Theremin klagt über das Verstummen der Leyer des Dichters und darüber, daß sein Schwert nun in der Scheide ruhe:

„Doch schau' herab, du Vaterlandsbefreier:
Befreit ist Deutschland, wie dein Wunsch begehrt.
— — — — — — — — — — —
Wer mit Begeist'rung schlug die gold'nen Saiten,
Kann muthig auch den Kampf des Lebens streiten;
Ein wahrer Dichter ist ein wahrer Held."

Wenn auch das Schwert ausgeklungen habe, so ruft Friedrich August von Stägemann, der Sänger des Freiheitskampfes, er, der sich offen in den Dienst des Vaterlandes gestellt hat:

„Bewaffnet jetzt mit Phöbus goldnem Bogen
Bekämpf' ich meines Königs Feind und biete
Dem Frevel Trotz mit pythischen Geschossen;" [39]

aber die goldbezogene Cither klingt fort:

„Zwar das Grab umschließt den tapfern Ritter,
Doch der Sänger hat sich aufgeschwungen."

Digitized by Google

Felicia Hemans[40] hat wiederholt den tapferen Freiheitskämpen in Gedichten gefeiert; an seinem Todestage ruft sie ihm nach:

„A song for the Death-day of the Brave,
A song of pride!
The youth went down to a Hero's grave
With the sword, his Bride."

Sie alle rühmen aber Schwert und Leyer, die von einer Hand geschwungen:

„Edler Einklang war in Schwert und Leyer,
Welche würdig deine Hand geführt,
Beide für der Heimath Schutz und Feier,
Immerfort dein Lied die Deutschen rührt.
Viele sind im Sturm der Zeit gefallen,
Doch dein Name zeigt sich schön vor allen,
Eine Sonne in dem Sternenmeer."

Anmerkungen.

[1] Brief Theodors von Wien aus an seinen Vater.
[2] E. M. Arndt, Grablied. Siehe Gruber, E. M. Arndt, Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" 1885.
[3] Beilagen zur „Post" 1891, Nr. 67 und Nr. 69.
[4] Brief an Schmid vom 17. August 1810.
[5] Brief an Schmid vom 7. Oktober 1810.
[6] In den Briefen vom 5. Dezember 1810 (Körner schreibt für „Dezember" 10br) und vom 7. Oktober d. J.
[7] 13. Januar 1811.
[8] 7. Oktober 1810.
[9] 5. Dezember 1810.
[10] 6. März 1811.
[11] Brief des Vaters an den Sohn vom 25. März 1811.
[12] Brief an Schmid vom 31. März 1811.
[13] Brief vom 29. März 1812.
[14] Brief vom 13. Juni 1812.
[15] Brief vom 30. Mai 1812.
[16] Brief vom 26. Februar 1812.
[17] Brief vom 16. März 1812.

Digitized by Google

[18] Brief vom 15. Januar 1812.
[19] Brief vom 16. März 1812.
[20] Brief vom 24. Juli 1812.
[21] Theodor Körners Geburtstag.
[22] Brief vom 23. September 1812 an die Eltern.
[23] Brief an die Eltern vom 1. Februar 1812.
[24] „Toni", A. II, Sc. VI.
[25] 18. April 1812.
[26] 25. Januar 1812.
[27] 29. März 1812.
[28] 31. Oktober 1812.
[29] „Rosamunde", A. I, Sc. II.
[30] „Rosamunde", A. V, Sc. VII.
[31] „Zriny", A. II, Sc. VIII.
[32] Goethes Brief an Körners Vater vom 23. April 1812.
[33] Goethes Brief an Körners Vater vom 16. November 1812.
[34] Brief an Schmid vom 16. März 1812.
[35] Geschichte der deutschen National-Litteratur von Vilmar, Marburg und Leipzig 1881, S. 484.
[36] An die Königin Luise.
[37] Abschied vom Leben.
[38] Uebersetzung von Lord F. L. Gower.
[39] R. Wegener, Aufsätze zur Litteratur, Berlin 1882, S. 247.
[40] Mrs. Felicia Hemans (1793—1835, geb. zu Liverpool), eine der beliebtesten englischen Dichterinnen dieses Jahrhunderts.

Digitized by Google

Lord Nelson
und der Herzog Franz Caracciolo.

Von

Robby Kosmann,
Dr. med. et phil., Großh. Bad. a. o. Professor, Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Im August des Jahres 1892 wurde ein uraltes Schiff der englischen Kriegsmarine in den Hafen von Swinemünde geschleppt, um dort für Rechnung einer Gesellschaft, die es in England gekauft hatte, abgebrochen zu werden.

Schon hatte man mit dem Zerstörungswerk begonnen; ein Stück der Gallion war bereits in den Besitz des höchstgeborenen Offiziers der deutschen Flotte übergegangen; man riß schon das Kupfer- und Messingzeug, das den Kaufpreis- decken sollte, mühsam genug, aus dem zähen Eichenholz, und es hieß, die tannenen Böden würden zur Herstellung von Klavieren nutzbar gemacht werden: da erst wurde man in England aufmerksam. Mit Unwillen wiesen die Kundigen darauf hin, daß es ein Admiralschiff des großen Nationalhelden, daß es Nelsons Schiff war, das man einem so schmählichen Untergange für wenige tausend Pfunde preisgegeben hatte. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich; in kurzer Frist waren Summen gesammelt, die den Rückkauf ermöglichten, und die „Foudroyant" wurde nach England zurückgeführt.

Nun heißt es, man wolle ein Nelson-Museum daraus machen.

Aber war es ein löblicher Entschluß, ein solches weltgeschichtliches Schiff davor zu bewahren, daß es um kärglichen Gewinnes willen im Auslande gleichsam abgeschlachtet wurde, wie wenn der Hengst eines Reitergenerals dem Roßschlächter

Digitized by Google

verfiele, so wäre es doch auch ein höchst unglücklicher Gedanke, die Erinnerungen an den Sieger von Abukir und Trafalgar gerade an dieses Schiff zu heften. Denn auf ihm hat Nelson seine Ehre mit einem Makel besudelt, den seine Heldenthaten nicht zu decken vermögen.

Eine rühmliche Vergangenheit freilich hatte die „Foudroyant", als Nelsons Fuß sie betrat. In Frankreich war das Schiff, ein Zweidecker von 80 Kanonen, von Stapel gelaufen. Im amerikanischen Kriege war es, im Jahre 1758, von den Engländern erbeutet worden. Als sein Kommandant hatte der nachmalige Earl of St. Vincent am 19. April 1782 ein französisches Linienschiff, die „Pégase", 74 Kanonen, 700 Mann, ohne jeden Beistand und ohne selbst einen Mann zu verlieren, genöthigt, die Flagge zu streichen. In jenen Zeiten galt das Schiff für den besten Zweidecker der britischen Marine; es verband schönes Aussehen mit großer Segel- und Gefechtstüchtigkeit.[1]

Am 6. Juni 1799 traf die „Foudroyant" mit einigen anderen Schiffen zur Verstärkung von Nelsons Geschwader vor Palermo ein. Am 8. Juni verließ der große Seeheld die „Vanguard", an deren Bord er sich am 1. August des abgelaufenen Jahres die blutigen Lorbeeren von Abukir errungen hatte, und hißte seine Flagge[2] als Contreadmiral[3] auf dem Schiffe, das ihn zu Thaten schmählichen Verraths und Henkerdienstes führen sollte.

Dort vor Palermo lag Nelson mit seinem Geschwader seit fast einem halben Jahre, mit der Aufgabe betraut, Sizilien und die königliche Familie vor den Franzosen zu schützen. Nach einem kurzen unrühmlichen Feldzuge war König Ferdinand in Neapel an Bord der „Vanguard" gegangen und hatte, in den Weihnachtstagen nach Palermo flüchtend, seine Hauptstadt in den Händen eines rasenden Pöbels gelassen, das ganze Festland

Digitized by Google

aber wehrlos den einrückenden Franzosen preisgegeben, die in Neapel selbst und wohin nur immer ihre Waffen und ihr Aufruf zu Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit drangen, die republikanische Staatsform errichteten. Nur die südlichste Spitze Italiens war dem Könige treu geblieben, und von hier aus hatte es der Kardinal Fabrizio Ruffo, ein energischer, staatskluger Mann aus einem alten Adelsgeschlechte, das eben in dieser Gegend begütert und einflußreich war, unternommen, dem Könige sein Land wiederzugewinnen. Ohne Truppen, fast ohne Geldmittel, hatte er am 7. Februar bei der Punta del Pezzo, an der Meerenge von Messina, den Boden Kalabriens betreten[4] und innerhalb von vier Monaten fast das ganze Königreich wieder unter die Botmäßigkeit des Herrschers gebracht, der es unter so viel günstigeren Verhältnissen vorschnell verloren gegeben hatte.

Diesen Erfolg verdankte der Kardinal nicht zum wenigsten der glücklichen Idee, sein Unternehmen als eine Art von Kreuzzug gegen einen Feind, der zugleich Ausländer und Ungläubiger war, darzustellen[5] und die gesamte ländliche Bevölkerung dadurch zu fanatisiren. Dazu kam dann die Skrupellosigkeit, mit der nicht nur Abenteurer, sondern das ärgste Gesindel unter die Fahnen aufgenommen und selbst hohe Offiziersgrade an Räuber, wie Fra Diavolo, Mammone u. A., verliehen wurden. Mehrmals war es vorgekommen, daß der größte Theil dieses sonderbaren Kreuzheeres nach Plünderung einer Stadt auseinandergelaufen war, weil Jeder erst seine Beute hatte in Sicherheit bringen wollen; doch die Aussicht auf neue Plünderungen füllte die gelichteten Reihen alsbald wieder.

Vielleicht wäre Ruffo bei alledem unterlegen, wenn nicht eben die Franzosen, die die Republik errichtet hatten, sie auch der Mittel zur Vertheidigung beraubt hätten. Durch Auferlegung unerschwinglicher Kontributionen, auch in Neapel selbst und den anderen befreundeten Städten, erbitterten sie das Volk; die

Digitized by Google

Organisation eines einheimischen Heeres hintertrieben sie nach Möglichkeit, und im Augenblicke der größten Gefahr zogen sie ihre gesamte Macht, mit Ausnahme kleiner Besatzungen im Fort St. Elmo, in Capua und in Gaëta, aus Unteritalien zurück, um die Armee Scherers in Oberitalien zu verstärken.

Dies war am 9. Mai geschehen,[6] und damals glaubte man in Palermo schon den Sieg in Händen zu halten. Aber man hatte zu früh gejubelt. Von der eigennützigen, despotischen Bundesgenossenschaft der französischen Armee befreit, ging die neapolitanische Republik daran, sich selbst die Mittel zur Vertheidigung zu schaffen, und errichtete nicht nur eine ansehnliche Nationalgarde, sondern auch ein kleines stehendes Heer.[7] Zudem aber traf am 13. Mai die Nachricht bei Nelson ein, daß es einer großen französischen Flotte gelungen sei, sich mit der spanischen zu vereinigen, der Wachsamkeit des Earls of St. Vincent zu entgehen und durch die Straße von Gibraltar ins Mittelmeer zu dringen.[8] Schleunigst mußte Nelson alle seine Kräfte zusammenziehen; auch aus dem Golf von Neapel rief er Troubridge, der die Stadt blockirt hielt, mit vier Linienschiffen zurück, indem er nur Foote mit der Fregatte „Seahorse" und zwei kleinen Fahrzeugen und die neapolitanische Fregatte „Minerva" unter dem Kommando des Grafen Thurn zur Aufrechterhaltung der Blockade daließ.

Von diesem Augenblicke an schien das Schicksal Neapels von jener französisch-spanischen Flotte abzuhängen. Hoffend richteten sich die Blicke der Republikaner nach dem Meere hinaus, wo jeden Augenblick ihre Rettung auftauchen konnte; indessen brannte Nelson vor Verlangen nach neuen Lorbeeren und konnte doch nicht wagen, einer Flotte von 22 Linienschiffen, darunter 4 erster Klasse, entgegenzueilen.[9]

Nach Eintreffen jener Verstärkung,[10] zu der sein neues Admiralschiff gehörte, entschloß er sich jedoch, den Bitten des

Digitized by Google

Königspaares nachzugeben und mit seiner ganzen Macht nach dem Golf von Neapel zu gehen, um dort den entscheidenden Schlag zu führen. Am 13. schiffte er königliche Truppen und Artillerie ein, der Kronprinz selbst, der sich die Sporen an den Rebellen verdienen sollte, kam an Bord, und die Flotte ging unter Segel.

Doch, kaum unterwegs, erhielt der Admiral ein Schreiben seines Vorgesetzten, Lord Keith, datirt vom 6. Juni, von der Höhe von Monaco, das ihn veranlaßte, schleunigst umzukehren, den Kronprinzen und seine Truppen wieder zu landen und seine Schiffe nach Maritimo, der westlichsten der ägadischen Inseln, zu führen. Lord Keith hatte die Absicht gehabt, jene französisch-spanische Flotte abzuschneiden oder in irgend einen Hafen einzuschließen; vielleicht hatte gerade diese Nachricht Nelson zu dem Unternehmen gegen Neapel ermuthigt. Der Brief von Keith vom 6. zeigt nun an, daß er die Verfolgung der Flotte aufgegeben habe und nach Minorca zurückgegangen sei, um die damals von England besetzte Insel zu decken. Nelson mußte hiernach wieder einen Zusammenstoß mit der französischen Flotte für nahe bevorstehend halten, und vor die Wahl gestellt, Sizilien ungedeckt zu lassen, um Neapel wiederzugewinnen, oder Sizilien zu schützen und Neapels Wiedereroberung aufzuschieben, schwankte er nicht, sondern kehrte nach Sizilien zurück.[11]

So schien es nun Ruffo allein überlassen zu sein, Neapel wiederzuerobern; und in der That hatte er an eben dem Tage, da Nelson von Sizilien aufbrach, den Angriff auf die Stadt begonnen. Eine Abtheilung von einigen hundert russischen Grenadieren unter Baillie, die der sizilische Bevollmächtigte Micheroux aus Corfu herbeigeholt hatte, einige achtzig Türken unter Achmet, die Fregatten „Seahorse“ und „Minerva“ nebst ein paar kleinen Fahrzeugen unter Foote unterstützten ihn dabei.

Digitized by Google

Noch am 13. selbst wurde das Fort Vigliena erstürmt und die Magdalenenbrücke in blutigem Kampfe genommen. Der Eintritt in die Stadt stand frei. Die Republikaner zogen sich in die Kastelle zurück, von denen das del Carmine noch in der Nacht überrumpelt und von den Königlichen besetzt wurde.[12]

Ein furchtbares Plündern und Metzeln begann nun in der Stadt. Dafür, daß die republikanisch gesinnten Schriftsteller in der Darstellung der entsetzlichen Greuel, die von dem Pöbel und der Soldateska verübt wurden, nicht übertrieben haben, zeugt die Schilderung, die der Kardinal selbst in seinem Briefe an Acton vom 21. Juni davon entwirft.[13] Diesen Schandthaten so rasch als möglich ein Ende zu machen, die Stadt vor der Zerstörung durch die Kanonen der Forts zu schützen, die in die Kastelle geschleppten Geiseln zu retten, bezeichnet er in seinem Briefe als Hauptveranlassung für die günstigen Bedingungen, durch deren Angebot er eine schleunige Kapitulation herbeizuführen suchte. Die Ungewißheit darüber, ob nicht jeden Augenblick die französisch-spanische Flotte erscheinen[14] und alles bisher von ihm Erreichte zunichte machen werde, dürfte wesentlich dazu mitgewirkt haben. Doch die Verhandlungen zogen sich hin, und als nun gar die Nachricht eintraf, daß Nelson mit seiner Flotte zwar nach Neapel aufgebrochen, aber schleunigst wieder umgekehrt war, schwoll den Vertheidigern der Kastelle der Kamm vollends; mit allen Mitteln suchten sie die Verhandlungen hinzuziehen, und erst am 20. Juni abends war die Kapitulation von allen Parteien unterzeichnet. Sie gewährte der Besatzung der beiden Kastelle dell'Uovo und Nuovo den Abzug mit kriegerischen Ehren und ihnen und ihren in den Kastellen eingeschlossenen Schützlingen Respektirung ihres Eigenthums und Ueberführung nach Toulon. Bis zur Bereitstellung der erforderlichen Transportschiffe sollten die Republikaner im Besitz der Forts bleiben.[15]

Digitized by Google

Diese letzte Bedingung, scheinbar so vortheilhaft für die Besatzung der Kastelle, sollte zu ihrem Verderben gereichen.

Am 24. Juni erschien am Horizont ein großes Kriegsgeschwader. Es war Nelson, der nun wirklich herbeieilte, zu spät, um den Sieger, aber früh genug, um den Henker zu machen.

Daß er nun doch den am 13. aufgegebenen Entschluß ausführte, hatte seinen Grund in neuen Nachrichten, die ihm inzwischen zugegangen waren. Am 20. hatte er eine Depesche des Earls of St. Vincent erhalten, die die bevorstehende Ankunft eines Geschwaders von sechzehn Linienschiffen unter Sir Alan Gardner ankündigte und zugleich meldete, daß Lord Keith wieder auf die Suche nach der französischen Flotte gegangen war. Unter diesen Umständen glaubte Nelson abkömmlich zu sein;[16] er ging am 21. in Palermo an Land und brach, nach kurzer Unterredung mit dem Königspaar und dessen Minister Acton, nach Neapel auf, diesmal ohne den Kronprinzen.[17]

Schon auf der Fahrt hatte er Nachricht von Foote über den Abschluß eines Waffenstillstandes erhalten.[17] Bei der Einfahrt in den Golf sah er auf der „Seahorse" und den Kastellen die Waffenstillstandsflagge wehen. Sofort legte er durch Signale Protest ein und faßte einen schriftlichen Einspruch ab. Dieser ist uns erhalten.[18] Er geht von der Annahme aus, daß ein Waffenstillstand geschlossen worden sei, nach welchem die Franzosen und Rebellen Neapel zu räumen hätten, wenn sie nicht binnen einundzwanzig Tagen nach der Unterzeichnung durch ihre Freunde entsetzt sein würden.

Wenn nun das Eintreffen der französischen Flotte — so meint Nelson in seinem Protest — vertragsmäßig den Waffenstillstand beendigt haben würde, so müsse auch sein Erscheinen vor Neapel und die damit entstandene Verschiebung der Machtverhältnisse den Belagerern das Recht geben, die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen.

Digitized by Google

Ob eine solche Schlußfolgerung berechtigt oder unberechtigt war, bedarf keiner Erörterung, denn die ganze Annahme, auf die sie sich gründet, ist eine völlig irrige. Es bestand überhaupt kein Waffenstillstand, am wenigsten mit den obengenannten Bedingungen, sondern eine regelrechte Kapitulation.

Es ist ja recht wohl glaublich, daß Nelson zunächst wirklich falsch unterrichtet gewesen ist. Sein hervorragendster Vertheidiger, Sir Nicholas Harris Nicolas, führt zum Beweise dafür (l. c.) eine Bemerkung an, die sich, von Nelsons eigener Hand geschrieben, auf der Abschrift jenes Protestes befindet, die er der Admiralität eingesandt hat. Die Worte lauten: „Meinungsäußerung, abgegeben, bevor ich den Waffenstillstand sah, ... lediglich nach Berichten, die ich auf See erhalten hatte."

Selbstverständlich konnte dieser Irrthum nicht länger dauern, als bis der Admiral den Besuch der Unterzeichner des Vertrages, nämlich Footes und des Kardinals erhielt. Ersterer kam sofort, der Kardinal am folgenden Tage vormittags.[19] Auf dem eben erwähnten Exemplar des Protestes aus dem State paper office findet sich noch, ebenfalls von Nelsons eigener Hand, die Notiz: „Read and explained and rejected by the Cardinal."

Es ist also sicher, daß eine — nach andern Quellen mehrstündige, sehr heftige — Auseinandersetzung zwischen Nelson und Ruffo stattgefunden hat; ist es denkbar, daß dem Admiral dabei die wirklichen Bestimmungen des Vertrages und dessen Charakter als regelrechte Kapitulation hat verborgen bleiben können? Gewiß nicht! Dennoch hat er seinen Protest ohne Richtigstellung der darin enthaltenen Irrthümer an die Admiralität gesandt, und auch in seinem Berichte an den nächsten Vorgesetzten Lord Keith, datirt vom 27.,[20] also zwei Tage nach der Unterredung mit dem Kardinal, stellt er den Sachverhalt unrichtig dar und spricht nicht von einer Kapitu-

Digitized by Google

lation, sondern von einem Waffenstillstand, den er annullirt habe. Auch nach Palermo hat er offenbar die unwahre Nachricht von dem Abschlusse eines einundzwanzigtägigen Waffenstillstandes gesandt. Denn in dem Tagebuche der Miß Knight, die dort in engem Verkehr mit der königlichen Familie lebte, heißt es unter dem Datum „Palermo, den 27. Juni: Eingetroffen eine Fregatte (Cav. Naselli) von Neapel. Lord Nelson mit der Flotte ankerte dort am Abend des 24. und brach den Waffenstillstand, den Kardinal Ruffo ungehörigermaßen für zwanzig Tage abgeschlossen hatte.“ [21]

Bei dem Besuche des Kardinals, der, wie wir aus Nelsons eigener Notiz sahen, zu keiner Einigung führte, machte der englische Gesandte am Hofe Ferdinands, Sir William Hamilton, den Dolmetscher und Vermittler. Dieser war mit seiner Gattin als Nelsons Gast an Bord der „Foudroyant“.

Lady Hamilton spielt in den geschichtlichen Darstellungen jener Ereignisse eine bedeutende Rolle; wie groß ihr Einfluß wirklich gewesen ist, kann immerhin zweifelhaft erscheinen. Sie war aus niederm Stande gebürtig, von bewunderungswürdiger Schönheit, als Modell talentvoller Maler und Geliebte junger Lebemänner durch mancherlei Abenteuer schließlich in die Hände des bejahrten Sir William Hamilton gelangt, eines Kunstenthusiasten, der sich durch Anregung und Förderung der Ausgrabungen von Pompeji ein wirkliches Verdienst erworben hat. Goethe, der ihn auf seiner italienischen Reise besuchte,[22] schildert uns, wie der alte Herr seinen Gästen die schöne Freundin in allerlei malerischen Stellungen und Drapirungen, in einem schwarzen Kasten mit goldener Umrahmung, gleichsam als lebendes Bild, vorzuführen liebte. Doch nichts von dem, was uns unser seelenkundiger Dichter von dem schönen Weibe erzählt, mit der er doch mehrfach zusammentraf, spricht für

Digitized by Google

deren hervorragende Intelligenz. Immerhin gelang es ihr nicht lange nachher, den Gesandten zur Eheschließung zu bewegen; sie wurde als Lady Hamilton bei Hofe empfangen und schwang sich binnen kurzem zu der Stellung der intimsten Freundin der Königin von Neapel, der stolzen Tochter Marien Theresiens, auf. Zeitgenössische Schriftsteller, darunter selbst der ernste Colletta, gehen so weit, diese Freundschaft als ein sittlich anstößiges Verhältniß zu schildern.[23] Andere, unter ihnen namentlich der Freiherr von Helfert, haben gegen diese Auffassung voller Entrüstung protestirt und darauf hingewiesen, daß kein Beweis dafür, auch nicht aus dem Briefwechsel der beiden Frauen, zu erbringen sei. Dieser Einwand ist freilich richtig, aber wer hätte auch erwarten können, solche Beweise zu finden? Wäre die Verblendung der Königin wirklich so weit gegangen, sich in Schriftstücken zu kompromittiren, so wären diese doch sicherlich längst vernichtet worden. Aber nähmen wir auch immerhin an, daß die Behauptungen der Zeitgenossen sehr übertrieben hätten, so bliebe doch das unzweifelhaft, daß diese Intimität der ungewöhnlich stolzen Königin mit einem Weibe von so anrüchiger Vergangenheit, das noch in Neapel selbst jahrelang eine mehr als zweideutige Stellung eingenommen hatte, in hohem Grade anstößig und sehr geeignet war, das königliche Ansehen in den Augen der vornehmeren Unterthanen herabzusetzen.

Dieser Abenteurerin nun war es gelungen, auch Nelson in ihre Netze zu ziehen. Er war ein so eifriger Anbeter geworden, daß er den Spott seines Vorgesetzten herausforderte, der ihn und die Lady „ein Paar sentimentaler Thoren" nannte.[24] So sentimental aber des Admirals Neigung erscheinen mochte, platonisch blieb sie nicht. Seine, den Briefen nach zu urtheilen, bis dahin warme Zuneigung zu der eigenen, treuen und würdevollen Gattin so wenig, als die Verehrung und das Vertrauen,

Digitized by Google

das Sir William Hamilton ihm zollte,[25] hielten ihn von doppeltem Ehebruch zurück. Am 29. Oktober 1800 gebar ihm Lady Hamilton eine Tochter Horatia.[26] Ob die Sträflichkeit des Verhältnisses erst um die Wende des Jahres oder schon früher begonnen hatte, ist nicht zu ermitteln. Auf dieser Fahrt begleiteten jedenfalls die beiden Hamiltons den Admiral als seine Gäste an Bord der „Foudroyant". Aus den Briefen aber, die in dieser Zeit zwischen der Königin und der Lady gewechselt wurden, geht hervor, daß dieser die Vermittelung zwischen Nelson und der Königin oblag. Schwerlich ist die Engländerin dabei die treibende Kraft gewesen; dazu erscheint sie nirgends intelligent genug. Schwerlich auch ging die Initiative von Nelson aus; sonst hätte er sicherlich vorgezogen, Emma Hamilton bei der Königin zu lassen, um dort seine Absichten zu fördern. Das einzig Wahrscheinliche ist vielmehr, daß die Königin ihre intime Freundin, deren Einfluß auf den verliebten Admiral sie kannte, dazu gebrauchte, diesen ihren Rachegedanken dienstbar zu machen.[27] War das die Absicht,[28] so hat sie sie, wie wir sehen werden, erreicht.

Kehren wir zu der Erzählung der Ereignisse vor Neapel zurück! Infolge jener fruchtlosen Unterredung, die am 25. stattgefunden hatte, sandte Nelson dem Kardinal zunächst ein schriftliches Memorandum folgenden Wortlautes: „Foudroyant, 26. Juni 1799. Contreadmiral Lord Nelson kam mit der britischen Flotte am 24. Juni in der Bai von Neapel an und fand, daß man auf einen Vertrag mit den Rebellen eingegangen war, der seiner Ansicht nach nicht ohne Genehmigung Seiner Sizilischen Majestät zur Ausführung gelangen kann."[29]

Mit dieser brutalen Erklärung kam er jedoch bei dem Kardinal an den Unrichtigen. Dieser richtete alsbald an Massa, den Kommandanten des Castel Nuovo, ein Schreiben, das ihn vor Nelson warnt und ihm räth, sich und die Be-

Digitized by Google

satzung auf dem Landwege in Sicherheit zu bringen;[30] an den Admiral selbst aber ein anderes, in dem er erklärt, er verlange die Ausführung der Kapitulation unbedingt und wolle sie, soweit seine Kräfte gehen, durchführen. Jedenfalls werde er, wenn Nelson weitere Schwierigkeiten mache, den Status quo ante wieder herstellen.[31]

Nun freilich wurde Nelson plötzlich nachgiebig. Er sendet alsbald die Kapitäne Troubridge und Ball zum Kardinal und erklärt, er wolle in keinem Betracht den Waffenstillstand brechen.

Ruffo scheint dieser plötzlichen Sinnesänderung nicht recht getraut zu haben; er ließ sich von den beiden Kapitänen noch schriftlich die Erklärung ausstellen,[32] daß Nelson sich der Einschiffung der Rebellen und der Mannschaft, die die Garnison der Kastelle Nuovo und dell' Uovo bildet, nicht widersetzen würde. Dann erst sandte er Micheroux mit den beiden Kapitänen in die Kastelle, um die Formalien bei der Räumung zu ordnen.

Am 26. abends waren die Kastelle geräumt, die Insassen auf 14 Transportfahrzeugen eingeschifft worden. Am 27. wurden diese unter den Kanonen der britischen Flotte verankert. Die Mäuse waren in der Falle. Jetzt ließ Nelson die Maske fallen. Am 28. schrieb Hamilton an Ruffo: „Mylord Nelson wünscht, daß ich Ew. Eminenz benachrichtige, daß er infolge eines Befehls, den er soeben von Seiner Sizilischen Majestät erhalten hat, die die mit den rebellischen Unterthanen in den Kastellen dell' Uovo und Nuovo abgeschlossene Kapitulation gänzlich mißbilligt, im Begriffe steht, Diejenigen, die sie geräumt haben und sich an Bord der Schiffe in diesem Hafen befinden, festzunehmen und in Gewahrsam zu bringen u. s. w."[33]

Alsbald wurden die Häupter der Republik, Manthoné, Massa, Cirillo u. A., an Bord der englischen Kriegsschiffe gebracht, ein genaues Verzeichniß der Uebrigen aufgenommen

Digitized by Google

und schließlich die ganze Schar der Männer, denen freie Fahrt nach Frankreich mit Hab und Eigenthum feierlichst zugesichert worden, den Standgerichten und Henkern König Ferdinands überliefert. Schon am 7. Juli begann der höchste Staatsgerichtshof seine Thätigkeit; er hat 102 Republikaner zum Tode verdammt, keiner davon wurde begnadigt; als letztes Opfer fiel noch nach mehr denn Jahresfrist am 11. September 1800 ein Weib, Luigia Sanfelice.

Der deutsche Historiker, der die Geschichte dieser Vorgänge am ausführlichsten bearbeitet hat, der Freiherr von Helfert, schildert diese Handlung Nelsons in merkwürdig schonenden Ausdrücken. Nelson habe, da er die Hoffnung aufgeben mußte, den Willen des Kardinals zu beugen, sich zu dem schweren Opfer entschlossen, die von Jenem abgeschlossene Kapitulation der Hauptsache nach wahr zu machen, wobei er sich freilich im Innern vorbehalten habe, auf eigene Faust einstweilen Vorsorge zu treffen.[34] Wahrhaftig! Diese Umschreibung der Thatsachen kann als ein Hohn auf alle Geschichtschreibung bezeichnet werden; denn die „Hauptsache der Kapitulation", die Nelson sich wahr zu machen entschloß, war die seinen Zwecken dienende Uebergabe der Kastelle und die Einschiffung ihrer Insassen, und die Vorsorge, die er auf eigene Faust zu treffen sich im Innern vorbehielt, bestand darin, daß er die Gegenleistung unterließ und die Männer, die seiner Ehrenhaftigkeit mehr vertraut hatten, als der des Kardinals, ihren Henkern überantwortete. Worin hier das „schwere Opfer" Nelsons gelegen haben soll, ist unverständlich, wenn nicht etwa das Opfer seiner Ehre und seines unbefleckten Nachruhms gemeint ist.

Doch der Freiherr von Helfert geht in seinen Beschönigungsversuchen noch weiter. Er sucht den Verrath, der an den Republikanern begangen wurde, insofern abzuschwächen, als er behauptet, diese hätten sich schließlich als Gefangene

Digitized by Google

auf Gnade und Ungnade ergeben.[35] Es ist unbegreiflich, wie ein Geschichtschreiber, der neun Zeilen vorher Sacchinelli als seine Quelle zitirt, übersehen kann, daß eben diese Quelle zwei Seiten weiter den Wortlaut des Räumungsprotokolls wiedergiebt, in welchem, unterzeichnet vom Generalmajor Minichini, an zwei Stellen die Wendung sich wiederholt:[36] „a tenore della capitolazione", „nach Maßgabe der Kapitulation". Diese Worte beweisen aufs Klarste, daß eine Ergebung auf Gnade und Ungnade keineswegs erfolgt ist. Daß die Kapitulanten die Kastelle mit vollem Vertrauen auf Ausführung der Kapitulation räumten, geht aber auch noch aus einem anderen bisher nicht beachteten Umstande hervor. In dem Räumungsprotokoll selbst wird nämlich darauf Bezug genommen, daß es nach dem Wortlaut der Kapitulation Jedem freistände, ob er sich nach Toulon einschiffen lassen oder unbehelligt seiner Wege gehen wolle, und daß eine Anzahl der Kapitulanten letzteres vorziehe. Von der Mehrzahl derselben steht es nun aber fest, und unter ihnen gerade von den Häuptern der Republik und den militärischen Führern, daß sie es vorgezogen haben, zu Schiffe zu gehen. Ist es denkbar, daß sie diese unheilvolle Wahl getroffen haben würden, wenn sie nicht bis zuletzt auf die unbedingte Ausführung der Kapitulation fest vertraut hätten?

Besonders häßlich erscheint die vorhin erwähnte Meldung, die Hamilton unter dem 28. Juni in Nelsons Auftrage an den Kardinal richten mußte, daß der Admiral einen Befehl des Königs Ferdinand erhalten habe, der die abgeschlossene Kapitulation mißbillige. Diese Meldung ist sicher lügnerisch. Herr v. Helfert muß sie nicht gekannt haben, sonst würde er schwerlich gerade bei Schilderung der Ereignisse dieser Tage[37] die „anerkannte Geradheit" von Nelsons Charakter rühmend hervorgehoben haben; weiß er doch ganz wohl,[38] daß erst am

Digitized by Google

27. Juni die irrige Nachricht von einem zwanzigtägigen Waffenstillstand und erst am 1. Juli der Wortlaut der Kapitulation in Palermo anlangten.

Herr v. Sybel dagegen hat das Schreiben Hamiltons gekannt. Er nimmt an,[39] es seien der (verschiedentlich abgedruckte[40]) Brief der Königin an Lady Hamilton vom 25. Juni und das darin erwähnte Billet des Königs an Nelson gewesen, die am 28. Juni an Bord der „Foudroyant" eintrafen. Nelson habe bereits am 23. Juni, als er auf hoher See die ungenauen Nachrichten von einem Waffenstillstand erhielt, einen Schnellsegler mit Briefen der Hamiltons an die Königin gesandt, und die Antworten hierauf seien es gewesen, die ihn zu der Meldung an den Kardinal bestimmt hätten.

Dem gegenüber ist zunächst zu bemerken, daß diese Briefe vom 25. Juni thatsächlich nicht am 28. Juni, sondern erst am 2. Juli vor Neapel eingetroffen zu sein scheinen (was bei minder günstigem Winde sehr natürlich war), denn das Logbuch der „Foudroyant" meldet zwar unter dem 27. Juni das Eintreffen eines Boten von dem englischen König und am 2. Juli eines solchen von dem sizilischen, an den zwischenliegenden Tagen aber ist nichts dergleichen vermerkt.[41]

Wäre aber selbst Herrn v. Sybels Annahme richtig, so würde sie Nelson doch nicht entlasten. In dem Brief der Königin nämlich ist von einer bereits existirenden Kapitulation keine Rede, sondern nur von Unterhandlungen, über deren Verlauf die Königin bis zum 21., d. h. bis zu der Abweisung der Anerbietungen Footes seitens des Kommandanten des Castel dell' Uovo, unterrichtet erscheint. Wie hätten also die Ausdrücke der Unzufriedenheit und die Vorschriften, die das Schreiben hinsichtlich einer bevorstehenden Kapitulation enthält, als Befehl, die abgeschlossene Kapitulation zu brechen, gedeutet werden dürfen!

Zur Entschuldigung des ganzen Vorganges ist von vielen

Digitized by Google

Autoren darauf hingewiesen, daß Ruffo zum Abschluß einer derartigen Kapitulation nicht befugt gewesen sei. Es soll ein Brief des Königs an Ruffo existirt haben, der dem Kardinal jede Vereinbarung mit den Rebellen verboten habe.[42] Wo dieser Brief sich befindet oder befunden haben soll, weiß jedoch Niemand. Von der Königin liegen eine ganze Anzahl Briefe an Ruffo vor, in denen sie ihre Ansicht, man müsse Strenge walten lassen, deutlich zu erkennen giebt. Man hat auch hieraus ableiten wollen, daß Ruffo ohne Befugniß gehandelt habe. Aber dieselben Autoren, die die rachsüchtigen Wünsche der Königin sorgsam abdrucken, unterlassen es merkwürdigerweise, auch jene Sätze aus denselben Briefen wiederzugeben, in denen sie diese Wünsche dem Ermessen des Kardinals ausdrücklich unterordnet. So heißt es z. B. in ihrem Briefe vom 17. Mai: „Dies ist meine Meinung, die ich aber der Einsicht Ew. Eminenz unterordne."[43] Und in dem Schreiben vom 14. Juni, also unmittelbar vor der Kapitulation, schreibt sie ebenfalls: „Solches ist meine Meinung, die ich wie alle anderen Ihrer Einsicht und Kenntniß unterordne."[44] Wenn also aus den Briefen der Königin überhaupt ein Schluß auf die Befugniß des Kardinals gezogen werden kann, so ist es nur der, daß die Entscheidung und Verantwortung thatsächlich bei ihm ruhte, wie das sich bei einem Generalstatthalter (vicario generale und alter ego heißt es in der Instruktion vom 25. Januar)[45] gewiß auch von selbst versteht. Uebrigens hat man auch die Ausbrüche der Rachsucht der Königin gar zu einseitig herausgegriffen; die ärgsten finden sich eben da, wo ihr die bedingungslose Uebergabe Neapels selbstverständlich erscheint; sie sagt dann selbst: „Sie sehen, daß ich wie von einer schon eroberten Stadt spreche" oder: „da (die Rebellen) in den letzten Zügen sind und auch wenn sie Schaden thun wollen, es nicht können." Sie ging da also von optimistischen Auffassungen aus, die der Sachlage keineswegs en-

Digitized by Google

sprachen; und doch wollte auch sie „die völlige“ Rückgewinnung Neapels mit möglichst geringem Schaden.“[46] In Augenblicken größerer Niedergeschlagenheit dagegen läßt sie mit sich handeln. Am 17. Mai verlangt sie nur, daß Caracciolo, Moliterno, Federici und Roccaromana hingerichtet, die übrigen nach Amerika oder Frankreich deportirt würden.[47] Wenn man nun erwägt, daß Caracciolo nicht in die Kapitulation einbegriffen war, Moliterno bei deren Abschluß sich längst in Paris befand, Roccaromana zur königlichen Partei übergetreten war und die Deportation nach Frankreich in der Kapitulation vereinbart war, so ist nur hinsichtlich des armen Federici, der mit dem Castel Nuovo kapitulirte, dem Wunsche der Königin nicht Genüge geschehen. Am 2. Juni übrigens war sie noch weniger blutdürstig gestimmt und spricht nur von der „Entfernung und Deportation einiger tausend Personen“.[48] Und am 19. Juni schreibt sie: „Der Einzige, von dem ich wünschte, daß er nicht nach Frankreich ginge, ist der unwürdige Caracciolo.“[49] Auch dieser Wunsch ist durch Ruffo nicht vereitelt worden, denn Caracciolo befand sich gar nicht in den kapitulirenden Kastellen.

Dies dürfte genügen, um zu zeigen, daß die in wechselnder Stimmung geschriebenen Briefe der Königin nichts gegen die Befugnisse des Kardinals beweisen.

Gegen die politische und sittliche Berechtigung einer solchen Kapitulation sind ebenfalls mehrfach, auch von einem hervorragenden deutschen Historiker,[50] Einwände erhoben worden. Demgegenüber wollen wir kurz zusammenfassen, welche triftigen Gründe den Cardinal bewogen:

Erstens hatte er einen großen Theil seiner Erfolge auf dem bisherigen Kriegszuge seiner Milde zu verdanken,[51] gegen die die Königin freilich in ihren Briefen unaufhörlich ihre Bedenken äußert. Es entsprach doch wohl auch seiner Stellung als hoher Geistlicher, wenn er das, was er auf friedlichem

Digitized by Google

Wege erreichen konnte, unter Vermeidung von Blutvergießen verfolgte. Eine solche Gesinnung als „persönliche Stimmung“ und als „Nachgiebigkeit“ gegen Micheroux' „Einfalt“ zu bezeichnen, wie dies Hüffer thut, ist doch gar zu pessimistisch, und es scheint dabei die Energie und Konsequenz, die Ruffo bis dahin bewiesen, allzuwenig berücksichtigt. Daß die gegen Ruffos Meinung später doch erfolgte grausame Bestrafung der Republikaner keineswegs zur Befestigung der Dynastie beigetragen hat, haben deren spätere Schicksale zur Genüge bewiesen; warum will man die Schonung, die, vom Sieger geübt, so oft schon Großes gewirkt hat, einem so erfolgreichen Staatsmanne wie Ruffo lediglich als Laune oder Schwäche gelten lassen?

Aber weiter! Die Stadt Neapel war genommen. Wie der Pöbel und Ruffos Horden, zu des Führers eigenem Entsetzen, darin hausten, beschreibt er selbst:

„Eine unermeßliche Volksmenge, die an die entschiedenste Anarchie gewöhnt ist, zu lenken oder vielmehr niederzuhalten; einige zwanzig ungebildete und ungehorsame Führer irregulärer Truppen zu regieren, die alle eifrig auf Plünderung, Metzeleien und Gewaltthat aus sind: das ist so schrecklich und schwierig, daß es meine Kräfte durchaus übersteigt. Man hat mir nun 1300 Jakobiner gebracht, von denen ich nicht weiß, wo ich sie sicher unterbringen soll ... wenigstens fünfzig davon mögen sie vor meinen Augen, ohne daß ich es hindern konnte, geschleift oder erschossen haben, und verwundet wenigstens 200 ... sie trösten mich, indem sie sagen, die Getödteten seien wirklich Hauptschurken gewesen .. hoffentlich ist es wahr .. Kann man die Uebergabe der Kastelle erlangen, so hoffe ich, die Ruhe wieder völlig herzustellen, weil ich zu dem Zwecke dann die Truppen verwenden kann .... aber man darf nicht die ungeheure Gefahr für die Stadt übersehen, in die ununterbrochen die Kugeln einschlagen, wenn das Fort St. Elmo feuert. In-

Digitized by Google

zwischen rauben und plündern straflos der Pöbel und zahllose Banditen, die gekommen sind, für den König zu kämpfen, und achzig verfluchte Türken... Oft dient der Jakobinismus zum Vorwand ... aber in Wirklichkeit ist es die Raubgier, die vermögende Leute für Jakobiner ausgiebt .. Es scheint, die Ueberlegung könnte uns wohl nachsichtig machen gegen die in den Kastellen umzingelten Schufte und mitleidig gegen die Vielen, die nur als Schützlinge darin eingeschlossen sind." [52]

Braucht man dieser Schilderung Ruffos noch irgend eine Erläuterung hinzuzufügen?

Und weiter! Wenn man nun, um ein paar hundert Schuldige strafen zu können, alle Rücksicht auf die Tausende Unschuldiger außer Augen setzen wollte: war es denn etwa vom militärischen Standpunkte aus vernünftig, die beiden Kastelle, die die Hauptstadt des Reichs nach der Seeseite hin schützten, in solchen Kriegsläuften zusammenzuschießen? Nicht einmal Nelson, der als Ausländer längst nicht das gleiche Interesse hatte, wie Ruffo, hat dafür die Verantwortung übernehmen wollen. Sicher lag es in seiner Macht, die Forts dell'Uovo und Nuovo in ein paar Stunden in einen Trümmerhaufen zu verwandeln; er aber zog es vor, seine Zuflucht zum Betrug zu nehmen!

Ruffo mit seinen wenigen Feldgeschützen konnte auf eine so schnelle Ueberwältigung der Forts nicht rechnen. Auf Schnelligkeit aber mußte ihm alles ankommen. Die französisch-spanische Flotte, das dürfen wir nicht vergessen, konnte jeden Augenblick erscheinen, und dann war Ruffos Werk noch im allerletzten Moment gescheitert! Wie sehr sich die Belagerer dessen bewußt waren, lehrt am besten ein Schreiben, das Foote, der das kleine englische Geschwader im Golf nach Abgang Troubridges und vor Eintreffen Nelsons befehligte, unter dem 20. Juni an Ruffo richtete. Es heißt darin:[53] „Ich halte es

Digitized by Google

für eine Pflicht, die mir obliegt, Ew. Eminenz vorzustellen, daß es keineswegs unwahrscheinlich ist, daß die feindliche Flotte erscheint, was unsere Operationen sicher vereiteln würde; ich denke also, die Angelegenheit" — es ist von der Kapitulation die Rede — „sollte beschleunigt werden, um, so weit es möglich ist, den Umschwung der Dinge zu verhüten, der unausbleiblich folgen würde."

Und ist es nun etwa richtig, wie Hüffer meint, daß es „schmachvoll" gewesen, den Rebellen Zugeständnisse wie einer kriegführenden Macht zu gewähren? Vergessen wir nicht, daß zu der Zeit, als die Republik in Neapel errichtet wurde, dort keinerlei anderweitige Regierung existirte! Nicht nur der König, sondern auch der von ihm zurückgelassene Generalstatthalter Pignatelli hatten Stadt und Land im Stich gelassen, und der einziehende französische General Championnet hatte die Errichtung der Republik zur Bedingung gemacht. Seit jener Zeit war Neapel unter französischer Gewalt geblieben; von den drei Kastellen standen zur Zeit, als die Verhandlungen eröffnet wurden, zwei unter dem Befehl französischer Kommandanten. Wenn diese eine Kapitulation abschlossen, in der sie ihre neapolitanischen Schützlinge dem Henker auslieferten — Megean, der Kommandant von St. Elmo, hat dies später, durch Gold erkauft, gethan —, so war das sicherlich nach jedes Ehrenhaften Gefühl schmachvoll. Wie aber konnte es schmachvoll sein, Bedingungen zu gewähren, ohne die die französischen Kommandanten schlechterdings überhaupt nicht kapituliren durften, wenn sie nicht ihre Ehre preisgeben wollten? Und wie kann man überhaupt Männer schlechthin als Rebellen und Verräther ansehen und ihre Bestrafung als eine absolute politische Nothwendigkeit hinstellen, die in einem thatsächlich eroberten und von den heimischen Autoritäten verlassenen Lande sich der neuen Regierung fügen?

Uebrigens hat die sizilianische Regierung, trotz gelegentlichen

Digitized by Google

gegentheiligen Aeußerungen der Leidenschaft, die Möglichkeit der Schonung selbst ernstlich ins Auge gefaßt, also sicher nicht für schmachvoll gehalten. Das beweist die Instruktion,[55] die am 10. Juni, als Nelson mit dem Kronprinzen nach Neapel aufbrechen sollte, aufgesetzt worden war und die Entscheidung in allen wichtigen Angelegenheiten dem Einvernehmen Ruffos, Nelsons und des Kronprinzen anheimstellt, mit der Maßgabe, daß Nelson bei Meinungsverschiedenheiten den Ausschlag geben, nur in Gnadenangelegenheiten der Kronprinz entscheiden solle. Da die Expedition aufgegeben wurde, war Nelsons und des Kronprinzen Mitwirkung bei der Kapitulation unmöglich, und wir wissen nicht einmal, ob Ruffo die Instruktion zugegangen ist. Jedenfalls lassen sich aber daraus die Intentionen, die die Regierung wenige Tage vor der Entscheidung hegte, entnehmen. Hüffer meint nun, da im Paragraphen 6 dieser Instruktion nur bezüglich des Kastells St. Elmo und der Festungen Capua und Gaëta die Gewährung freien Abzugs für die Rebellen gestattet werde, so liege darin ein Beweis, daß dies für die Kastelle dell'Uovo und Nuovo nicht gegolten habe. Den Grund dafür findet der Autor darin, daß jene Kastelle von den Franzosen, diese dagegen von Rebellen besetzt und befehligt wurden; er scheint also zu übersehen, daß im Kastell dell'Uovo, als die Verhandlungen begannen, gleichfalls ein Franzose kommandirte; erst als dieser jede Verhandlung ablehnte,[45] wurde er durch einen Neapolitaner ersetzt. Vor allem aber vergißt Hüffer, uns den Paragraphen 9 mitzutheilen, in dem es heißt: „Da S. M. erachtet, daß die Kastelle von Neapel schleunigst von den Feinden und Rebellen geräumt werden müssen, wird der Kronprinz ermächtigt, auch außer der Gewalt jedes andere erforderliche Mittel anzuwenden, um diese Absicht um jeden Preis zu erreichen." Und aus dem Paragraphen 10 theilt Hüffer zwar mit, daß der König sich die Begnadigungs-

Digitized by Google

akte vorbehalten habe, vergißt aber, daß der Schluß lautet: „wobei das im Artikel über die Kapitulation Gesagte eine Ausnahme bildet".[56]

Wir dürfen nach alledem wohl zusammenfassend sagen: Der Kardinal war völlig befugt, Kapitulationen abzuschließen, auch dabei Gnade gegen die Rebellen walten zu lassen. Die Staatsklugheit und die Menschlichkeit sprachen für ein mildes Verfahren; seine kirchliche Würde machte ihn für das Amt eines unnachsichtigen Rächers besonders ungeeignet. Härtere Bedingungen, als er sie schließlich bewilligte, hätten nur mit Zeitverlust erlangt werden können. Einen solchen zu vermeiden, drängte der König selbst, der englische Befehlshaber, die Aussicht auf ein baldiges Eintreffen einer mächtigen feindlichen Flotte und die Anarchie, die in der eroberten Stadt herrschte. Die Kastelle zusammenzuschießen, wäre ein Handlung der blinden Wuth gewesen, denn der Eroberer bedurfte befestigter Plätze in brauchbarem Zustande, um die Stadt vertheidigen und im Zaume halten zu können.

Soviel zur Rechtfertigung Ruffos. Daß übrigens die Kapitulation, selbst wenn der Kardinal sie unbefugterweise abgeschlossen hätte, nicht gebrochen werden durfte, liegt auf der Hand. Nelson und seine Vertheidiger haben behauptet, daß die Kapitulation noch nicht in Ausführung gebracht war und demnach ihre Annullirung völkerrechtlich gestattet war. Dieser Einwand ist völlig nichtig, denn abgesehen davon, daß dann doch mindestens der Status quo ante bei der Annullirung hätte hergestellt werden müssen, ergiebt sich ja auch aus dem schon erwähnten Räumungsprotokoll, daß die Räumung von beiden Parteien als Ausführung der Kapitulation angesehen wurde. Das Ergebniß unserer Betrachtungen ist also kurz und klar das, daß Nelson die Besatzungen aus den Kastellen gelockt und erst, als sie in seiner Gewalt waren, die Kapitulation gebrochen

Digitized by Google

hat, indem er die Ueberführung nach Toulon unterließ und die Ueberlisteten den Richtern und Henkern des Königs auslieferte.

Doch ein Mann war nicht unter den Kapitulanten, dessen Entkommen den Herrschern des Landes ganz besonders empfindlich war: dies war der neapolitanische Contreadmiral Herzog Francesco Caracciolo aus dem Hause der Markgrafen von Brienza, Ritter des Malteserordens, Kammerherr und Haushofmeister des Königs.[57]

Die Königin schreibt am 21. Juni, also an dem Tage, da Nelson nach Neapel aufbrach: „Es thut mir sehr leid, daß Caracciolo entkommen ist, da ich glaube, daß ein derartiger Schurke der geheiligten Person des Königs zur See gefährlich werden könnte, und ich wünschte daher, daß dieser Verräther außer Stand gesetzt würde, Böses zu thun.“[58] Und zwei Tage vorher hatte sie bereits geschrieben: „Der einzige unter den verbrecherischen Uebelthätern, von dem ich wünschte, daß er nicht nach Frankreich ginge, ist der unwürdige Caracciolo. Dieser höchst undankbare Mensch kennt alle Buchten und alle Verstecke von Neapel und Sizilien und könnte sehr lästig werden, ja sogar die Sicherheit des Königs in Gefahr bringen.“[59]

Das Geschlecht der Caraccioli, dem dieser gefürchtete Mann entstammte, ist eins der ältesten und vornehmsten, wenn nicht das vornehmste des neapolitanischen Reichs. Seine Herkunft verliert sich in dunkler Vorzeit; schon unter Johanna II. (1414—35) war ein Caracciolo Majordomus und fast unbeschränkter Herrscher des Landes. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand das Geschlecht aus drei Hauptlinien, den Caraccioli rossi, den Caraccioli Svizzeri und den Caraccioli del Sole, und allein die Linie der Caraccioli rossi zählte damals elf Häuser, deren sechs fürstlich und vier herzoglich waren. Unter diesen war es das Haus der Markgrafen von Birenza,[60] dem Francesco angehörte. Er war der Sohn

Digitized by Google

des Herzogs Michele Caracciolo und der Vittoria Pescara aus einem ebenfalls hochberühmten herzoglichen Hause; geboren war er am 18. Januar 1752; zur Zeit, von der wir reden, also keineswegs ein Greis im Silberhaar, wie ihn neuere Historiker schildern,[61] sondern ein Mann von 47 Jahren; nach den Angaben seines Biographen Ayala[62] unter Mittelgröße, von olivbrauner Gesichtsfarbe, mit breiter Stirne, die rechte Schulter etwas höher als die linke. Seit dem Tode seines Vaters, der 1798 erfolgt zu sein scheint, war er Träger des Herzogstitels und Vormund seines erst 1796 geborenen Stiefbruders Pasquale.[63] Wenn noch einer der neuesten Schriftsteller auf diesem Gebiete, Villari,[64] von einer Tochter Caracciolos, Cecilia, spricht, so muß es wohl ein Irrthum sein; alle sonstigen Angaben, auch der Zeitgenossen, lassen Francesco unvermählt sterben, und in seinem Testament vom Jahre 1798[65] vermacht er sein ganzes Eigenthum seinem Piloten und steten Begleiter Antonio Chiapparo, ohne eines Leibeserben Erwähnung zu thun.

Soviel über die äußeren Verhältnisse dieses Mannes. Seine Bedeutung als Seeheld ist von den meisten Zeitgenossen aufs Höchste gepriesen worden. Der Freiherr von Helfert allerdings, einer der fleißigsten Bearbeiter jener Epoche, versucht, Francesco als einen ebenso verdienst- als charakterlosen Menschen darzustellen.[66] Doch sprechen ja schon die oben angeführten brieflichen Aeußerungen der Königin dafür, daß man am königlichen Hofe diesen Mann für den bedeutendsten und gefährlichsten unter den Gegnern der Regierung hielt. Der Admiral der neapolitanischen Flotte konnte freilich seine Fähigkeiten nicht an so großen Aufgaben erweisen, wie dies einem Nelson vergönnt war. Aber eine Durchsicht jener Biographien, die d'Ayala von ihm gegeben hat,[67] zeigt doch, daß er sich von seinem elften Lebensjahre an fast ununterbrochen, erst im

Digitized by Google

englisch-französischen Kriege in den amerikanischen Gewässern, dann gegen Franzosen und algierische Korsaren mit größter Kühnheit und reichen Erfolgen herumgeschlagen hat, und daß seine Erfahrung als Seemann nicht geringer war, als seine kriegerische Tüchtigkeit.

Als das Königspaar am 23. Dezember 1798 an Bord von Nelsons Admiralschiff „Vanguard" mit der englischen Flotte von Neapel nach Palermo flüchtete, begleitete Caracciolo sie mit den beiden neapolitanischen Schiffen „Sannita" und „Archimede". Am 26. Dezember lief das vom Wetter hart mitgenommene Geschwader in Palermo ein. Aber schon am 3. Januar brach Caracciolo auf Befehl des Königs von dort nach Messina auf. Ein Unwetter, bei dem das Schiff von vier Blitzschlägen getroffen wurde, fügte ihm so starken Schaden zu, daß es nach Palermo zurückkehren mußte. Am 22. Januar lief Caracciolo zum zweiten Male von dort aus und traf am 27. nachmittags in Messina ein. Am 4. Februar wurden die Schiffe daselbst außer Dienst gestellt.[68] Caracciolo verlangte Urlaub nach Neapel. In einem verbindlichen Schreiben des Ministers Acton[69] wird ihm dieser ertheilt. Am 3. März traf Caracciolo auf einer Fellucke in Neapel ein[70] und stellte sich alsbald in den Dienst der Republik, die ihn zum interimistischen Direktor der Marine machte.[71]

Kein Zweifel, daß dies ein Akt der Rebellion war. So sicher er aber nach den Gesetzen strafbar genannt werden muß, so ist es doch gewiß der Mühe werth, zu fragen, welche inneren und äußeren Gründe den Admiral zu diesem Schritte bewogen haben mögen. Die zeitgenössischen Historiker, soweit sie republikanisch gesinnt sind, geben Caracciolo für einen überzeugten Anhänger republikanischer Staatsform aus; die Legitimisten behaupten, er habe den König verlassen, weil er dessen Sache

Digitized by Google

für verloren hielt. Die Königin selbst meint in einem Schreiben an Ruffo vom 18. Mai, seine Unzufriedenheit rühre daher, daß sich das Königspaar nicht auf seinem, sondern auf dem englischen Admiralsschiffe nach Palermo begeben hatte;[72] und unter dem 23. Mai schreibt sie: „Caracciolo wird nicht ruhen, bis er seinem persönlichen Haß genuggethan hat!“[73]

Viel natürlicher ist es wohl, anzunehmen, daß dieselben Gründe ihn auf die Seite der Republik führten, die die große Zahl seiner Freunde und Standesgenossen zu jener Zeit zu Gegnern der Bourbonen gemacht haben. Eine wunderbare Erscheinung! Während in Paris der niederste Pöbel den Umsturz hatte herbeiführen helfen und vorzugsweise die Häupter der Aristokraten in den Sand rollten, waren in Neapel die Lazzaroni und die Briganten die treuesten Anhänger der Majestät, und die Häupter der Republik waren Fürsten, Herzöge und Markgrafen. Man kann fast sagen, jene Republik sei eine Republik der Caracciolí gewesen. Als sie errichtet wurde, standen an der Spitze ihrer Kriegsmacht Girolamo Pignatelli, Fürst von Moliterno, ein rechter Vetter Francescos von mütterlicher Seite, und Luzio Caracciolo, Herzog von Roccaromana. Das Kommando im Castel Nuovo erhielt Giovan-Batista Caracciolo, der Bruder des Herzogs von Vietri; das im Castel St. Elmo Nicola Caracciolo, der Bruder des Herzogs von Roccaromana; im Castel del Carmine befehligte Fabio Caracciolo, der Bruder des Fürsten von Furino.[74] Giuseppe Caracciolo, Fürst von Torella, war Mitglied des Komitees des öffentlichen Unterhalts, desgleichen Vincenzo Caracciolo, Marchese von St. Agapito. Ein Ottavio Caracciolo ist Mitglied des Komitees der Nationalbank; ein Gennaro, ein Nicola Caracciolo und ein Antonio Caracciolo di Brienza sind als Soldaten der republikanischen Miliz registrirt.[75] Aber auch sonst hat sich fast der ganze

Digitized by Google

festländische Adel der Republik angeschlossen. Wenn man nur die Namen der Männer überblickt, die der Staatsgerichtshof nach der Restauration zum Tode verurtheilte, so findet man darunter Ettore Caraffa, Grafen von Ruvo; den Marschall Federici; Rafaele Doria; Oronzio Massa, Grafen von Galugnano; zwei Pignatelli; einen Riario-Sforza und Gennaro Serra, den Sohn des Herzogs von Cassano: alles Mitglieder der ersten Adelsfamilien des Reiches.[76]

Selbstverständlich wäre es Unsinn zu glauben, daß alle diese Männer, noch unmittelbar vor der Errichtung der Republik in den höchsten Staats- und Hofämtern befindlich, ihrer Gesinnung nach Freunde der Revolution, Anhänger einer republikanischen Verfassung oder Parteigänger Frankreichs gewesen seien. In Wahrheit lagen die Dinge vielmehr so, daß die Feudalherren vereint mit dem höheren Bürgerstande die Aufrechterhaltung der Ordnung und des Eigenthums gegenüber den anarchischen Volksmassen vertraten.

Um dies völlig zu verstehen, muß man sich die Ereignisse, die der Errichtung der Republik vorausgingen, wieder vor Augen führen.

Als König Ferdinand, ermuthigt durch Englands Sieg bei Abukir, der Bonapartes Rückkehr aus Egypten fürs erste unmöglich machte, den Krieg gegen Frankreich wieder aufnahm, hatten die Feudalherren mit den größten Opfern ein Heer von 80 000 Mann zusammengebracht. Zu ihrer Entrüstung stellte es der König unter das Kommando eines Ausländers, des Oesterreichers Mack. Dieser Mann, der sich schon früher unfähig erwiesen hatte, nachmals seinen Namen durch die Kapitulation von Ulm zu trauriger Unsterblichkeit gebracht hat, war auch hier seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wenige Tage nach Beginn des Feldzuges war sein Heer völlig zersprengt. Der König floh, wie wir sahen, in kopfloser Feigheit mit allem,

Digitized by Google

was er an Geld zusammenraffen konnte, nach Sizilien und ließ den General Pignatelli als Statthalter zurück.

Dieser unfähige Feigling ließ die Munitionen der Flotte und die Schiffe selbst verbrennen und schloß mit den herannahenden Franzosen einen Waffenstillstand, in dem eine ungeheure Kontribution ausbedungen war; und als sich der Pöbel wüthend erhob, lieferte er diesem die Kastelle der Stadt aus und floh, ohne einen Nachfolger einzusetzen.[77] Inzwischen hatten die Vertreter der Stadt zwei Männer aus dem hohen Adel, die sich beide im Kampfe gegen Frankreich ehrenvolle Wunden geholt hatten, eben den Fürsten Moliterno und den Herzog Roccaromana zu militärischen Führern (Generale und Sotto-generale del popolo) gemacht, und es war gelungen, die Zustimmung des Pöbels zu dieser Wahl, wenn auch mit Mühe, zu erlangen. Doch den Pöbel im Zaum zu halten, war unmöglich; mordend und plündernd tobte er in den Straßen umher, indessen Championnet mit dem französischen Heere, da die im Waffenstillstande bedungene Kontribution nicht hatte gezahlt werden können, heranrückte. Die beiden Häupter des Volkes versuchten ihrerseits den General zum Abschluß eines Friedens zu bewegen, der die Franzosen wenigstens von der Hauptstadt fern hielt. Doch der Versuch schlug fehl, und das Volk, das darin einen Verrath witterte, erhob sich von neuem, in der ganzen Stadt mit Plünderung, Brand und Mord wüthend. In dieser Noth, angesichts der allgemeinen Anarchie, bemächtigten sich die Häupter des Adels des Kastells St. Elmo; dorthin flüchteten auch Moliterno und Roccaromana; und als in mehrtägigem Straßenkampfe zwischen Championnet und den Lazzaroni die Stadt in Flammen aufzugehen drohte, ergriffen sie endlich Partei für die Fremdlinge; einige Kanonenschüsse in den tobenden Pöbel gefeuert, machten dem Kampfe ein Ende und lieferten Neapel

Digitized by Google

an Frankreich aus. Championnet machte die Herstellung republikanischer Staatsform zur Bedingung,[78] und, ob leichteren oder schwereren Herzens, — wer sein Vaterland liebte, konnte sich nicht weigern, ihm auch in solchen traurigen Verhältnissen seine Kräfte zur Verfügung stellen. Daß selbst den eingefleischtesten Feudalen dabei ein Gefühl unsäglicher Verachtung gegen den feigen Herrscher erfüllte, der das Land solcher Noth preisgegeben hatte; daß sich nicht Wenige in dieser Zeit zu republikanischer Gesinnung bekehrt haben, das unterliegt keinem Zweifel. Aber sicherlich hat Colletta Recht, wenn er in seinem taciteischen Stile sagt:[79]

„Vor dem Urtheile Gottes und der Geschichte sind schuldig der unendlichen Uebelthaten jener Zeit Derjenige, der den Krieg entfachte und aus ihm entwich, und Derjenige, der den Pöbel zu den Waffen aufrief und dann seine Parteigenossen, den Staat, das Kommando und die Zügel des Reichs im Stiche ließ. Das waren Handlungen, bei denen das Gewissen und die Willensfreiheit die Entscheidung gaben; die daraus folgten, erflossen die einen aus dem Selbsterhaltungstriebe, die anderen aus der Liebe zum Vaterlande, die meisten aus der Nothwendigkeit."

Francesco Caracciolo freilich war nicht in Neapel zurückgeblieben, und insofern nöthigten ihn die Verhältnisse nicht, eine Wahl zwischen Pöbelherrschaft und Republik zu treffen. Aber der Ingrimm über die feige Flucht des Königspaares war bei ihm so berechtigt, als bei irgend einem seiner Stammesgenossen, seine Verachtung um so größer, als er selbst ein hervorragend tapferer Mann war. Dazu mußte gerade ihn die Nachricht von der Verbrennung der Flotte, die ihm ans Herz gewachsen war, besonders empören. Eine rechte Vergegenwärtigung aller der Schmach, die das Königthum auf sich geladen hatte, bot ihm dann der aus Neapel entflohene Statt-

Digitized by Google

halter Pignatelli, der vom 18. bis zum 22. Januar als Staatsgefangener an Bord der „Sannita“ untergebracht war.[80] Dann wurde gar auch noch der kleine Rest der neapolitanischen Seemacht, der unter seinem Kommando stand, außer Dienst gestellt; er schien völlig überflüssig geworden. Und schließlich: wenn die Republik eine Republik von Frankreichs Gnaden war, so sah er in Palermo das Königthum in jämmerlichster Abhängigkeit von England, dessen Geschwader es allein vor völliger Vernichtung schützte. Kann es Wunder nehmen, daß der Admiral, von jeder legitimen Mitwirkung an der Rettung seines Vaterlandes ausgeschlossen, endlich an die Seite seiner Standesgenossen und Blutsverwandten eilte, um wenigstens seine Vaterstadt und sein Eigenthum vor der Wuth des Pöbels und den Verbrecherbanden Ruffos zu schützen? Man könnte ihm vielleicht vorwerfen, er habe diesen Schritt nicht mit jener Offenheit und Ehrlichkeit gethan, die einem Helden anstünde, insofern nämlich das Schreiben Actons vom 11. Februar ihm mit dem Ausdruck vollsten Vertrauens in seine Loyalität die erbetene Versetzung nach Neapel gewährt. Manche Umstände jedoch machen es wahrscheinlich, daß Acton, namens des Königs, diese Genehmigung nur ertheilte, weil nicht mehr zu bezweifeln war, daß Caracciolo andernfalls auch ohne solche Messina verlassen und sich nach Neapel begeben haben würde. Schwerlich würde der mißtrauische und furchtsame König einem Manne, dem er sich auf der Ueberfahrt nach Palermo nicht mehr anvertraut hatte und den er in diesem Momente höchster Gefahr nach Messina entsandt hatte, um dort abzurüsten, den er überdies als Gegner für so überaus gefährlich hielt, wie wir oben gesehen haben, freiwillig in das Lager der Feinde beurlaubt haben. So gewinnt die Angabe d'Ayalas (im Panteon dei martiri), daß Caracciolo von Messina aus dem Könige den Gehorsam offen aufgekündigt habe — obwohl

Digitized by Google

sie durch Dokumente nicht beglaubigt ist —, große Wahrscheinlichkeit. Zum mindesten scheint der Admiral die Bewilligung des Urlaubs nicht abgewartet zu haben. Das Schreiben Actons, das diese enthält, ist von Palermo, den 11. Februar datirt; nach Sacchinelli[81] traf Caracciolo auf seinem Wege nach Neapel in Pezzo mit Ruffo zusammen; und da nach Petromasi[82] der Kardinal bereits am 13. Februar Pezzo verließ, so ist es kaum möglich, daß der Admiral bei seiner Abreise Actons Brief schon empfangen hatte.

Das also war der Mann, der noch unschädlich gemacht werden mußte, wenn die Furcht seiner Herrscher völlig beschwichtigt werden sollte. Daß er sich nicht unter der Besatzung der Kastelle befand, wußte man, wie wir sahen, schon am 21. in Palermo. In der That war er, nachdem er noch durch ein mörderisches Feuer von seinen Kanonenbooten aus vergeblich versucht hatte, die Erstürmung der Magdalenenbrücke zu hindern, in Verkleidung geflohen. Auch hieraus haben seine Gegner ihm einen Vorwurf machen wollen und haben getadelt, daß er sich nicht in eines der Kastelle geworfen hat, um mit deren Vertheidigern zu siegen oder zu fallen. Als ob es möglich gewesen wäre, nach der Einnahme der Stadt in die von den Belagerern zu Lande wie zu Wasser enge cernirten Forts zu gelangen! Der Versuch wäre ein Abenteuer gewesen, dessen sehr unwahrscheinliches Gelingen den Vertheidigern selbst keinen erwähnenswerthen Nutzen hätte bringen können.

Kaum war Nelson eingetroffen, so wurde auf Caracciolos Ergreifung ein Preis gesetzt; wenige Tage darauf wurde der Admiral in einem der benachbarten Orte, nach den Einen in Marano, nach den Anderen in Calvizzano, von dem Obersten Scipione Lamarra gefangen genommen und am 29. Juni in Lumpen, mit auf den Rücken gebundenen Händen an Bord der „Foudroyant" gebracht.[83] Kapitän Hardy ließ seine Fesseln

Digitized by Google

abnehmen. Lieutenant Parſons, damals Signalmaat bei Nelſon, berichtet:[84] „Er war ein kleiner, unterſetzter Mann von augenſcheinlicher Kraft, aber entſtellt durch Elend und Entbehrungen; ſeine Kleidung befand ſich in jämmerlichem Zuſtande, aber ſeine Haltung verrieth den unerſchütterlichen Entſchluß, dieſes Unheil wie ein Mann zu tragen." Nelſon ließ ſofort in der großen Kajüte der „Foudroyant" ein Kriegsgericht von fünf ſizilianiſchen Seeoffizieren unter dem Vorſitze des Grafen Thurn zuſammentreten, das den Angeklagten zum Tode verurtheilte. Dieſes Urtheil beſtätigte Nelſon alsbald mit der Anweiſung, daß der Admiral an Bord der ſizilianiſchen Fregatte Minerva geſchafft, dort an der Fockraa gehenkt und bei Sonnenuntergang ins Meer geworfen würde."[85] Caracciolos Bitte, vor ein anderes Kriegsgericht geſtellt zu werden, ſchlug er ab und gab auch der Bitte, das Urtheil durch Erſchießung vollziehen zu laſſen, kein Gehör. Um 5 Uhr nachmittags, während Nelſon mit dem Ehepaare Hamilton und anderen Gäſten in ſeiner Kajüte zu Mittag ſpeiſte, verkündigte ein Kanonenſchuß die Vollziehung des Urtheils.[86]

Die Berichte über die Vertheidigung Caracciolos ſtimmen nicht überein. Nach dem einen, den Graf Thurn ſelbſt an Ruffo geſandt hat,[87] ſoll er vorgeſchützt haben, daß er nur gezwungenerweiſe Dienſte bei der Republik genommen habe; nach dem anderen, der von Lieutenant Parſons herrührt, hätte er weniger eine Vertheidigungs- als eine Angriffsrede gehalten. „Ich bin angeklagt," ſo ſoll er geſagt haben, „meinen König in der Noth im Stiche gelaſſen und mich mit ſeinen Feinden verbündet zu haben. Dieſe Anklage iſt inſofern falſch, als der König vielmehr mich und alle ſeine treuen Unterthanen im Stiche gelaſſen hat („deserted")." Dann, nach Darlegung des bekannten Verhaltens des Königs, ſei er fortgefahren: „Sie wiſſen, daß meine Beſitzungen in der Stadt liegen und meine

Digitized by Google

Familie groß ist. Wenn ich mich der am Ruder befindlichen Regierung nicht gefügt hätte, so würden meine Kinder Vagabunden im Lande ihrer Väter geworden sein."

Da das Kriegsgericht bei offenen Thüren gehalten wurde, so wird Parsons Bericht, zumal der englische Offizier gewiß nicht parteiisch zu Gunsten Caracciolos war, Anspruch auf eine gewisse Glaubwürdigkeit machen dürfen, wiewohl der unvermählte Angeklagte von seinen Kindern nicht gesprochen haben kann. In solchen Einzelheiten kann das Gedächtniß dem Erzähler untreu geworden sein, ohne daß man dem Gesamteindruck, den er von Caracciolos Vertheidigung bewahrt hat, zu mißtrauen braucht. Daß Graf Thurn die schweren Anklagen des Admirals gegen den König in seinen Bericht nicht aufgenommen hat, ist begreiflich. So hat er den Hinweis Caracciolos auf die Zwangslage, in der dieser sich angesichts des drohenden Verlustes seiner Besitzungen befand, allein erwähnt, gleichsam als ob Caracciolo sich durch eine fadenscheinige Ausflucht zu retten versucht hätte. Gerade dies aber wird von Parson durchaus bestritten.

Wem von Beiden man nun auch Glauben zu schenken vorzieht: daß Caracciolo gesetzlich strafbar war, kann Niemand leugnen. Auch ist nicht zu bestreiten, daß er in der Kapitulation nicht einbegriffen war, denn diese betraf nur die Garnisonen der beiden Kastelle und die vorher in die Hände des königlichen Heeres gefallenen Gefangenen. Ebenso scheint es mir unzweifelhaft, daß Nelson autorisirt war, ein derartiges Kriegsgericht über Unterthanen des Königs anzuordnen und das Urtheil vollstrecken zu lassen, sonst wären die Befehle dazu wohl nicht in der üblichen amtlichen Form schriftlich erlassen worden. Höchst bedenklich erscheint es dagegen, daß er sich diese Autorität auch beimaß gegenüber einem Manne, der auf dem Festlande, im Machtbereiche Ruffos und von einem

Digitized by Google

der Offiziere Ruffos gefangen genommen worden war; unentschuldbar ist es, daß er das Urtheil an einem so hochgestellten, ruhmbedeckten Manne durch den Strang vollziehen und den Leichnam, obwohl man sich angesichts des Landes befand, ins Meer werfen ließ;[88] endlich, daß dies Alles mit solcher unanständigen Eile geschah, während doch alle übrigen Republikaner erst nach Einsetzung eines besonderen Staatsgerichtshofes von diesem abgeurtheilt wurden, darunter eine ganze Anzahl von Männern, die, wie Caracciolo, der Kriegsmacht Neapels angehört hatten.

Man hat versucht, diese That Nelsons aus Eifersucht gegen den Berufsgenossen herzuleiten.[89] Aber so hoch man die Fähigkeiten und Leistungen Caracciolos schätzen mag, der Sieger von Abukir, im Augenblicke seines höchsten Ruhmes, kann doch wohl unmöglich den in Lumpen und Banden vor ihm stehenden unglücklichen Rebellen so beneidet haben, daß er deshalb seinen Tod so auffällig beschleunigte und mit ausgesuchter Beschimpfung verband. Erinnert man sich, wie lebhaft das Königspaar gewünscht hatte, den Herzog unschädlich gemacht zu sehen, und liest man dann in dem Briefe der Königin vom 2. Juli an Emma Hamilton[90] die Worte des Dankes, die sie an die Geliebte Nelsons richtet, so ist gewiß die Annahme die nächstliegende, daß der englische Admiral einen lebhaften Wunsch des Königspaares hat erfüllen wollen. Seine dankbare Gesinnung gegen dieses nnd selbst der leidenschaftliche Haß, der ihn gegen alles, was Französisch oder Republikanisch hieß, beseelte, können aber wohl kaum genügt haben, ihn zu einer so gehässigen Handlung zu bewegen. Auch daß die Aussicht auf die Freigebigkeit, mit der ihn der König von Sizilien kurz nachher belohnte, indem er ihm am 13. August[91] das Herzogthum Bronte mit Einkünften von ca. 60 000 Mk. verlieh, Gewissen und Ehrenhaftigkeit des Helden vergiftet haben sollte, wird man

Digitized by Google

sich schwer entschließen zu glauben. Mehrere zeitgenössische italienische Schriftsteller haben angedeutet, daß Emma Hamilton sich selbst auf Bitten der Königin dem Admiral als Preis für den Bruch der Kapitulation und Caracciolos Tod dargeboten habe. Beweise für die Wahrheit dieser Annahme existiren nicht und können nicht wohl existiren. Dafür, daß die Beziehungen zwischen Nelson und Emma etwa um diese Zeit erst zum Ehebruch gediehen, spricht einigermaßen die Wendung, die der Briefwechsel zwischen dem Admiral und seiner Gattin bald danach nimmt, auch die Geburt Horatia Nelsons, der Frucht dieses Ehebruches, die etwa 1½ Jahre später geboren wurde, läßt sich allenfalls dafür verwerthen. Da nach den modernen Anschauungen eine schimpfliche Handlung begreiflicher und verzeihlicher erscheint, wenn man sich in sinnlicher Verblendung durch ein schönes Weib dazu verführen läßt, so würde eine derartige Annahme Nelson einigermaßen entlasten. Und sie ist vielleicht auch die psychologisch befriedigendste. Die Königin war berechtigt, in den Franzosen die Mörder ihrer Schwester Marie Antoinette, in den neapolitanischen Revolutionären ihre eigenen Feinde zu hassen und zu fürchten. Daß eine Kapitulation bereits abgeschlossen war, wußte sie bei Nelsons Abfahrt nicht; sie hoffte und wünschte, daß dieser noch Vereinbarungen würde verhindern können, durch die sie ihre Zukunft bedroht glaubte. Sie hatte Emmas Macht über Nelson bemerkt; sie hielt diese für ihre ergebene Freundin; war es nicht natürlich, daß sie deren Einfluß zur Verhütung von allzu milden Kapitulationsbedingungen zu verwerthen beschloß?

Emma Hamilton ihrerseits hatte alle Veranlassung, die Wünsche der Königin in weitestgehendem Maße zu erfüllen. Ohne die Gunst der Königin hätte sie die Stellung, die Hamilton ihr gegeben, nicht behaupten können; durch diese Gunst wurde ihr der erste Platz in der Gesellschaft Neapels

Digitized by Google

und ein Einfluß auf die Politik gesichert, der auch die angesehensten Personen ihres Vaterlandes und des Auslandes, wenn nicht zur Achtung, so doch zur Beachtung zwang. Daß dieses Weib, dessen Erziehung und sonstiges Vorleben eine sehr weitherzige Moral gezeitigt haben mußten, nicht viel nach der Heiligkeit einer Kapitulation fragte, als es sich darum handelte, neue Ansprüche auf die Freundschaft der Königin zu erwerben, ist gewiß begreiflich genug.

Nelson war zweifellos in toller Leidenschaft für die Lady befangen. Er hat um ihretwillen dem Hohn der Gesellschaft getrotzt; er hat die treue Freundschaft ihres Gemahls betrogen; er hat sie selbst als seine Maitresse später in das Haus seiner rechtmäßigen Gattin geführt und diese zum Weichen gezwungen. Ist es da nicht das Natürlichste, anzunehmen, daß auch diese sittlich verwerflichste Handlung seines Lebens in der Verblendung sinnlicher Leidenschaft begangen wurde — unter dem Einfluß des Weibes, das eben an Bord desselben Schiffes in stündlichem Verkehr mit ihm lebte? Schwerlich allerdings wird es ein so brutaler Handel — Blut um Lust — gewesen sein, wie Einige es schildern; wohl aber sehr wahrscheinlich eine geschickte Ausnützung des Jähzorns, des Franzosenhasses, der blutgewohnten Roheit seitens einer in allen Künsten der Verführung erfahrenen Schönheit.

Mag diese Erklärung nun der Wahrheit nahe kommen oder nicht: so bleibt diese That Nelsons ein trauriges Beispiel davon, wie leicht sich Heldengröße mit sittlicher Kleinheit verschwistert. Immerhin wäre es dem Andenken des Siegers von Abukir und Trafalgar wohl zu vergönnen gewesen, wenn das Schiff, auf dem er über die paradiesischen Gefilde Neapels soviel Blut und Jammer, über sich selbst soviel Schmach gebracht hat, jetzt, nach fast hundert Jahren, an der Mündung unseres nordischen Stromes endlich in Trümmer gesunken wäre.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Vergl. Tucker, Memoirs of the Earl St. Vincent, London 1844, vol. I, S. 48, 75, 80.

[2] Vergl. das Logbuch der „Foudroyant", abgedruckt in Dispatches and letters of Lord Nelson, by Sir Nicholas H. Nicolas, London 1844, vol. III, S. 507.

[3] Rear-Admiral of the Blue (Contre-Admiral der blauen Flagge). So z. B. in dem Patent, das Nelson zum Baron of the Nile macht (abgedruckt in Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 476).

[4] Petromasi, Storia dolla spedizione del cardinale Ruffo, Neapel 1801, p. 3. Vergl. auch das von Pezzo, den 9. Februar, datirte Schreiben Ruffos bei: Maresca, Carteggio del card. Ruffo im Archivio storico per le provincie Napoletane, VIII, S. 227.

[5] Das Heer hieß: Armata cristiana e reale; die Fahnen und Kopfbedeckungen trugen ein weißes Kreuz; der Kriegsruf lautete: Viva la fede, viva il re! (Es lebe der Glaube, es lebe der König.) Vergl. Petromasi, l. c. (Anm. 4), S. 4, 7, 8.

[6] Nach dem Monitore napoletano, abgedruckt bei Drusco, Anarchia popolare di Napoli, ed. Arcella, Neapel 1884, S. 193 und 205, bezog die Armee am 2. Mai ein Lager bei Caserta und verließ dies am 9. Mai.

[7] Proclami e sanzioni della republica Napoletana, ed. Colletta, Neapel 1863, S. 160 ff.

[8] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 355, Brief an Troubridge vom 13. Mai.

[9] Nelsons Brief an Lord Keith vom 16. Juni in Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 380.

[10] „Foudroyant", „Leviathan", „Majestic", „Northumberland"; vergl. Dispatches and letters of Lord Nelson, vol. III, S. 377.

[11] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 379, Brief des Lord Keith vom 6. Juni (Anm.) und Nelsons Antwort vom 16. Juni. Vergl. auch den Brief der Königin an Ruffo vom 14. Juni, abgedruckt bei Maresca, Carteggio della regina Maria Carolina col cardinale Ruffo, im Archivio storico per le provincie Napoletane V, S. 571.

[12] Sacchinelli, Memorie storiche sulla vita del cardinale Ruffo, Neapel 1836, 4°, S. 213.

[13] Bei Maresca, Carteggio del cardinale Ruffo col ministro Acton im Archivio storico per le provincie Napoletane VIII, S. 652.

[14] Nelson selbst war um jene Zeit dieser Meinung („Naples, where I knew the French fleet intended going"). Brief an Lord Keith vom 27. Juni, Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 391.

Digitized by Google

[15] Proclami e sanzioni etc., l. c. (Anm. 7), S. 179.

[16] Brief der Königin vom 19. Juni 1799 bei v. Helfert, Fabr. Ruffo, Revolution und Gegenrevolution von Neapel, Wien 1882, 8°, S. 578, „il peut le faire la méditerranée ayant été renforcée de 18 vaisseaux."

[17] Bericht an Lord Keith vom 27. Juni, Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 390 ff.

[18] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 384 ff.

[19] Ibid., vol. III, S. 508, ist aus dem Logbuch der „Foudroyant" abgedruckt: „Mittwoch, den 26. Ein Kardinal, der an Bord kam, mit 13 Kanonenschüssen salutirt. — Vormittags: Verwendung in verschiedenartigem Dienst." Der nautische Tag geht von Mittag zu Mittag; daher ist nur das, was hinter „Vormittags" (A. M.) notirt ist, nach unserer Zeitrechnung am 26., das vor A. M. Notirte, also hier der Besuch des Kardinals, am 25. nachmittags erfolgt.

[20] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 390.

[21] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 507, Anm. Ueber die Persönlichkeit der Miß Knight vergl. ibid., S. 199 und 474.

[22] Italienische Reise, Caserta, 16. März; Neapel, 22. März und 27. Mai.

[23] Der Güte des Herausgebers dieser Sammlung, des Herrn Geh.-Rath Dr. Wattenbach, habe ich den Hinweis auf ein gewichtiges Zeugniß zu verdanken. Frau Cavaignac, die Gattin des Staatsmannes der großen Revolution, die Mutter des Diktators im Jahre 1848, hat uns Memoiren hinterlassen, die erst kürzlich herausgegeben worden sind (Mémoires d'une incomme, Paris 1894), und in denen sich eine seltene Reinheit der Gesinnung und Wahrhaftigkeit allenthalben kundgeben. Sie verlebte einige Jahre am Hofe Murats zu Neapel. Sie erzählt nun (S. 253), daß die früher zur nächsten Umgebung Maria Karolinens gehörende Prinzessin Belmonte ihr, mit Ueberwindung anfänglichen Widerstrebens, über den Lebenswandel der Königin Mittheilungen gemacht habe, die, selbst wenn man nur die Hälfte davon hätte glauben wollen, „unerhört und alle Begriffe übersteigend" gewesen seien.

[24] Dispatches and letters of Nelson, vol. VII, S. 394.

[25] Vergl. Hamiltons Brief an Nelson vom 27. Mai 1799 in Harcourt, Diaries and correspondence of George Rose, London 1859, vol I, S. 225: „Ich kann Sie versichern, daß weder Emma noch ich bis zu dieser Trennung gewußt haben, wie sehr wir Sie liebten."

[26] Vergl. die Beweise bei Jeaffreson, The Queen of Naples and Lord Nelson, London 1888, vol. II, S. 255 ff.

[27] Dieser Wunsch nach Rache bricht in ihren Briefen an Ruffo so vielfach durch, daß v. Helferts Versuch, aus solchen Briefen, in denen

Digitized by Google

die Königin ihre Selbstbeherrschung besser wahrt, das Gegentheil zu beweisen, mir völlig mißlungen erscheint.

[28] Dabei ist es wirklich gleichgültig daß Colletta irrthümlich behauptet, die Königin habe Emma Hamilton dem Admiral mit diesem Auftrage nachgesandt, woraus v. Helfert ihm einen schweren Vorwurf macht.

[29] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 388.

[30] Massa war so verblendet, diesen Rath höhnisch zurückzuweisen, weil er dem englischen Admiral mehr traute, als dem Kardinal. Vergl. Sacchinelli, l. c. (Anm. 12), S. 253.

[31] Sacchinelli, l. c. (Anm. 12), S. 254.

[32] Sacchinelli, l. c., giebt diese Erklärung im Facsimile wieder, Tafel C am Schluß des Bandes.

[33] Wortlaut bei Harcourt, Diaries and corr. of G. Rose, vol. I, S. 238.

[34] v. Helfert, Fabrizio Ruffo, S. 343.

[35] v. Helfert, ibid., S. 345.

[36] Sacchinelli, l. c., S. 257.

[37] v. Helfert, Fabrizio Ruffo, S. 348.

[38] Ibid., S. 356.

[39] v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 2. Aufl., Frankfurt 1882, V, S. 357 und 361.

[40] Z. B. bei Palumbo, Carteggio della regina Maria Carolina, Neapel 1877, S. 73.

[41] Dispatches and letters of Nelson, III, S. 508, Anm.

[42] Vergl. darüber Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 493, Anm. 7.

[43] Maresca, Carteggio della regina Carolina col card. Ruffo, in Archiv. stor. p. l. prov. Nap. V, S. 561.

[44] Ibid., S. 571.

[45] Sacchinelli, l. c., S. 82 ff.

[46] Maresca, Arch. stor. V, S. 344, 571, 574.

[47] Ibid., S. 561.

[48] Ibid., S. 570.

[49] Ibid., S. 575.

[50] Hüffer, Die neapolitanische Republik des Jahres 1799, in: Histor. Taschenbuch, 6. Folge, 3. Jahrgang 1884, S. 374 und 376.

[51] Sie vermochte leider den scheußlichen Unthaten seiner Banden nicht zu steuern.

[52] Brief Ruffos an Acton vom 21. Juni, bei Maresca, Carteggio del cardinale Ruffo col ministro Acton, im Archivio storico per

Digitized by Google

le provincie Napoletane, VIII, p. 652 ff. Statt „Schützlinge" (ospiti) ist vielleicht zu lesen „Geiseln" (ostaggi).

[53] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 484.

[54] Harcourt, The diaries and corresp. of George Rose, l. c. (Anm. 24), vol. I, S. 234 ff., Anm.

[55] Foote theilt in seinem Bericht an Lord Nelson (Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 482 und 483) diese Thatsache und den französischen Wortlaut der ablehnenden Antwort mit. Ebendaselbst findet sich ein Brief Ruffos vom 19. Juni an Foote, in welchem berichtet wird, daß während der Kapitulationsverhandlungen wenigstens vierzig Franzosen von der Besatzung der beiden Kastelle Nuovo und dell'Uovo desertirten.

[56] Daß v. Helfert dies übersieht, ist auffällig, da schon v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, 2. Aufl., V, S. 356 und Anm. ebenda, darauf hingewiesen hat.

[57] So nennt er sich selbst in einem Erlaß 1798. Vergl. Conforti, Napoli nel 1799, Biblioteca storica, Neapel 1886, S. 99.

[58] Ebenda, S. 110.

[59] Ebenda, S. 110.

[60] Brienza ist ein Ort in der Basilicata, an der Quelle des Landro, eines Nebenflüßchens des Sele, südwestlich von Potenza, gelegen.

[61] v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, V, S. 342. v. Helfert, Fabrizio Ruffo, S. 351, 439.

[62] Ayala, Vite degli Italiani benemeriti, uccisi dal carnefice, Rom 1883.

[63] Bonazzi, I registri della nobilità delle provincie Napoletane, Neapel 1879, S. 19.

[64] Villari, Giacobini e Sanfedisti, Neapel 1891, S. 2.

[65] Ayala, l. c. (Anm. 61), S. 143.

[66] L. c., S. 440 ff.

[67] L. c. und in Panteon dei martiri della libertà italiana, Turin 1852, I, S. 34.

[68] Maresca, Ricordi autografi dell'ammiraglio F. Caracciolo, im Arch. storico p. l. prov. Nap. X, 1885.

[69] Ayala, Vite etc. S. 137, Wortlaut des Briefes.

[70] Nach Angabe des Monitore napoletano vom 15. ventoso (5. März), abgedruckt in Drusco, Anarchia popolare di Napoli, Neapel 1884, S. 113.

[71] Ibid., S. 154, Monitore napol. vom 20. germ. (9. April): „Il nostro Francesco Caracciolo, direttore interino della nostra marina."

[72] Mehrfach abgedruckt, u. a. bei Conforti, l. c., S. 98.

Digitized by Google

[73] Maresca, Carteggio della regina Maria Carolina col card. Ruffo nel 1799, in Arch. stor. V, S. 568.

[74] Drusco, Anarchia popolare, S. 52.

[75] Vergl. Proclami e sanzioni, l. c. (Anm. 7), an verschiedenen Orten.

[76] Vergl. Conforti, Napoli nel 1799, an verschiedenen Orten.

[77] Drusco, Anarchia popolare, S. 18, sagt, er habe durch ein Billet dem General Spinelli seine Vollmachten übertragen, der auch ein- oder zweimal mit den Staatssekretären zusammengekommen sei.

[78] Die zuverlässigste Quelle für diese ganzen Ereignisse ist das von Arcella publicirte, schon oben mehrfach citirte Manuskript des Abbé Drusco. Der Verfasser war Augenzeuge, Royalist, aber augenscheinlich bemüht, unparteiisch zu berichten, und geht bei Registrirung der Daten so weit, selbst Tag und Stunde zu notiren, zu der ein Kutscher im Straßenkampf an der Nase verwundet wurde.

[79] Colletta, Storia del reame di Napoli, Turin 1860, I, S. 218.

[80] Maresca, Ricordi etc. l. c. (Anm. 67), nach Angabe des Logbuches. Drusco, a. a. O., S. 18, läßt, obwohl Augenzeuge der Ereignisse in Neapel, den Vicekönig erst am 23. von dort fliehen.

[81] Sacchinelli, l. c. (Anm. 12), S. 93, nennt statt der Punta del Pezzo das nahegelegene Catona.

[82] Petromasi, Storia della spedizione del cardinale Ruffo, Napoli 1801, S. 8.

[83] In dieser Darstellung stimmen die zeitgenössischen Schriftsteller überein. Der Steckbrief ist nicht erhalten, dagegen steht es fest, daß Lamarra eine Rente von 3000 Dukaten unter dem 24. Oktober 1799 zugebilligt erhielt. Vergl. Conforti, l. c. (Anm. 56), S. 114.

[84] Parson, Nelsonian Reminiscenses, S. 3. Mir war diese Schrift nicht zugänglich, doch sind die hier in Betracht kommenden Stellen wörtlich abgedruckt bei Pettigrew, Memoirs of the Life of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson, London 1849, vol. I, S. 255 ff.

[85] Wortlaut der beiden Ordres an den Grafen Thurn in Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 398.

[86] Nach Jeaffreson, Lady Hamilton and Lord Nelson, London 1888, vol. II, S. 84, soll Lord Northwick, der an jenem Tage Nelsons Tischgast gewesen sei, also berichtet haben. Andere berichten, aber ohne genügendes Zeugniß, daß Nelson und die Lady die Exekution von der „Foudroyant" aus mitangesehen hätten.

[87] Sacchinelli, a. a. O., S. 265, giebt den Wortlaut.

[88] Der Leichnam trieb später an die Oberfläche und wurde dann doch noch in der Kirche S. Maria della Catena, an der Str. Sta. Lucia, bestattet.

Digitized by Google

[89] Colletta, Palumbo u. A.

[90] Palumbo, Carteggio etc., S. 91: „Ich habe auch von dem traurigen Ende des unseligen, wahnwitzigen Caracciolo Kenntniß genommen; ich begreife, was ihr treffliches Herz gelitten hat, und das erhöht meine Dankbarkeit."

[91] Dispatches and letters of Nelson, vol. III, S. 439 und 458. Nicht am 8., wie v. Helfert, Maria Karolina, Königin von Neapel, Anlagen und Vertheidigung, Wien 1884, S. 173, angiebt.

Digitized by Google

Der
Wandel deutſchen Gefühlslebens
ſeit dem Mittelalter.

Eine Jenaer Roſenvorleſung.

Von

Dr. Georg Steinhauſen,
Kuſtos an der Univerſitäts-Bibliothek in Jena.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Die Geschichte des deutschen Gemüths ist noch ungeschrieben, trotzdem die Aufgabe so lohnend ist. Das Beste dazu hat bisher Gustav Freytag gethan: aber er selbst weist gelegentlich darauf hin, daß eine solche Geschichte noch zu schreiben sei. Von den einzelnen Entwickelungsphasen deutschen Fühlens und Empfindens weiß auch das gebildete Publikum größtentheils weniger, als von den Einzelheiten der geistigen, der politischen und der materiellen Entwickelung. Ja es will oft scheinen, als ob auch manche Historiker wenig davon wissen. Man würde sonst nicht so häufig gewisse Züge des inneren Lebens bei einzelnen Gestalten rühmen oder tadeln hören, Züge, die weniger für den Einzelnen als für die ganze Epoche charakteristisch sind.

Wenn ich es versuche, einen Theil dieser Entwickelung in Kürze darzulegen, so thue ich das mit bewußter Beschränkung. Es wäre eine umfassende Aufgabe und in kleinem Rahmen nicht zu lösen, wollte ich die ganze Entwickelung seit dem Mittelalter möglichst vollständig geben; ich werde mich auf die Hauptzüge beschränken und aus der Fülle charakteristischer Beispiele immer nur einige wenige typische herausheben. Es wäre lohnender, das Gefühlsleben einer einzelnen Epoche voll auszumalen: aber mir kommt es darauf an, den Wandel, die Entwickelung vorzuführen, und so werde ich an vielen Zügen vorübereilen, bei denen ich gern länger verweilte.

Digitized by Google

Das Gefühlsleben einer vergangenen Epoche ist nicht immer leicht zu begreifen und darzustellen; nur gering sind die Quellen, in denen es für uns bleibend zum Ausdruck gelangt ist. Kunst und Dichtung scheinen als solche Quellen am nächsten zu liegen. Aber sie sind doch mit großer Vorsicht für diesen Zweck heranzuziehen: allzu häufig wird allzu rasch aus ihnen geschlossen. Will man sie als typischen Ausdruck des Gefühlslebens einer Zeit ansehen, so darf man nie die zahlreichen Momente außer Acht lassen, welche den Gefühlsausdruck in Kunst und Dichtung überall bewußt oder unbewußt beeinflussen. Ich werde mich daher dieser Quellen nur in ganz beschränktem Maße bedienen, zumal es mir hier immer um den Durchschnitt, die Masse zu thun ist, und mich vorzugsweise an unmittelbare Aeußerungen wirklicher Menschen halten, soweit man bei schriftlicher Fixirung überhaupt von Unmittelbarkeit reden kann.

Besonders charakteristisch für den Wandel wird die Art sein, wie zu verschiedenen Zeiten gewissen, überall wiederkehrenden großen Empfindungen, so der Liebe und dem seelischen Schmerz, Ausdruck gegeben ist. Auch das gemüthliche Verhältniß zur Natur wird als Maßstab des Gefühlslebens besonders zu beachten sein. —

Ich beginne mit einer Zeit scheinbar gering entwickelten Gefühlslebens. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts ist der Deutsche ein nüchterner, schlichter, fast gemüthsarmer Mensch. Die ästhetische Feinheit und tändelnde Anmuth der ritterlichen Gesellschaft, deren Gefühlsleben im Grunde freilich künstlich-sentimental war und unter konventionellem Modezwang stand, war geschwunden. Das Ideal der Minnezeit war durch absurde Uebertreibung und rein äußerliche Pflege verblaßt, seine Träger, die Ritter, in ein rohes Genußleben versunken. Auf jene von Fremden überkommene Verfeinerung des Lebens und Fühlens folgte ein Rückschlag ins Reale und

Digitized by Google

Volksthümliche. Der sozial maßgebende Stand wurde das Bürgerthum, und im Volke begann es sich allenthalben zu regen.

Wir stehen in einer Periode gesund-natürlichen Fühlens; mit der aufsteigenden Entwickelung gelangt dieser Grundzug des Empfindens zu immer frischerem und schönerem Ausdruck, bis ihn gegen Ausgang des sechzehnten Jahrhunderts neue Strömungen allmählich ertödten.

Zu Beginn dieser Entwickelung treten noch manche Züge hervor, die, wie gesagt, auf eine geringe Tiefe des Gemüths zu deuten scheinen. Während in der mystischen Bewegung, die damals in Deutschland ihre Kreise zog, ein tiefes, starkes und innerliches Empfindungsleben durchbricht,[1] das sich namentlich in Frauenseelen zum Verzücktsein, zur Exaltation steigert, tritt in der großen Mehrheit des Volkes eine gewisse Armuth, oft eine Härte und Roheit des Gefühls zu Tage. Jene Erscheinung, die in ihrem Ueberschwang doch wieder etwas Künstliches an sich hat, darf man wesentlich als einen Nachklang des früheren poetischen Empfindungslebens, das hier auf das religiöse Gebiet übertragen ward, auffassen, wenngleich diese Verinnerlichung des Gefühlslebens ihre Früchte trug und ihre Spuren immerhin weiter zu erkennen sind.[2] Diese Erscheinung aber, die Gefühlsarmuth der Masse, ist nicht Zeichen des Zurückgebliebenseins, sie zeigt nur den Zustand der Unentwickeltheit an, in dem doch die Keime eines schöneren Lebens lagen.

Dieses Geschlecht, merkt man, und namentlich das Bürgerthum der aufblühenden Städte, dieser wesentliche Faktor der neuen Zeit, arbeitet sich erst herauf. Der wirthschaftliche und soziale Umschwung, der sich in der zweiten Hälfte des Mittelalters vollzieht, macht es erklärlich, daß man das materielle Interesse in den Vordergrund stellt. Auf das Aeußere ist der Sinn der Zeit vielfach gerichtet. Ein nüchterner und rücksichts-

Digitized by Google

loser Egoismus beseelt die Menschen, die Sucht nach Erwerb tritt stark hervor, materiell sind die Genüsse, nach denen man strebt. Die Ehe wird nüchtern, geschäftsmäßig aufgefaßt. Wessen Frau stirbt, der heirathet sehr schnell eine andere, oft, wie Ulmann Stromer, kaum ein halbes Jahr nach dem Tode der ersten. Das Vorherrschen des praktischen Verstandes zeigt sich weiter in dem Hang der Zeit zu Spott und Schimpf. Und diese Spottlust ist wieder ein Zeichen der Kampfeslust, die einem Zeitalter des Strebens und der Erfolge wohl ansteht. Die Gährung der Zeit, in der überall die verschiedenen Gewalten gegeneinander stoßen, läßt die Weichheit des Gefühls zunächst nicht aufkommen.

Grausam und roh in Kampf und Zorn, derb und oft unfläthig in Laune und Genuß, rücksichtslos im Erwerb, nüchtern und hausbacken im übrigen: so tritt uns anfangs der Durchschnittsmensch entgegen.

Im Ausdruck der Gefühle ist man unbeholfen, wie in dem der Gedanken. Das Denken und Fühlen ist im Grunde noch konventionell gebunden. Im schriftlichen wie im mündlichen Verkehr bewegt man sich in hergebrachten Formen und Formeln. So entsteht der Eindruck der Gleichförmigkeit und dadurch der Einförmigkeit, den wir von den damaligen Menschen gewinnen.

Aber wir befinden uns in einer Periode aufsteigender Kraft: das ist das Entscheidende. Wie sich in diesen Jahrhunderten die materielle und die geistige Kultur außerordentlich hob, so entwickeln sich auch die gemüthlichen Kräfte reicher und stärker. Zu voller Daseinslust ringt man sich hindurch. Man fühlt jugendliche Kraft in sich und will sich ausleben, im Guten wie im Schlechten. Gewaltig war oft die Leidenschaft, ungezügelt die sinnliche Genußsucht, entsetzlich oft der Unflath: aber das waren Zeichen nicht eines verkommenen Geschlechts, sondern eines jugendlich kräftigen Volkes.

Digitized by Google

Und diese Jugendlichkeit und Kraft verbürgt für sein inneres Leben, das nun auch stärker erwacht, jene gesunde Natürlichkeit, die ich als den Grundzug der Epoche hinstellte.

Daneben ist für die Beurtheilung des Gefühlslebens dieser Zeit ein Zweites wichtig. Dieses Volk ist noch ein ganzes. Die geistliche Bildung des Mittelalters war nie weit in die Laienkreise gedrungen, an ihr hatten weder die Hochstehenden noch das niedere Volk besonderen Antheil; die gesellschaftliche Bildung aber der Minnezeit war auch ohne tiefere Folgen dahin gegangen: exklusiv und nicht national, war sie durch rauhere Zeiten hinweggefegt. So kommt es, daß wir in dieser Zeit, in dem 14. und 15. und häufig auch noch im 16. Jahrhundert, eine gewisse Einheitlichkeit des Denkens und Fühlens bei Hoch und Niedrig finden. Der Fürst fühlt und spricht wie der Bürger. Damals — vor dem Einfluß des Humanismus und dem späteren der Französelei — gab es noch keine trennenden Bildungsunterschiede, wie heute, wo es im Grunde unwahr ist, wenn sich innerlich getrennte Schichten als zu einem Ganzen gehörig bezeichnen.

Natürlich war diese Einheitlichkeit des damaligen geistigen und gemüthlichen Lebens nur möglich, weil das allgemeine Denken und Fühlen volksthümlich war. Volksthümlich empfinden und reden gerade auch die edelsten und besten Männer bis hin zu Luther.

Charakteristisch ist dafür auch, daß diese Zeit die Blüthezeit des Volksliedes ist. Zu allen Zeiten hat das Volk gedichtet und gesungen. Daß aber jetzt das Volkslied so außerordentlich hervortritt, ist am meisten daraus erklärlich, daß sich das Volk als Gesamtheit fühlt, und sein Lied Gesamtgut ist. Man hat oft hervorgehoben, aus wie verschiedenen Kreisen die Verfasser, die ihren Stand nennen, stammen, von „einem von Adel" bis zum Bettler und vom Pfaffen bis zum Landsknecht.

Digitized by Google

Und weiter bestätigt diese Blüthe des Volksliedes, daß das Gefühlsleben der Zeit doch bald ein reiches und inniges geworden ist. Gerade in dieser Epoche kommt das eigenthümlich deutsche Gemüth hervorragend zum Ausdruck.

So darf man in der That das Gefühlsleben, wie es sich im Volksliede spiegelt, als typisch für diese Zeit hinstellen. Typisch ist das Volkslied in dem warmen und innigen, immer aber natürlichen Ausdruck der Liebe. Keine Spur von Sentimentalität, keine Spur von Gemachtheit. Freilich wird viel traditionelles Gut verwandt, und der konventionelle Zug der Epoche ist häufig bemerkbar: aber es quillt doch das volle Leben in diesen Liedern, die Empfindungen werden mit natürlicher Wahrheit und immer einfach wiedergegeben. Diese Freiheit von allem Gemachten gilt namentlich auch von dem Ausdruck des Schmerzes, besonders der Liebesklage. Typisch ist das Volkslied weiter in seinem Naturgefühl und in seinem Humor. Reine Naturfreude, die ihren Ursprung in dem innigen Verhältniß des damaligen Menschen zur Natur hat, ein unbewußtes und selbstverständliches Mitleben mit der Natur, die wieder auch auf die Phantasie wirkt, das kommt in hellen und frischen Tönen zum Ausdruck. Und der Humor äußert sich einerseits als naiv-heitere Laune, andererseits — und das ist wichtiger — als behagliche Selbstverlachung. Die Schlemmerlieder, die sich über die eigene Liederlichkeit oder die Lieder, die sich über die eigene Faulheit, die eigene Armuth lustig machen, das sind echt humoristische Lieder. Hier kommt das Volksgemüth in seiner vollen Eigenart zum Vorschein.

Ich habe die erwähnten Züge des Volksliedes, denen ich, um nicht oft gesagtes zu wiederholen, absichtlich nicht weiter nachgehe, als typisch bezeichnet. Ich möchte dies durch einige Beispiele belegen.

Es ist freilich schwer, aus dieser Zeit unmittelbarste

Digitized by Google

Aeußerungen des Gefühlslebens zu gewinnen, wenn man von Kunst und Dichtung absehen will. Intime Briefe z. B., die uns später so reichlich zufließen, sind uns aus dem 14. und 15. Jahrhundert nicht in so großer Zahl erhalten, abgesehen davon, daß sich damals ein allgemeiner Privatbriefverkehr überhaupt erst entwickelte. Anfangs finden wir auch, daß es den Menschen gerade wie heute den Kindern schwer wird, das, was sie fühlen, wirklich schriftlich zu fixiren. Sie stammeln in ihren Briefen und zeigen große Ungewandtheit. Erst wenn wir Briefschreiber finden, die wirklich das schreiben, was sie sagen würden, dürfen wir mit einigem Recht aus Aeußerungen in Briefen Rückschlüsse auf die Art des Fühlens ziehen.

So will ich aus solchen Briefen einige Beispiele für den einfachen und natürlichen und darum herzlichen Ausdruck der Liebe geben. Zahlreich finden wir sie u. a. in den Briefen einer hochstehenden Frau, der Kurfürstin Anna von Brandenburg.[3] Wenn sie an ihren „herzlieben" Gemahl Albrecht Achilles einmal schreibt: „Ich laß Euer Lieb wissen mein groß Sehnen und Verlangen, das ich solch nach Euer Lieb hab' und wollt gern wissen, wie's ist Euer Lieb zur Stund, denn mir Zeit und Weil lang ist, daß ich so lang keine Botschaft von Euer Lieb hab," oder ein anderes Mal: „Die Walfahrt will ich gar gern lassen anstehen bis zu Eurer Rückkunft, daß ich Euer Lieb zu einem Walgefährten mög' haben, das ist mir ganz allerliebst!" so haben wir dieselbe herzliche Natürlichkeit wie im Volkslied. Und um noch ein fürstliches Beispiel zu wählen — zur Bestätigung dessen, was ich über die allgemeine Volksthümlichkeit des Gefühlsausdrucks sagte —, hören wir, wie der junge Maximilian das Scheiden von seiner Geliebten schildert. „Ich und meine herzliebe Rosin," schreibt er einem Vertrauten,[4] „sein in aller Lieb von einander geschieden. Sie hat um mich und wann sie die alten Tag gedacht hat, ob zehn Mal geweint

Digitized by Google

und uns hat nichts Wehers gethan an beiden Seiten, daß wir nicht mit einander haben reden mögen!“ Noch im 16. Jahrhundert finden wir diese einfache Natürlichkeit vielfach. Wie hübsch erzählt Sibylle von Sachsen ihrem gefangenen Gemahl davon,[5] „daß mein Bild, daß mir E. G. zum neuen Jahre geschenkt hat, mir nimmer auf dem Latze bleiben will, sunder es kraucht mir immer zum Herzgrübchen hinein; was es bedeuten thut, das weiß ich nicht; ich halte es vor einen schwarzen Edelstein gewißlichen und nicht vor ein Bild, und es mir von ganzem Herzen lieb ist.“ Aus anderen Kreisen ließen sich solche Beispiele leicht vermehren. Ich will sie nur von zwei Bürgersfrauen geben. Die eine, Susanna Martin Winter, ist eine unglückliche Frau; ihr Mann ist hart bedrängt, und in einem Klagebriefe[6] schildert sie ihre Noth: „Ich vermags warlich nit lang mehr; denn es ist viel auf mich gangen und haben warlich kärglich gelebt,“ aber doch ist die Liebe in ihr stark, auch im Unglück: „ich wollt nirgends lieber sein, dann bei ihm,“ ruft sie. Die andere, Magdalena Behaim — hier sind wir schon am Ende des 16. Jahrhunderts —, ist eine glückliche Braut. Ihrem Bräutigam schreibt sie einmal:[7] Jetzund schreibst Du mir auch, Du habst außerhalb Deiner Geschäfte eine gar langweilige Zeit; glaub ich Dir ja wohl! ich nimm's bei mir ab: ich hab zu thun, was ich wel, so feirn doch (die) Gedanken nit nach dir, mein allerliebster Schatz!“

Gewaltige Leidenschaft, lodernde Feuer spricht nicht aus all' diesen Stimmen. Der Geist der Zeit ist nüchtern, einfach oft bis zur Hausbackenheit. Was Johann Hadlaub einst von sich erzählte, daß er in Ohnmacht gefallen sei, als ein kleines Mädchen, das er liebte, sich von ihm kehrte, und ihm erst besser wurde, als ihm die Hand des Kindes gegeben wurde: das paßt nicht mehr in das 15. und 16. Jahrhundert, ebensowenig die Thränen der Liebessehnsucht, die zur Minnezeit so

Digitized by Google

häufig flossen. Man braucht nur daran zu denken, wie nüchtern und geschäftsmäßig die Mehrzahl der damaligen Heirathen geschlossen wurde: der praktische Sinn ist dabei ausschlaggebend. Wir hörten schon von Witwern, die sechs bis acht Monate nach dem Tode der ersten Frau wieder heirathen; auf „gute Heirathen" sieht alle Welt. Ausgezeichnet charakteristisch ist aus dem 16. Jahrhundert die Heirathsgeschichte Hermann Weinsbergs von Köln.[8] Burkhart Zink, der als armer Kaufmannsdiener eine arme Frau heirathete, ist dagegen nicht so sehr typisch. Aber aus seiner Selbstbiographie hören wir doch wieder jene einfach-herzlichen Töne:[9] „was mir das Weib lieb und was gern bei ihr, und bedacht mich mit meiner Hausfrauen, die was mir auch hold, und trost mich und sprach: „mein Burkart, gehab Dich wohl und verzag nit, laß uns ainander helfen, wir wollen wol außkommen.""

Ganz ähnliche Beobachtungen lassen sich bei den Aeußerungen des Schmerzes machen. Auch hier ist man einfacher, nüchterner, als auf der Höhe des Mittelalters. Zappert[10] hat in einer bemerkenswerthen Abhandlung den Ausdruck des geistigen Schmerzes im Mittelalter untersucht. Er spricht von einer thränenbrünstigen Stimmung, die für das religiöse Gefühl des Mittelalters charakteristisch ist. Aber auch der weltliche Schmerz, der anfangs nach den Lehren der Kirche gewaltsam niedergehalten wurde, nahm im eigentlichen Mittelalter überschwengliche Formen an. Heftiges Weinen, lautes Klagegeschrei, so laut, daß mitunter sogar das Blut aus Mund, Nase und Ohren stürzt, an die Brust schlagen, Ohnmachten und dergleichen sind solche Formen, in denen sich der gewaltige Affekt äußerte. Das war nun anders geworden.

Ohne Pathos, einfach und rührend äußert sich der Schmerz. Man macht nicht viel Worte. Ein hansischer Bürgermeister, Heinrich Vorrath von Danzig, der fern von

Digitized by Google

der Heimath in der Gefangenschaft seiner Frau daheim denkt, hängt einem offiziellen Bericht an der Stadt obersten Schreiber nur die kurzen Worte an:[11] „Sit myner Husvrowen trostlik, der Lyden my boven al Dink itzunt wee deit, dat kenne de almechtige Got!" Aber auch wo man sich weiter der Klage überläßt, bewahrt man Wahrheit und Natürlichkeit. Nur ein Beispiel will ich geben. Perchta von Rosenberg, vermählte Gräfin von Lichtenstein, deren unglückliches Leben Anlaß gab, daß man sie später nach dem Tode umherwandeln glaubte, klagt einmal ihrem Vater ihr unerträgliches Leid:[12] „Gott weiß es, daß ich unschuldig leide, daß er an mir ein treues Weib hat und mir es doch mit nichts Gutem vergelten will. . . Und, lieber Herr, erinnert Ihr Euch meiner nicht, Unrecht werdet Ihr an mir handeln, und mich trifft ein schändlicher Untergang. Niemand will mehr bei mir bleiben, der großen Noth und Unordnung wegen. Verheiratet hast Du mich, lieber Vater! Hättest Du mich lieber in die Erde einscharren lassen!" — Besonders charakteristisch ist die Gemüthsstimmung bei einem Todesfall; es tritt mehr der nüchterne Mensch, der den Tod als natürliches Ereigniß empfindet, zu Tage. Er empfindet lebhaften Schmerz, aber der Schmerz wird nie tragisch. Dazu kommt der Einfluß des Glaubens, der in dieser ganzen Zeit, trotzdem das ausgehende Mittelalter so gern über die Pfaffen spottet, doch übermächtig ist. „Ein Jeder ergiebt sich," wie es damals oft heißt, „Gott: denn der nichts Böses verhängt." Ueber das Unabänderliche giebt man sich nicht der Verzweiflung hin. „Darum, herzliebster Vetter," schreibt 1533 ein Bürgermädchen,[13] „bis getrost, denn es hilft kein Trauern nicht. Du kannst ihn nicht damit herwider bringen. Wenn ich wüßt', daß Trauern hülf und ich ihn könnte herwider mit bringen: ich wollt gern nimmermehr fröhlich werden." Aehnliche, sogar ganz gleiche Aeußerungen[14] finden sich öfter,

Digitized by Google

und darin zeigt sich wieder der konventionelle Zug der Zeit. Trotzdem war die Empfindung der Trauer nicht äußerlich und gering. Ich erinnere hier an eine Aeußerung Luthers beim Tode seines Töchterchens Magdalene. „Ich bin ja fröhlich im Geist," sagt er, „aber das Fleisch will nicht heran; das Scheiden veriert einen über die Maßen sehr. Wunderlich ist's zu wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig zu sein."

Luther ist überhaupt in hervorragendem Grade geeignet, uns das gesund-natürliche Gefühls- und Gemüthsleben jener Zeit zu veranschaulichen. In ihm lebt auch dasselbe Naturgefühl und derselbe Humor, wie sie dem Volksliede eigenthümlich sind. Seine Naturfreude mischt sich zum Theil mit seiner Religiosität; d. h. er sieht in der Schönheit der Natur in erster Linie eine Offenbarung Gottes; aber oft genug tritt sie doch in reiner und naiver Form hervor. Das zeigen seine in den Briefen und Gesprächen zerstreuten Naturschilderungen, vor allem auch seine Neigung, Bilder aus der Natur zu gebrauchen.

Von seinem Humor brauche ich nicht weiter zu sprechen. Ich darf annehmen, daß dieser volksthümliche Zug in ihm allgemein bekannt ist.[15] Auch das Charakteristische solchen Humors, der Scherz über eigene Leiden oder Gebrechen findet sich bei ihm. So spricht er einmal von seinem Alter und seiner Krankheit: „Aber die großest Krankheit hebt sich an mit mir, daß mir die Sonne so lange geschienen hat, welche Plage ihr wohl wisset, daß sie gemein ist und fast viel daran sterben."

Wichtig ist aber, daß der Humor dieser ganzen Zeit überhaupt besonders eigenthümlich ist. Davon zeugt namentlich das Leben im ausgehenden Mittelalter in tausenderlei Zügen; es giebt kaum ein Gebiet desselben, wo er nicht hervortritt. Von dem Humor des Volksliedes ist schon

Digitized by Google

gesprochen. Die Neigung der Zeit, zu lachen und zu scherzen, zeigt sich weiter in den zahlreichen öffentlichen Lustbarkeiten, in den Possen, die man bei allen Festen, namentlich zur Fastnachtszeit allgemein trieb. Selbst aus ernsten Feiern ließ sich diese volksthümliche frohe Laune nicht bannen. Ich erinnere an die risus paschales, die Scherze, die sogar die Verkündiger des Wortes Gottes zur Osterzeit trieben, um ihre Zuhörer zum Lachen zu bringen; ich erinnere an den „Roraffen", der am Pfingstfest im Straßburger Münster sein Wesen trieb und gegen den z. B. Geiler von Kaisersberg heftig eiferte. Eine Verkörperung hat dieser allgemeine Drang, fröhlich zu sein, in dem Narrenthum gefunden, das in dieser Zeit in besonderer Blüthe stand. Wie die Großen ihre Hofnarren, hatte das Volk seine Volksnarren. Die Lust am Narrenwerk ließ sogar Narrenvereine erstehen. In diesem Narrenthum steckt schon ein Stück von jener Sucht, die weiter geht, als der harmlose Humor, der Sucht zu necken und zu spotten. Auch darin war die Zeit groß; das zeigen die Spitznamen auf einzelne Personen, die Verspottung ganzer Stände und Berufsklassen, wie namentlich der Bauern und der Pfaffen, die Neckereien, mit denen sich die einzelnen Gegenden, Städte und Dörfer gegenseitig gütlich thaten, die Hänseleien, die in den Gilden der Kaufleute, den Zünften der Handwerker und den Bursen der Studenten beliebt waren: alles Züge, für deren besondere Häufigkeit in dieser Zeit sich massenhafte Belege anführen ließen. Die typische litterarische Personifikation dieser Volksneigung ist der Eulenspiegel, ebenfalls ein Produkt dieser Zeit.

Aber um wieder auf die harmlosere Volkslaune zu kommen, so zeigt sich diese noch auf vielen Gebieten: so in der Namengebung, wobei ich nicht die schon erwähnten Spitznamen, sondern eine Fülle komischer Bezeichnungen für Personen, Häuser, Ortschaften, für Thiere und Pflanzen, für die Waffen, für Speisen

Digitized by Google

und Getränke meine; so im Recht, worüber Giercke[16] genügend gehandelt hat; so in der Kunst — hier erinnere ich z. B. an die grotesken Karrikaturen, die der Steinmetz oder der Holzschnitzer sogar in dem Innern der Kirchen an Säulen und Chorstühlen anzubringen pflegte, an die fratzenhaften Wasserspeier außen an den Gebäuden, an die Lölle an den Thoren —; so in der Litteratur, in den Volksbüchern und Schwänken; so endlich auch in den Grabschriften.

Und um neben Luther noch andere Typen anzuführen, da ist wieder Anna von Brandenburg und ihr Gemahl Albrecht Achilles. In ihrem Briefwechsel[17] ist außerordentlich viel Scherz und oft derbe Laune enthalten. Er bittet sie sogar: „Flicht Narreteiding mit darein," und sie schreibt einmal: „Es nimmt mich seltsam, daß mich Euer Lieb beschuldigt, ich hab Euch nicht gut Schwänk geschrieben. Ich han es doch, so Ihr die Briefe alle lest, so grob gemacht, daß sein in der heiligen Zeit zu viel war." Wie Luther seine Neigung zu Scherz und Fröhlichkeit damit ausdrückt, daß er „geplagter Mann zur Rettung des armen cadaveris zuweilen ein solch Lustfreudlein von einem Zaune brechen müsse", so hören wir einen Kölner Bürger des 16. Jahrhunderts, Hermann Weinsberg, in seinem Gedenkbuch von ähnlicher Naturanlage sprechen: „Ich bin warm und feucht von Natur, gern fröhlich und lustig gewesen, und konnte keine Schwermuth lange bei mir statthaben."

Ich habe schon hervorgehoben, daß in diesem Humor ein gut Theil Derbheit steckt. Aus der Naturwüchsigkeit und der Volksthümlichkeit ergiebt sich dieser Zug von selbst, und man braucht ihn nicht besonders zu betonen. Die Menschen dieser Zeit sind wie heute das niedere Volk in seinen gesunden Schichten. Sie fühlen unmittelbar und geben dieser Empfindung auch entsprechenden Ausdruck; sie sind nicht prüde und nehmen kein

Digitized by Google

Blatt vor den Mund. Es verbietet sich von selbst, dies durch bezeichnende Beispiele zu erläutern. Wir haben gesehen, mit wie schöner Natürlichkeit man schöne Empfindungen ausdrückt: dieselbe Natürlichkeit findet sich auf diesem Gebiete. Es ist das kein Kontrast, sondern ein Zug, der völlig zu dem andern paßt. Auch hier gleichen wieder die Hohen den Niedern, und die Frauen den Männern. Ob heute z. B. eine Fürstin, wie dies Sibylle von Sachsen that, einen Beamten einen „lausichten Tintenfresser" nennen würde, bezweifle ich. —

Vielfach habe ich bisher schon Beispiele aus dem 16. Jahrhundert angeführt, und die erste Hälfte desselben gehört auch vollkommen dieser Periode des gesunden, kräftigen, natürlichen Gefühlslebens an. Das Jahrhundert bewahrt in einzelnen Schichten auch später viele Züge, die oben hervorgehoben worden sind. Unzweifelhaft aber bereiten sich in ihm doch auch wieder Strömungen vor, die auf einen völligen Gegensatz zu der bisherigen Gefühlsweise deuten, Strömungen, die schließlich die Oberhand gewannen.

Auf den ersten Blick scheint ein charakteristischer Zug früherer Zeit, die Volksthümlichkeit, im 16. Jahrhundert ganz besonders hervorzutreten, während doch in Wahrheit die Volksthümlichkeit des allgemeinen Denkens und Fühlens in dieser Zeit begraben wurde. Der Zug, der auf jene Art hindeuten könnte, ist der Grobianismus, jene allgemein beliebte unfläthige Roheit, jenes „Läuten mit der Sauglocke", um einen damaligen Ausdruck anzuwenden, jene Trunksucht, die fast zu einer Epidemie wurde, jene Vorliebe für das Fluchen, über deren maßlose Ausdehnung die damaligen Sittenprediger häufig klagen. Aber das ist keine gesunde Blüthe des Volkslebens; das ist Verwilderung, das sind Zeichen des Niederganges.

Unser Volk sinkt. Einsichtige Zeitgenossen haben das

Digitized by Google

damals sehr oft ausgesprochen, nicht bloß zelotische Prediger. Es scheint sogar, als ob weitere Kreise des Volkes es fühlten. Denn mir scheint eine trübe Lebensauffassung damals sehr allgemein geherrscht zu haben. Von der argen, bösen Welt und den schlechten Menschen sprechen nicht die Strafschriften allein. In harmlosen Privatbriefen z. B. kehrt das Thema auffallend häufig wieder." [18]

Der Humor weicht allmählich zurück vor dieser trüben Stimmung oder er verroht in jenem wüsten grobianischen Treiben. Und andererseits wächst die hausbackene Nüchternheit, von der ich oben sprach, vielfach zu einer kahlen und kalten Gefühllosigkeit aus, die den Humor nicht kennt, wohl aber die Berechnung und die finstere Grausamkeit.

Und weiter zeigt sich jetzt eine Seite des Gemüthslebens in so außerordentlicher Stärke, daß man darin eine besonders charakteristische Erscheinung erblicken muß. Zu allen Zeiten hat der Aberglaube im Volke gelebt und lebt noch heute, aber in jener Zeit spielte er eine gewaltige Rolle. Die Volksphantasie ist ungeheuer erregt und geschäftig; von Wundern und Schauergeschichten wird mit Vorliebe erzählt; der „mehrste Theil von Scribenten und Tichtern" hat es, wie es damals heißt, „auf Erregung von Fantasei, Furcht, Schrecken und Entsetzen abgesehen"; der Teufel gewann für Fühlen und Leben der Menschen eine ungeheure Bedeutung. Alles schon seit Ausgang des 15. Jahrhunderts, aber noch mehr, seitdem die religiösen Kämpfe Deutschland allenthalben erregten. Man weiß, wie fest Luther im Teufelsglauben stand und wie sehr er darin zur Nachfolge gereizt hat. Die Teufelslitteratur wächst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ungeheuer an; damals war in der That nach der Meinung der Menschen alles „voll Teufel". Furchtbar erwuchs aus diesem Glauben jener andere Wahn, der ebenfalls schon im 15. Jahrhundert stark auftritt,

Digitized by Google

in der Folge aber wie eine schaurige Epidemie die Menschen befiel, der Hexenwahn. Es ist jetzt wieder üblich geworden, als Protestant den Katholiken und als Katholik den Protestanten wesentliche Schuld daran zu geben. Das ist überflüssig. Bei beiden findet sich die Erscheinung in derselben Furchtbarkeit, und ihr letzter Grund liegt nicht sowohl in dem Glauben der einen oder der andern Kirche, sondern in der religiösen Aufgeregtheit und dem theologischen Eifer der ganzen Zeit überhaupt. Die Gährung und Unruhe, die schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts im Volke zu beobachten ist, erklärt den tiefen Widerhall, den die Anregung religiöser Umwandlung überall fand. Jene Formen aber des Aberglaubens wuchsen mit der fabelhaften Theilnahme an religiösen Dingen, die das Jahrhundert kennzeichnet, maßlos an. Aus gesundem Streben und inniger religiöser Hingebung wurde allmählich eine pathologische Sucht. Der Hexenwahn ist vor allem ein Zeichen, daß man nicht mehr gesund, sondern krankhaft fühlte.

Aber für den Wandel des Gefühlslebens ist doch das Wichtigste, daß das Volk in seinen führenden Schichten immer mehr verlernt, überhaupt natürlich zu fühlen. Das bewirkten vor allem und in erster Linie die neuen fremdartigen Einflüsse, die in dieser Zeit mächtig hervortraten.

Wichtig ist zunächst die gelehrte Bildung, die siegreich in immer weitere Kreise drang, wichtig namentlich durch ihren Gegensatz zum Volksthümlichen, dem sie überall entgegentrat und das sie schließlich unterdrückte. Es war nur bei wenigen ein freies, innerliches Aufnehmen der neuen Bildung, bei der Mehrzahl ein künstliches Anpassen an sie. Für gar viele war nur die Sucht maßgebend, sich vom Volke zu unterscheiden. Wie man die Muttersprache verachtete, wie die volksthümliche Eigenart aus der litterarischen Produktion mehr und mehr

Digitized by Google

verbannt und die Litteratur eine Litteratur der Gelehrten wurde: so wurde auf allen Gebieten eine Kluft zwischen dem Volk und den Gebildeten geschaffen. Und wenn nun ohnehin die neue Bildung nicht allein die Sprech- und Anschauungsweise wandelte, sondern auch die Art zu fühlen beeinflussen mußte, so mußte bei solchen Motiven und bei einer so äußerlichen Annahme das Gefühlsleben und der Gefühlsausdruck einem Zwang unterliegen, einem Zwang, der eben zur Unnatürlichkeit führte. Und das Volk, das sich von den neuen Einflüssen bedrängt fühlte, opponirte zunächst dadurch, daß es sich besonders roh und unfläthig gab. Man darf, glaube ich, den Grobianismus auch als eine Reaktion gegen die neue Bildung auffassen.

Aber die natürliche Volksthümlichkeit fand noch einen zweiten mächtigen Gegner. Das war das neufranzösische Bildungs- und Lebensideal, das seinen Mittelpunkt im Hofe hatte. Auf Deutschland wirkte es schon im 16.,[19] nicht erst im 17. Jahrhundert, mächtig, wenn es auch allgemein erst später angenommen wurde. Für uns ist das Wesentlichste, daß man sich wieder dieser neuen Bildung, die gar vielen anfangs sehr unsympathisch war, zwangsweise anpaßte, daß man immer mehr der Unnatur anheimfiel, zumal die neue Lebensanschauung nur das Aeußerliche, nur den Schein werthschätzte.

So tappte der gute Deutsche — ich spreche immer von dem Durchschnittsmenschen — zwischen diesen Einflüssen schwerfällig umher und gewöhnte sich mehr und mehr, anders zu leben, anders zu sprechen und anders zu empfinden, als es ihm natürlich war. Er gab freilich ein gutes Stück seiner selbst dabei hin.

Im Laufe der Zeit war so der größte Theil des deutschen Volkes einer völligen Verbildung anheimgefallen. Aus gesunder Natürlichkeit hatte sich das gerade Gegentheil, voll-

Digitized by Google

endetste Unnatur entwickelt. Wie das Lebensideal der Zeit rein äußerlich war,[20] wie alle Welt einer eitlen Sucht nach Rang und Titel sich hingab, wie man in Charakterlosigkeit, in hündischer Servilität verkam, wie man alles nur von einem krassen Nützlichkeitsstandpunkt auffaßte und sich in dem Streben, in der „curiösen, politischen und galanten" Welt, wie man um 1700 sagte, vorwärts zu kommen, größter Gewissenlosigkeit befleißigte, wie die Moral im Grunde nur auf die Trefflichkeit des äußeren Benehmens hinauslief, wie also Lüge und Schein das ganze Leben mehr als zu irgend einer andern Zeit beherrschten: so fühlte man auch unwahr und unnatürlich und gab auch dem natürlichen Gefühl unwahren und unnatürlichen Ausdruck. Man erhob die Unnatur geradezu zum Prinzip. Das äußere Symbol der Zeit ist die Perücke. Am schärfsten kam dieser Charakter etwa in der Zeit von 1670—1710 zum Ausdruck; aber die vorhergehende Zeit bietet ebenfalls nicht geringe Belege für denselben Grundzug.

Es ist klar, daß die Unnatur des Gefühlslebens sich im Ausdruck zunächst in dem Mangel an Einfachheit und Wahrheit zeigen mußte. In der That herrscht die Phrase und die Ueberschwenglichkeit, die Gewundenheit und die Manier. Aber dazu kommt ein Zweites. Der gute Deutsche konnte sich dieser Aufgabe — denn so faßte er die Sache ungefähr auf — nur mit ungeheuerster Schwerfälligkeit und Zeremonialität entledigen. Er sucht sich ungewöhnlich, in geschmackloser Ueberschwenglichkeit, die nach seiner Ansicht schön und fein war, auszudrücken: aber er stellt sich steif und unbeholfen dabei an. Zu dem Unwahren und Unschönen tritt für uns so noch das Lächerliche, das Groteske dieser Art hinzu. Die überall ängstlich gewahrte feierliche Zeremonialität vermehrte aber noch die Künstlichkeit. Auch die andern Nationen zeigen damals entsprechende Erscheinungen: aber keine kommt der deutschen darin auch nur entfernt gleich.

Digitized by Google

Was man in der Litteraturgeschichte „Schwulst“ nennt, ist keineswegs auf die Literatur beschränkt, auch nicht auf einen bestimmten Zeitraum dieser Periode. Man kann den Ausdruck vielmehr ganz allgemein und für die ganze Periode auf die Art, seine Gefühle zu äußern, anwenden. Andererseits tritt überall eine kalte Steifheit, die alle Empfindungen nur in konventioneller Phrase auszudrücken weiß, hervor. In solchem Ausdruck weht ein ertödtender Hauch, in ihm ist jede Wärme der Empfindung geschwunden.

So in dem Ausdruck der Liebe. Ich will einen Fall wählen, wo es sich wirklich um aufrichtige, leidenschaftliche Liebe handelte, aus der Mitte des Jahrhunderts, das Liebesverhältniß zwischen Karl Ludwig von der Pfalz und dem Hoffräulein Luise von Degenfeld. Sie schrieben sich anfangs — Karl Ludwig war verheirathet — unter erdichtetem Namen: Rosalinde und Montecelso. Da heißt es einmal in einem seiner Briefe:[21] „Rosalinde wolle sich unterdeßen versicheren, daß außer Sie und dero Gunst nichts ahnmuhtiges in Montecelso Hertz, Augen oder Gedancken kommen kan und daß ihm alle Stunden seines Lebens verdrießlich fallen, biß er mit mehrer Realitet, als bißhero geschehen, sich Ihrestheils Ihrer wirdt können vergewißern, wie er von Grundt der Sehlen Ihr bestendig ergeben bleibt.“ Das klingt doch anders, als die Liebesäußerungen 150 Jahre früher. Und dies ist ein begabter und tieffühlender Mann. Wie klangen da erst die Liebesbetheuerungen der damaligen Durchschnittsjünglinge, die sie sich mühsam aus Romanen, vor allem aber aus den Komplimentirbüchern, die damals von aller Welt als wichtige Stütze hochgeschätzt wurden, zusammengetragen und einstudirt hatten. Affektirte Anreden, wie „schönste und hochtugendseligste Nymphe“ waren wirklich damals nicht ungewöhnlich. Und wenn Christian Weise diese Art karrikirt

Digitized by Google

und einen Liebhaber schreiben läßt:[22] „Schönste Gebieterin. Glückselig ist der Tag, welcher durch das glutbeflammte Carfunckel-Rad der hellen Sonnen mich mit tausend süssen Strahlen begossen hat, als ich in dem tieffen Meere meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle ihrer Tugend in der Muschel ihrer Bekandschafft gefunden habe", so ist diese Satire doch nicht grundlos, wenn sie auch naturgemäß übertreibt.

Nicht anders drückt man den Schmerz aus. Schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts wird man wortreicher darin. Aus dem Tagebuche des Leipziger Kaufmanns Georg Planck[23] erwähne ich die Worte, die er 1590 beim Tode seines Margrettleins hineingesetzt hat: „O mein Gott, o mein Gott, wer es dein Will gewest und hettes mir das Kind gelassen, wie hett ich dir nimermer gnug danckhen kunen. Nuhn, Herr, dein Will ist geschehen und geschehe auch noch biß in Ewigkeit. Amen. O wie ein schon und selig End hastu genommen, mein libeste Tochter, Gott sei dir guedig! Jr Abconderfet nach irem Todt weist herlich auß, wie sie naturlich gesehen. Ich kan vor Laid nit mer schreiben." Von Unnatur kann man hier gewiß noch nicht sprechen. Wenn wir aber einen Brief aus dem Jahre 1592, den eine Nürnberger Kaufmannsfrau ihrem Gatten über den Tod ihres einzigen Söhnchens schrieb — „Mus also gedencken," heißt es da,[24] „so balt ihn gehabt, nit unser gewesen ist und leider ein vergebliche Freutt gehabt haben; muß mich demnach mit Got zufriden geben, den ich leider sich, nit mer davon pring, den Schbegung (Schwächung), bösen Kosp und böse Augen; muß mirs ausschlagen, so vil mir nor miglich. Desgleichen wolst du aug thon, herzliebster Schatz, und dirs aus dem Sin schlagen und gedultig sein" — wenn wir diesen Brief mit jenen Worten vergleichen, so hat die Nürnbergerin zweifellos noch ganz die alte Art. Bei Planck weisen die drei O's schon auf die künftige Entwickelung. Man wird allmählich pathetisch.

Digitized by Google

Das hervorragendste Beispiel einer wirklich empfundenen, pathetischen Todesklage, das mir aus dieser Zeit bekannt ist, ist ein Brief des erwähnten Karl Ludwig vom Jahre 1674 nach dem Tode eines Töchterchens, „Morgens um 5 Uhr" geschrieben:[25]

„Soll einer dan nicht lieber mit ehren todt sein, alß in der Bangichkeit leben, daß, waß man von andern mehr bedacht und mehr caressirt, eheſtens in die Erde muß? Bin ich ein sündiger Mensch, waß können dan meine arme und liebste unschuldige Kinder und Unterthanen und Diener davor?" So geht es fort, und am Schlusse heißt es: „Bin ich dan zornig mitt Haß, hab ich nicht meistentheilß recht dazu wegen der Bößheit, Untrew, Ungehorsam, Unerkenntlichkeit der Menschen? O Gott! halte mich ab, daß ich nicht lästere und verzweiffele! O Hertz, halte auß, sondern zu zerbrechen! O Verstand, verlaße mich nicht, biß ich in gutem Muht und Vertrawen außahteme!"

Ein gewisses Wohlgefallen am tönenden Klang der Worte, eine etwas schwulstige Ausdrucksweise läßt sich nicht verkennen. Aber der Ausdruck ist noch nicht geschmacklos, wie er es bei den echten Kindern des Perückenzeitalters wurde.

Ganz allgemein darf man für die krasse Unnatur des Gefühlsausdruckes jene „Trauercarmina" und „Epicedia", die damals bei einem Todesfall unerläßlich waren, anführen. Hätte man wirklich natürlich und tief gefühlt, so hätte der von Schmerz erschütterte Gatte oder Vater sich voll Ekel von diesen schwulstigen Trostspenden und Beileidsbezeugungen abwenden müssen. In Wahrheit aber waren ihm diese Phrasen eine Wohlthat, er erbaute sich daran und vergoß dabei Thränen. Vor allem, die damals üblichen servilen Lobeserhebungen schmeichelten ihm, ein für die eitle Scheinsucht der Zeit recht bezeichnender Umstand. Je höher an Rang und je wohlhabender einer war, um so überschwenglicher waren diese

Digitized by Google

prosaischen und poetischen Ergüsse, die, von allen möglichen Freunden und Bekannten verfertigt, nun zur Erbauung und um der lieben Eitelkeit willen unter einem möglichst schwulstigen Titel zusammengefaßt, gedruckt und verbreitet wurden. Massenhaft findet man diese „doppelten Klagezypressen" oder „Herzschmerzlichen März-Trauer-Thränen", die „Schmerzlichen Perlen-Verluste" und wie die schönen Titel sonst lauten, auf jeder älteren Bibliothek.

Beispiele aus ihnen will ich nur insoweit geben, als der sein Beileid Bezeugende in einem ganz engen Verhältniß zu dem Gestorbenen steht, also einen wirklichen Schmerz, nicht bloße Theilnahme auszudrücken sucht. Den Schmerz um den Naumburger Bürgermeister Bergner äußert 1686 der einzige Sohn Bernhard unter anderem so:[26]

„Die Krone meines Haupts (ach! ach!) ist abgefallen
In meiner zarten Blüth', so mich gezieret hat!
Die Mauer lieget da, ist von des Todes Knallen
Geworffen jetzund umb! Wo ist die feste Stadt?
Ach! alzu grosser Riß, den mir der Höchste schicket!
Ach! gar zu strenger Schluß, der über mich jetzt geht!
Des Herren Vaters Gunst mich nun nicht mehr anblicket,
Die Freude ist dahin, des Traurens Wind mir weht!

Wie lachten mich doch an die väterlichen Blicke,
Die, welche gab herfür sein treues Vater-Hertz!
Sie stets ergetzten mich. Seh' aber ich zurücke,
So liegt Er in der Grufft! Ach, Schmertz! Ach, grosser Schmertz!
Von meiner Seit' ist (Ach!) nunmehro weggerissen
Das holde Vater-Hertz, mein Schutz und starker Schild
In meiner Jugend Bluhm!" u. s. w.

Auf den Tod des D. Georg Wolfgang Wedel, Prorektors in Jena, Comes Palatinus Caesareus (6. September 1721), hat Johann Christian Gnüg 1723 die nöthigen Trauerschriften zusammengestellt. Die nächsten Hinterbliebenen beklagen

Digitized by Google

da am Schluß der Trauergedichte den Tod so. Die „schmertzlich-betrübte" Wittwe Catharine Sophie Wedelin:

„Hertzallerliebster Schatz, darff Dich mein Winseln stören?
So habe doch Gedult, die Wehmuth anzuhören,
Die mein betrübtes Hertz in jener Stunden hegt,
Da sich Dein Ehren-Haupt zu seiner Ruhe legt" u. s. w.

Der „schmertzlichst-betrübte Sohn" D. Johann Adolph Wedel:

„Vergönnet noch einmahl, Ihr Theuersten Gebeine,
Weil meine treue Pflicht doch Eurer nie vergißt,
Daß noch der Mund zuletzt bey Eurem Leichen-Steine
Wiewol zu meinem Schmertz, von Euch die Asche küßt,
Daß Hertz und Auge stets nach Eurem Grabe siehet,
Macht, weil noch der Magnet im Moder an sich ziehet" u. s. w.

Die drei kleinen Kinder „beseufftzen kläglich" den Tod also:

„Hertzliebster Herr Papa, da wir bey Seiner Aschen
Das müde Wangenfeld mit heissen Thränen waschen,
So ist zwar alle Krafft aus unsern Adern fort,
Und gleichwol führt der Mund noch manches Jammer-Wort.
Hilff Himmel, lallen wir, wie willst Du uns bedrängen?" u. s. w.

Die beiden Enkelinnen beginnen.

„Hochsel'ger Groß-Papa, es zittert Hertz und Hand,
Die wir den schwachen Kiel mit Trauer-Sylben netzen
Und unsern matten Fuß zu Deiner Grufft versetzen" u. s. w.

Natürlich sind diese Wedelschen Trauerbezeugungen nicht von den Trauernden selbst verfaßt, entsprechen aber doch der Art, wie man damals eben seiner Trauer Ausdruck gab.

Dagegen wird das nachfolgende Trauergedicht auf den Tod seiner Eltern sicherlich von dem Sohne selbst, dem S. S. Theol. stud. Franz Büttner, verfaßt sein.[27] Es heißt darin:

Digitized by Google

„Ich hörte mit erschrocknen Sinnen:
Dein Vatter giebet gute Nacht,
Und hat den Lauff zu Ende bracht,
Sein Lebens-Geist geht nun von hinnen.

Noch nicht genug! auf kurtze Zeit
Vermehren sich die Jammer-Klagen:
Die Mutter wird zu Grab getragen!
Die Blume fällt, die uns erfreut!

Der Vatter ist nicht mehr vorhanden,
Die Mutter-Liebe endet sich!
Es gehet alles über mich
Bey so betrübten Todes-Banden."

Aber er nimmt demüthig den Schlag Gottes hin:

„Ich küsse die erzürnte Ruthen;
Wenn Er noch weiter schlagen will,
So halte ich Ihm dennoch still,
Und solt ich mich zu todte bluten."

Natürlich verführt schon die poetische Form und die Art ihrer damaligen Handhabung zu Schwulst und Unwahrheit: immerhin muß man diese Aeußerungen doch als charakteristisch gelten lassen.

Daß in einer solchen Zeit der echte und wahre Humor, dessen Schwinden ich schon erwähnte, einem steifen, affektirten Pseudoscherz, einer lendenlahmen, mitleiderregenden Witzelei wich, ist selbstverständlich. Besonders interessant ist aber, wie diese Zeit ihre Verbildung und Manierirtheit in ihrem Verhältniß zur umgebenden Natur, in ihrem Naturgefühl beweist. Die Art desselben können uns die Dichter der Zeit wohl veranschaulichen, die zu wahren und innigen Naturschilderungen völlig unfähig sind und entweder Nüchternheit und Unempfindlichkeit zeigen oder durch geschmacklose Phrasen, durch das Schäfergetändel und den künstlich hervorgesuchten antiken Apparat ihre Gefühlsarmuth beweisen. Andererseits geben uns aber die

Digitized by Google

Naturbeſchreibungen ein deutliches Bild davon, wie groß der Mangel an tieferem Naturgefühl war.[28] Wer damals die Alpen durchzieht, hat keine Empfindung für ihre grandioſe Schönheit. Er bemerkt nur die Gefährlichkeit und Wildheit. Eine „ſchöne" Landſchaft iſt dem Menſchen damals nur die fruchtbare Landſchaft. Zeiller z. B. berichtet in ſeinem „Teutſchen Reyßbuch durch Hoch- und Niederdeutſchland", da er von der Schweiz oder von Thüringen ſpricht, kein Wort von landſchaftlichen Reizen in unſerem Sinne. Vom Schweizerland ſchreibt er ſehr bezeichnend: „Ob nun wohl es hohe rauhe Berg, mit welchen es umgeben, ſo hat es doch auch fruchtbare Thäler, feiſte Wieſen, Getreid- und Weinwachs;" von Thüringen rühmt er auch nur die Fruchtbarkeit. Als die Lady Montague ferner 1716 durch die ſächſiſche Schweiz reiſte, ſah ſie nur die Gefährlichkeit der „fürchterlichen Abſchüſſe". „Dresden," ſchreibt ſie, „erſchien mir nun, nachdem wir über dieſe furchtbaren Berge gegangen waren, wunderbar anmuthig in einem ſchönen großen Platze an den Ufern der Elbe." Gegen die wilde Schönheit der Natur war alſo jene Zeit völlig blind. Das war übrigens auch ſchon die frühere Zeit geweſen, der modern-romantiſche Empfindung ebenſo fremd iſt. Auch damals ſah man in den Alpen ein „gräulich und langweilig Gebirg". Daß man alſo unſer landſchaftliches Auge noch nicht hatte, das können wir dem 17. Jahrhundert nicht ohne weiteres als Zeichen der Unnatur anrechnen. Dieſe ſehen wir vielmehr erſt bewieſen, wenn wir fragen, wie denn das landſchaftliche Ideal der Zeit beſchaffen war. Die Dichter, wie geſagt, zeigen es uns, aber noch beſſer jene landſchaftliche Schöpfung, die für alle Zeiten als Muſter der Geſchmackloſigkeit und Unnatur gelten wird, der franzöſiſche Garten. Er entſprach ganz der Zeit, die die Perücke und das Schönpflästerchen liebte. Die Natur wurde vergewaltigt, Künſtlichkeit und zeremonielle Steifheit, da-

Digitized by Google

neben Unwahrheit und Groteskheit — ich erinnere an die geschnittenen Thier- und Menschenfiguren — wollte man auch haben, wenn man sich in der Natur bewegte. In diesem Garten, zwischen den regelmäßigen Reihen von Taxusbäumchen, die bald als Kugeln, bald als Pyramiden geschnitten waren, zwischen eckigen, geschnittenen grünen Wänden, im Angesicht verschnörkelter antiker Amoretten, konnte man im Reifrock und Perücke seinen Gefühlen recht im Geiste der Zeit Ausdruck geben. In dieser Umgebung war eine Liebeserklärung, wie ich sie oben mittheilte, durchaus angebracht.

Würde es nicht über den Rahmen meiner Aufgabe hinausgehen, so würde ich versuchen, in dieser Epoche der Unnatur verschiedene, unzweifelhaft hervortretende Phasen festzustellen. Doch genügt es, den Grundzug gezeichnet zu haben. Hingegen darf ich nicht den Hinweis darauf versäumen, daß die unnatürliche Verbildung sich doch nicht auf alle Kreise des deutschen Volkes erstreckte. Abgesehen von den niederen, namentlich den ländlichen Schichten, die von der neuen Bildung ausgeschlossen sein mußten, widerstand zu Anfang des 17. Jahrhunderts noch mancher Deutsche, wenn auch nicht der neuen Bildung überhaupt, so doch ihrem Einflusse auf das Innere. Wenn z. B. ein aus Kärnthen vertriebener Edelmann, Hans von Khevenhüller, 1630 seiner Frou schreibt:[29] „Ach Gott, wie ist mier so leid, daß ich die schöne Zeit in dem Ellendt mueß zubringen, ich kume wol nicht mer ohne meines Schatz so lang auß", oder: „wie ich mich auf mein Herzallerliebsten Schatz freie, kan ich nicht schreiben; ich glaub nicht, daß sich ein Preitigam auf seine Braut allso freiet": so sind das Klänge wie aus der früheren Periode. Vor allem sind es aber die Frauen, die — wenn sie auch dieses Vorzuges sich wenig bewußt waren und sich den Männern gegenüber zurückgeblieben vorkamen — sogar in der schlimmsten Zeit sich größten-

Digitized by Google

theils, auch in der vornehmen Welt, eine natürliche Art des Fühlens, naive Volksthümlichkeit, oft Derbheit und Humor bewahrt haben. Man denke an Liſe Lotte von der Pfalz. Ich habe das in meiner Studie über die deutſchen Frauen des ſiebzehnten Jahrhunderts[30] ſchon früher genauer nachgewieſen. Den vielen dort enthaltenen Belegen will ich hier noch einen hinzufügen. Wie wenig nach Art der Zeit, aber wie rührend klingt doch ein Eintrag, den eine ſteiriſche Bürgersfrau, Maria Eliſabeth Stampfer, in ihr Hausbuch beim frühen Tode eines Töchterchens macht:[31] „Haben ihr ein Namben geben, Caecilia, und iſt gleich geſtorben. Hab alss ein liebs Engerl im Himmel droben!“

Es wäre ſehr intereſſant, einmal näher zu unterſuchen, wie weit bei der endlichen Reaktion gegen die Unnatur die Frauen von Wichtigkeit geweſen ſind. Einen bedeutenden Antheil daran haben ſie jedenfalls: ich erinnere nur an die Rolle, die ſie in der pietiſtiſchen Bewegung ſpielen. Man erkannte ſpäter in dem Kampfe gegen die Unnatur die den Frauen eigenthümliche Natürlichkeit recht wohl und wußte ſie zu ſchätzen. Das zeigen z. B. manche Stellen der „Moraliſchen Wochenſchriften“, das zeigt Gellert, der wiederholt jenen Vorzug hervorhebt.[32] Man weiß auch, wie wichtig die Mütter für die Entwickelung der beſten Männer des vorigen Jahrhunderts geweſen ſind.

Ich nannte eben die pietiſtiſche Bewegung. Man nimmt in ihr gemeinhin und mit Recht den Ausgangspunkt eines ſich allmählich vollziehenden ſeeliſchen Wandels an. Dieſe Bewegung, die ſich raſch verbreitete, darf nicht nur als kirchliche aufgefaßt werden. Es liegt in ihr zugleich und vor allem eine Reaktion gegen die Aeußerlichkeit der herrſchenden Lebensauffaſſung. Indem man ſich von der Welt wegen der allgemeinen Sittenloſigkeit abwandte, wandte man ſich von dem ganzen da-

Digitized by Google

maligen Scheinwesen überhaupt ab. Das Wichtigste ist aber die aus dieser Abkehr sich ergebende Einkehr in das Innere. Es entwickelt sich in diesen Kreisen bald ein überreiches Gefühlsleben; das Herz tritt um so stärker in sein Recht, je mehr es bisher vergewaltigt war; bald tritt eine stärkere Selbstbeobachtung hervor und damit ein Kultus der inneren Empfindung: eine weiche Gefühlsseligkeit ist die Signatur der ganzen Bewegung.

Von dem Ausgangspunkt der religiösen Umwandlung, deren Bedeutung auch noch später sichtbar ist,[33] verbreitete sich nun zum Theil unter fremden Einflüssen der Wandel in das sittliche Leben — „Moral" ist das Schlagwort —, in das gesamte Fühlen und Empfinden.

Die unglaubliche Verbildung, die gleißende Aeußerlichkeit hatte sich überlebt. Man begann schließlich die öde Leere des Innern zu empfinden; man wandte sich ab von der Nichtigkeit des bisherigen Treibens, man wollte zur Natur zurück.

Das Ziel war das richtige, und sehr bald zeigten sich die günstigen Folgen der großen allgemeinen Reformarbeit. Aber man schoß zugleich über das Ziel hinaus; man übertrieb jetzt nach der anderen Richtung; man fiel von einem Extrem in das andere.

Besonders wichtig ist, daß man für die neuerwachten Kräfte kein Feld in der Außenwelt, im öffentlichen Leben fand.[34] Man lebte nur der Innenwelt und dem inneren Empfinden.

Die neue Gefühlsperiode der Empfindsamkeit ist noch nicht natürlich und noch nicht gesund. Wunderbar ist das bei der eben betonten Ausschließlichkeit nicht. Man hatte gleichsam das Innere entdeckt und wühlte fast wollüstig in ihm, man wußte sich vor Gefühl und Empfindung nicht zu lassen. Es war das Ueberfließen eines gewaltsam eingeengten Stromes; es war das Hervorbrechen einer tiefen Sehnsucht, die nun keine Befriedigung finden konnte. So erklärt sich das

Digitized by Google

Ueberreizte, das Ueberspannte der Zeit, so erklärt sich die Weichheit und Rührseligkeit. Man arbeitete sich in einen solchen Zustand hinein, daß jeder leise Eindruck ein Gefühlsmeer hervorrief. Von der Fülle dieses Gefühlslebens, von der Maßlosigkeit des Gefühlsausdruckes können wir modernen Menschen uns nur schwer eine Vorstellung machen. Oft fühlt man so stark, daß man unfähig ist, es auszudrücken. „Ich brach neulich mit vollem Herzen ab," schreibt Herder einmal,[35] „und konnte nichts reden, nichts schreiben". . .

Das neue Gefühlsleben hatte bald einen besonderen Charakter angenommen. Die Unbestimmtheit der Empfindungen, die ewige Erregung und Unbefriedigtheit brachte mehr und mehr einen schwermüthigen Zug in die Menschen. Anfänglich hatte man, um in der Sprache der Zeit zu reden, mehr an „angenehmen Empfindungen seine Seele ergötzt": allmählich überreizt man sich. Man wird wehmüthig, liebt das Traurige, das Schaurige, die Nacht, den Tod. „Unsere heutigen Mädchen," klagt einmal Wieland,[36] „sind, Gott sey's geklagt, fast durchgängig auf Schwermuth und Empfindsamkeit gestellt." Aber das männliche Geschlecht war es nicht minder. Miller, der Siegwartdichter, wollte nur solche Mädchen als liebenswerth gelten lassen: „Mein Mädchen muß weinen können und Thränen lieben. Thränen der Freude und der wehmüthigen Zärtlichkeit sind für mich das süßeste in der Natur."[37]

Es war eine Zeit, in der überall die Thränen fließen. Was einmal ein junges Mädchen an Gellert über ihr Gefühlsleben schreibt:[38] „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern" — das paßt ganz gut auf das Gefühls-

Digitized by Google

leben überhaupt. Diese ungemeine Reizbarkeit, die ihre Zuflucht zu Thränen nimmt, findet man überall. Man überschritt darin alles Maß. Man weint nicht nur im Leide, man weint vielmehr bei jeder Gelegenheit; Jeder bemüht sich, die Rührung zu steigern; man giert geradezu nach Rührscenen. Ueber freundschaftliche Briefe vergießt man Freudenthränen und liest die Briefe weinend Andern vor. Bei der Lektüre von Büchern weint alle Welt, nicht nur, wenn man Bücher las, wie den Werther, der seinerzeit ein Thränenmeer hervorgerufen hat; man weint auch über den Messias, wie der junge Wieland, über den Homer, wie Gleim. Treffen sich zwei Freunde, die sich einige Zeit nicht gesehen haben, so fallen sie einander in die Arme und weinen, und ein Dritter, der das beobachtet, weint vielleicht aus Rührung mit. Braut und Bräutigam weinen oft miteinander; so mochte es geschehen, daß sie am Waldesrand sitzen und still dem Sonnenuntergang zusehen: gleich kommt die Rührung, der Braut fallen die Thränen aus den Augen und dem Bräutigam auch, und dann weinen sie eine Zeit lang, ohne zu wissen, warum, fallen sich schließlich schluchzend um den Hals und geloben sich ewige Liebe. Man hatte daran einen wirklichen Genuß. Ich habe schon früher einmal[39] folgende diese Thränenwollust besonders veranschaulichende Stelle aus einem Briefe des jungen Claudius an Gerstenberg angeführt: „Wollen Sie uns nicht bald wieder mit einigen süßen Tändeleien beschenken? Nein, liebster Freund, ob es gleich große Wollust ist, solche Tändeleien zu lesen, so haben doch die tragischen Empfindungen einen mächtigen Vorzug; schenken Sie uns also lieber ein Trauerspiel oder sonst tragische Stücke, dabei man so recht weinen muß. Wie unaussprechlich süß ist die Thräne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück seines Freundes weint, und wer wird uns die Thränen besser herauslocken können als Sie? O, bester Gerstenberg, wenn Sie so recht

Digitized by Google

betrübte und traurige Gemälde und Empfindungen liegen haben, gönnen Sie mir das Vergnügen, solche zu lesen, ich will Sie auch ewig lieben."

Diese Blüthezeit der Thränenseligkeit dauerte nicht allzu lange, aber die thränenreiche Rührseligkeit blieb charakteristisch für die ganze Epoche. Die vorübergehende Mode des genialischen Sturmes und Dranges setzte an Stelle der Thränen die hohlen, excentrischen Worte und den Aufwand erhabener Kraft bei den größten Unbedeutendheiten; aber auf die große Masse blieb sie ohne Einfluß. Und auch nachdem sich in unserer klassischen Zeit bei den Edelsten und Besten das Gefühlsleben zu reiner Schönheit und Natürlichkeit geklärt hatte, schwand aus dem Deutschen die rührselige Empfindsamkeit nicht oder doch nur langsam. Am längsten hielt sie sich in den unteren Schichten, wie ja oft zu beobachten ist, daß diese eine Geschmacksrichtung, die sie erst langsam von den oberen Klassen angenommen haben, noch bewahren, wenn jene sie verlassen. Ich erinnere an Wilhelm Hauffs Schilderung des Leseklubs der Handwerker. Vor der Thür hört man schon ein „vielstimmiges Schluchzen und Weinen", „nur Gestöhn und tiefes Herzseufzen".

Ich will den Gefühlsüberschwang der empfindsamen Zeit nicht weiter ausmalen. Natürlich offenbarte er sich nicht nur in der Thränensucht und Rührseligkeit, sondern im Gefühlsausdruck überhaupt.

Da ist vor allem wichtig, daß man es liebte, alle Empfindungen und Gefühle, und waren sie noch so zart und innerlich, zu offenbaren und mitzutheilen. Wenn man den eigenen Empfindungen sorgsam nachspürte, wenn man sich an seinen eigenen Gefühlen freute, erhob, rührte; wenn man diese Gefühle selbst künstlich noch steigerte, um ganz Empfindung zu sein: so übte man diese Selbstbeobachtung nicht nur um seiner selbst willen. Man war nicht nur durch die Fülle der Gefühle gewungen, sie

Digitized by Google

auszusprechen; sondern es trieb die Menschen dazu auch eine Sucht, eine gewisse Eitelkeit, eine Mode.

Man mußte zu zeigen wissen, daß man ein echtes Kind der Zeit, ein gefühlvoller Mensch war. Aber mehr! Die gegenseitige Mittheilung der Gefühle erweckte Widerhall. Man hörte und las Gefühlsschilderungen auch von ganz Fremden, nur um sich selbst daran wieder aufzuregen. So spricht Goethe[40] sehr treffend von einer „so allgemeinen Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern." Aus diesem allgemeinen Zug erklärt sich vornehmlich der Freundschaftskultus des vorigen Jahrhunderts, der in der exaltirtesten Weise gepflegt wurde,[41] auf den ich hier nicht eingehen will. Das aber war das Wesentliche daran: man wollte, wie Brockmann einmal an Bürger schreibt, „die Herzen gegen einander ausgießen". Er war lediglich die Folge des überschwenglichen Gefühlslebens, das zum Aussprechen zwang.

So kommt es, daß der Gefühlsausdruck dieser Zeit zur Gefühlsmalerei wird. Man mußte sich so der Unwahrheit und Unnatur, der man entrinnen wollte, oft wieder nähern, oft ihr völlig verfallen. In dem Bestreben, aller Welt einen Einblick in die Tiefe seiner Seele zu geben, konnte man nur allzu leicht Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit vergessen.

Sehr charakteristisch ist dafür der Ausdruck des Schmerzes bei Todesfällen. Ich will hier gar nicht Beispiele anführen, wie solche, daß ein Freund dem andern sein Leid mittheilt und sich in maßlosen Schilderungen seines Schmerzes ergeht. Vielmehr brauche ich, um die Allgemeinheit solcher Art zu beweisen, nur die gewöhnlichen, überall hingesandten, durch Abschrift vervielfältigten oder gedruckten Todesanzeigen heranzuziehen. Aus

Digitized by Google

einer Reihe mir bekannt gewordener pommerscher Todesanzeigen[42] will ich eine anführen, die einer Frau von Essen, die 1770 den Tod ihres Mannes mittheilt. Es heißt darin:

„Wir haben den zärtlichsten Ehemann, den liebreichsten Vater, wir haben in ihm alles verlohren. Unser Kummer ist zu groß, als daß wir ihn ausdrücken könten. Nur gefühlvollen Herzen ist es mögl. ihn zu empfinden. Nur die können mit uns gleiche Regungen haben, wenn wir uns den beweglichen, lehrreichen und seeligen Abschied unsers besten Freundes von der Welt vorstellen. Dieser Auftritt ist für uns gar zu rührend gewesen. Das Herz ist zu beklemmt, wenn es sich deßen erinnert, die Thränen der Liebe, die wir unserm redlichen Ehemanne und Vater zollen, verhindern uns weiter zu schreiben, und wir müßen durchaus einen Vorhang vor diese traurige Scene ziehen, wenn uns nicht die äußerste Wehmuth ganz dahin reißen soll." Diese Art der Anzeigen ist damals völlig normal.

Dieselbe Gefühlsmalerei zeigen die Geständnisse der Liebenden. Noch gegen 1750 klebte Manchem die steife, gefühllose, ceremonielle Art früherer Zeit an, wenn auch die Seele vielleicht schon gefühlvoller empfand. Aus dem Briefe einer Braut, den G. Freytag angeführt hat,[43] hebe ich folgenden Satz hervor: „Mein Herz haben mir mit Deren angenehmen Schreiben ein großes Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen, meinem Geliebten, den allerverpflichtetsten Dank abstatte." Aber die Mehrzahl der Verliebten sprach damals schon anders. Nach meiner „Geschichte des deutschen Briefes", in der ich die Liebesbriefe daraufhin geschildert habe, gebe ich einige Belege.[44] Man „sagt sich — so Wieland und Sophie La Roche — in dem Angesichte Gottes zu, sich so lange zu lieben, als man die

Digitized by Google

Tugend lieben würde". Das ist noch der moralische Ton der ersten Zeit der Empfindsamkeit. Man wird schwärmerischer, idealer, verzückter, so Klopstock und seine Braut. „Hier, hier, Clärchen! hier zittert mein Herz nach Dir! — Doch kein Wort mehr, kein Wort mehr davon! Ich will mir's in meinem Leben nicht mehr unterstehen, die Unaussprechlichkeiten der Umarmung aufschreiben zu wollen." Und sie schreibt: „Ach, Klopstock! — ach, wie liebe ich Dich! Ach, wenn ich Dich erst wieder habe! O, wie will ich Dich lieben!" Und man wird noch leidenschaftlicher. „O Freund," schreibt eine keineswegs besonders sentimentale Frau, die Gattin des unglücklichen Schubart, ihrem Vertrauten, „eine Thränenflut stürzt auß meinen Augen, waß ist doch die Liebe! O, was leide ich, mein Blut wolte ich theilen, wann es meinem Geliebten Etwaß nüzen sollte!" Und hören wir Herders Braut: „Ich warf mich endlich ins Bett — es war die schönste, hellste Mondennacht — und schrie laut in den Himmel und Mond hinein — um Dich, mein Geliebtester, mein Engel, um Dich, der Du so ganz, so innig, so tief in meinem Herzen bist!" Immer mehr tritt ein übersinnliches Schwärmen hervor. Herder und Karoline fassen die Liebe schon, wie er es einmal ausdrückt, als „die Naheit und Freundschaft unserer Geister und Herzen", und oft redet er sie an: „freundschaftliche, edle Seele!" Wirr und qualvoll tobte wieder die Liebesleidenschaft bei Anderen und bethörte Herz und Sinne. Goethe bietet hier den hervorragendsten Typus. Das Uebernatürliche und allzu Schwärmerische tritt vor der wirklichen Leidenschaft zurück.

Man darf nicht denken, daß alle die Verliebten, die sich in sentimentalen Ergüssen überboten, immer so tief und erhaben fühlten. Die Auffassung, die das 18. Jahrhundert im großen und ganzen von der Liebe hat, könnte schon davon zurückhalten. Man darf an das leichte Getändel der Anakreontiker erinnern,

Digitized by Google

die es mit ihren gekünstelten erotischen Liebesscherzen gewiß so schlimm nicht meinten und ihre sentimentalen Bedürfnisse um so ausgiebiger in dem Freundschaftskultus befriedigten. Wichtiger ist die Auffassung der vornehmen Gesellschaft, die damals frivole Sittenlosigkeit wie ein selbstverständliches Vorrecht pflegte und damit auch das Bürgerthum ansteckte. Machte man aber in vielen, namentlich den vornehmeren und am meisten französirten Kreisen wenig Hehl aus solcher Auffassung, so mischte sich doch häufig diese leichte Sinnlichkeit auch mit jener zur Schau getragenen sentimentalen Schwärmerei. Die „Liebesodyssee" Johann Martin Millers, der die thränenreichste Geschichte der Zeit, den Siegwart schrieb, kann das lehren. Erich Schmidt[45] hat sie nach Millers eigenen Worten geschildert und gezeigt, daß „statt eines verzehrenden Scheiterhaufens nur ein Strohfeuer loderte", daß diese thränenreichen Erlebnisse im Grunde lächerlich und erlogen sind.

So dürfen wir öfter dem schwärmerischen Ausdruck der Liebe mißtrauisch gegenüberstehen: ja, wir dürfen es gegenüber dem Gefühlsausdruck der Zeit überhaupt. Die Thränen sind nicht alle geflossen, von denen man schrieb, und nicht alle, die flossen, kamen aus dem Herzen. Und die freundschaftlichen Küsse und exaltirten Liebeserklärungen an Freunde konnten auch nicht immer echt sein. Wenn weiter die genialen Stürmer und Dränger sich vor lauter O's! und Ha's! nicht zu lassen wissen und mit hohlen Worten um sich werfen, so war dies Titanenthum nur sehr künstlich, unwahre Imitation. Viele der so charakteristischen gefühlvollen Briefe sind ferner nur um des Effektes willen geschrieben. In den Tagebüchern kokettiren die schönen Seelen über die Maßen und quälen sich ab, um ein möglichst gefühlvolles Innere zu zeigen. Denn — verschlossen hielt man sie nicht. Man ließ solche Tagebücher sogar anonym drucken, wie der unglaublich

Digitized by Google

exaltirte Lavater, und gab sich dann den Anschein, als wisse man von der Herausgabe nichts.[46]

Absichtliche Heuchelei, bewußte Lüge war das alles nicht oder nicht durchaus. Es war mehr die Folge des Ueberschwanges an sich und die Sucht, eine allgemeine Mode mitzumachen, sich darin hervorzuthun. Man mochte oft glauben, man fühle wirklich so, und betrog sich dabei doch selbst. Eine Zeit, die sich so auf das Gefühlsleben konzentrirte, mußte diese Erscheinungen hervorbringen.

Man darf deshalb aber nicht den ungeheuren Fortschritt, den das deutsche Empfinden gemacht hat, auch nur im geringsten in seiner unermeßlichen Bedeutung herabsetzen. Wie außerordentlich hatte sich das Gefühlsleben vertieft! Jetzt konnte ein solcher Vollmensch, ein so wahrhaft natürlich empfindender Mensch wie Goethe erstehen. Freilich mußte er sich mit den herrschenden Strömungen auseinandersetzen, wie im Werther, aber er überwand sie. Von dem exaltirten Treiben fühlte er sich abgestoßen; das Gebahren eines Mannes wie Lenz war ihm widerwärtig. In ihm gestaltete sich das neue Gefühlsleben zur Klarheit und Harmonie.

Das zeigt sich auch in einer Seite, die ich in dieser Epoche noch nicht berührt habe, in seinem Naturgefühl. Auch hier hatte sich seit dem 17. Jahrhundert ein fruchtbarer und für alle Zukunft wichtiger Wandel vollzogen. Auf den Gang dieser Entwickelung, wie sich die Augen für gewisse Schönheiten der Natur gleichsam erst öffneten, wie man zuerst die Natur zu beschreiben liebte, wie man dann von der Stufe des moralisch-erbaulichen Ergötzens an der Natur und von der bescheidenen Vorliebe für das Idyllische und Friedliche in der eigentlich sentimentalen Zeit zu dem romantischen Naturgefühl kam, will ich hier nicht näher eingehen.[47] Verschwunden war jedenfalls das künstliche

Digitized by Google

Naturideal der verflossenen Periode; verschwunden auch der Nützlichkeitsstandpunkt der früheren Zeit, bald auch die beschauliche Vorliebe für das „Angenehme". Jetzt fand man das Hochgebirge, die einsame Wildniß, das stürmische Meer schön. Der melancholische Beisatz blieb in dieser Auffassung natürlich noch lange bemerkbar, im übrigen beginnt aber jetzt eine außerordentliche Naturschwärmerei: noch heute ist sie nicht gewichen. Man genießt die Natur mit ganzer Seele. „Ich mochte nicht allein reden," sagt Meiners[48] von einer Fahrt nach der Insel Mainau, „sondern kaum reden hören, und ich war am seligsten, wenn ich mich recht in meinem Busen freuen und mein Entzücken ganz in mir verschließen konnte."

Wichtig ist vor allem, wie innig allmählich der Zusammenhang zwischen dem menschlichen Gefühlsleben und der Natur wird. Charakteristisch ist eine Stelle aus einem Briefe Goethes von 1771:[49]

„Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's Lothring'sche Gebirg, da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsterniß des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durch's Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnißvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend."

Dieser Zusammenhang, diese „wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur", dieses „innige Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze", wie es Goethe[50] bei sich fand, ist aus dieser Zeit auf die neue, auf unsere Zeit übergegangen.

Als Goethe, der in seiner späteren Entwickelung vielfach über die geschilderte Epoche hinausragte, starb, war diese neue

Digitized by Google

Periode, die auch für das Gefühlsleben eine neue Periode bedeutet, noch nicht angebrochen, aber sie war nicht mehr fern. Man darf, ohne natürlich die Zeitangabe zu pressen, ihren Anfang kurz vor die Mitte unseres Jahrhunderts setzen. Wer den Gefühlsausdruck unserer Großeltern in den zwanziger und dreißiger Jahren studirt, wird das empfindsame Gefühlsleben und den langathmigen Ausdruck der Gefühle noch ziemlich regelmäßig finden, wenn auch ein Unterschied gegen die Blüthezeit der Sentimentalität naturgemäß schon bemerkbar ist.

Man empfand bald, daß ein anderes Geschlecht, das dem öffentlichen Leben sein ganzes Interesse zuwandte, heranwuchs. Eine sehr charakteristische Stelle dafür habe ich in meinem mehrfach zitirten Buch über die Geschichte des deutschen Briefes[51] angeführt. Als Tieck 1841 Friederike Krickeberg bat, ihm Gentzens Briefe an sie zu überlassen, antwortete sie: „Sie würden sie heute noch fühlen — aber wer sonst? Auch diese Zeit ist vorüber; die Liebe hat ein anderes Gewand umgehängt; die zarten Stoffe sind verweht, und ich glaube, ein junger Mann, der jetzt solche Briefe schrieb, würde sich nicht mehr männlich erhaben vorkommen."

Allerdings ist unser Gefühlsleben männlicher geworden und auch weniger ideal. Ja, der Zug der Zeit scheint nüchtern und materiell zu sein. Irren würde aber, wer da meinte, das Gefühlsleben sei weniger tief geworden. Im Gegentheil: daß wir an sentimentalen Ergüssen und an Gefühlsduselei keinen Geschmack mehr finden, zeugt von größerer Tiefe. Die Forderung der Natürlichkeit ist ungleich schärfer, ja sie wird übertrieben. Unser Fühlen ist vor allen Dingen feiner geworden. Trotz des kargen äußerlichen Ausdrucks, trotz des häufigen Verschlossenseins zittern die Saiten in uns viel lebhafter als früher. Wir sind für die Verschiedenheit der Eindrücke empfänglicher, wir nüanciren unsere Gefühle außerordentlich.

Digitized by Google

Ein Stichwort für den Charakter des modernen Gefühlslebens zu geben, ist eine unsichere Sache. Aber es scheint, daß das Wort, das man so vielfach hört und das man heute mit besonderer Vorliebe auf das Fühlen und Empfinden der Zeitgenossen anwendet, das Wort „Nervosität" in der That zu einem solchen Stichwort gemacht werden kann; „Nerven" in unserem Sinne haben unsere Vorfahren nicht gehabt. Sie sind ein Erzeugniß stark verfeinerter Kultur einerseits, des totalen Wandels der äußeren Lebensverhältnisse andererseits: wir leben rascher als unsere Vorfahren.

Erb[52] hat kürzlich den Einfluß der Zeitverhältnisse auf die Nervosität dargelegt. Er hat sehr richtig ausgeführt, wie die außerordentlichen Errungenschaften unserer Kultur, die ungemessene Steigerung und Schnelligkeit des Verkehrs, die kolossal gewachsenen Ansprüche an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen, die politischen und sozialen Kämpfe, die Schärfe der heutigen Genüsse, das moderne Großstadttreiben, der wirthschaftliche Kampf ums Dasein und so vieles andere die Zunahme der Nervosität in unseren Tagen wohl begreiflich machen. Aber er behandelt wesentlich die pathologische Seite der Erscheinung, die ja nicht zu leugnen ist. Eine pathologische Bedeutung will ich aber dem Wort, wenn ich es zur Bezeichnung des modernen Gefühlslebens überhaupt verwende, nicht geben. Die größere Reizbarkeit und Empfindlichkeit — und damit ist, wie gesagt, die Feinheit des Empfindens verbunden —, kann sehr wohl bestehen und besteht, ohne daß unser Gefühlsleben dadurch krankhaft geworden ist. Erb weist selbst auf Ziemssens Ausführungen über die Möglichkeit der Gewöhnung und Anpassung unseres Nervensystems an die neuen Lebensverhältnisse hin. Und nur in diesem Sinne mögen wir von der neuen nervösen Periode sprechen, einer Periode, die ihren Höhepunkt sicher noch nicht erreicht hat.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes, I, S. 17 f.

[2] Lamprecht, Deutſche Geſchichte, IV, S. 271.

[3] Vergl. v. Buchwald im Hiſtoriſchen Jahrbuch, 1883, und meine Geſchichte des deutſchen Briefes, I, S. 84 ff.

[4] Geſchichte des deutſchen Briefes, I, S. 98.

[5] Ebenda, S. 147.

[6] Vergl. meine Zeitſchrift für Kulturgeſchichte, Bd. I, S. 110.

[7] Dieſen Briefwechſel, der ſich im Nürnberger Nationalmuſeum befindet, gebe ich demnächſt für die Bibliothek des litterariſchen Vereins heraus.

[8] Vergl. meinen Aufſatz „Vernunft- und Liebesheirathen" (Vom Fels zum Meer, 1893/4, Heft 8, S. 71 f.).

[9] Chroniken der deutſchen Städte, V, S. 128 f.

[10] Denkſchriften der Wiener Akademie, philoſ.-hiſtor. Klaſſe, V, 1854.

[11] Hanſereceſſe II, II, S. 142.

[12] Minutoli, Friedrich I., zweiter Abſchnitt, S. 91 f.

[13] Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes, I, S. 170.

[14] Ebenda, Anm. 1.

[15] Vergl. z. B. meine Geſchichte des deutſchen Briefes, I, S. 115 f.

[16] Der Humor im Recht.

[17] Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes, I, S. 82 ff.

[18] Ebenda, I, S. 181 f.

[19] Vergl. meinen Aufſatz „Die Anfänge des franzöſiſchen Litteratur- und Kultureinfluſſes in Deutſchland in neuerer Zeit" in der Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte, VII, S. 349—382.

[20] Vergl. meinen Aufſatz „Der vollkommene Hofmann" in der Zeitſchrift für Kulturgeſchichte, I, S. 414—425.

[21] Vergl. meine Geſchichte des deutſchen Briefes, II, S. 194.

[22] In den „Drei ärgſten Erznarren".

[23] Grenzboten 35, I, 2, S. 217.

[24] Vergl. die erwähnte Ausgabe der Bibliothek des litterariſchen Vereins (204. Publikation desſelben).

[25] Vergl. Geſchichte des deutſchen Briefes, II, S. 89 f.

[26] In „Davidiſche gläubig-großmüthige Seelenberuhigung auf den Tod" u. ſ. w., Zeitz 1686.

[27] In „Gläubiger Chriſten Trübſal und Labſal" auf den Tod des Predigers J. G. Büttner in Frankfurt a. M., 1707 vom Prediger Michael herausgegeben.

[28] Vergl. meinen Aufſatz im „Ausland", 1893, Nr. 13 ff.: Beiträge zur Geſchichte des Reiſens, II. Das Naturgefühl auf Reiſen.

Digitized by Google

[29] Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, II, 1857, S. 282 f.

[30] In meinen „Kulturstudien", Berlin 1893, S. 66—83.

[31] Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, 3. Folge, Bd. II, 1891, S. 231.

[32] Vergl. meine Geschichte des deutschen Briefes, II, S. 252, 264 f.

[33] Ebenda, S. 281.

[34] Vergl. Biedermann, Unnatur und Lüge im vorigen Jahrhundert, in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, N. F. III, 1874, S. 468.

[35] Aus Herders Nachlaß, Bd. III, S. 422 f.

[36] Vergl. Geschichte des deutschen Briefes, II, 285.

[37] Vergl. Erich Schmidt, Aus dem Leben des Siegwartsdichters, Deutsche Rundschau, Bd. 28, S. 451.

[38] Vergl. Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert, II, 2, S. 58, Anm.

[39] Geschichte des deutschen Briefes, II, S. 286.

[40] Dichtung und Wahrheit, Buch XIII.

[41] Vergl. meine Geschichte des deutschen Briefes, II, S. 355 ff.

[42] Ebenda, S. 381 f.

[43] Bilder aus der deutschen Vergangenheit, 7. Aufl., 4. Bd., S. 170.

[44] II, S. 348 ff.

[45] Deutsche Rundschau, Bd. 28.

[46] Vergl. Biedermanns citirten Aufsatz in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, N. F. III, S. 461.

[47] Vergl. den oben citirten Aufsatz von mir: Das Naturgefühl auf Reisen; ferner meine Geschichte des deutschen Briefes, Bd. II, S. 281 ff., und besonders auch Bieses Buch: Die Entwickelung des Naturgefühls.

[48] Briefe über die Schweiz, Bd. I, S. 17.

[49] Vergl. meine Geschichte des deutschen Briefes, II, S. 284 f., wo ähnliche Stimmen angeführt sind.

[50] Dichtung und Wahrheit, Buch XII.

[51] II, S. 408.

[52] Ueber die wachsende Nervosität unserer Zeit, Festrede, Heidelberg 1893.

Digitized by Google

Ueber

Geld bei Naturvölkern.

Vortrag,
gehalten am 28. Februar 1895 in der Litterarischen Gesellschaft in Wien.

Von

Dr. Oskar Lenz,
Professor der Geographie an der deutschen Universität in Prag.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Der Gegenstand der nachstehenden Betrachtungen, das Geld, bildet ein überaus wichtiges Element in der kulturgeschichtlichen Entwickelung der Menschheit, ein Element von derselben Bedeutung, wie etwa die Vervollkommnung der für die Arbeit nöthigen Werkzeuge und Instrumente. Hervorgegangen ist das Geld als ein zeitlich und örtlich begrenzter Werthmesser zweifellos aus dem einfachen Tauschverkehr, welcher Tauschverkehr verschwinden mußte, sobald die technischen Fertigkeiten der Menschen sich vervollkommneten und vervielfältigten, sobald überhaupt eine Theilung der Arbeit eintrat. Es genügte dann der Austausch gewisser erstrebenswerther oder nothwendiger Gegenstände zwischen den einzelnen Personen, Familien, Stämmen, Völkern nicht mehr, es mußten Werthobjekte geschaffen werden, die möglichst unentbehrlich und für Alle von einem gleichen Werthe waren; durch die Schätzung des Werthes der Güter bildeten sich gemeinsame Umsatzmittel.

Mit dem Worte „Geld" bezeichnet Roscher eine solche allgemein beliebte Tauschware, die zur Vermittelung der verschiedenartigsten Tauschoperationen, zur Messung der Tauschwerthe überhaupt, sowie als Werthträger durch Raum und Zeit angewendet wird; kommt dann noch die Anerkennung des Staates dazu, daß dieselbe Ware als stillschweigend verstandenes Zahlungsmittel für alle Verbindlichkeiten gebraucht werden soll, so vollendet sich der Begriff des Geldes.

Digitized by Google

Ehe aber gemünztes Metall oder anderes Geld erfunden werden konnte, mußten Maße und Gewichte festgestellt sein, und dieses thaten zuerst die Babylonier, von denen alle Eintheilungen nach Zwölften und Sechzigsteln abzuleiten sind, also von Zahlen, die besonders günstig zur Eintheilung in Unterabtheilungen sich erweisen, besser wie das Dezimalsystem. Aegypter, Juden, Phönizier und Griechen nahmen von den Babyloniern das metrologische System an, und diese Maße wanderten dann von Ost nach West. Wein und Oel wurden von Griechenland in griechischen Thongefäßen nach Italien eingeführt, und diese Thongefäße wurden die Hohlmaße der Italiker. Die Griechen aber hatten, da sie Korn und eine Zeitlang auch Oel aus Kleinasien bezogen, Gewürze und Salben aber aus Babylon, sich asiatische Hohlmaße aneignen müssen. Und da die Eintheilung der vorderasiatischen Hohlmaße auf dem babylonischen Zahlensystem beruht ($^1/_{12}$ und $^1/_{60}$), so ist auch in Bezug auf räumliche Maße Babylon als die Mutter der metrologischen Weisheit anzusehen (Andree, Ethnographische Parallelen). Die Erfindung des gemünzten Geldes aber muß wohl den Griechen zugeschrieben werden; die ältesten Münzen, die man kennt, stammen aus Lydien und bestehen aus einer Mischung von Gold und Silber.

Die Babylonier sind also die Erfinder der Maßkunde und die Schöpfer des sog. Gold- und Silberbarrenverkehrs, die Griechen die Erfinder der Geldprägung. Von Anderen wird übrigens Aegypten als das Land bezeichnet, wo zuerst gemünztes Geld entstand; im alten Testament ist bekanntlich mehrfach von Silberstücken die Rede. Dieser uralte babylonische Barrenverkehr ist zum Theil noch in einzelnen Theilen Asiens erhalten. In den östlichen Himalajaländern, in Centralasien, in einigen Theilen Hinterindiens und Chinas war es bis tief in unser Jahrhundert hinein gleichgültig, ob das Silber geprägt ist oder

Digitized by Google

nicht; sein Werth wurde nach dem Gewicht bestimmt, und für die Güte des Metalles müssen Privatstempel garantiren. Der Ausdruck „Geld brechen" für Geld wechseln, wie er sich z. B. bei den Finnen findet, rührt noch von dem alten Barrenverkehr her.

Die Nachrichten über den Gebrauch wirklichen Geldes gehören nur der historischen Periode an; in den sog. prähistorischen Zeiten scheint ein derartiges Werthmittel nicht existirt zu haben, denn unter den Funden aus den verschiedenen Epochen (Steinzeit, Bronzezeit 2c.) findet sich nichts, was als Geld angesehen werden könnte; es scheint da noch der einfachste Tauschverkehr stattgefunden zu haben. Insbesondere scheinen die schön gearbeiteten Schmuck- und Gebrauchsgegenstände aus Stein oder Metall vielfach als Tauschmittel gegen andere zum Leben nothwendige oder wünschenswerthe Gegenstände gedient zu haben.

In der Entwickelungsgeschichte der Menschheit hat es wohl zweifellos Zeiten gegeben, während welcher nicht nur überhaupt kein Geld existirte, sondern nicht einmal ein Austausch der verschiedenen Lebensbedürfnisse stattfand, wo in warmen gleichmäßigen Klimaten wenige einfache, kultur- und bedürfnißlose Menschen sich von den Früchten des Waldes nährten, in Höhlen oder unter primitiven Schutzdächern sich vor Wind und Regen verwahrten und in dieser Weise stumpfsinnig ihre Tage verbrachten. Traten aber Umstände ein, welche diese Menschen, zunächst vielleicht aus Mangel an genügender Nahrung, zwangen, allerhand primitive Kunstgriffe anzuwenden, um diesem Mangel entgegenzuarbeiten, wurden die ersten Werkzeuge und Waffen, wenn auch anfangs noch so einfach, erfunden, so trat naturgemäß eine Theilung der Arbeit ein. Der Eine war geschickter und glücklicher in der Jagd, der Andere verstand es, Thiere zu zähmen, ein Dritter suchte aus Pflanzensamen eßbare Früchte zu gewinnen, — ein Austausch der gewonnenen Erzeugnisse war

Digitized by Google

die Folge und damit gleichzeitig ein gewisser friedlicher Verkehr untereinander. Im Laufe der Zeit bildeten sich von selbst Wertheinheiten heraus: eine bestimmte Quantität Fleisch entspricht einer bestimmten Menge von Früchten oder irgend einem einfachen Industriegegenstande.

Dieser Zustand aber dauerte gewiß bis zu dem Zeitpunkte, in welchem die ersten und einfachsten Gemeindewesen entstanden, wo überhaupt eine Person oder eine Gruppe von Personen eine gewisse Autorität über die Mehrzahl erlangte. Der einfache, willkürliche Austausch verschiedener Objekte genügte dann bei zunehmender Arbeitstheilung und der Entwickelung der technischen Fertigkeiten nicht mehr, man mußte einen einheitlichen anerkannten Werthmesser schaffen, und diesen bildeten nach allem, was wir von der ältesten Geschichte der Menschen wissen, auf lange Zeit hinaus, bei manchen Völkern noch in der Gegenwart, vor allen die verschiedenen Hausthiere, insbesondere Rinder. Reichlich finden wir in den ältesten Schriften Nachrichten darüber, wie das Rind als Einheit gegenüber anderen erstrebenswerthen Gegenständen — Waffen, Schmuck, Sklaven, Weiber — gilt; insbesondere bieten die homerischen Gesänge eine Fülle diesbezüglicher Details. In der ganzen Kulturgeschichte der Menschheit giebt es kaum ein wichtigeres, tiefer einschneidendes Ereigniß, als die Zähmung und Benutzung gewisser Thiere; der Unterschied zwischen Jagd- und Fischervölkern einerseits und Hirtenvölkern andererseits ist ein ganz bedeutender; deshalb werden auch vielfach die anscheinend höher entwickelten amerikanischen Ureinwohner doch in intellektueller Beziehung unter und nicht über die Autochthonen Afrikas gestellt.

Indes, es kann hier nicht Aufgabe sein, einen Ueberblick über die Geschichte des Geldes zu geben; wir wollen uns im Gegentheil mit den diesbezüglichen Verhältnissen bei jetzt noch lebenden Naturvölkern beschäftigen; wir wollen sehen, was für

Digitized by Google

Werthmesser die Eingeborenen Afrikas, die malayisch-polynesische Bevölkerung der Südsee-Inseln, die Indianer Amerikas ꝛc. verwenden oder wenigstens bis in die neueste Zeit verwendet haben. Die autokratische Gewalt eines Häuptlings, mehr noch die Vorliebe der Bevölkerung für einen gewissen Gegenstand und das stillschweigende Uebereinkommen der Eingeborenen unter sich hat thatsächlich die verschiedenartigsten Gegenstände zum Range von Werthmessern für eine gewisse Lokalität und für eine gewisse Zeit erhoben.

Infolge des in unserer Zeit immer lebhafter werdenden Verkehres der Kulturvölker mit den sog. Naturvölkern verschwinden deren eigenthümliche Sitten und Gebräuche immer mehr, und es ist eine ebenso dankenswerthe als nothwendige Aufgabe, alle diesbezüglichen Einzelbeobachtungen zu sammeln. Mit großem Fleiß und vielem Geschick hat besonders R. Andree eine Fülle kulturhistorisch und ethnographisch wichtiger Details zusammengestellt und verarbeitet, Details, die sich sowohl auf das geistige Leben der von der europäischen Kultur noch nicht berührten Völker beziehen, als auch auf deren soziale und wirthschaftliche Verhältnisse; das Geld, in was immer für einer Form, spielt aber bei den letzteren gewiß keine unbedeutende Rolle.

Wenn einmal in späteren Zeiten die Geschichte des letzten Drittels unseres Jahrhunderts geschrieben werden wird, so muß zweifellos die Kolonialpolitik darin einen hervorragenden Platz einnehmen; insbesonders ist es die politische Theilung des afrikanischen Kontinentes, die ein besonderes Interesse erregen dürfte. Merkwürdige Dinge spielen sich da vor unseren Augen ab. Staaten, die nie an die Erwerbung überseeischer Besitzungen gedacht haben, treten als Kolonialmächte ersten Ranges auf, wenigstens wenn man die Fläche des beanspruchten Territoriums dabei als Maßstab annimmt. Der Flächenraum der Ländereien, welche Deutschland im Verlaufe der letzten zehn Jahre theils

Digitized by Google

als Kolonie, theils als Schutzgebiet erworben hat, wird zu etwa 5¼ Millionen Quadratkilometer berechnet, also fast zehnmal soviel, als die Größe des Deutschen Reiches beträgt; das Gebiet des Kongostaates ist mehr als siebenzigmal so groß, als das Königreich Belgien; die sog. erythräische Kolonie Italiens ist fast ebensogroß, als das Königreich selbst. Spanien macht im nordwestlichen Afrika allein Anspruch auf ein Territorium von 700 000 Quadratkilometern; Frankreichs Kolonien in Afrika, Asien, Amerika und in der Südsee umfassen 4¾ Millionen Quadratkilometer, davon allein 3½ Millionen in Afrika; das Mutterland ist etwa 536 400 Quadratkilometer groß! Dabei ist ganz abgesehen von den alten Kolonialstaaten: Großbritannien, Holland und Portugal, von denen ersteres bei der Theilung Afrikas natürlich auch nicht zu kurz gekommen ist.

Der größte Theil dieser Ländereien ist, wenigstens was Afrika betrifft, nur ganz oberflächlich erforscht; immerhin weisen die Karten dieses Kontinentes im Vergleich etwa mit den vor zwanzig Jahren erschienenen einen ganz bedeutenden und erfreulichen Fortschritt auf. Eigenthümlich berühren nur auf den modernen Karten Afrikas die zahlreichen bunten Linien und Flächen, welche die Grenzen der Kolonien angeben sollen, Grenzen, die ohne jede Rücksicht auf wirthschaftliche, geographische oder ethnographische Verhältnisse rein zufällig entstanden sind. Wenn ein neuerer Forschungsreisender einige Tage früher in eine Gegend kam, als ein anderer, so zog er die Flagge seines Landes auf, und mit einem Schlage hatte sein Vaterland einige tausend Quadratmeilen Terrain gewonnen! Freilich mit der Erhaltung und Entwickelung solcher Flächenräume geht es nicht so schnell; dazu bedarf es vieljähriger Opfer an Blut und Geld, und die Herren Aktionäre, die an Kolonialgesellschaften, sowie an Handels- und Plantagenunternehmungen betheiligt sind, müssen wohl recht alt werden, ehe sie Dividenden einstecken

Digitized by Google

können. Die schönen Zeiten der Sklaverei sind eben vorüber, während welcher England, Holland, Spanien und Portugal sich rasch aus ihren Kolonien bereichern konnten. Vieljährige Arbeit und bedeutendes Anlagekapital sind heutzutage nöthig, damit die Enkel die Früchte des Fleißes und Unternehmungsgeistes ihrer Vorfahren genießen können.

Wenn sich auch im Laufe der Zeit die Grenzen der einzelnen Kolonialreiche naturgemäß ändern werden, so ist das Ganze doch eine schöne große Sache, die in der Wirthschaftsgeschichte der europäischen Staaten einen hervorragenden Platz behaupten wird!

Wenn der Handel auch vorläufig noch die Haupteinnahmequelle für die Europäer im tropischen Afrika bildet, so müssen weiter blickende Unternehmer doch an eine Abnahme desselben in absehbarer Zeit denken, sei es, daß die Naturprodukte zu selten werden, oder daß von gewissen Gegenständen mehr geliefert wird, als der europäische Markt verträgt, daß also die Preise derselben bedeutend sinken. Und in dieser Beziehung liegt doch wohl die Zukunft vieler und ausgedehnter Landstriche von Afrika in der Plantagenwirthschaft. In Deutsch-Ostafrika giebt es ja bekanntlich bereits Plantagenanlagen; insbesondere aber dürften die von der Colonialverwaltung eingeführten Versuchsplantagen von großem Vortheil werden, in denen unter genauer Kenntniß der Bodenbeschaffenheit und der lokalen meteorologischen Faktoren verschiedene tropische Pflanzen kultivirt werden. Warum soll der Tabak, der Kaffee, der Kakao und manches Andere nicht aus deutschen Kolonien in Deutschland Verwendung finden; warum sollen jährlich so viele Millionen für diese Produkte an fremde Kolonien bezahlt werden!

Deutsches Kapital und deutsche Arbeitskraft haben für die nächsten Jahrzehnte einen ausgedehnten Wirkungskreis durch die Erwerbung so ausgedehnter Ländereien in Afrika und Ozeanien

Digitized by Google

erhalten; nur muß man nicht Ansprüche hinsichtlich der finanziellen Erträge stellen, wie sie keiner Kolonialmacht der Erde in der ersten Zeit der Besitzergreifung zu theil geworden sind. Alles in der Welt braucht seine Zeit, also auch die Entwickelung von solchen Kolonien, die bis jetzt erst zum allergeringsten Theile in geographischer und naturhistorischer Beziehung genügend durchforscht worden sind.

Man muß vor allen Dingen im Auge behalten, daß speziell in Afrika eine zahlreiche und lebensfähige einheimische Bevölkerung existirt, die nicht auf den Aussterbe-Etat zu setzen ist, wie etwa die Indianer Nordamerikas oder die Bewohner gewisser Südsee-Inseln. Sowohl unter den besonders vom Islam beeinflußten Sudannegern, wie auch unter den Bantuvölkern ist die Mehrzahl der einzelnen Volksgruppen im stande, sich gegenüber der europäischen Invasion zu erhalten, besonders wenn durch die neueren Maßregeln die Einführung von Rum und Schießmaterial in Afrika beschränkt wird; aber bei dieser kräftigeren und seßhaften Bevölkerung kann selbst der Import von europäischem Alkohol nie jene verheerende Wirkung hervorrufen, wie es bei den unstät lebenden nordamerikanischen Indianern der Fall gewesen ist. Das tropische Afrika wird immer die Domäne der Afrikaner bleiben, und die dankbare Aufgabe der europäischen Beamten, Missionare und Kaufleute besteht darin, diese erziehungsfähigen Menschen abzuhalten, sich beständig unter sich zu befehden, sie zu veranlassen, die wüsten Gebräuche des menschenopfernden Fetischismus abzulegen, und unter Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse und tausendjähriger Gewohnheiten des privaten Lebens, die nicht ohne weiteres sich abschütteln lassen, diese Leute zu regelmäßiger Arbeit im Ackerbau, im Handel und selbst im Gewerbe zu animiren.

Halten wir nun eine Umschau unter den heutigen sog. Naturvölkern, um zu sehen, welche Gegenstände als Werth-

Digitized by Google

messer im Gebrauche sind. Es ist für die Ethnographie und Kulturgeschichte von Bedeutung, alle diesbezüglichen Daten sorgsam zu sammeln und zu bewahren, denn in unserem Zeitalter des Verkehrs werden bald auch die entlegensten und am meisten abgeschlossenen Völker in den allgemeinen Weltverkehr einbezogen werden, und damit müssen naturgemäß alle diesbezüglichen Eigenthümlichkeiten verschwinden. Wir könnten diese Umschau entweder auf rein geographischer Grundlage vornehmen, indem wir etwa die Naturvölker Afrikas, Asiens, Amerikas und Ozeaniens in dieser Richtung Revue passiren ließen, oder wir können die wichtigsten der als Geld dienenden Objekte betrachten und zusehen, wo die betreffenden Gegenstände als Geld in Gebrauch sind. Letzterer Vorgang scheint mir für unsere Zwecke der mehr praktische. Bei Betrachtung der Geldverhältnisse der Naturvölker müssen wir natürlich absehen von jenen Waaren europäischer Provenienz, die bei dem noch immer vielfach üblichen Tauschhandel zwischen den weißen Händlern und den Eingeborenen in Verwendung kommen; wir können nur jene Gegenstände in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, die unter den Eingeborenen selbst als eine allgemein gültige Münzeinheit cirkuliren und dabei ebenso Werthschwankungen unterworfen sind, wie bei uns Silber, Gold und gewisse Papiere.

Unter den Kulturvölkern zu Zeiten eines früheren Entwickelungsstadiums, wie auch unter den Naturvölkern der Gegenwart finden wir die allgemein verbreitete Ansicht, daß der Stärkere der Herr des Schwächeren ist, also das System der Sklaverei. Der Sklave aber ist eine Waare wie jede andere, über welche der Besitzer frei verfügen kann, eine Waare, die je nach ihrer Güte einen bestimmten Werth repräsentirt. Es wurde also auch der Mensch eine Art Werthmesser, und thatsächlich erfahren wir aus älteren Reiseberichten über den westlichen Sudan in Afrika, daß der Sklave oder die Sklavin

Digitized by Google

zu einer Art höherer Landesmünze wurde. Man kaufte Pferde, Rinder ꝛc. gegen Sklaven, deren Werth nach Alter, körperlicher Beschaffenheit und sonstiger Brauchbarkeit natürlich stark variirte. Den höchsten Werth repräsentirten dabei kräftige Jünglinge und mit physischen Vorzügen ausgestattete erwachsene Mädchen, für welche sich nach und nach ein gewisser Einheitspreis ausgebildet hatte. Auch unter den Papuas auf der großen Insel Neu-Guinea soll der Preis der Waaren früher nach Sklaven abgeschätzt worden sein. Indes konnten Sklaven als relativ bedeutende Werthobjekte naturgemäß nie den Charakter eines weitverbreiteten Werthmessers annehmen; sie konnten gewissermaßen nur im Großhandel Verwendung finden, für den täglichen Kleinverkehr unter sich mußten die Eingeborenen auf andere Gegenstände verfallen, und die Zahl derselben ist wahrlich ganz beträchtlich. Uebrigens sollen auch die alten Germanen werthvolle römische Waffen und Rüstungen gegen Sklaven erworben haben.

Aus der tieferen Kulturstufe der Jagd- und Fischerstämme entstanden zunächst Hirtenvölker, und die Herden von Rindern, Schafen, Ziegen ꝛc. bildeten nicht nur das Kapital dieser Völker, sondern auch das cirkulirende Geld.

Die Helden von Troja schätzten noch den Werth ihrer Rüstungen nach Rindern ab; in den Gesetzen des Drako, wie auch bei den alten Germanen werden die Strafen in Rindern ausgezahlt, und in der Bibel findet sich wiederholt die Anschauung, daß Herden sowohl Geld als auch Kapital darstellen. In Medien und Persien erscheint Vieh als Geld (pecus, pecunia), und dasselbe findet sich in dem Gesetzbuche Zoroasters. Noch in der Lex Saxonum wird der Werth der verschiedenen Solidi und anderer Geldsorten in Rindern und Schafen bestimmt. Ja noch im Anfang unseres Jahrhunderts konnten die ersten Ansiedler in Texas ihre Bedürfnisse nur mit

Digitized by Google

Vieh bezahlen. Aber noch heute gilt bei zahlreichen afrikanischen und asiatischen Stämmen das Vieh als allgemein gültiger Werthmesser. In den herdenreichen Steppenlandschaften zwischen der Sahara und dem tropischen Afrika wird allgemein der Viehstand als Kapitalsanlage und das einzelne Thier als Geld betrachtet; dasselbe gilt in vielen Theilen Südafrikas. Bei den Kirgisen wird das Sühngeld bei Tödtung oder Ehebruch nach Pferden berechnet; bei den Osseten im Kaukasus bildet die Kuh die normale Einheit des Preises, sie ist hier das ursprüngliche Geld.

Obwohl nun aber diese kaukasischen Völker schon längst russisches Geld kennen, so hat doch noch der Ausdruck „zwei oder drei Kühe" einen bestimmten Kurs in gemünztem Gelde. Auch in Tibet wird der Werth der Waare noch vielfach nach Schaafen berechnet.

Bei Jägervölkern, insbesondere jenen, welche die nördlichen Zonen unserer Erde bewohnen, war, und ist zum Theil noch, das Pelzgeld sehr verbreitet. Bei den Skandinaviern wurden Beleidigungen gesühnt durch Bezahlung mit Fuchs-, Marder-, Hermelin- und Zobelpelzen. Die Wolga-Bulgaren hatten kein gemünztes Geld, sondern benutzten Marderfelle als Werthmesser. Aehnlich verhielt es sich lange Zeit bei Russen und Polen, und Sprachforscher haben darauf hingewiesen, daß das slavische Wort Kuna (= Marderfell) Beziehungen habe zu dem russischen und polnischen Ausdruck für Geld: Kuny. Bei den herumstreifenden Jägervölkern Sibiriens ist das Zobelfell noch heute ein Werthmesser, und in den ausgedehnten Jagdrevieren der Hudsonbailänder dient für die Indianer als Maßstab beim Waarenaustausch das Biberfell; dasselbe gilt von Alaska, wo ein Biberfell überall gleich zwei englischen Schillingen zählt; selbst auf den Faroer-Inseln wurde früher nach Schaffellen gerechnet, 1 Skin = 4 dänische Schilling. Die Pelze der ver-

Digitized by Google

schiedenen Thiere haben natürlich verschiedene Werthe, die sich im Laufe der Zeit als Einheitswerthe herausgebildet haben; in Kanada hatten drei Marderfelle, acht Felle von Bisamratten und ein Luchsfell zusammen den Werth eines Biberfelles.

Steingeld finden wir besonders in gewissen Theilen der Südsee-Inseln, und zwar zunächst auf den kleinen Palau-Inseln, der westlichsten Abtheilung des Karolinen-Archipels. Das Palau-Geld findet sich in verschiedener Form: als gebrannte Erde, als eine Art Email und als natürliches Glas, also wahrscheinlich Obsidian. Die einzelnen Stücke sind zu regelmäßigen Figuren abgeschliffen, oft in recht geschmackvoller Form, und da dieses Geld nie vermehrt wird, auch aus Mangel an geeignetem Material von den Eingeborenen nicht neu hergestellt werden kann, so muß man wohl annehmen, daß dasselbe vor langer Zeit von außen her auf diese Inseln gebracht worden ist. Diese Palau-Geldstücke, Audon genannt, sind von verschiedener Größe und verschiedenem Werth, meist durchbohrt und auf Fäden aufgezogen; die größeren, besonders die aus gebrannter Erde bestehenden Stücke, die rothen Bungaus und die gelben Barak stehen in hohem Werth und sind kaum von den Europäern zu erwerben; manche Stücke gehören überhaupt nicht dem Einzelnen, sondern sind Staatsgeld, das sorgfältig aufbewahrt und Niemandem gezeigt wird, und einzelne Reisende, welche Anhaltspunkte für den Werth dieser heiligen Thonstücke im Verhältniß zu den dort üblichen europäischen Waaren zu finden suchten, glauben annehmen zu müssen, daß einzelne Stücke einen Werth von 8—10000 Gulden repräsentiren. Diese werthvollen Stücke dienen also nicht als cirkulirendes Geld.

Die zweite Art Steingeld besteht aus einer Art Emailbrocken, die nach ihrer Größe, Schönheit, Farbe, Schliff und Aderung einen verschiedenen Werth haben, der nach unserem

Digitized by Google

Gelde zwischen 30—50 Gulden schwanken soll. Für die einzelnen Muster giebt es verschiedene Namen. Die dritte Form des dortigen Steingeldes besteht aus natürlichem Glas von verschiedener Farbe, ist zu Prismen und Kugeln geschliffen und bildet das eigentliche Umlaufsgeld; zerbrochene und unansehnliche Stücke dieser Geldsorte werden nur von den Aermsten verwendet. Räthselhaft ist es, woher dieses Geld, welches, wie erwähnt, nicht vermehrt werden kann, herstammen mag.

Auf einer anderen westkarolinischen Insel, Yap, findet sich wieder ein anderes Steingeld, aus Aragonitknollen, die von den Palau-Inseln stammen, hergestellt, und zwar in Stücken von der Größe eines durchbohrten Mühlsteines bis zu Stücken von Thalergröße; letztere, sowie auf Stränge geknüpfte Perlmutterschalen dienen als Scheidemünze. Und endlich kennt man Steingeld bei der melanesischen Bevölkerung der Inselgruppe der Neuhebriden, bestehend aus Ringen von Kalkspath und Feldspath im Gewichte von 2—40 Pfund. Sonst ist mir von eigentlichem Steingeld nichts bekannt geworden, nur einmal stieß ich bei meinen Wanderungen in Afrika auf einen gleichfalls aus Steinen gearbeiteten Werthmesser. Es ist bekannt, daß in dem afrikanischen Tauschhandel venetianische und böhmische Glasperlen eine bedeutende Rolle spielen und daß dieselben bei vielen Völkern bereits im Kleinverkehr, beim Einkauf von Nahrungsmitteln, eine Art Geldwerth erhalten haben. Ich bezahlte auch vielfach meine Träger mit Schnüren europäischer Glasperlen zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse. Ich war demnach erstaunt, als ich in der arabischen Niederlassung Ujiji in Centralafrika, am Ostufer des Tanganjika-Sees, auf dem Markte Schnüre von großen, grob gearbeiteten Perlen fand, deren Material verschiedenen Quarzvarietäten — Jaspis, Halbopal, Hornstein — entnommen war. Nirgends wieder

Digitized by Google

fand ich diese Steinperlen, die dort als Kleingeld neben Glasperlen und anderen Gegenständen figurirten.

Das Steingeld der Südsee-Insulaner wird natürlich auch als Schmuck verwendet, und dasselbe gilt von einer anderen, ungemein weit verbreiteten Geldsorte, dem Muschelgelde, oder überhaupt von Schmuck- und Werthgegenständen aus der großen Zahl der verschiedenen Gasteropoden und Bivalven, den Schnecken- und Muschelarten. Auch diese Geldsorte war wohl ursprünglich nur als Schmuck in Verwendung und hat erst im Laufe der Zeit den Charakter eines Werthmessers angenommen; manche davon, wie die kleine Kauri-Schnecke, haben aber thatsächlich ihrer enormen Verbreitung wegen einen bedeutenden wirthschaftlichen und kulturhistorischen Werth erlangt.

Es ist erklärlich, daß auf den zahlreichen Inseln der Südsee, wo durch die Brandungswelle des Ozeanes Massen von Muschel- und Schneckenschalen an den Strand geworfen werden, diese bald in irgend einer Weise verwendet wurden, und so findet sich dort thatsächlich nicht selten Muschelgeld in Gebrauch. Gewöhnlich werden geschliffene Theile von Muschelschalen durchbohrt, auf Pflanzenstiele gereiht, die, reifenförmig gebogen, die Schätze der Insulaner im Verkehr unter sich darstellen. Aber auch unter den nordamerikanischen Indianern war bis in das 17. Jahrhundert hinein Muschelgeld in Gebrauch. Das sog. Wampum der Indianer im heutigen Staate Massachusets bestand aus Schalen der Gattung Mercenaria, einer Muschel, die am Rande purpurroth gefärbt, im Uebrigen weiß ist. Der gefärbte Theil bildete das Purpurgeld, das rothe Wampum, der weiße Theil, der nur halb soviel werth war, das weiße Wampum. Die kanadischen Pelzhändler verfälschten dieses Muschelgeld, so daß es bald an Werth verlor. Auch aus anderen Konchylien wurden solche Wampumgürtel hergestellt, z. B. aus den von den Zoologen Buccinum und Strombus

Digitized by Google

genannten Gattungen, und ebenso fand man in Indianergräbern an der Westküste auf Hirschsehnen aufgereihte Exemplare der Gattungen Olivella und Lucapina, die offenbar auch als Geld gedient hatten und als Todtengabe mit in das Grab gelegt waren; in Kalifornien diente die orangeroth gefärbte Muschel Saxidomus als Geld. In dem nordwestlichen Theile Nordamerikas aber war allgemein als Geld verbreitet das bekannte Dentalium, jene zierliche weiße, 5—8 cm lange Schale, die einem Miniatur-Elephantenzahn in ihrer Gestalt ähnlich ist.

Dieses amerikanische und pacifische Muschelgeld hat aber überall nur einen eng umgrenzten lokalen Werth. Anders verhält es sich mit der schon genannten Kaurischnecke, die mindestens schon seit dem 10. Jahrhundert bis auf die Gegenwart in einem großen Theile Afrikas das Kleingeld vertritt.

Unter dem Namen Kauri (aus dem altindischen Kaparda) versteht man zwei Arten kleiner Porzellanschnecken (vulgär häufig als Schlangen- oder Otterköpfchen bezeichnet), die kleinere Cypraea moneta und die größere Cypraea annulus, die im indischen Ozean massenhaft vorkommen, insbesondere bei der Inselgruppe der Malediven und in dem Meer um Zanzibar. Als Schmuckgegenstand, vielleicht auch als Werthmesser ist die Verwendung dieser Schneckenschaale uralt. In prähistorischen Gräbern Nordeuropas fand man dieselben, wie unter den angelsächsischen Alterthümern Englands, und ebenso in prähistorischen Fundstätten Osteuropas. Bemerkenswerth ist, daß der malayische Name für diese Schnecke, beja, soviel wie Pflicht, Zoll, Steuer bedeutet, was vermuthen läßt, daß auch dort seit uralten Zeiten diese Schaale als Geld verwendet wurde. Noch jetzt findet man bei uns manchmal diese Schnecke als Schmuck auf den Geschirren der schweren Lastpferde. Früher reichte der Verbreitungsbezirk der Kauri als Geld weit nach Osten durch den ganzen indischen Ozean,

Digitized by Google

gegenwärtig wird dieselbe als anerkannter Werthmesser, wie erwähnt, nur noch in Afrika getroffen, dort aber in ungeheurer Menge und auf ein ganz bedeutendes Territorium ausgedehnt; seitdem überhaupt Europäer die Ost- und Westküsten des Kontinentes, sowie das Innere besucht haben, wird auch schon von der Verwendung der Kauri als Geld berichtet.

Von diesen Schalen gehen je nach der Größe 40000 bis 80000 auf einen Centner, und es werden davon in manchen Jahren 100000 Centner gesammelt und in Verkehr gebracht!

Das Gebiet der Kaurischnecke als Werthmesser in Afrika beginnt südlich der großen Wüste, umfaßt also den mittleren und westlichen Sudan, ja man hat neuerdings auch gefunden, daß in den Landschaften Uganda und Ussiba nördlich des Viktoria-Nyanza Kauris als Kleingeld cirkuliren. Von dem Südrande der Sahara reicht das Gebiet der Kauri bis an den Golf von Benin herab, umfaßt also das ganze Stromgebiet des Niger-Benue, im allgemeinen demnach das von den sog. Sudannegern bewohnte Territorium, während im Gebiete der Bantu-Stämme diese Schnecke im allgemeinen mehr als Schmuck verwendet wird. Immerhin habe ich auch im Gebiete des oberen Kongo-Lualaba Kaurigeld zum Einkaufen von Lebensmitteln verwenden können.

Besonders Timbuktu und die Gebiete am mittleren Niger, ferner die Landschaften am Tsadsee (Bornu z. B.) sind die Regionen, wo das Kaurigeld noch bis auf den heutigen Tag eine recht bedeutende Rolle spielt.

Der Werth des Kaurigeldes ist natürlich zeitlich und örtlich ein schwankender, wie der Werth des Geldes und der Waaren überhaupt. Stellenweise mögen die einzelnen Kauris wohl auf Schnüre gezogen werden, wodurch das Zählen natürlich erleichtert wird; ich fand dieselben immer nur lose in großen Ledersäcken aufbewahrt, und beim Einkauf nahm man dann so viel heraus

Digitized by Google

als man brauchte. Ich habe wiederholt Gegenstände im Werthe von 20—30000 Kauris gekauft, habe aber die Prozedur des Zählens gern meiner arabischen Begleitung überlassen.

Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß im Verlaufe der letzten Dezennien der Werth der Kauris infolge der massenhaften Einfuhr gesunken ist. Als vor mehr als vierzig Jahren H. Barth in Timbuktu war, galt ein Mitkal Gold (4 Gr.) 3—4000 Kauris; ich kam im Jahre 1880 dorthin und erhielt für dieselbe Summe Goldes gegen 8000 Kauris. Ein Räß Salz (meterlange Platte) hatte zu Barths Zeit einen Werth zwischen 3—6000 Stück; zu meiner Zeit 8—9000 Stück. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Einkauf von Kleinigkeiten, Kolanüssen, Hühnern, Eiern, Brot ꝛc. Ein spanischer Silberduro, 5 Franks, galt zu Barths Zeit 3000 Kauris, ich erhielt zwischen 4—5000 Schnecken dafür. Aehnlich, wie in Timbuktu, wird auch anderwärts der Werth dieses Muschelgeldes gesunken sein.

Vorherrschend waren es Hamburger Kaufleute, die schon in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts diese Schneckenschalen in ganzen Schiffsladungen von der Ostküste Afrikas an die Westküste brachten und dabei recht gute Geschäfte machten, besonders als in dem großen, wohlgeordneten Reiche Bornu am Tsadsee eine Valutaregulierung stattfand. Dort war früher Kupfer als Geld in Gebrauch gewesen, von dem eine gewisse Gewichtseinheit Rotl genannt wurde; dann führte man einheimische Baumwollstreifen als Kleingeld ein, einige Meter lang, 5—6 cm breit; gleichzeitig kamen Maria-Theresiathaler und spanische Duros ins Land, die als offizielle Geldstücke erklärt wurden, während zur Scheidemünze die Kauischnecke gewählt wurde, von denen zur Zeit, als Nachtigal in Bornu weilte, etwa 4000 Kauris auf ein solches silbernes europäisches Geldstück gingen.

Digitized by Google

Ich habe eben erwähnt, daß früher in Bornu Streifen von Baumwollzeug als Geld existirten, und das bringt uns auf das Zeuggeld überhaupt, welches vielfach in Gebrauch ist. Und zwar haben wir darunter nicht nur Stoffe aus Baumwolle oder Leinen zu verstehen, sondern auch aus Pflanzenfasern hergestelltes Zeug, sog. Mattenstoff, welch letzterer besonders in Afrika vielfach in Gebrauch ist. Als die Portugiesen vor 400 Jahren in das Königreich Kongo kamen, bestand dort das Geld in feingewebten Stoffen aus Pflanzenfasern von einer gewissen Größe, die Macuta genannt wurden; nach ihnen wurde der Werth aller Waaren an der Guineaküste bestimmt. Die Portugiesen acceptirten sofort diesen Werthmesser und begannen die Macutas zu stempeln und den Werth zu bezeichnen. Später prägten die Portugiesen Silber- und Kupfermünzen für ihre südafrikanischen Kolonien, und diese wurden auch Macuta genannt; noch heute sind in den portugiesischen Kolonien Angola, Benguela und Mossamedes kupferne Macuta-Geldstücke verbreitet.

Nach den Schilderungen Barths und Anderer waren in den Staaten am mittleren Niger Stoffe vielfach als Geld in Gebrauch: große weite hemdenartige Kleidungsstücke, Toben, oft mit feiner Seidenstickerei versehen; diese fand ich noch in Timbuktu als einen ganz bestimmten Werth repräsentirend; ferner weiße einfache Toben, und endlich schmale Streifen blau gefärbten einheimischen Baumwollenstoffes, mit denen auch ich noch zu thun hatte. Echten, von den Negerinnen kunstvoll geflochtenen Mattenstoff bemerkte ich jetzt nur noch am oberen Kongo, dort wo die arabischen Elfenbein- und Sklavenhändler zwei wichtige Handelsplätze errichtet haben: Nyangwe und Kassongo.

Auch aus Abessynien und Darfur wird über Zeuggeld berichtet: schmale Streifen weißen oder blau gefärbten

Digitized by Google

Baumwollstoffes, wie es die Konstruktion der Webstühle mit sich bringt.

Aus anderen Erdgegenden ist Zeuggeld bekannt von den Bewohnern des Huallagathales, eines Nebenflusses des Amazonenstromes in Südamerika, und auch anderwärts aus dem östlichen Peru; ebenso soll es stellenweise in Asien sich finden, und selbst die Tscherkessen des Kaukasus haben früher als Wertheinheit die Bocassine gehabt, ein Stück Leinwand, groß genug, um ein Hemd daraus zu verfertigen.

Von großer Bedeutung ist für manche Gegenden unserer Erde, und hier wieder in erster Linie in Afrika, das Salzgeld. Das tropische Afrika, insbesondere die ausgedehnten Urwälder zu beiden Seiten der Ströme, hat kein Steinsalz, und die Negerbevölkerung hilft sich, wie ich wiederholt bemerkt habe, damit, gewisse Sumpfpflanzen zu verbrennen und aus der Asche ein abscheulich schmeckendes Salz auszulaugen. Das Bedürfniß nach Salz ist vorhanden, was die Händler an der Westküste bald erkannt haben, so daß nun schon seit Dezennien jährlich viele Schiffsladungen Salz dorthin gehen, um in dem Tauschhandel Verwendung zu finden. Dagegen ist die Wüste Sahara reich an Steinsalzlagern, und die arabischen Sklavenhändler führen nun jährlich große Massen desselben in den Sudan, und zwar in Formen von bestimmter Größe (Râß), die nach und nach einen Einheitswerth angenommen haben und jetzt thatsächlich als Geld angesehen werden müssen. Das Râß Salz, eine etwa meterlange und einen Fuß breite Platte Salz, entspricht in Timbuktu einem ganz bestimmten Werthe.

Von diesem Salzgelde in der Wüste und in Timbuktu berichtet schon der arabische Reisende Ibn Batutu (14. Jahrhundert). Auch in Abessynien gilt Salz als Werthmesser; dort wird es gewonnen in den großen salzigen Depressionen, welche sich östlich und westlich dieses Alpenlandes finden. Im Handel

Digitized by Google

kommt es vor in Stücken von einer Spanne Länge und vier Finger Dicke, die eine Geldeinheit bilden; 80—100 Stück davon gehen auf einen Maria-Thereſiathaler.

Im tropiſchen Weſtafrika, in der Ogowe- und Kongogegend wurde das von den Europäern verkaufte Salz, in Blätter verpackt, mit Baſtſtreifen umgeben und diente hier in erſter Linie zum Ankauf von Sklaven in dem ſalzarmen Innern. Ich ſelbſt mußte mich auf meinen Reiſen ſtets mit großen Mengen Salz verſehen; ſelbſt tief im Innern des Landes, am Tanganjika-See, bemerkte ich, daß Salz eine Rolle beim Sklavenkauf ſpielte.

Aber auch in Aſien findet ſich Salzgeld, beſonders an der chineſiſch-birmaniſchen Grenze, und der bekannte italieniſche Reiſende aus dem 13. Jahrhundert, Marco Polo, berichtet, daß er vielfach Salzkuchen von etwa einem halben Pfund Gewicht als Scheidemünze beobachtet hat.

Ehe ich ſchließlich des Metallgeldes bei Naturvölkern erwähne, muß ich kurz einige Objekte erwähnen, die lokal und auch wohl nur eine gewiſſe Zeit hindurch als Werthmeſſer gedient haben. Es ſind manchmal die ſonderbarſten Stoffe, welche in dieſer Beziehung Anwendung finden; Seltenheit derſelben und die Mode ſind wohl hierbei die Urſachen.

In Kalifornien war neben dem ſchon erwähnten Muſchelgelde auch die rothbefiederte Kopfhaut eines Spechtes ein Werthmeſſer, der etwa 5 Dollars repräſentirte. In Siam fanden ſich Porzellanſtücke mit chineſiſchen Charakteren darauf als Geld. Die Karthager, wie auch die heidniſchen Skandinavier, hatten Ledermünzen. Im alten Mexiko, z. Th. ſogar noch jetzt, dienten Kakaobohnen als Scheidemünze, ebenſo in Nicaragua und an den Küſten von Honduras. Bei den Dajaks auf Borneo wird als eine große, werthvolle Münzſorte oder richtiger als Geld ein aus Bronze gegoſſenes Kanonenrohr betrachtet, und in dem Lande Aſſam gelten die Schädel von Büffeln, Hirſchen,

Digitized by Google

Tigern, Affen als Geld, wofür man bei anderen Stämmen Sklaven und Waffen kauft. Bei den Irländern war der Stockfisch die Scheidemünze; ein Speziesthaler galt 48 Fische. In Neusüdwales in Australien bildete im Anfange dieses Jahrhunderts der Rum den Werthmesser, in Virginien und Maryland der Tabak. In alten Zeiten hatte man in China Schildpatt als Geld; später wurden die mongolischen Soldaten der Chinesen mit Ziegeln von gepreßtem Thee bezahlt. Auf den Philippinen waren Reiskörner die Scheidemünze und dünn gewebte Baumwollstoffe aus China dienten als Großgeld. Selbst Haifischzähne wurden von den Fidji-Insulanern als Werthmesser betrachtet.

Es muß im allgemeinen als ein Fortschritt angesehen werden, wenn die Werthzeichen oder Werthmesser aus einem Stoffe bestehen, der auch anderweitige Verwendung im Leben findet, und das führt uns zum Metallgeld. Metallgeld konnte erst in Anwendung kommen, als die Kunst des Bergbaues und des Verhüttungsprozesses in Anwendung gekommen war; vielleicht fand das zuerst in Aegypten statt. Wir stoßen hier auf manche Eigenthümlichkeit. Es giebt in Afrika keinen Negerstamm, und sei es der tiefststehende, der nicht metallisches Eisen aus den aus Brauneisenstein bestehenden Lateritknollen darzustellen vermöchte; andererseits finden wir, daß die kulturell relativ hochstehenden aztekischen und toltekischen Völker, überhaupt die Bevölkerung der Kulturcentren in Mexiko, Central- und Südamerika, das Eisen nicht kannten. Die merkwürdigen großartigen Skulpturwerke derselben aus hartem Gestein sind ohne Anwendung von Eisen hergestellt worden. Und die prähistorische Wissenschaft lehrt uns, daß der Gebrauch der Bronze früher bekannt war, als das Eisen.

Eisengeld giebt es nun jetzt noch vielfach in Afrika, wie es auch theilweise früher in Europa in Gebrauch war, denn Julius Cäsar erzählt von den Bewohnern Britanniens: „Als

Digitized by Google

Geld braucht man entweder Kupfer- oder Eisenstäbe von bestimmtem Gewicht." In den Ländern zwischen Senegal und Niger in Westafrika, welche Mungo Park bereiste, war im vorigen Jahrhundert Eisengeld ganz allgemein im Gebrauch; es kursirte in Stangenform und diente als Werthmesser in der Weise, daß alle Warenwerthe nach Eisenstäben geschätzt und sogar benannt wurden, so daß man von einem Stab Tabak, einem Stab Rum u. s. w. sprach. Die Engländer, welche schon damals im Nigergebiet Handel trieben, setzten dann den Werth eines Stabes gleich zwei Schilling.

In den Landschaften am Guinea-Busen war gleichfalls früher allgemein Eisen als Geld in Verwendung, z. Th. ist es noch so, wenigstens beobachtete ich bei dem Anthrophagenvolk der Fan noch Eisengeld. Früher hatte dieses Geld die Form eines Hufeisens, und in den fünfziger Jahren fanden sich noch Bündel von 8—10 Stück solchen Geldes sogar bei den Mpungwe in der französischen Kolonie Gabun; es dienten diese Ringe, die später vielfach durch Kupfer ersetzt wurden, bei dem Kauf von Sklaven und Frauen als gangbare Münze. Bei den Fan bemerkte ich eine andere Form des Eisengeldes: Bündel von 10—20 Stück etwa 6 Zoll langer dünner Stangen, die an dem oberen Ende mit einer Art Fahne von Eisenblech versehen waren. Und am oberen Kongo, in der Nähe der Stanley-Fälle, bemerkte ich wieder dieses Eisengeld in anderer Gestalt: $1^1/_2$ bis 2 Fuß lange eiserne Speerspitzen waren zu mächtigen Bündeln zusammengeschnürt, die einen bestimmten Werth repräsentirten. Es muß noch hervorgehoben werden, daß dieses Eisen früher wenigstens ausschließlich von den Negern selbst aus Brauneisenstein hergestellt wurde; jedes Dorf hatte seinen Schmied, dessen Gewerbe in hohem Ansehen stand, der überhaupt als ein Mann gefürchtet wurde, der mehr versteht, als die übrigen, so daß nicht selten mit dem Schmiedehandwerk auch die Funktion eines

Digitized by Google

Zauberes und Scharfrichters verbunden war; die eigenthümlich geformten Blasebälge, die man jetzt vielfach in ethnographischen Museen bemerkt, haben eine durch den ganzen Kontinent gehende Verbreitung.

Im Gebiete der westlichen Zuflüsse des weißen Nil findet sich gleichfalls Eisengeld, sei es in Form von Lanzenspitzen oder, was noch häufiger ist, in Form einer etwa tellergroßen Eisenplatte mit Stiel und einem ankerartigen Fortsatz am entgegengesetzten Ende. Nach Schweinfurths Mittheilungen dienen diese Eisenplatten thatsächlich als gemünztes Geld, um jeden Kauf damit zu bestreiten. Endlich fand ich noch Eisengeld in Afrika am oberen Kongo unter den Stämmen oberhalb der Stanley-Fälle in Form von etwa ½ Schuh langen Spaten oder Aexten; diese Spaten lassen die Araber von ihren Sklaven in großer Menge herstellen, und sie dienen dann gleichfalls als Bezahlung beim Sklavenkauf. Als ich in jenen Regionen des Kongostaates weilte, hatte sich als Scheidemünze das sog. Mitako entwickelt, ein etwa ½ m langes Stück sehr starken Messing- oder auch Kupferdrahtes. Eine solche arabische Eisenaxt hatte einen Werth von 3 Mitakos, oder zwei Äxte den Werth von 1½ Faden Kattunstoff.

Aber auch in Asien finden wir stellenweise Eisengeld. In Kambodja trafen französische Reisende als Scheidemünze etwa 15 cm lange, dünne und nur 3 cm breite Eisenplättchen von einheimischem Eisen, von denen zehn Stück einen sog. Tikal ausmachen. Lagrée bemerkt dazu: „Dieses widerliche, unbequeme Geld giebt dem Eisen einen Werth, welcher den, welchen es in civilisirten Gegenden hat, um das acht- bis neunfache übersteigt."

Aus dem Alterthum will ich endlich nur noch daran erinnern, daß Lykurg in Sparta die Abschaffung der Gold- und Silbermünzen anordnete und ausschließlich eisernes Geld einführte; er gab demselben, abgesehen von der an und für sich

Digitized by Google

bedeutenden Schwere und Massenhaftigkeit dieses Materiales, nur eine ganz geringe Geltung, so daß Niemand große Reichthümer aufspeichern konnte.

Neben dem Eisen dienen dann auch noch Kupfer, Zinn und Bronze als Werthmesser bei vielen Völkern, bald neben dem Eisen, bald dieses ablösend. In Afrika hat dazu allerdings in erster Linie beigetragen die Einführung von Kupfer- und Messingdraht durch die europäischen Händler; diese Metallstangen werden größtentheils von den Eingeborenen zu Schmuck verarbeitet, dann aber stellenweise auch zu einer wirklichen Scheidemünze, wie es bei den Njam-Njam im oberen Nilgebiete der Fall war. Das Kupfer in Form eines Hufeisens ist übrigens noch neuerdings in den unteren Nigerlandschaften als Kurrentmünze beobachtet worden. Aber es giebt in Afrika auch von den Negern selbst aus Kupferkies hergestelltes metallisches Kupfer; die Landschaften südlich des Kongo sind schon lange als reich an Kupferkies und theilweise wohl auch an Malachit bekannt, und ich sah wiederholt auf Märkten in der Nähe des Stanley-Pool kleine Kupferstangen kursiren, die einen bestimmten Werth darstellten.

Wie erwähnt, war in Amerika vor dessen Entdeckung durch die Europäer das Eisen nicht bekannt; dafür gab es im alten Mexiko Kupfergeld in 3—4 Finger breiten Stücken von der Form eines T; daneben dienten dort als Werthmesser Zinnplatten, Baumwollstreifen und Goldstaub, in Gänsekielen eingeschlossen. In Kambodja gilt heute noch das kupferne Lat als Geld, ein 6—7 cm langes, ungeprägtes Stück Kupfer. Zinn als Werthmesser in Form kleiner Ringe wird noch aus Darfur angegeben.

Und schließlich muß ich nochmals auf die in Borneo üblichen, bereits erwähnten bronzenen Kanonenläufe aufmerksam machen, die nach dem Gewichte bezahlt werden, die als eine Art

Digitized by Google

von Staatsschatz der ersehnte Wunsch eines jeden Häuptlings sind, gerade so wie die früher besprochenen, aus gebrannter Erde bestehenden Barak auf den Palau-Inseln.

Was schließlich das Gold betrifft, so hat dasselbe bei rohen Naturvölkern wohl nirgends als kursirendes Geld gedient; dagegen fand ich eine Art Goldwährung in der Hauptstadt des alten Sonrhayreiches, in der jetzt auch bereits unter französischem Einfluß stehenden Stadt Timbuktu. Es ist aber kein gemünztes Gold, sondern kommt gewöhnlich in Form dicker, großer Ringe oder in Theilen von solchen vor; das Gold wird gewogen, und als Einheitsgewicht dient das Mitkal, etwa 4 gr.

Trotzdem also Afrika eines der goldreichsten Gebiete der Erde darstellt, hat dieses Metall doch nur ganz vereinzelt den Rang von kursirendem Geld sich zu verschaffen gewußt. Denn auch das Mitkal scheint in verschiedenen, unter muhamedanischem Einfluß stehenden Ländern eine nicht überall gleich große Gewichtseinheit zu bilden. Gold findet sich in Afrika einmal in der Nordhälfte in den Landschaften am mittleren Niger bis nach der Goldküste hin; dann bekanntlich in Südafrika in bedeutender Menge. Im Alterthum scheint viel Gold aus den nördlichen Distrikten schon durch die phönizischen Händler in die mediterranen Länder gelangt zu sein, während gegenwärtig der Export von Gold aus Nordafrika nach Europa nicht bedeutend ist, jedenfalls verschwindend klein gegenüber der Golderzeugung in Südafrika.

Die in technischer Beziehung seit jeher mangelhafte Ausbeutung der Goldterritorien im nordwestlichen Afrika läßt zweifellos hier noch einen reichen Gewinn erwarten; aber die ungünstigen klimatischen Verhältnisse, sowie der Widerstand einer tapferen muhamedanischen Bevölkerung, die selbst den Werth des Goldes genügend kennt, wird eine Ausbeutung jener Regionen durch Europäer wohl auf lange hinaus verhindern.

Digitized by Google

Der einfache Tausch von Naturalien ohne Vermittelung des Geldes war bei manchen Naturvölkern noch in unserem Jahrhundert in Gebrauch. Der Nationalökonom Max Wirth bringt diesbezüglich in seinem Buche über das Geld eine reizende Geschichte. Eine Pariser Sängerin vom Théâtre lyrique unternahm in den sechziger Jahren unseres Jahrhunderts mit einigen Freunden eine Konzerttournee auf den Inseln des Stillen Ozeans. Frl. Zelie hat ihre Briefe veröffentlicht, und darin findet sich folgende Stelle: „Gestern hat der König Makea zum dritten Male persönlich unserem Konzerte beigewohnt. Unser Konzertsaal war ein großer Schuppen, in dem man lange getrocknete Fische aufbewahrt hatte. Die Fische sind fort, aber der Geruch ist geblieben. Indessen war weder in dem Palaste Seiner schwarzbraunen Majestät, noch auf der ganzen Insel ein geeigneter Raum für unsere Uebungen. Der König hat aus Mangel an Geld mit gravirten Kokosnußflaschen bezahlt. Auf mich fiel der größere Theil des Programms, und deshalb kam mir auch der größere Theil der Einnahme zu. So habe ich also im Tausch gegen mein Lied aus der Anna Bollena, für ein Duo der Norma, für eine Arie aus der Lucia u. s. w. als Zahlung meines Antheiles der 860 Billette des gestrigen Abends folgendes einkassirt: 3 Schweine, 23 Welschhühner, 44 gewöhnliche Hühner, 500 Kokosnüsse, 1200 Ananas, 120 Maß Bananen, 120 Kürbisse und 1500 Orangen. Was nun machen mit dieser Einnahme? In den Hallen von Paris würden die Sachen wohl 4000 Franks werth sein, vorausgesetzt, daß dieselben in gutem Zustande ankommen. 4000 Franks wäre nicht übel für Absingen von fünf Stücken; aber hier? wie all dieses Zeug wieder verkaufen, wie es zu Geld machen?

Die Sache liegt so, daß kaum zu hoffen ist, daß man bei den Insulanern, welche das Vergnügen, Lieder zu hören, selbst mit Kokosnüssen und Kürbissen bezahlt haben, Geld findet. Die

Digitized by Google

wenigen Münzen, welche auf der Insel vorkommen, dienen zur Bezahlung der Steuern, weil Se. Majestät Makea sich nicht dazu versteht, daß man seine Kisten mit Gemüse und Geflügel ausstaffire. Was ist also mit dieser Einnahme zu machen? Soll ich sie verzehren? Aber überschlage meinen gestrigen Einnahmeantheil, rechne dazu den der zwei anderen Konzerte, und denke ein wenig darüber nach, was Deine arme Zelie mit einem solchen Speisezettel anfangen soll. Man sagt mir, daß ein Spekulant von der benachbarten Insel Mangéa morgen kommen soll, um mir und meinen Kameraden Kaufofferten in klingender Münze zu machen. Inzwischen geben wir unseren Schweinen, um sie am Leben zu erhalten, die Kürbisse zu fressen, die Puter und die Hühner verzehren die Bananen und Orangen, so daß ich, um den animalischen Theil meiner Einnahme zu erhalten, den vegetabilischen opfern muß."

So weit der Bericht der lustigen Pariserin, woraus man sieht, mit welchen Schwierigkeiten der Tausch und die Reproduktion des Kapitals ursprünglich zu kämpfen hatten. Die menschliche Gesellschaft mußte dahin streben, dauerhafte Güter als Tauschmittel zu gebrauchen, und was dabei alles in Verwendung gekommen ist, haben die früheren Darlegungen gezeigt.

Auf eine Geldmünze muß ich übrigens noch aufmerksam machen, die uns in Oesterreich besonders interessirt, wenn dieselbe auch nicht unter Naturstämmen verbreitet ist, sondern bei Völkern mit einer Art Halbkultur: der Maria-Theresiathaler vom Jahre 1780. Dieser von den Arabern Abu Thir (Vogelvater) genannte Thaler ist bekanntlich in einem großen Theile des nördlichen und östlichen Afrika, besonders auch in Abessynien, allgemein als gangbare größere Münze verbreitet; es wird von der Bevölkerung aber genau darauf gesehen, daß das Diadem auf der Schulter der Kaiserin acht Punkte besitzt, die Krone auf dem Haupte sieben Punkte; abgegriffene Stücke,

Digitized by Google

bei denen einer oder einige dieser Punkte fehlen, werden nicht angenommen. Deshalb werden noch immer jährlich neue Mengen von Wien aus nach Afrika geschickt; Hauptmärkte für diesen Thaler sind Triest, Alexandrien und Zanzibar, auch Massaua und Tripolis; doch dürfte derselbe schließlich infolge der neuen Kolonialerwerbungen seitens der europäischen Seemächte nach und nach verschwinden, und ist sein Verbreitungsbezirk jetzt schon mehr eingeengt, als vor wenigen Jahrzehnten; in Marokko ist er z. B. fast ganz vom spanischen Duro und dem französischen Fünffrankstück verdrängt worden.

Interessant ist, daß die Engländer, als sie ihre Expedition seiner Zeit gegen König Theodor von Abessynien ausführten, mehrere Millionen neue Maria-Theresiathaler in Wien prägen lassen mußten, daß dagegen die von ihnen gleichfalls dort eingeführten indischen Rupien bald wieder verschwanden.

Wir sehen also, daß in den verschiedenen Regionen unserer Erde bei den Naturvölkern die verschiedensten Gegenstände als Werthmesser in Gebrauch kamen; Gegenstände, die für das eine Volk völlig werthlos erscheinen, vermögen bei anderen Reichthum, also Macht und Einfluß zu erzeugen.

Ich habe schon eingangs meiner Darlegungen darauf aufmerksam gemacht, daß es von kulturhistorischem Werthe ist, alle diesbezüglichen Daten zu sammeln, denn die jetzigen Kolonisationsbestrebungen in allen Theilen unserer Erde werden bald alle diese Eigenthümlichkeiten zum Verschwinden bringen. Vieles von dem, was ich vor 15, 20 Jahren noch bemerkte, ist wahrscheinlich heute schon nicht mehr wahr. Im Interesse der einzelnen Kolonialverwaltungen liegt es natürlich, daß das im Mutterlande gültige Geld auch in den Kolonien eingeführt wird. Italien muß suchen, den Maria-Theresiathaler in seinen erythräischen Kolonien zu verdrängen und sein Geld einzuführen; an der Ostküste Afrikas haben die Engländer schon längst die

Digitized by Google

indiſchen Rupien eingeführt, die Portugieſen ihre Milreis, und die Deutſch-oſtafrikaniſche Geſellſchaft hat das Recht erhalten, deutſche Münzen zu prägen; ebenſo verhält es ſich an der Weſtküſte, wo engliſches, franzöſiſches, ſpaniſches und portugieſiſches Geld bereits an den Küſten kurſirt, und wo der Kongoſtaat auch ſchon eine eigene kupferne Scheidemünze geſchaffen hat. Und ganz ähnlich liegen die Verhältniſſe in den deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Kolonien in der Südſee und auf Neu-Guinea.

Raſch aber erfaßt der Eingeborene mit ſeinem hoch entwickelten Handelsgeiſt die Vortheile der neuen Einrichtung und wirft unbedenklich alte Sitten und Gewohnheiten über Bord. Aber auch in die Handelsuſancen der europäiſchen Kaufleute finden ſich die Naturvölker ſchnell, und es giebt in den Küſtenplätzen Oſt- und Weſtafrikas ſchon genug Einheimiſche, welche die Schwankungen der Preiſe für Elfenbein, Kautſchuk, Palmöl ꝛc. an den Börſen von Liverpool, Rotterdam und Hamburg verfolgen und danach ihre Preiſe ſtellen.

Unſere alles nivellirende Zeit wird alſo all die verſchiedenen Geldſorten und Werthmeſſer bald zum Verſchwinden bringen; Gold und Silber werden überall ihren Einzug halten, und die Gier nach dem weißen und gelben Metall wird die primitivſten Eingeborenen im Innern Afrikas oder der Südſee-Inſeln gerade ſo erfaſſen, wie es beim weißen Manne der Falle iſt. Und nicht fern dürfte die Zeit ſein, wo wir die uralte Weltklage nach Gold auch aus den Urwäldern des dunklen Welttheiles vernehmen werden, und die kraushaarigen Grethchen des Mohrenlandes ſeufzend in die Klage ausbrechen:

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. — Ach wir Armen!

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom

deutſchen Handwerk

und ſeiner Poeſie.

Ein Vortrag.

Von

Theodor Ebner
in Carlsruhe.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

In einer Zeit, wie der unsrigen, wo die Poesie nur mehr die Stelle eines Stiefkindes in unserem Leben einzunehmen scheint, weil wir im hastigen Jagen nach Gewinn und Erwerb mehr und mehr das Verständniß verlieren für jene stillen Mächte, die in das Leben unserer Familie und unseres ganzen Gemeinwesens hineingreifen, erscheint ein Thema vielleicht gewagt, das anscheinend zwei scharfe Gegensätze nebeneinanderstellt: das Handwerk und die Poesie. Was hat das Handwerk mit Poesie zu thun, was hat ein Stand, der heute mehr und mehr durch den Großbetrieb eingeengt wird, jemals mit ihr zu thun gehabt? Wer diese Frage zu beantworten sucht, der muß zurückgreifen in eine Zeit, wo sich der Handwerkerstand allmählich durch eigene Kraft zu einer mächtigen Blüthe emporschwang, wo er sich mitten in einer Zeit des Verfalles als kräftigste Stütze und gesundestes Element des Bürgerthums erhielt, sich seine eigenen Handwerksgesetze, in ihnen und ihren zum Theil auf uralter Anschauung beruhenden Handwerksgebräuchen sich einen Schatz von Poesie sammelte, den wir Kinder einer nüchternen Zeit mit Staunen und Ehrfurcht betrachten. Das Gebiet, das wir damit betreten, ist ein sehr großes, und es ist wohl kaum möglich, in kürzerer Zeit alles das zu zeigen, was dort zu sehen und zu hören ist; wir müssen uns darauf beschränken, da und dort etwas länger zu verweilen, einzukehren bei dem und jenem, und wenn auch nicht alles, so doch viel uns erzählen zu lassen vom deutschen Handwerk und seiner Poesie.

Digitized by Google

Wir müßten uns in allerlei nationalökonomische und sozialpolitische Untersuchungen einlassen, wenn wir das bekannte Sprichwort vom Handwerk, das einen güldenen Boden hat, auf seine volle Gültigkeit in unserer Zeit hin untersuchen wollten. Rückwärts gegangen ist es mit unserem Handwerk, das kann Niemand in Abrede stellen, und aus seinem güldenen Boden ist zumeist, wenns hoch kommt, ein silberner, schlimmerenfalls aber ein kupferner, wenn nicht gar eiserner geworden. Aber zu der Zeit, da dieses Sprichwort in Schwang kam, da hatte es seine volle Gültigkeit, hatte seine Richtigkeit ebenso, wie das andere Sprichwort, das sagt, daß man mit einem Handwerk weiter kommt, als mit tausend Gulden. Das sind freilich Worte, die nur entstehen konnten in einer Zeit, wo der einzelne Mann mit seinem Fleiß und seiner Hände Werk sich Stellung und Ansehen errang, wo berechtigter Stolz sagen konnte, daß eines Gemeinwesens Blühen und Gedeihen auf dem Grunde bürgerlicher Arbeit und ehrlichen Zusammenwirkens bestehe. In solcher Zeit konnte es geschehen, daß ein ehrsamer Schmiedemeister seine ganze Zunft zusammenberief, sie zu befragen, ob es jemals vorgekommen, daß eines Schmiedes Sohn Doktor geworden. Und damals erwiderte die ganze Zunft einstimmig: „Nein, das ist in unserer Stadt nicht Herkommens, ja es ist sogar ein völlig unerhört und ungereimt Ding, daß Schmiedskinder Doktoren werden, fast so ungereimt, wie wenn Bauernsöhne Meister würden in der ehrsamen Schmiedezunft. Alles muß sein Geschick und seine Ordnung haben, wenn die Welt bestehen soll; nnd darum ists nicht anders, als wie recht und billig, wenn alles beim Alten bleibt und wenn der Sohn davon absteht, sich den Doktorhut auf den Kopf zu setzen." Und so schrieb der Vater dem Sohne und beschwor ihn, daß er ihm den Schimpf nicht anthue und ein Doktor werde, denn er möge bedenken, daß sein Vater Genosse der ehrsamen Schmiedezunft sei, und

Digitized by Google

sich nicht so weit vergessen, den Obermeister, die Innung und die ganze Stadt durch solch naseweises Begehren so gröblich zu beleidigen. Solche Worte dünken uns heute wohl lächerlich, dieweil sie unseren Anschauungen schnurstracks zuwiderlaufen, aber das naive Selbst- und Standesbewußtsein, das aus ihnen spricht, muß uns am Ende doch weit ehrenwerther dünken, als die mehr und mehr um sich greifende Mißachtung für den Stand unserer Väter und Ahnen. Und so mag uns auch das Wort jenes ehrsamen Schuhmachermeisters keineswegs ein ungerechtes dünken, der einem bettelnden Magister der sieben freien Künste, dieweil sich dieser stolz auf seine Wissenschaft berief, antwortete: „Du Lümmel Du, hast Du sieben Künste gelernt, und suchst Dein Brot mit Betteln? Ich habe nur eine einzige gelernt, und die ernähret mich, mein Weib und meine Kinderlein also, daß ich auch noch etwas übrig habe. Hier hast Du ein Gröschlein und nun packe Dich mit Deinen sieben Künsten hinaus."

Gerade die Blüthezeit unseres deutschen Handwerks, das 14. und 15. Jahrhundert, sind der beste Beweis dafür, welchen Gewinn solches Standesbewußtsein unseren Ahnen für Haus und Familie, wie für das Gemeinwesen brachte. Je mehr in dieser Zeit Adel und Ritterschaft herabsanken zu einer in äußerlichem Flitterglanz sich bewegenden Kaste, um so kräftiger regte sich nun das deutsche Bürgerthum in den Städten, um so enger schlossen sich die einzelnen Berufsklassen zusammen und bildeten den festen Bestand für das Blühen und Gedeihen in Handel und Wandel. Das war die Zeit, wo der Spruch entstand: Hätt' ich Venediger Macht und Augsburger Pracht, Nürnberger Witz und Straßburger Geschütz und Ulmer Geld, wär' ich ein Herr der ganzen Welt. Das war die Zeit, wo man mit Stolz hinwies auf die Familie der Fugger in Augsburg, deren Ahnherr ein einfacher Weber gewesen und dessen Geschlecht sich durch

Digitized by Google

Fleiß und Energie emporgeschwungen hatte zu einem Fürstengeschlecht.

Da liegt die Frage auf der Hand, auf welcherlei Wegen die Handwerker des deutschen Mittelalters ihren Stand und ihr Gewerbe zu solcher Blüthe gebracht, was sie gethan haben, um wirklich den goldenen Boden zu gewinnen, auf dem sie standen und emporwuchsen zu einer Macht, die sich nicht übersehen ließ. Das war die uns in manchen Stücken vielleicht kleinlich vorkommende, aber sich doch als gesund und kräftig erweisende Schulung des äußeren und inneren Menschen, es war vor allen Dingen die Glaubensfreudigkeit, die des Menschen ganzes Thun und Treiben in den Dienst christlichen Hoffens stellte, und es war die schon dem Kinde in die empfängliche Seele gelegte Verehrung für den Stand seiner Väter, so daß es keinen höheren Ehrgeiz kannte, als es ihnen dereinst gleichzuthun an Brauchbarkeit und Geschicklichkeit. All das ließ sich aber nicht in wenigen Wochen oder Monaten erwerben. Erst mußte Auge und Hand geschickt gemacht werden für den praktischen Beruf, erst mußte Pinsel, mußte Hammer und Meißel, warum nicht auch Nadel und Schere dem Lehrling vertraut und ein werthes Arbeitsgeräth werden, — er mußte sich in seiner Ungeduld und in seinem Mißmuth über mancherlei Fehlgriffe trösten mit dem Sprüchlein, daß noch kein Meister vom Himmel gefallen. Denn der Weg des Lehrlings zur Meisterschaft war ein weiter und beschwerlicher. Alle Zeit und alle Kraft wurde in Anspruch genommen, von Grund aus mußte der sein Handwerk kennen, der in der That in ihm einmal ein Meister werden wollte, und wenn ihm auch manchmal der Kreis desselben ein enger und beschränkter erschien, wenn er meinte, es verschlage nichts, da und dort einmal hinüberzugreifen in eines Anderen Beruf, dann warnte ihn die Lehre: Neunerlei Handwerk, achtzehnerlei Unglück; viel Handwerk verderben den Meister.

Digitized by Google

Das kostbare Gut der Selbstzucht war es, welches das deutsche Handwerk seinen Jüngern bot. Wer wußte, was dazu gehört, ein Stück, mochte es auch noch so klein sein, gut und tadellos herzustellen, der ehrte und achtete auch um so mehr die Arbeit Anderer. Nicht bloß körperliche Kraft und Geschicklichkeit, ein scharfer und rascher Blick für das praktische Leben und seine verschiedenartigen Forderungen, sondern namentlich auch diese Zucht zur Werthschätzung fremder Arbeit sind die goldenen Früchte des Handwerks im Mittelalter. Dieser Erkenntniß ist es zu verdanken, daß auch Männer der Wissenschaft so eindringlich das Handwerk empfahlen, ja daß manche von ihnen selbst auch ein Handwerk trieben. Es sei hier nicht erinnert an den Apostel Paulus, der ein Teppichweber war, ich erwähne namentlich den berühmten Philosophen Spinoza, der sich seinen Lebensunterhalt durch Glasschleifen erwarb, und ich erinnere ferner an die Jedermann bekannte Thatsache, daß auch heute noch alle Sprößlinge des Hohenzollernhauses ein Handwerk erlernen müssen! Der türkische Sultan mußte einst bei einem Handwerker in die Lehre gehen und der Kaiser von China den Pflug ziehen, Peter der Große, der in Rußland erst europäische Kultur einführte, ging bei holländischen Schiffsbauern in die Lehre, und wenn einer unserer größten Volksfreunde im vorigen Jahrhundert allen Ernstes den Rath gab, ein jedes Kind, auch dasjenige der reichsten Leute, solle ein Handwerk lernen müssen, so wußte er ja wohl selbst, daß ein praktischer Gewinn dadurch ebensowenig für das Handwerk erzielt werde, wie durch die Uhrmacherei Karls V., des Herrschers, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging, oder durch die Schlosserarbeiten des unglücklichen Ludwig XVI. von Frankreich. Aber dieser Rath ward gegeben von einem Manne, der nicht allein den Segen der Arbeit, sondern namentlich auch den theoretischen und praktischen Werth des Handwerks genau erkannte und in-

Digitized by Google

sonderheit überzeugt war von der Schädlichkeit jeder einseitigen Bildungsrichtung.

Ein Blick in die Geschichte des Handwerks bei den einzelnen Kulturvölkern belehrt uns bald, daß es dem germanischen Stamme, zwar auch diesem erst seit seiner Christianisirung, vorbehalten blieb, dem Handwerk und seinen Vertretern die richtige Stellung und Achtung im Leben zu gewinnen. Es ist dies ein besonderer Abschnitt aus dem Kapitel von der Religion und der Arbeit, und es würde zu weit führen, wenn wir darauf näher eingehen wollten. Die Religions- und Kulturgeschichte des Alterthums zeigt ja deutlich genug, wie die Völker das Sprüchlein „Bete und arbeite" auffaßten und verwertheten; bei Griechen und Römern war das Handwerk ebenso Sklavenarbeit, wie bei den alten Germanen; Plato und Aristoteles nannten das Handwerk knechtisch und eines freien Mannes unwürdig, der Geist und Körper werden abgestumpft, der Mensch selbst wird roh und ungeschlacht. Und die Israeliten kannten wohl die Art, „arbeitsklug" zu sein, allein sie kannten nicht den Segen derjenigen Arbeit, die, um ihrer selbst willen gethan, als solche auch allein sittlich genannt werden kann. Diese Auffassung der Arbeit bildete das Christenthum aus; die Arbeitsweisheit des Neuen Testaments hat, wie W. Riehl in seinem Buche von der deutschen Arbeit ausführt, seit uralter Zeit eine gleichklingende Saite unseres Volksgeistes angeschlagen. „Die genügsame Arbeitsfreudigkeit des echten Bauern und Handwerkers," sagt er, „der Preis der Armuth im Volkslied, Sprichwort und Sage, die Selbstbeschränkung, ja der Stolz der Armuth beim deutschen Geistesarbeiter hängt damit zusammen. Wir sind in Reichthum und Arbeitsklugheit tausendmal besiegt worden von anderen Völkern, aber nie in der ritterlichen, adelnden Uneigennützigkeit der Arbeitslust. Christliches Bewußtsein hat sich hier mit deutsch-nationalem wahlverwandt zusammengefunden." Das

Digitized by Google

deutsche Handwerk mußte sich seinen Weg freilich erst von anderen bereiten und ebnen lassen. Nur im Laufe der Jahrhunderte, nachdem die Kaufleute ihnen mit gutem Beispiel vorangegangen, errangen sich die Handwerker eine Freiheit und ein Privileg um das andere. Dabei mußte freilich der christliche Gedanke von dem Werth der Arbeit mehr und mehr Platz greifen, und dies konnte nur da der Fall sein, wo derselbe nicht mehr als ein Fluch galt, sondern als ein Segen, als die freie Wahl eines freien und nur Gott für sein Thun und Lassen verantwortlichen Menschen. So wurde die christliche Freiheit eines der Hauptelemente für das Blühen des mittelalterlichen Handwerks, — nicht der Arbeitszwang des Sklaven, sondern die Arbeitslust des freien Mannes war es, welche jene Kunstwerke zu stande brachte, die wir auch heute noch bewundern.

All' diese Arbeit des einzelnen Mannes wäre aber nicht so vollwerthig zu Geltung und Ansehen gekommen, wenn nicht hinter ihm mit ihrer ganzen Macht die Zunft gestanden wäre, welcher er angehörte. Die Organisation des modernen Handwerks will von den Zünften des Mittelalters freilich nichts mehr wissen; sie sieht in ihnen nur eine überflüssige und beengende Einrichtung und vergißt dabei, daß gerade in dieser vergangenen Zeit solche Vereinigungen, mögen sie nun Zünfte, Innungen, Gilden, Zechen, oder auch Bruder- und Genossenschaften heißen, ein Gebot der Nothwendigkeit für die einzelnen Handwerksstände waren. Und sie vergißt dabei, daß wir, wenn wir uns auch der mittelalterlichen Zunftformen entledigt haben, doch noch völlig unter dem Banne des Zunftgeistes stehen, daß auch der moderne Arbeitsmensch, wenn er sich auch noch so trotzig und selbstbewußt auf seine eigene Kraft stellt, nicht loskommen kann von dem Geist der Zusammengehörigkeit, die freilich heute zumeist ihre Ziele und Zwecke anderswo sucht, als in der Hebung von Würde und Ansehen des Handwerkerstandes.

Digitized by Google

Ein Gebot der Nothwendigkeit wurden oben die mittelalterlichen Zünfte genannt. Was sie zu einem solchen gemacht, das waren praktische und politische Gründe mannigfacher Art. Von ihnen aus floß ein Strom frischen geistigen und praktischen Lebens hinaus in die Welt. Die Heimstätte der Zünfte mit ihren althergebrachten Sitten war auch zugleich die Pflegestätte der Poesie des Handwerks, sie war der Wohnsitz jener guten Geister, die dem Jüngling, wenn er in die Ferne zog, das Geleite gaben und ihn singen und sagen ließen von Wanderlust und Wanderbrauch. Es ist natürlich, daß die Organisation der Zünfte im Laufe der Jahre mannigfache Wandlungen durchmachte. Ursprünglich auf die Gemeinschaft überhaupt gerichtet, verfolgte die Zunft neben der Fürsorge für das gleichartige Gewerbe politische und kriegerische, gesellige und religiöse, sittliche und rechtsgenossenschaftliche Zwecke. Dabei hatte natürlich die Organisation der Zünfte in den verschiedenen Städten auch verschiedene Gestalten. Da und dort tritt uns in der Zahl derselben ein steter Wechsel entgegen. Straßburg zählte im zehnten Jahrhundert nur 9 Zünfte, die dann auf 28 stiegen und wieder auf 20 sanken, in München erreichten die Zünfte allmählich die Zahl von 44. Speier hatte deren 13, Ulm 17, Augsburg 18 und Cöln 22. Die geringe Zahl mochte im Anfang mit dem Umstande zusammenhängen, daß immer die gleichartigen Handwerker eine Innung bildeten; erst dann, als sich das Bedürfniß der getheilten Arbeit geltend machte, gelangten die einzelnen Zweige ein und desselben Handwerks zu größerer Selbständigkeit. Der Hufschmied trennte sich vom Waffenschmied und dieser wieder sich vom Messerschmied, dem Kleinschmied oder Schlosser und dem Ketten- und Nagelschmied; eine Theilung der Arbeit, die uns namentlich in Nürnberg entgegentritt, das eben deshalb als die bedeutendste Gewerbestadt Europas erscheint. Die Vorsteher der alten Handwerksämter

Digitized by Google

waren ursprünglich Hofbeamte, und erst die freien Zünfte erlangten die Befugniß, ihren Vorstand nach Stimmenmehrheit selbständig zu wählen. Auch die Gesellenbruderschaften, die den Meistern gegenüber nach und nach eine sehr selbständige Stellung einnahmen, standen unter eigenen Vorstehern, deren Zahl je nach Größe der Vereine verschieden war. Jede Zunft hatte, wie die Geschlechter, ihr eigenes Zunft- oder Gildehaus, das zugleich Waren-Kauf- und Rathhaus war. Bald gewannen auch diese Zunftstuben hohe politische Bedeutung. Hier, wo nur gleichberechtigte und gleichgesinnte Standesgenossen Zutritt hatten, kein Fremder die von einem herzhaften Trunke gelöste Zunge belauschte, wurden verdrüssige Reden gehalten, gefährliche Entschließungen gefaßt und die Wahlen vorbereitet, von hier zogen bald auch Abgeordnete auf das Rathhaus.

Als freie Genossenschaften hatten die Zünfte ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen, wenn auch unter Aufsicht des Stadtraths. An den Versammlungen sämtlicher Genossen, in Norddeutschland gewöhnlich Morgensprachen oder Bursprachen genannt und einmal jährlich vorgenommen, wurden die Handwerksordnungen erlassen oder abgeändert. Der Hauptzweck war die Ausübung der Gerichtsbarkeit in allen genossenschaftlichen Angelegenheiten, alle Streitigkeiten, wodurch die bürgerliche Eintracht, der „Gildefriede", gestört ward, wurden hier geschlichtet, nur der Blutbann und alle jene Friedensbrüche, über welche öffentliche Gerichte zu entscheiden hatten, standen ihnen nicht zu. Verhandelt wurde mündlich und öffentlich in den althergebrachten germanischen Formen, an den alten Gerichtsstätten unter freiem Himmel. Gewöhnlich wurde die Hauptversammlung im Frühjahr gehalten, — man schmückte den Platz, wo dieselbe stattfand, mit Maien, und in feierlichem Zuge führte man den Obermeister auf seinen Sitz. Hier saß er nun mit dem Stab in der Hand auf seinem Gerichtsstuhl, fragte die umstehenden Meister in

Digitized by Google

bestimmt hergebrachten Formeln und erwartete von ihnen Antwort. Mit dieser Gerichtsbarkeit in engem Zusammenhang stand die Sitten- und Gewerbepolizei, die den Zünften in ausgedehntem Maße zustand. Und nichts vermochte in der That den Handwerkerstand sittlich so zu heben, nichts hat mehr zur Blüthe der Gewerbe und der Städte selbst beigetragen, als diese so oft in großartiger Weise ausgeübten Befugnisse. Streng überwacht wurden die Genossen, fanden aber auch wiederum bei den Zünften einen Schutz, den sie sonst nirgends fanden. Die Zunftgenossen waren sich gegenseitig Hülfe und Unterstützung schuldig, sie sollten „Lieb' und Leid miteinander tragen, mit Bescheidenheit untereinander leben, keiner dem anderen seine Kundschaft oder seinen Knecht während der Dienstzeit abspannen, kein Genosse für jemand Arbeit nehmen, der einem anderen noch nicht gezahlt hatte, kein Bruder gegen den anderen unrecht handeln, ihm etwas Uebles nachreden, ihn nicht einmal im Scherze Lügen strafen. Wie sie die geselligen Freuden theilten, so wurden auch die armen Meister und Gesellen aus dem Zunftvermögen unterstützt, während der Krankheit verpflegt, und wenn sie starben, auf Kosten der Innung beerdigt. Und bei einer solchen Leichenbegängniß mußten alle Genossen bei Strafe dem verstorbenen Bruder die letzte Ehre erweisen und ihn zu Grabe geleiten. Auch für die hinterbliebenen Witwen, für die armen Brüder und Schwestern wurde mit „Geld, Brot und Butter" Sorge getragen, weil die ganze Familie des Meisters zur Zunft gehörte.

Die Zünfte hatten eine Ehre, ein Geheimniß, einen Freudenbecher, eine Bahre — sie hatten auch einen Gottesdienst und ein religiöses Interesse. Mit der Kirche standen sie, wie alle anderen Genossenschaften, ebenso wie mit allen kirchlichen Einrichtungen in engem Zusammenhang. Bald verehrten alle Innungen einer Stadt einen und denselben Heiligen, bald hatte jede für sich ihren besonderen Schutzpatron. Die meisten hatten

Digitized by Google

in den Kirchen ihre eigenen Kapellen, oder doch einen eigenen Altar mit einer Vikarie, vor dem sie sich an den Festtagen ihres Schutzheiligen zu versammeln pflegten. Gleich den Geschlechtern und Familienverbindungen hatten auch die Zünfte ihre eigenen Wappen, die aus der Hausmarke ihrer Zunfthäuser, aus dem Zeichen ihres Gewerbes oder dem Bilde ihres Schutzheiligen zu bestehen pflegten. Es gab Zünfte zum Spiegel, zur Blume, zum Bären, zum Himmel, zum Schlüssel; in Straßburg hatten die Tuchmacher eine Tuchschere, die Küfer ein Faß, die Schneider eine Schere, die Schmiede ein Hufeisen, die Schuhmacher Schuhe im Wappen. Anderswo tritt mehr der Heilige auf, wie bei den Fischern oft das Bild des heiligen Laurentius. Außer Zeichen und Wappen trugen manche Zünfte zudem auch noch ihre eigenen Farben, als freie Leute durften sie Waffen tragen; noch ehe der Kampf mit den Geschlechtern begann, bestanden sie als kriegerische Abtheilungen, ihnen war die Bewachung der Thore, Thüren und Mauern anvertraut, und sie mußten bei Aufstand und sonstigen Veranlassungen in Wehr und Waffen in ihren Zunfthäusern erscheinen. Neben den Zünften standen, wie oben schon erwähnt, die Gesellenbrüderschaften, die ihre Rechte und Pflichten vielfach denjenigen der Innungen nachgebildet hatten. Ihre genossenschaftlichen Angelegenheiten besorgten sie in eigenen, gewöhnlich „Auflagen" genannten Versammlungen. Die Berufung hierzu geschah meist in symbolischer Form durch den Junggesellen. Die Schmiede schickten einen Nagel oder Hammer, die Schuhmacher den Ladenschlüssel von einer Werkstatt zur andern, den Vorsitz führte der Altgeselle, der als Zeichen seiner Würde den Gesellenstab in der Hand hielt und durch Klopfen mit dem Hammer oder Schlüssel, auf den auch die Eide geschworen wurden, die nöthigen Zeichen gab. Er aber war nur bloß Frager des Rechts, die im Kreise umstehenden Gesellen hatten alle Vergehen zu rügen und das Urtheil zu finden,

Digitized by Google

welches dann der Junggeſelle vollzog. Das Högehaus oder die Herberg war überall der Ort aller geſelligen Freuden, in Nürnberg verſammelten ſich daſelbſt die Schuhknechte jedes Jahr und hielten nach dem Mahle in weißen Bademänteln, und den Badhut auf dem Kopf, unter Trommel- und Pfeifenſchall einen feierlichen Umzug durch die Stadt. Weit verbreitet waren die Umzüge der Bäckergeſellen, die mit dem Fahnenſchwenken vor dem Hauſe des Meiſters verbunden waren; in Freiburg zogen ſie am Neujahrstag mit Muſik und einer großen Brezel einher, ein großer geputzter Weihnachtsbaum, den der Altgeſelle ſchütteln mußte, lieferte allen Kindern und Armen, die ſich um ihn ſammelten, Früchte und Backwerk. Berühmt ſind ja beſonders die Reiftänze der Schäffler, Böttcher und Faßbinder, die ſich in Nürnberg und Zittau bis in das achtzehnte, in Erfurt, wo ſie einſt vor Napoleon auftraten, und in Halle ſich noch lange bis in unſer Jahrhundert erhielten. Heute findet man bekanntlich denſelben nur noch zur Faſchingszeit in München, wo er alle ſieben Jahre, nach dem Volksglauben als Erinnerung an die Peſt, aufgeführt wird.

Das waren die Zünfte und Genoſſenſchaften, ein Stück von Poeſie mitten in einer Zeit des Zerfalls und der Zerſetzung. Treu bewahrt wurde hier der Väter Sitte, hier pflanzte ſich Recht und Geſetz, Spruch und Lied von Mund zu Mund fort, und hier ward das Standesbewußtſein geſtärkt und gekräftigt. Das war der echte goldene Boden des Handwerks, und die Zünfte namentlich waren es, die den chriſtlichen Gedanken der Arbeit im ſchönſten und, ſo dürfen wir wohl ſagen, in echt poetiſchem Sinne verwirklichten. Wohl mag der aufmerkſame Beobachter da und dort Spuren finden, die ihn auch noch nach Jahrhunderten an altheidniſchen Brauch und altgermaniſche Sitte erinnern, aber dieſe letzten Ueberreſte aus der Götter- und Glaubenswelt unſerer Vorfahren hatte das Volksbewußtſein in

Digitized by Google

den Dienst der christlichen Kirche gestellt, ohne vielleicht selbst zu wissen, von wo dieselben gekommen. Das deutsche Handwerk aber, gehegt und gepflegt von diesen stillen Friedensmächten, wuchs rasch empor zu immer höherer Blüthe. „Nicht in der Poesie," so sagt G. Freytag, „und nicht in der Wissenschaft, ja vielleicht nicht in Geselligkeit und Familienleben jener Jahre gewannen die liebenswerthe Innigkeit des deutschen Gemüthes und die opfervolle Hingabe an frei erwählte Pflicht ihren höchsten Ausdruck. Sie gewannen ihn aber in der Werkstatt, wo der Deutsche meißelte, schnitzte, in Formen goß, und mit Zirkel und Hammer bildete. Seine Freude am Schaffen und die Achtung vor dem Geschaffenen, in das er eigenthümliches Leben sinnig hineinbildete, das war auch eine echte Poesie. Und wenn es nur ein neues Hufeisen, oder ein Radbeschlag war, das ein Anderer verfertigt hatte, es ziemte ihm nicht, achtlos darauf zu treten. An einfache Waren und schmuckloses Geräthe gaben Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hin, aber sie thaten es mit dem Gefühl, eine Kunst zu besitzen, die sie vor den Meisten voraus hatten, sie saßen als Bewahrer seiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe, die kein Anderer kannte als ihre Brüderschaft, und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren. Sie waren stolz darauf, unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein, und sie wußten, daß ihre Kunst, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eigenen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt."

Die Thatsache, daß gerade zu der Zeit, wo das deutsche Handwerk in seiner Blüthe stand, auch das deutsche Volkslied seine Blüthezeit feierte, läßt sich aus dem bisher Gesagten unschwer erklären. Bei deutschen Meistern und Gesellen ist es nicht wohl anders denkbar, als daß da, wo sie nach des Tages Arbeit versammelt waren, ihre Sänge und Lieder ertönten, und da sie noch nicht in der glücklichen Lage waren, solche Lieder

Digitized by Google

gesammelt vorzufinden, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als selbst zu dichten. So entstanden die Volkslieder und unter ihnen die Handwerkslieder. Wer das oder jenes gedichtet und gesungen, wer konnte und wollte es wissen? Gehört ward es erstmals in der Zunftstube, und von dort trugen es fröhliche Gesellen hinaus von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, und Niemand frug, woher es kam und wohin es ging. Zunächst war es ja wohl das Lob des Handwerks, das hier gesungen wurde, namentlich auch deswegen, weil bei jeder festlichen Gelegenheit der Zunftgenosse gemahnt wurde, seines Handwerks zu gedenken zu jeder Zeit und an jedem Ort. Und wenn nicht nur der ein Dichter ist, der Vers an Vers zu reihen versteht, sondern auch derjenige, der des Tages und Berufes immer gleichen Gang hinüberzuleiten weiß in ein Reich des Idealen, wo ihm alles Irdische nur als ein Symbol des Ewigen, Unvergänglichen erscheint, der mitten in dem Ringen um das Dasein sich als köstlichsten Schatz noch die Freude an der Arbeit erhält, dann waren unsere Ahnen, die in ihren Zunftstuben saßen, echte Dichter. Dinge, wie das Einstellen eines Lehrlings, das Entlassen aus der Lehre, Aufnahme und Verabschieden eines Gesellen, Berathungen über Zunftstreitigkeiten, haben doch eigentlich mit der Poesie nichts zu thun, und doch haben es unsere Altvorderen verstanden, diese an sich nüchternen und recht prosaischen Vorgänge mit einer poetischen Weihe zu umkleiden, die uns tief hineinsehen läßt in die Gedankenwelt des Bürgers im Mittelalter und uns zugleich ein Stück Kulturgeschichte zeigt, wie es anziehender kaum irgendwo zu finden ist. Heutzutage macht man all diese Dinge bequemer, es giebt ja zwischen dem Lehrherrn und seinen Arbeitern kein anderes Band mehr, als dasjenige eines geschäftlichen Vertrags, man arbeitet nicht mehr im Interesse eines gemeinsamen Berufes, sondern nur noch im Interesse seiner eigenen Person, man kümmert sich nicht mehr darum,

Digitized by Google

wer diesem Beruf angehört, und ob er seiner würdig, Meister und Geselle sind nicht mehr eine Familie, verschwunden ist die ganze echte Poesie des Handwerks, das einst hoch in Ehren stand in allen deutschen Landen, man will nichts mehr wissen von Zunft und Zunftgenossen, von Handwerksbrauch und Handwerksgruß. Auch unser deutsches Haus ist ein anderes geworden, kein frommer und sinniger Spruch grüßt mehr den Eintretenden, und kein herzlicher Gruß und Handschlag empfängt ihn. Man schmähe so viel man mag auf das Mittelalter und sein Handwerk, eines hatte es, das wir lange verloren, es hatte Gemüth und es hatte Familiensinn. Und diesen Familiensinn zu hegen und zu pflegen, das war die heilige Pflicht der Zunft und ihre Ehre. Ob Lehrling oder Geselle, er mußte ein ehrlicher Mensch sein ohne Tadel und Makel, wenn er aufgenommen werden wollte in die Zunft, und er mußte ihre Gesetze und Ordnungen kennen. Geschrieben waren diese Gesetze freilich nicht, aber die Lehren und Vorschriften, die sich als Vermächtniß von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, wirkten in freiem und ernstem Vortrag, unterstützt von allerlei feierlichen Zeremonien, weit eindrucksvoller, als das Vorlesen geschriebener Formeln. Und daß sich diese Gesetze und Vorschriften zumeist in poetischer Form fortpflanzten, das lag in der Natur der Sache. Fraglich ist dabei allerdings, ob wir dieselben, so wie wir sie besitzen, auch in ihrer echten und ursprünglichen Form besitzen. Die Zünfte waren im Anfang eine Art von Geheimbund, Schwurgenossenschaften, und deshalb sind wir über ihre Anfänge nicht genügend unterrichtet. Ja vielleicht wüßten wir gar nichts mehr von diesen Zunftgebräuchen, wenn nicht im vorigen Jahrhundert ein Magister Frisius, Konrektor in Altenburg, seine Schüler angehalten hätte, anstatt irgend welche Extravaganzen zu begehen, in ihren Freistunden die Werkstätten der Künstler und Handwerker zu besuchen und ihre Sprüche und Gebräuche zu sammeln. Da mag indessen

Digitized by Google

nun freilich manches Kostbare schon verloren gegangen sein, da war im Laufe der Jahre von muthwilligen Gesellen manches ernste Wort ins Komische gezogen und mancher ehrwürdige Gebrauch zu einer Farce umgewandelt worden. Und doch finden wir auch in diesen Ueberresten noch so manchen köstlichen Zug, wir fühlen die geheimnißvolle Macht, die diese Zunftgebräuche sogar aus den Schrecken des dreißigjährigen Krieges hinübergerettet hatte, in eine Zeit hinein, die ihnen freilich fremd und verständnißlos gegenüberstand.

Und nun treten wir ein in das Reich der Zünfte, indem wir den Bildungsgang eines Handwerkers im Mittelalter verfolgen. Es läge hier freilich die Versuchung nahe, das deutsche Handwerk selbst in seiner Entwickelung kurz zu schildern, und diese Schilderung wäre um so anziehender, als dabei namentlich auch die „Frauenfrage" im Mittelalter nicht übergangen werden könnte. Indessen würde eine solche Schilderung zu weit führen. Es gab am Ausgang des Mittelalters einen Spruch: „Das Handwerk muß so rein sein, als hätten es die Tauben belesen," und eine Formel lautet: „Der Stadt zum Nutzen, um der Reinheit des Handwerks willen, und zum Nutzen für Arm und Reich." Und demgemäß mußte auch der Knabe, der als Lehrling in ein Handwerk aufgenommen sein wollte, vor allen Dingen ehrlicher und ehelicher Geburt sein. „Der Junge muß ehelich" oder „er muß echt und recht" geboren sein, er muß echt und recht von Vater und Mutter geboren sein, oder er muß echt und recht geboren, aus einem rechten Ehebette von Vater und Mutter nach Gewohnheit und Satzung der heiligen Kirche, so lauteten die verschiedenen Vorschriften und Bestimmungen, zu denen dann noch die Forderung der Freiheit der Geburt kam. Und dem Spruche gemäß: „Wer Handwerk treiben will, soll des Handwerks redlich sein," mußte auch der Knabe auf vier Ahnen hinaus seine redliche Geburt nachweisen. Dabei fragt es sich

Digitized by Google

namentlich, ob der Vater des künftigen Lehrlings nicht eines Gewerbes war, das seinen Sohn von der Mitgliedschaft an einer Zunft, mindestens doch einer anderen, als der väterlichen ausschloß. Die Söhne der Leineweber, Müller, Barbierer, der niederen städtischen Beamten, wie Todtengräber und Nachtwächter, konnten kein zur Gilde erhobenes Handwerk lernen. Das alles mußte in dem sogenannten „Geburtsbrief" verzeichnet sein, und erst nachdem dieser geprüft war, wurde der Knabe auf eine gewisse Probezeit zugelassen. Nach dieser Probezeit erfolgte die formelle Aufnahme, die sogenannte Aufdingung, und zwar nicht durch den Meister, sondern durch das Handwerk. Vor dieser Versammlung des Handwerks, dem sogenannten „Gebot", erschienen Lehrherr und Junge, mit ihm sein Vater oder beide Eltern oder ihre Vertreter; bei manchen Handwerken durften die Eltern, wenn der Vater nicht Meister desselben Handwerks war, bei der Aufnahme nicht anwesend sein, sondern erst nach Vollendung des Aktes kommen, um die Gratulation und das Geschenk, den Antheil am Trunk, entgegenzunehmen. Waren die Eltern oder ihre Vertreter ausgeschlossen, so mußte der Lehrling zwei Handwerksmeister als Bürgen haben, welche einstehen mußten für eheliche Geburt und redliches Herkommen, für sein entsprechendes Betragen, und für den Fall, daß der Junge entlief, für das Lehrgeld und die Handwerksstrafe.

Vor versammeltem Handwerk brachte nun der Zunftmeister das Gesuch vor: „Ihr wißt, daß der N. N. auf x Jahre das Handwerk zu lernen verlangt, er wolle sich halten, wie es einem ehrlichen Lehrling zusteht, wüßte Einer oder der Andere etwas auf ihn, so solle er es melden, damit er könne etwas anderes vornehmen." Dabei tritt der Lehrling ab, und jene Umfrage wird dreimal an jeden einzelnen Meister und Gesellen gerichtet, jeder muß sich äußern, ob er nichts gegen den Lehrling habe. Dann wurde die Frage zum vierten Mal noch allgemein

Digitized by Google

gestellt, und wenn sich kein Einwand erhob, der Junge hereingerufen; er legt seinen Geburtsschein vor, die Bürgen sprechen für sein redliches Herkommen, worauf der Junge wieder abtritt. Nun wurde der Geburtsbrief untersucht, und die Umfrage wie vorher, speziell auf eheliche Geburt gerichtet, vorgenommen; ebenso wird die Frage über redliches Herkommen behandelt. Dreimal muß der Junge entweichen und wieder eintreten. Bei seinem letzten Eintritt, wenn keinerlei Einrede gegen ihn gemacht worden, wurde er nun gefragt, ob er seine Probezeit bestanden, ob er noch Lust zum Handwerk habe, da es noch Zeit sei zu etwas anderem, ob er gesonnen, die gesetzten Jahre auszustehen, nicht zu entlaufen, sich nicht verführen zu lassen, auch dem Lehrherrn und seinem Weibe nichts entwenden wolle; hatte er dies alles versprochen, so wurde er mit dem Spruch: „Kraft des ganzen Handwerks will ich diesen Jungen aufdingen" aufgenommen und ihm von jedem Anwesenden mit Handschlag zur Lehre Glück gewünscht. Damit war der Lehrling zwar in das Handwerk aufgenommen, aber die Sache noch nicht fertig. Nun kam die Reihe an den Lehrherrn. Wie vorher über den Lehrling, so wurde nun in Betreff des Lehrmeisters an Meister und Gesellen die Umfrage gestellt, ob Jemand eine Klage wider den Meister und seine Lehrzucht habe, der solle es bescheidentlich sagen, und hernach schweigen und reinen Mund halten. War auch diese Umfrage dreimal an jeden Einzelnen und dann noch einmal im ganzen ohne Einrede erfolgt, dann wurden Lehrherr und Lehrling wieder hereingerufen und an ihre Pflichten in weiterer oder engerer Rede erinnert. Bei dieser „Aufdingung" mußte der Junge zugleich ein gewisses Geld entrichten, das theils in die Lade floß, theils zum Umtrunke bestimmt war. Somit war er nun wirklicher Lehrjunge und unterlag als solcher vollständig der Zucht seines Meisters, der ihn in seinem Hause und an seinem Tische hatte und in allen Dingen des Handwerks

Digitized by Google

unterwies. Gegen die Gesellen mußte der Junge Ehrerbietung in jeder Hinsicht zeigen, durfte sie nicht duzen, an Feiertagen nicht etwa an öffentliche Orte allein gehen, wo sie auch sein konnten, außer in Begleitung seiner Eltern. Der Stock, die Zierde der Gesellen, war für ihn verpönt. Auch der Meisterin mußte er Achtung zollen, die, wo sie nur konnte, ihn zu gesetztem und gesittetem Betragen anhielt. Das war der erste Schritt ins Leben, und unsere Altvorderen wußten, warum sie denselben mit solcher Weihe und solchem Ernste begleiteten. Der Zucht der Eltern war der Knabe entwachsen, die Zunft nahm ihn nun als Kind in ihre Mitte auf, die Freiheit und Ungebundenheit der Kindheit lag hinter ihm, Strenge und Ordnung in allen Dingen des Berufes waren nun seine heiligste Pflicht. Die Lehrzeit schwankte zwischen zwei und sechs Jahren, und dann erschien der Lehrling wieder mit seinem Meister vor der Versammlung des Handwerks, alldort Probe seines Könnens abzulegen und zugleich zu hören von Handwerks- und Gesellenbrauch. Sehr ernst und gründlich wurde diese Probe genommen, Niemand durfte, wenn er als Geselle aufgenommen werden wollte und sollte, Klage gegen ihn führen, Niemand durfte, wenn er seinen Lehrbrief bekommen sollte, einen Tadel gegen ihn haben. Dann war er wohl ein Geselle von Rechts wegen, nach Handwerksgebrauch und Gewohnheit jedoch, nach jenen ungeschriebenen und unverbrieften, aber auch unverbrüchlich gehaltenen Gesetzen der Gesellenbrüderschaft war er es noch keineswegs. An diese mußte er sich noch wenden und sie um Aufnahme bitten, die ihm zugesagt wurde gegen das Versprechen, sich allen Herkömmlichkeiten dabei zu unterziehen.

Diese Herkömmlichkeiten beim Gesellenmachen, bei den Buchdruckern nannte man sie Deponiren, bei den Schlossern Barthbeißen, bei den Tischlern Hobeln, bei den Schmieden das Feuerablasen und Auskühlen, bei den Büttnern das Schleifen —

Digitized by Google

dieſe Herkömmlichkeiten trotz mancher Roheiten, namentlich die Sprüche dabei, die ſich aus dem poetiſchen Bewußtſein der Geſellen herausgebildet haben, dem Begabte Sprache verliehen, und die dann von Allen als gemeinſames Eigenthum gekannt und benutzt, um- und weitergedichtet und aus allen in alle Gaue getragen wurden, ſie gehören zum Anziehendſten, was unſer Volksleben hervorgebracht hat, zu deren Humor, Fülle und ſozuſagen epiſcher Breite weder die Sprüche der Waidmänner noch die ſonſtigen Ergießungen der Spruchpoeſie in irgend einem Vergleich ſtehen. Vor einem neuen Lebensabſchnitt ſtand der Lehrling; mochte er nun daheim bleiben oder hinauswandern in die weite Ferne, was er gelernt hatte, und was ihm ſein Beruf an Pflichten und Rechten auferlegte, das alles mußte ihm noch einmal geſagt werden, und in einer Form geſagt werden, die ihn das Gehörte nicht vergeſſen ließ. Aus einem Unmündigen wurde er ein Mündiger, ſein Probeſtück hatte er in der Werkſtatt geliefert, von den Meiſtern war er für tüchtig befunden, nun ſollte er auch von den Geſellen ſeine Jünglingsweihe erhalten. Wie der Knappe zum Ritter geſchlagen wurde, wie der Kaufmann, wenn er ein Glied der Hanſa werden wollte, ſich erſt tüchtig „hänſeln", d. h. ſich einer manchmal ſogar blutigen Probe unterziehen mußte, ſo mußte auch der Lehrling ſeine Prüfung beſtehen. Einſt erhielt beim Setzen eines Markſteines die Jugend erſt eine Ohrfeige und dann eine Bretzel, — Freud und Leid mußten der Erinnerung zu Hülfe kommen, der Lehrling mußte noch einmal, und war es auch nur ſymboliſch, fühlen, daß ſeiner gar manches wartete, was ihm nicht behagen mochte. Und ſo in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, ſtand der Lehrling mit ſeinen zwei Pathen vor der Verſammlung. Noch einmal war er nach alter deutſcher Gewohnheit, die ja alles taufte: Glocken, Häuſer und Schiffe, getauft worden; Silbernagel, Treffſeiſen, Hans

Digitized by Google

Springinsfeld oder sonst einen Namen erhielt der junge Geselle. Jedes Handwerk hatte seine Formeln, die in der Hauptsache wohl gleich oder doch sehr ähnlich lauteten. Wir greifen unter den verschiedenen Handwerken als eines der ältesten, dasjenige der Schmiede heraus. Wenn die Meister und Knechte versammelt waren, den jungen Gesellen freizusprechen, so ging der Altknecht, nachdem er mit Gunst um Erlaubniß gebeten hatte, in die Schmiede und setzte den Blasebalg in Bewegung; den alten Schmieden, welche an der Esse arbeiteten, ziemte die Herdflamme bei ihrer Vorsage, aber den Kessel- oder Kaltschmieden nicht. Sobald die Kohlen auf dem Herde glühten, wurde der Junggeselle in die Versammlung geführt und der Altknecht begann mit diesen Worten seine Vorsage:

Glück herein, Gott ehr ein ehrbar Handwerk! Mit Gunst! Meister und Gesellen stillet euch ein wenig. Junggesell, ich will dir Handwerks Gewohnheit sagen, wann gut wandern ist; zwischen Ostern und Pfingsten, wenn es fein warm ist, und die Bäume fein Schatten geben, da ist wandern gut. So nimm einen ehrlichen Abschied von deinem Meister, Sonntag zu Mittags nach dem Essen, denn es ist nicht Handwerksgebrauch, daß Einer in der Woche aufsteht. Und sprich, wenn er dein Lehrmeister ist: „Lehrmeister, ich sag Euch Dank, daß Ihr mir zu einem ehrlichen Handwerk geholfen habt, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden.“ Und zur Meisterin sprich: „Lehrmeisterin, ich sage Dank, daß Ihr mich in der Wäsche freigehalten, so ich heut oder morgen möchte wieder kommen, stehet es um Euch wieder zu verschulden.“ Willst du dein Bündel nicht auf die Herberg tragen, so sprich den Meister an und sage: „Meister, ich will Euch angesprochen haben, ob Ihr mein Bündel eine Nacht wollt beherbergen. Darnach gehe zu deinen Freunden und zur Brüderschaft, bedanke dich bei ihnen und sprich: „Gott behüte Euch, saget mir nichts Böses

Digitized by Google

nach.“ Wenn du dann Geld haſt, trinke Valet mit ihnen, und friſch an und wandre zum Thor hinaus.

Wenn du aus dem Thore kommſt, ſo nimm drei Federn in die Hand und blaſe ſie auf in die Höhe; die eine wird fliegen über die Stadtmauer zurück, die andere über das Waſſer, die dritte gerade hinaus; ſtoße nicht mit dem Kopf durch die Mauer, und eh du über das Waſſer fährſt, wirf einen Stein hinein, trägt's den Stein, dann trägt's auch dich. Friſch an und ziehe gerade hinaus.

Und wenn du deine Straße gehſt, wirſt du kommen an einen dürren Baum, darauf ſitzen drei ſchwarze Raben und ſchreien: „Er zieht dahin, er zieht dahin.“ Du ſollſt deinen Weg fortgehen und gedenken: „Ihr ſchwarzen Raben, Ihr ſollt mir keine Botſchaft ſagen.“ Dann wirſt du kommen an ein Dorf, an des Ende ſteht eine Mühle, die wird immer gehen und ſagen: „Kehr um, kehr, kehr, kehr um.“ Du aber ſollſt fortziehen und ſagen: „Mühle, geh du deinen Klang, ich will gehen meinen Gang.“ Und wenn du weiter kommſt, da werden drei alte Frauen ſitzen und ſagen: „Junggeſell, weich von dem Wald, die Winde wehen ſauer und kalt.“ Du aber wirſt weiter gehen und ſagen: „Im grünen Wald, da ſingen die Vögelein jung und alt, ich will mich mit ihnen luſtig erweiſen.“

Und wenn du in den dicken Wald kommſt, da wird ein Reiter geritten kommen im rothen Sammtmantel und ſprechen: „Wie ſo luſtig, Landsmann.“ Darauf wirſt du ſagen: „Soll ich nicht luſtig ſein, ich habe all Gut meines Vaters bei mir.“ So wird er dir einen Tauſch anbieten, thu es aber nicht flugs zum erſten Mal, das andere Mal auch nicht, bietet er dir aber das dritte Mal Tauſch an, ſo ſei kein Thor und gieb ihm deinen Rock zuerſt, ſondern laß dir ſeinen Mantel zuerſt geben. Wenn du nun von ihm erlöſt biſt, ſo geh immer fort und ſieh dich nicht um, denn er möchte dir nachreiten, könnte dich auch wohl um dein Leben bringen.

Digitized by Google

Wenn du nun weiter läufst, wird der Wald finster und ungeheuer werden, und kein Weg daraus und dir wird zu gehen sehr grauen. Die Vögelein werden singen jung und alt, der Wind wird wehen gar sauer und kalt, die Bäume gehen die Winke, die Wanke, die Klinke, die Klanke, mit Brasseln und Brausen. Da wird es sein, als wollte alles über den Haufen fallen, und du wirst gedenken: „Ach wär ich daheim bei der Mutter geblieben.“ Du sollst aber doch nicht umkehren, sondern deinen Weg fortgehen. Schmied, schlag' hieher.

Bist du aus dem Wald hinaus, dann kommst du auf eine schöne Wiese, darauf wird ein Birnbaum stehen mit schönen gelben Birnen. Da krieche nicht hinauf, schüttle den Baum ein wenig und lies nicht alle Birnen auf, die herabfallen, denn es könnte nach dir ein anderer guter Gesell unter den Baum kommen, der nicht so stark wäre, so würde es ihm ein guter Dienst sein, wenn er etwas Vorrath findet. Darnach wirst du kommen vor einen großen Berg, da wirst du denken: „Lieber Gott, wie werd' ich mein Bündel hinaufbringen auf den hohen Berg.“ Hänge es aber nicht irgend an ein Schnürlein und schleppe es hinter dir her, sondern behalte es fein auf dem Rücken und trage es hinauf, so nimmt dir's Niemand. Wenn du nun fortgehest, so wirst du kommen an einen Brunnen, da wird dich sehr dürsten; wenn du nun trinkest, so lege dein Bündel ab und behalte es nicht auf dem Rücken, denn wenn du trinkest, möchte das Bündel den Schwung nehmen und dich hinabreißen. Jedoch lege es nicht zu weit von dir, sonst möchte Einer kommen und dirs wegnehmen, so kämest du um dein Bündel. Und wenn du trinkst, so halte dich sauber dabei, und den Brunnen rein, denn es möchte nach dir ein anderer guter Gesell kommen und gerne trinken wollen. Schmied, schlage hieher!

Fasse dein Bündel auf und gehe immer fort, so wirst du

Digitized by Google

ſehen einen Galgen. Du ſollſt dich nicht darum freuen, noch traurig ſein, daß dort Einer hänget, ſondern du ſollſt dich darum freuen, daß du auf eine Stadt oder Dorf kommeſt. Wenn du nahe hinzu biſt, ſetze dich eine Weile nieder, lege ein gut Paar Schuhe an und gehe in die Stadt hinein.

Da wird dich der Thorwart anrufen: „Woher, Junggeſell?“ So nenne dich nicht von weit her, ſondern ſprich immer daher, vom nächſten Dorf, ſo kommſt du am beſten aus. Nun iſt an manchen Orten der Brauch, daß der Thorwart Einen nicht zum Thor hinein läßt, man lege denn ſein Bündel ab und hole ein Zeichen. Darum frage du und ſprich: „Mein gut Freund, berichtet mich doch, bei welchem Meiſter iſt wohl die Herberge? Darnach lege das Bündel ab und gehe auf die Herberge und hole ein Zeichen bei dem Herrn Vater.

Wenn du auf die Herberge kommſt, ſo ſprich: „Guten Tag, Glück herein, Gott ehre das Handwerk, Meiſter und Geſellen. Herr Vater, ich bitt, Ihr wollet mir doch ein Geſellenzeichen geben, daß ich mein Bündel kann zum Thore hereinbringen.“ Alsdann wird dir der Herr Vater ein Hufeiſen oder einen Rinken als Zeichen geben. Wirſt du das Zeichen aufweiſen, ſo werden ſie dir das Bündel folgen laßen.

Darnach mußt du wieder auf die Herberge gehen und ſprechen: „Ich bedanke mich ganz freundlich, daß Ihr mir das Zeichen geliehen habt. Auch wollte ich Euch angeſprochen haben um das Handwerk, ob Ihr mich heute wollt beherbergen, mich auf die Bank und mein Bündel unter die Bank; ich bitte dich, Herr Vater, ſetze mir nicht den Stuhl vor die Thüre, ich will mich halten nach Handwerksbrauch, wie ehrlichem Geſellen zukömmt.“

Dann wird der Herr Vater ſagen: „Wenu du willſt ein frommer Sohn ſein, nach Handwerksbrauch, ſo geh hinein in die Stube und leg dein Bündel ab in Gottes Namen.“ Wenn du nun in die Stube kommſt, und die Frau Mutter iſt drinnen,

Digitized by Google

so sprich: „Guten Abend, Frau Mutter," hänge dein Bündel aber nicht an die Stubenwand, sondern lege es fein unter die Hammerbank, verliert der Herr Vater seine Hämmer nicht, so wirst du dein Bündel auch nicht verlieren. Wenn du es nun abgelegt hast und der Bruder arbeitet, so schlage ein- oder zweimal mit und frage dann, ob hier der Brauch ist, daß man auf's Geschenk geht.

Wenn du auf das Geschenk gehst um Gabe oder Trunk, so gehe nicht zuerst in die nächste Werkstatt, sondern gehe fein in die weiteste Werkstatt, damit du der Herberge immer näher und näher kommest. Wenn du auf dem Geschenk in eine Werkstatt kommst, und ein Stück Schmiedearbeit im Hause liegt, so hüte dich, mit Füßen darauf zu treten, oder zu spucken, sonst möchten die Schmiede sprechen: „Ei wer weiß, ob er's selber so gut kann machen, als das ist." Wenn du nun ein- oder zweimal getrunken hast, so sprich, wenn der Meister in der Werkstatt ist: „Meister, ich sage Dank Eures Geschenks, Eures guten Willens, es stehet heut oder morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verschulden. Darnach bedanke dich bei den Knechten auch und sprich: „Schmied, ich sage dir Dank deines Geschenks, deines guten Willens, wenn du heut oder morgen zu mir kommst, und ich in Arbeit stehe, will ich dir wieder ausschenken eine Kanne Bier oder Wein, was in meinem Vermögen soll sein."

Wenn du nun wieder auf die Herberge kommst, so wird der Bruder sprechen: „Wie ist's, Bruder, haben dir die Knechte auch geschenkt?" Sprich immer „Ja", wenn du auch keinen Trunk gesehen hast.

Wenn sie nun des Abends zu Tische gehen, so setze dich an die Stubenthür. Spricht der Herr Vater: „Schmied komm her und iß mit, so lauf nicht flugs hinzu, sondern kannst sagen: „Herr Vater, ich sag Euch Dank davor;" spricht er's aber zum andernmal, so geh immer hin und iß mit. Wenn du nun satt

Digitized by Google

biſt, ſo ſtecke dein Meſſer nicht ein, ehe die Andern ſein ſatt, ſonſt möchten ſie ſprechen: „Das iſt ein kleiner Eſſeſchmied, er will gewiß einen ausſtechen, weil er ſo wenig ißt.“ Wenn dir hernach der Herr Vater zutrinkt, ſo kannſt du wohl trinken, haſt du aber Geld, ſo kannſt du austrinken und ſprechen, ob man einen Boten kann haben, du wolleſt auch eine Kanne Bier geben. Wenn es nun auf den Abend kömmt, ſo wird dir der Herr Vater laſſen das Bett weiſen. Wenn dir nun die Schweſter auf den Boden leuchtet, und du das Bett gewahr wirſt, ſo wünſche ihr eine gute Nacht und ſprich, ſie ſoll in Gottes Namen hinabgehen, du willſt dich ſchon ins Bette finden. Am Morgen ſtehe zur Zeit auf, und wenn du in die Stube kömmſt, ſo wünſche Allen guten Morgen, da werden ſie dich vielleicht fragen, wie du geſchlafen haſt; ſo ſage ihnen auch, was dir geträumt hat.“

Wenn du nun wieder fortläufſt, ſo ſprich: „Herr Vater, ich ſag Euch Dank, daß Ihr mich und mein Bündel habt geherbergt, es ſtehet heut oder-morgen gegen Euch und die Eurigen wieder zu verſchulden.“ Lauf alſo fort. Wenn du nun in das Thor kömmſt, ſo werden ſie dich fragen: „Wo zu?“ Sprich nur, du weißt es ſelbſt nicht, und lauf immer zu.

Alles mit Gunſt. Ich wünſche dir Glück zu Wege, zu Stege, zu Waſſer und Land, wo dich der liebe Gott hinſendt. Und wo du heut oder morgen möchteſt hinkommen, da Handwerks-Gewohnheit nicht iſt, ſo hilf ſie aufrichten. Hilf Handwerks-Gewohnheit ſtärken und nicht ſchwächen. Hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich, wo es kann ſein; wo es aber nicht kann ſein, ſo nimm dein Bündel und lauf davon.“ —

So wurde der Lehrling zum Geſellen. Eine neue Welt that ſich vor ihm auf, eine Welt voll von geheimnißvollen Dingen, und wenn er hinauszog in die Weite, dann geleitete ihn die Erinnerung an die heimathlichen Gebräuche, dann mochte

Digitized by Google

er wohl selbst auf einsamen Wegen oder in Gemeinschaft mit etlichen anderen frohen Gesellen ein Lied ersinnen zum Preise der Heimath und Derer, die dort seiner gedachten. Das Wandern ist ja nicht bloß des Müllers Lust, die Wanderlust ist ein in den Germanen tief wurzelnder Zug von alten Zeiten her. Wann das Wandern unter den Handwerkern aufgekommen ist, d. h. ihnen von der Zunft zur Pflicht gemacht wurde, läßt sich nicht genau sagen. Aber daß der Geselle, der einmal Meister werden wollte, sich draußen in der Welt umsehen mußte, das galt Allen als natürlich, und dafür haben wir eines der schönsten Zeugnisse in unserem deutschen Märchen und im deutschen Volkslied. Da begegnen wir auf Schritt und Tritt den Handwerksburschen, wir lassen uns namentlich im Märchen erzählen von seinen Freuden und Leiden, von seinem Unglück und Glück, das er freilich zumeist weit weniger einem besonders scharfen Verstand, als vielmehr einer gehörigen Dosis von Schlauheit und Pfiffigkeit zu verdanken hat. Manche dieser Märchen, deren Sammlung durch die Brüder Grimm ja weltbekannt ist, mögen von Handwerksburschen selbst ersonnen oder von ihren weiten Reisen, die sie in aller Herren Länder führten, in die deutsche Heimath verpflanzt worden sein; andere sind uralt germanischen Ursprungs und in ihnen unschwer Spuren zu entdecken, die zurückführen in das Reich der alten Götter! Der Wanderzwang war nicht allgemein, ja in einzelnen Handwerken gab es sogar geradezu ein Wanderverbot. Das war der Fall bei den sogenannten gesperrten Handwerken, die sich besonders, und zwar sehr früh in Nürnberg finden. Man befürchtete den Verrath des Handwerksgeheimnisses besonders bei Gewerben, die für eine Stadt wie Nürnberg eine große und eigenartige Industrie bildeten. Da war das Drahtzieherhandwerk mit seinen verschiedenen Abtheilungen, das Handwerk der Brillenmacher, Kompaßmacher, Fingerhüter, Horndreher, Trompetenmacher, das große Handwerk

Digitized by Google

der Messingverarbeitung, und noch so mancher andere Industriezweig, der für Nürnberg von hoher Bedeutung war. Die Wanderzeit variirte zwischen einem und sechs Jahren. Zumeist betrug sie drei bis vier Jahre, und dabei war Regel, daß der Einheimische, der am Orte gelernt hat, kürzere Wanderzeit hatte, als der Fremde.

Auch an die Wanderschaft schloß sich eine große Zahl von Formeln und Gebräuchen an, von den Reichsschlüssen als „läppische Redensarten" verhöhnt, und doch tief begründet in der ganzen Einrichtung, ein lebendiges Zeugniß für das Maß der Beherrschung, welches der Gesellenschaft über ihre einzelnen Glieder zukam, und die Kraft dieser Vereinigungen begründete. Die Vorschrift war, daß der Geselle Sonntag nach dem Essen seinem Meister kündigte, und dann je nach der festgestellten Kündigungsfrist den Wanderstab ergriff. Versäumte er den vereinbarten Termin, so verlor er damit mancherlei Vorrechte. Den Tornister auf dem Rücken und den Stab in der Hand, trat er vor seinen Meister, um Abschied zu nehmen — bei etlichen Handwerken war sogar vorgeschrieben, daß dabei der untere Knopf des Rockes zugeknöpft, ein Finger der einen Hand im Knopfloch sei — und that dies mit folgenden Worten: „Alles mit Gunst! Ich bedanke mich des Meisters seines guten Willens, den er mir erwiesen hat, kommt er oder der Seinigen oder ein anderer ehrlicher Geselle heute oder morgen zu mir, so will ich ihm wieder einen guten Willen beweisen, kann ich es nicht verbessern, so will ich's nicht verweigern. Wo meiner im Argen gedacht wird, so gedenke er meiner am besten. Desselben gleichen will ich thun und bedanke mich nochmals für alles Gute." Darauf antwortete der Meister: „Alles mit Gunst! es ist dir von mir nicht viel Gutes widerfahren, ich versehe mich auch, nicht viel Arges! immer den guten Willen für die That, du siehst wohl, das Kloster ist arm, und der Brüder sind viel, und der Arbeiter

Digitized by Google

trinkt auch gerne Wein oder Bier. Ich wünsche dir Glück zu Weg und zu Steg, zu Wasser und zu Land. Wo dich der liebe Gott hinsendet, wo du hinkommst, grüße nur Meister und Geselle, wo das Handwerk ehrlich, wo es aber nicht ehrlich, so nimm Geld und Geldeswerth, hilf strafen und ehrlich machen, daß ihnen der Beutel thut krachen, und dir und einem andern Gesellen das Herz im Leib thut lachen, wo man meiner im Argen gedenkt, so denke meiner am besten, desselben gleichen will ich thun." Das Zwiegespräch schloß mit der gegenseitigen Frage: „Wißt Ihr etwas, das Euch oder mir zuwider ist, so könnt Ihr es sagen, weil wir jetzund beisammen sind, oder hernach stillschweigen." Dann wanderte der Geselle, begleitet von seinen Mitgesellen, zum Thor hinaus, weswegen der Altgeselle jeden Sonntag die Frage stellte: „So mit Gunst thu ich fragen, ob einer wandermäßig und begehre das Geleit zum Thor hinaus von mir und allen ehrlichen Gesellen und Jungen, so solls ihm widerfahren." Derselbe Altgeselle giebt auch dem wanderlustigen Gesellen allerhand Rathschläge, wie er sich bei der Kündigung und auf der Wanderschaft zu benehmen hat.

„Wenn du," so belehrt der Altgeselle der Büttner zum Beispiel seinen Genossen, „nicht mehr wirst Lust haben, in derselben Stadt zu arbeiten, so geh her, es mag nun sein Mittwoch oder Donnerstag, wie es dir einfällt, wirf alles hinter die Thür, lauf die Stiegen hinauf, tritt vor den Tisch und sprich: „Meister, ich bedanke mich seiner Arbeit." Willst du das thun? Antwort: „Ja." — Nein, das sollst du nicht thun, sondern du sollst warten bis auf den Sonntag nach dem Essen, wenn man das Tischtuch aufgehoben hat, so tritt vor den Tisch und sprich: „Meister ich bedanke mich seiner Arbeit." Dann wird der Meister sprechen: „Ich hätte geglaubt, ich hätte länger einen Gesellen an dir. Was ist die Ursach? Wenn ich es ändern kann, so will ich es thun." Du brauchst es ihm aber eben

Digitized by Google

nicht zu sagen, denn sie sagen es einem auch nicht und schicken einen fort, wenns ihnen einfällt. Sprich aber zu deinem Meister, er wolle so gut sein und Jemand mit in die Kammer schicken, du möchtest deine Sachen zusammenpacken. Er wird dir aber Niemand mitgeben wollen. So nimm deine Kleider zusammen über den Arm und packe sie vor dem Meister seinen Augen zusammen, alsdann kannst du mit gutem Gewissen zum Thor hinausgehen. Gehe aber zuvor zum Altgesellen und mache dein Auflegegeld richtig und was du etwa auf der Herberg schuldig bist; es wird dir sonst auf zwei Meilen nachgeschrieben, wenn du schon nicht so weit kommst.

Und wenn du nun wirst weiter gehen, so wirst du zu einem Hofbinder kommen, da wirst du dich um Arbeit umschauen und wirst Arbeit bekommen, und du wirst den nächstkommenden Tag deinen Meister fragen, wann die Gesellen auflegen. So wird der Meister sprechen: „Ich habe kaiserliche Freiheit; was andere Gesellen auflegen, können meine vertrinken.“ Glaube es aber nicht, sondern wenn du denselbigen Sonntag die Gesellen siehst spazieren gehen, so mache, daß du zu ihnen kommst, grüße sie von wegen des Handwerks und sprich: „Ich bitte um Vergebung aller Gesellen, ich habe Arbeit bei dem und dem Meister und habe ihn gefragt, wann alle Gesellen Auflage haben. So hat er mir zur Antwort gegeben, er habe kaiserliche Freiheit, was Andere auflegen, können seine Gesellen vertrinken. Ist es also?“ So werden die Gesellen sprechen: „Dein Meister ist des Handwerks nicht zünftig; wenn du länger als vierzehn Tage bei ihm arbeitest, so bist du Derjenige, der dein Meister ist. Und das laß dir gesagt sein, du sollst bei keinem gescholtenen Meister länger als vierzehn Tage arbeiten; auch nicht neben einem gescholtenen Gesellen oder Ziegenschurz; du wirst sonst gestraft werden.“

Du mußt jetzt die Bubenschuh' ausziehen und die Gesellen-

Digitized by Google

schuh' anziehen und darfst mit keinem Jungen am Sonn- oder Feiertag spazieren gehen; du wirst sonst gestraft.

Du sollst dich auch in keinem öffentlichen Spiel- oder Tanzplatz treffen lassen; du wirst sonst gestraft.

Jetzt will ich dir vorsagen, wie du dich auf offener Gasse verhalten sollst.

Du sollst nicht ohne Schlegel, Triebel, Bandmesser oder sonst einiges Werkzeug über zwei oder drei Häuser gehen; du wirst sonst gestraft werden.

Du sollst nicht barfuß oder ohne Halstuch gehen.

Du darfst auch nicht im Schurzfell reiten oder fahren.

Du darfst auch nicht schreien oder laufen ohne Noth.

Du sollst kein unzüchtig Liedlein singen.

Du sollst nicht essen und trinken auf offener Gassen.

Du sollst auch nicht ohne Schurzfell gehen.

Du sollst auch nicht an Sonn- und Feiertagen im Schurzfell gehen, du seiest denn in deines Meisters Geschäften."

Auffallen mag es Manchem, daß in all diesen Mahnungen, die Meister und Geselle, jeder nach seiner Weise, den jungen Burschen mit auf den Weg geben, eines mit keinem Wort erwähnt wird, und das ist der Besuch der Kirche, da sie doch ein frommes Geschlecht waren, denen Gottes Segen zu all ihrem Thun und Lassen nothwendig erschien. Ob es das Gefühl war, daß es eine Versündigung wäre, unter all diesen ernsten und spaßigen Sprüchen den Namen Gottes und seiner Kirche zu nennen, ob sie vermeinten, die Frömmigkeit sei so fest gewurzelt in den Herzen ihrer Zöglinge, daß es einer besonderen Mahnung zu ihrer ferneren Pflege gar nicht bedürfe, darüber zu entscheiden, erscheint als ein schwierig Ding. Das Wandern selbst mag weit weniger romantisch gewesen sein, als es uns heute erscheint. Aber daß ihm doch ein Reiz nicht gefehlt, daß neben all dem Mühseligen und Beschwerlichen die Wanderzeit doch

Digitized by Google

auch manche fröhliche Tage und Stunden brachte, das zeigen uns, wie oben schon kurz erwähnt, die deutschen Märchen und Volkslieder. Es müßte eine, wenn auch mühsame, so doch dankbare Aufgabe sein, gerade im Märchen die Spuren des deutschen Handwerks zu verfolgen und dabei zu ersehen, wie hoch in Ansehen und Geltung dasselbe seit Alters her stand. Das Märchen ist das Volkslied in Prosa, und es weist uns nach Inhalt und Form auf den Schatz von Volksliedern hin, den wir besitzen. Ohne diese können wir uns das Leben des wandernden Handwerksgesellen gar nicht denken, zumalen in einer Zeit, die so sanges- und liederfreudig war, wie das Mittelalter. Damals entstanden diese Lieder, deren Schluß gar oft lautet:

Wer hat uns dies Lied erdacht,
Das haben brave Bursche gemacht,
Die die Welt durchreisen.

Es würde zu weit führen, wenn man alle diese Handwerksburschen- und Wanderlieder ausführlich besprechen wollte. Doch mag immerhin darauf hingewiesen sein, daß das Volksliederbuch da, wo es anscheinend nur derb-sinnlichen Gefühlen Ausdruck giebt, doch eben durch die naive Art und Weise, wie es dies thut, sich als echt menschliche und darum auch wahre Poesie zeigt. Es ist ja hinlänglich bekannt, wie uns das Volkslied erzählt von den Freuden und Leiden des Wanderers, von der Sehnsucht nach der Heimath und von der Liebe junger Herzen. Ernste und heitere Töne wechseln in demselben, von des Frühlings goldener Sonne und des Winters grimmer Kälte wird gesungen und gesagt, lustige und traurige Geschichten werden, just wie im Märchen, erzählt und fremde Länder und Städte gepriesen oder auch verspottet. Im Frühling beginnt die Zeit des Wanderns, nur nothgedrungen hat Mancher den Winter über ausgehalten, Kost und Pflege waren schlecht, denn der

Digitized by Google

Meister wußte wohl, daß, wenn die weißen Mücken (d. h. die Schneeflocken) fliegen, der Geselle doch nicht ans Wandern denken konnte. Aber wenn der Frühling kam, da regte sich die Lust zum Wandern, da trumpfen die Gesellen dem Meister auf und nehmen ihren Abschied.

Herr Meister, wir wollen rechnen,
Jetzt kommt die Wanderzeit;
Ihr habt uns diesen Winter
Gehudelt und geheit.

Darauf mochte dann wohl der Meister erwidern:

Nun will ich nicht mehr leben
Mit dir, Geselle mein,
Urlaub will ich dir geben,
Weil du nicht bleibst daheim.
Du hast die sieben Tag'
Gefeiert mit Spazierengeh'n,
So ich nicht leiden mag.

Sonderlich gut wandert sich's im Mai:

Da wird schon alles grün,
Da wandern brave Burschen
Mit Freuden immerhin.

Und das gleiche Lied sagt uns auch, wohin die Reise des Handwerksburschen geht:

Durch Franken und durch Schwabenland,
Durch Schweizerland zugleich,
Tirol wie auch in Steiermark,
Ins Ungarland hinein.
Und wer allda gewesen ist,
Der läßt gar hübsch und fein.
Will's uns dann da gefallen nicht,
Marschiren wir in Böhmen,
Von Böhmen da nach Sachsenland,
Da sind die Jungfern schön.

Die Kreuz und die Quer also führen den Wanderer seine Wege; zu Holländern, Dänen und Schweden, zu Ungarn und

Digitized by Google

Slaven, und es ist merkwürdig, daß eine Wanderung nach romanischen Ländern, nach Frankreich, Italien oder gar Spanien mit keinem Worte erwähnt wird. Und etwas war es, was dem Wanderer als Geleite mitgegeben wurde, das ist der Handwerksgruß und der Handwerkssegen. „Gott grüß' die Kunst." Mit diesen Worten betritt heute noch der Buchdrucker, der auf der Walz' ist, des Meisters Haus, und „Gott grüß' das Handwerk, Meister und Gesellen" waren die Worte, mit denen der Handwerksbursche einst die Werkstatt betrat. Dieser Gruß vertrat die Stelle des Wanderbuches, er öffnete dem Burschen Herz und Haus und ließ ihn als Zunftgenossen erkannt werden. Rede und Gegenrede knüpfen sich zwischen dem Altgesellen, der ihn empfängt, und zwischen dem Fremden an diesen Gruß. Man prüft erst den Ankömmling, der mit ernstem oder heiterem Wort so lange, wie nur möglich, ausweicht, und dann erst, wenn man ihn als echten und ehrlichen Zunftgenossen erkannt, heißt man ihn nochmals willkommen und ist bereit, ihm mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ohne Geld und Gut konnte so der Bursche durch die Welt ziehen, und wenn er in eine Stadt kam, aufs Geschenk oder auf die Umschau gehen. Wollte er Arbeit, so mußte der dazu verpflichtete Geselle Umschau halten; Meister um Meister wurde gefragt, und wenn keine Arbeit zu finden war, so zog der Fremde anderen Tages, nachdem er bei einem Meister seines Handwerks genächtigt, wieder aus der Stadt, geleitet von einem Gesellen, und von diesem, wie bei der Ankunft, so nun auch beim Abschied mit althergebrachten Sprüchen und Formeln entlassen. Hatte aber der Geselle Arbeit gefunden, so war, sobald er sich bei seinem Meister installirt, seine erste Pflicht gegen die Bruderschaft, sich dieser in ihrer nächsten Versammlung vorzustellen. Solche Zusammenkünfte nannte man Auflage, bei denen der Altgeselle als der auf bestimmte Zeit erwählte Präsident die Sitzung eröffnete.

Digitized by Google

Alle Angelegenheiten wurden hier erörtert, es klagte der Geſelle gegen den Meiſter und der Meiſter gegen den Geſellen, heiße Köpfe und getheilte Meinungen gab es gar oft. Die Strafe war je nach dem Verhältniß eine leichte oder ſchwere, ein Verweis oder eine Geldbuße, zuletzt auch die Einzeichnung ins ſchwarze Buch oder auf die ſchwarze Tafel. Und nichts nutzte es dem alſo Gerichteten, der zum Hohne des Urtheilsſpruches die Stadt verließ; bei jeder Auflage verlas man ſeinen Namen als den eines Unehrlichen, durch Auftreibebriefe wurde ihm nachgeſchrieben, und ſo lange blieb er verfehmt, bis er vor irgend einer Geſellenlade ſeine Buße erlegt und alle Strafe ohne Murren auf ſich genommen hatte.

Zu den Hufſchmieden hat uns die Feierlichkeit des Geſellenmachens geführt, in ihren Kreis treten wir wieder bei der ſog. Auflage. Es ſind die Ceremonien der Hufſchmiede Magdeburgs im vorigen Jahrhundert, über die uns Stock in ſeinen Grundzügen der Verfaſſung des Geſellenweſens berichtet.

Sobald die Bruderſchaft beiſammen war, klopfte der Altgeſelle dreimal auf und ſprach:

Mit Gunſt, ihr Geſellen, ſeid ſtill! Es ſind heute ſechs Wochen, daß wir zuletzt Auflage gehalten haben! Es mag gleich kürzer oder länger ſein, ſo iſt hier Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, daß wir nicht nach fünf, ſondern nach ſechs Wochen auf der Herberg' zuſammenkommen, Umfrage und Auflage zu halten. Mit Gunſt zum erſten Mal bei der Buße. Der Knappmeiſter wird dem ehrbaren Handwerk und mir zum Gefallen die Lade auftragen, nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit.

Knappmeiſter: Mit Gunſt, daß ich mag von meinem Sitz abſchreiten, fortſchreiten, über des Herrn Vaters und der Frau Mutter Stube ſchreiten, und vor günſtiger Meiſter und Geſellen Tiſch treten.

Digitized by Google

Altgeſell: Es ſei dir wohl vergönnt.

Knappmeiſter: Mit Gunſt, daß ich mag die Geſellenlade auf günſtiger Meiſter und Geſellen Tiſch ſetzen. Mit Gunſt habe ich angefaßt, mit Gunſt laſſe ich ab.

Altgeſelle: Mit Gunſt bin ich niedergeſeſſen, mit Gunſt, daß ich mag aufſtehen, mit Gunſt, daß ich mag den Schlüſſel in günſtiger Meiſter und Geſellen Lade Schloß ſtecken, dreimal rechts, dreimal links herumdrehen, aufſchließen, herausräumen, alles, was günſtige Meiſter und Geſellen zum Auflegen und Einſchreiben von nöthen haben. Mit Gunſt zum erſten Male bei der Buß'. (Nimmt die in der Lade befindlichen Bücher, Tinte, Feder und Kreide heraus.) Mit Gunſt zum zweiten und dritten Male, daß ich mag den Geſellenkreis ziehen. (Nun zieht er mit Kreide einen Kreis auf dem Tiſch und einen zweiten weiteren darum, doch den letzteren ſo, daß er offen bleibt. Dann legt er Daumen und Mittelfinger der rechten Hand an beide Enden der Oeffnung und fährt fort:) Mit Gunſt, ſo habe ich den Geſellenkreis gezeichnet, er ſei ſo rund oder groß, ich überſpanne ihn, ſchreibe die Geſellen hinein, die hier in Arbeit ſtehen. Ich ſchreibe hinein, zu viel oder zu wenig, ſo kommt wohl ein reicher Kaufmann und bezahlt die Strafe und Buße für mich. (Klopft mit dem Hammer auf.) Mit Gunſt, ſo habe ich Kraft und Macht und ziehe den Geſellenkreis zu. (Schließt die Oeffnung.) Mit Gunſt, ihr Geſellen, ſeid ſtill bei der Buße zum erſten, zweiten und dritten Mal! Ich habe euch eingezeichnet; iſt Einer oder der Andere vergeſſen worden, der melde ſich bald. Mit Gunſt, ihr Geſellen, macht euch bereit zum Auflegen.

Alle Geſellen (in die Taſche greifend): Mit Gunſt, daß ich mag in meine Taſche ſteigen.

Steig' ich tief hinein,
Steig' ich tief heraus,
Hab' ich viel drein,
Bring' ich viel heraus.

Digitized by Google

Altgeſell (die Werkſtatt nennend, deren Geſellen die Auflage zuerſt zahlen ſollen): Mit Gunſt, das Auflegen aus Meiſter Walthers Werkſtatt!

Jüngſter Geſell aus der Werkſtatt: Mit Gunſt bin ich niedergeſeſſen, mit Gunſt, daß ich mag aufſtehen, abſchreiten, fortſchreiten, über des Herrn Vaters und der Frau Mutter Stube ſchreiten, vor günſtiger Meiſter und Geſellen Tiſch treten.

Altgeſell: Es ſei dir vergönnt.

Geſell (hält das Auflegegeld zwiſchen den Fingern, legt es auf den Tiſch, hält den Daumen darauf und ſpricht): Mit Gunſt, daß ich mag auflegen für mich und meine Nebengeſellen, für mich und meines Meiſters Werkſtatt. Iſt mein Geld nicht gut, ſo bin ich gut; hab' ich etwas nicht recht gemacht, werde ich's noch recht machen. Mit Gunſt hab' ich angefaßt, mit Gunſt laß ich ab.

Altgeſell (das Geld nehmend): Mit Gunſt, daß ich mag die Auflage dieſes Geſellen in den mittleren Geſellenkreis heben oder legen. Mit Gunſt hab' ich angefaßt, mit Gunſt laß ich ab.

Dann, nachdem alle Beiträge eingelegt waren, kam die Reihe an die neuangekommenen Geſellen, die noch keine Auflage in dieſer Stadt mitgemacht hatten.

Altgeſell: Mit Gunſt, iſt etwa ein guter fremder Schmied hier, der noch nicht in dieſer Stadt gearbeitet hat, der trete vor und gebe ſeinen ehrlichen Namen zu erkennen und laſſe ſich einſchreiben.

Fremder Geſell: Mit Gunſt bin ich niedergeſeſſen, mit Gunſt, daß ich mag aufſtehen u. ſ. w.

Altgeſell: Es ſei dir wohl vergönnt.

Fremder Geſell: Mit Gunſt, was iſt günſtiger Meiſter und Geſellen Begehr?

Altgeſell: Es iſt nicht allein günſtiger Meiſter und Geſellen Begehr, ſondern Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, wenn

Digitized by Google

ein Gesell acht oder vierzehn Tage in einer fremden Stadt gearbeitet hat, daß er sich einschreiben läßt. Ist das dein Wille (ihm den Hammer vorhaltend), so gelobe an!

Fremder Gesell (berührt den Hammer).

Altgesell: Grüß' dich Gott, mein Schmied.

Fremder Gesell: Dank' dir Gott, mein Schmied.

Altgesell:

Mein Schmied, wo streichst du her, daß dein Schuh so staubig,
Dein Haar so krausig

u. s. w. Text s. „Wunderhorn" (Ausgabe Birlinger und Crezelius), Bd. II.

Damit war der Gesell Mitglied der Bruderschaft, und nach einer Aufforderung an die säumigen Zahler, ihre Beiträge in die Lade zu entrichten, wurde die Auflage geschlossen mit dem schönen Spruch:

Mit Gunst, wenn Niemand etwas weiß, so weiß ich etwas,
Wollen Geld zählen, Bier zappen,
Wo die schönen Mädchen mit den Krügen klappen.

Nicht immer fand, wie oben schon kurz erwähnt, der Geselle Arbeit in der Stadt. Dann blieb ihm nach dem Abschied vom Meister nichts anderes übrig, als des andern Morgens den Altgesellen um das übliche Geleite zu bitten.

„Ich denke," sagte er zu ihm, „Du wirst das Beste thun, und mir das Geleite hinausgeben." Das wird nicht abgeschlagen, ebensowenig wie das Ersuchen, ihm „das Bündel zum Thor hinauszutragen". Eine Strecke Weges vor der Stadt legt der Einheimische des Fremden Bündel nieder, wobei er sich aber weder nach einem Kreuzwege, noch gegen das Gericht kehren darf, sondern es auf einem grünen Rasen niederlegen muß. Dann erfolgte wiederum Rede und Gegenrede, und der Bursche zog weiter nach einer anderen Stadt.

Digitized by Google

Fünf, auch sechs Jahre dauerte die Wanderzeit, und wenn der Geselle zurückkam in die Heimath, mußte er erst noch ein paar Jahre bei einem Meister arbeiten, ehe er selbst sein Meisterstück machen konnte. Das war nun freilich auch wiederum nicht einem Jeden beschieden, Mancher blieb sein Leben lang Geselle, das heißt Genosse des Meisters, stolz auf diesen Titel, weil er lieber eines rechtschaffenen Meisters Genosse, als Meister eines jämmerlichen Geschäftes sein wollte. Auch als Geselle hatte er Ruhm und Ehre genug, in der Zunft konnte er alle seine Kräfte entfalten, hier konnte er singen und sagen und im Wetteifer mit den andern Genossenschaften, sei es in einem heiteren Fastnachtspiel, sei es in einem neuen Reigen, sich und seinen Handwerksbrüdern Ehre gewinnen. Hatte doch das deutsche Handwerk in seiner Mitte eine eigene Zunft des Gesanges, die Singschule, in welcher Gesang und Dichtkunst gepflegt wurde, und Meister und Geselle, dieser „gar edlen, herrlichen, löblichen, ehrlichen, lieblichen, kräftigen, nützlichen, notwendigen, göttlichen wunderbaren, freien Kunst der Musica" — so nennt sie ein späterer Straßburger Meistersinger, — mit Eifer oblagen.

Die Meistersängerschulen, die damit gemeint sind, stehen im engen Zusammenhang mit den Zünften, und aus ihnen ist der größte Dichter des Handwerks, Hans Sachs, hervorgegangen, und es ist rührend zu lesen, wie sich diese ehrenfesten Handwerker angelegen sein ließen, auch diese ihre edle Kunst des Gesanges und der Dichtkunst fortzupflanzen. Das waren die Männer, die „aus Liebe die Kunst auf die Nachkommen zu fördern, sich selbst um Schulen bewarben, und diesfalls ihre Ruhe und ihren Schlaf abbrachen, sintemalen sie den Tag zu ihrer Berufsarbeit und Gewinnung der Nahrung verwenden mußten." Und das war Hans Sachs, der Schuh-Macher und Poet dazu, dem Goethe, ebenso wie Schiller, Enkel eines

Digitized by Google

Handwerkers, eines seiner schönsten Gedichte gewidmet hat, der selbst berichtet, daß er neben seinem Handwerk in seinem Leben 208 Komödie und Tragödien, 1700 Schwänke und 4200 Meistersschulgesänge, also im Ganzen 6048 Produkte fertig gebracht.

Man kann ja vom deutschen Handwerk und zumalen seiner Poesie nicht sprechen, ohne der Meistersänger und dabei des Mannes zu gedenken, der sie unsterblich gemacht hat, Richard Wagner in seinem klassisch-musikalischen Lustspiel: „Die Meistersinger". Man pflegt freilich heutzutage, mit einer Art mitleidigen Wohlwollens auf das Thun und Treiben dieser ehrsamen Zunft herabzusehen, und es giebt auch nicht viele Menschen mehr, die dem größten der deutschen Meistersänger, dem biederen Hans Sachs ehrendes Verständniß entgegenbringen. Wahr ist es, es ist eine Arbeit, seine sämtlichen Werke durchzunehmen, wahr ist es ferner, daß unter alle den uns bekannten Meistergesängen sich gar viel, nur zu viel Handwerksmäßiges und Schablonenhaftes befindet; die edle Kunst der Poesie läßt sich eben nicht erlernen. Aber wahr ist ferner auch, daß diese Meistersängerschulen, unter denen sich bekanntlich diejenige in Ulm am längsten erhielt, schon in der Art und Weise ihrer Organisation, nach ihren Vorschriften und Gesetzen einen Schatz von Poesie und Idealismus in sich bargen, den wir um so mehr zu bewundern haben, als die Gründer dieser Schulen Männer von einfachster Bildung waren. Und es ist merkwürdig, daß gerade zu der Zeit, wo die Reformation und ihr Vorgänger der Humanismus Deutschlands geistiges und religiöses Leben in andere Bahnen lenkten, auch die edle Kunst der Meistersänger in ihrer höchsten Blüthe stand. Diese Blüthe knüpft sich freilich zumeist nur an den Namen von Hans Sachs, und findet wohl auch mit seinem Tode ihren Abschluß. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges trieben auch die

Digitized by Google

Jünger der Meistersängerschulen auseinander, und als endlich „das edle Fried- und Freudenwort" erschollen war, da stand auf dem Boden, auf dem einst die ehrsamen Handwerker der edlen Dichtkunst gepflegt, ein anderes Geschlecht. Ja man scheute sich nicht, die Vertreter der einst „heiligen Kunst" mit den widerwärtigsten Schmähungen zu überhäufen, so daß sogar ein Mann wie Herder, dem doch sonst ein feines Gefühl für das Volksthümliche nicht abzusprechen ist, nur von dem „berüchtigten Hans Sachs" sprach, und ein vertrockneter Pedant wie Adelung sein Urtheil über den Nürnberger Dichter mit kurzen Worten dahin abgab: „Der Geist dieser Reimerei ist zu bekannt, daher ich mich dabei nicht weiter aufhalte." Jakob Grimm blieb es vorbehalten, in seiner berühmten Schrift „Ueber den altdeutschen Meistergesang" diesem wieder zu Ehren zu verhelfen, und die Litteratur über den Meistergesang und Hans Sachs ist seitdem eine so große geworden, daß schon daraus deutlich ersichtlich ist, wie man seit Goethe und Grimm denselben zu würdigen verstand.

Der Ursprung des Meistergesanges ist jedenfalls in eine sehr frühe Zeit zu setzen. Dafür spricht schon der Umstand, daß die Meistersänger selbst als die Stifter ihrer Schule „zwölf alte Meister" nannten, unter denen etliche unmittelbar an den Minnegesang erinnern. Die dadurch freilich in durchaus sagenhafter Weise angedeutete Verbindung zwischen Minnegesang und Meistergesang ist eine geschichtliche Thatsache, welcher namentlich K. Arnold in seiner Einleitung zu Hans Sachs Werken und R. Genee in seiner Biographie des Dichters eingehende Würdigung angedeihen lassen. Arnold sagt an anderen Orten „Minne- und Meistergesang sind so eng miteinander verwachsen, daß man nicht recht sagen kann, wo der eine aufhört und der andere beginnt. Nachdem das Ritterthum immer mehr zu entarten und die Macht der Städte

Digitized by Google

empor zu blühen begonnen hatte, ging die Dichtung von den Burgen auf die bürgerlichen Zünfte über. Die Meistersänger fühlten sich den vorangehenden Dichtern so eng verbunden, daß sie ihren Ursprung bis auf die Zeit Otto des Großen zurückführten und die hervorragendsten Minnesänger als die Stifter des Meistergesangs betrachteten. Der Kanon dieser älteren Stifter nennt Namen wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Heinrich Frauenlob, Nikolaus Klingsohr und andere. Und wenn nun auch das Zeitalter Otto I. mit dem Meistergesang sicherlich nichts zu schaffen hat, insofern alle die genannten Sänger mehrere Jahrhunderte nach Otto geblüht haben, so ist doch die Thatsache von großer Wichtigkeit, daß die Meistersinger selbst in ihrer eigenen Kunst nur eine Fortsetzung der ritterlichen Liederdichtung erblickten. Die ritterliche Liederdichtung, wohl zu unterscheiden von der ältesten, in Form und Ausdruck auf der epischen Volkspoesie basirenden Liederdichtung — entsteht unter dem hohenstaufischen Kaiser Friedrich I. im Anschluß an die strophische Dichtung der französischen Ritter und die lateinische Poesie der Kleriker. Innerhalb der Kämpfe zwischen Kaiserthum und Papstthum, beeinflußt durch die scholastische Philosophie und das zunehmende Studium der römischen Dichter, war neben der früheren religiösen Dichtung eine neue lateinische Poesie weltlichen Inhalts erwachsen. Diese wurde durch fahrende Schüler dem altheimischen Stande der Spielleute übermittelt, und es entstanden deutsche Liebes- und Zechlieder, zum Theil auch gelehrte mit scholastischem Wissen versetzte Gedichte in den künstlichen Formen der lateinischen Dichtkunst. Wenn nun hiermit der Anfang zur Minnepoesie gemacht war, so wurde doch der mächtigere Impuls erst durch die ritterliche Kunstdichtung gegeben, welche durch die Kreuzzüge angeregt im Provenzalischen entstanden war, und in dieser Zeit ganz Deutschland über-

Digitized by Google

fluthete. Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, sind die größten Meister dieser nach künstlichen Versmaßen gegliederten in strophischer Form abgefaßten Gesänge. Als nun mit dem Verfalle des Ritterthums die Lust an ritterlichen Stoffen erloschen war, und nur die künstlichen Rhythmen übrig blieben, verbanden die fahrenden Gelehrten jene oben erwähnte gelehrte Dichtung mit den kunstvollen Rhythmen der Ritter. Diese Stufe bezeichnet den Beginn des Meistergesangs, welcher sich zunächst in den Städten seßhaft machte, und für seine Lieder gelehrten Inhalt in künstlicher Strophenform beanspruchte."

Es würde zu weit führen, wenn wir auf die innere Organisation der Meistersingerschulen, ihrer Gesetze und Gebräuche näher eingehen wollten. Es kann dabei ja nicht geleugnet werden, daß in all diesen Liedern und Gesängen, mochten sie nun nach einer Regel abgefaßt sein, nach welcher sie wollten, von Poesie manchmal recht wenig, dagegen von schablonenhaften und trockenen Reimereien desto mehr zu finden ist. Und doch können wir in das absprechende Urtheil, mancher Litteraturhistoriker, nicht einstimmen! Wir fühlen uns unter dem Einfluß des Geistes, der diese wackeren Männer zusammenhielt, wir sehen in ihrem Thun und Treiben das Bestreben, außer Handwerksgebrauch und Handwerksgewohnheit noch etwas anderes zu suchen und zu finden, das dem Leben auch des Abends noch Befriedigung und Freude biete, und wir erkennen auch hierin eine Poesie des Handwerks, die eine beredtere und eindringlichere Sprache spricht, als manches kunstvolle Gedicht aus jener Zeit.

Die Nürnberger Schule, in welcher Hans Sachs als erste Autorität galt, war wohl die berühmteste, aber keineswegs die älteste. Diese sind vielmehr am Rhein, namentlich in Straßburg, Mainz und Worms zu suchen. Dort war es besonders

Digitized by Google

der Name Heinrich Frauenlobs, des Minnesängers, den man als denjenigen eines der Stifter mit dem Meistergesang in Verbindung brachte. In Mainz findet man schon um 1450 eine Meistersingerschule, deren charakteristisches Zeichen freilich eine beinahe unglaubliche Engherzigkeit war. Diese war es wohl auch, die den Wormser Hans Folz hinweg vom Rhein nach Nürnberg trieb, wo er wohl im Verein mit Hans Rosenblüt und anderen die Nürnberger Schule gründete. Von dem Letzteren kennt man keine Lieder, der Aufschwung des Meistergesanges, in Nürnberg scheint hauptsächlich Hans Folz zu verdanken zu sein, obgleich auch die früheſten Nürnberger Bare sich im allgemeinen nicht von den am Rheine gedichteten unterschieden haben. Goedeke nennt als besonders beliebte Stoffe: „Wo Gott gewesen, ehe er die Welt geschaffen; wie die Gottheit sich von ihrem eigenen Geschöpfe habe gebären lassen können; wie das Verhältniß der drei Personen in der Trinität beschaffen sei; wie es möglich gewesen, daß die Geburt Gottes des Sohnes mit der Unbeflecktheit der Jungfrau habe bestehen können; wie die Ubiquität Gottes des Sohnes im Sakrament des Altars zu fassen sei.“ So habe Hans Folz gedichtet, so der Lehrer des Hans Sachs Bernhard Nunnenbach, von dem nur ein einziges weltliches Gedicht, die Zerstörung Trojas uns bekannt geworden. Eine thatsächliche Reform des Meistergesangs wurde aber dennoch herbeigeführt durch die Thätigkeit Hans Folzens, indem man jetzt nach neuen Tönen unter eigenem Namen zu dichten begann.

Unter den bestehenden Handwerken waren es namentlich die Schuhmacher und Weber, bei denen der Meistergesang Pflege und Verehrung fand. Neben ihnen waren es noch die Schneider, Kürschner, Schwarzfärber, Rothschmiede, Nagler, Kandelgießer, Stadler, Glaser, Steinmetze, Bäcker, Täschner u. s. w., die sich dem Meistergesange widmeten. In einem Liede, in welchem

Digitized by Google

Hans Sachs die Nürnberger Meisterschule mit einem herrlichen Garten vergleicht, nennt derselbe auch gleichzeitig die Namen der zwölf namhaftesten Meister der Schule; neben dem schon des öfteren erwähnten Hans Folz den Bäcker Conrad Nachtigall, den Weber Lienhard Nunnenbeck, den Nagler Fritz Zorn, die Haftelmacher Vogelsang und Hermann Oertel, den Briefmaler Hans Schwarz, den Holzmesser Ulrich Eislinger, einen Schneider vom Gostenhof, Six Beckmesser, Merten Grimm und Fritz Retner. „Wir sind Bürger und Handwerker," so läßt in einer lebhaften Schilderung einer der um die Erforschung des Meistergesanges verdientesten Forscher einen Meistersänger berichten, „und treiben nebenbei die Kunst; zu Sängergesellschaften vereinigt, haben wir unsere Regeln und richten uns nach den Vorschriften unserer löblichen Zunft. Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewann, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, wie wir die Gesetze unserer Singkunst nennen! Hat er sich wohlgehalten, die Lehrsätze und eine ziemliche Anzahl von Tönen, insonderheit die vier gekrönten, begriffen, so wird er auf der Zech oder im Wirthshaus, wo die gewöhnlichen Zusammenkünfte geschehen, gemeiniglich am St. Thomastage, der Gesellschaft durch den Lehrmeister vorgestellt mit der Bitte, ihn aufzunehmen. Darauf stellen die Merker eine Prüfung mit ihm an und erforschen, ob er ehelicher Geburt, stillen und ehrbaren Wandels sei und die Singschule stets besucht habe; sie machen eine Probe mit ihm, ob er die Kunst genugsam gelernt und wisse, was es mit den Reimen nach Zahl, Maß und Bindung für eine Beschaffenheit habe, ob er mit der gehörigen Zahl von Tönen bekannt sei und im Nothfall ein Lied merken könne. Man giebt ihm dabei im Singen sieben Silben vor;

Digitized by Google

wenn er darüber versingt, kann er nicht aufgenommen werden, gelingt ihm aber die Probe, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlich gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und giebt zwei Maß Wein zum besten. Hat er sich eine Zeit lang auf den Schulen zur Zufriedenheit der Meister hören lassen und auch sonst untadelhaft verhalten, kann er um die Freiung auf den Stuhl anhalten, daß er auf offener Singschule freigesprochen und für einen Meister erklärt werde. Mit einem Gruß stellt er sein Begehren, und der Meister begrüßt ihn wieder mit einem Gruß und Gesang und legt ihm dann Fragen vor über den Ursprung der Kunst und ihrer Gesetze. Hat er hierauf genügend geantwortet, so singen ihm die Meister zu, daß er nun zu ihnen eintrete, um die Meisterschaft und den Kranz zu empfangen."

In Nürnberg wurden öffentliche Singschulen mit dem Haupt- und Preissingen nur an besonderen Feiertagen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten abgehalten. Anschläge, die reichlich mit Bildern verziert waren, setzten hiervon die Einwohner der Stadt in Kenntniß. Gedruckte Zettel wurden vertheilt, die neben Bekanntmachung der Singregeln gleichzeitig mittheilten, daß der erste Sieger im Preissingen mit dem Schulkleinod oder Davidsgewinn, einem großen Gehänge, geschmückt, der zweite Sieger dagegen einen großen, künstlich gearbeiteten Kranz erhalten solle. „Wer solches hören will," so schlossen gewöhnlich diese Einladungszettel, „der komme nach gehaltener Mittagspredigt zu S. Catharinen, so wird man anfangen." Ein vor der Kirchthür mit einer Büchse aufgestellter Meistersinger hatte zur Bestreitung der Unkosten Gaben einzusammeln.

„Die Kirche selbst," so erzählt der oben schon angeführte Autor, „war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chore, wo

Digitized by Google

die Vornehmen Platz fanden, hingen kostbare Decken herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meister aus, die umher auf den Bänken saßen, theils langbärtige Greise, theils jugendliche Männer, alle so still und ernst, als wenn sie zu den Weisen Griechenlands gehörten. Sie prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz, mit zierlich gefalteten Spitzkragen."

„Neben der Kanzel war der Singstuhl errichtet, nur kleiner, sonst wie die Kanzel selbst und heute mit einem bunten Teppich geschmückt. Vorn im Chor sah man ein niedriges mit schwarzen Vorhängen umzogenes Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand; eine Kette mit vielen Schaustücken und ein Kranz aus seidenen Blumen hing an der Seite desselben. Das war das Gemerke, wo Diejenigen Platz fanden, welche die Fehler der Singer gegen die Gesetze der Tabulatur anerkennen mußten. Es waren vier an der Zahl. Der älteste hatte die Bibel nach Luthers Uebersetzung vor sich auf dem Pulte liegen, um die von dem Sänger angegebene Stelle, woraus sein Lied genommen, aufzuschlagen und fleißig anzumerken, ob dasselbe mit dem Inhalt der Schrift und den reinen Worten Luthers auch übereinstimme, der zweite der dem ersten gegenübersaß, auf die Gesetze der Tabulatur zu achten, und die Fehler wie die Strafen, deren Höhe in Silben angeschlagen wurden, auf dem Pulte mit einer Kreide anzuschreiben. Der dritte und vierte Merker, hatten ebenfalls ihre bestimmte Aufgabe, treu und fleißig, namentlich aber auch ohne jegliches Ansehen der Person sollten sie ihres Amtes walten, und demnach auch die Preise verteilen. Diese Preise, die freilich nur „verliehen" wurden, ertheilten indessen den Siegern im Wettgesang nicht allein gewisse Rechte, sondern legten ihnen auch mancherlei Pflichten auf. Die Schulordnung der Nürnberger Meistersinger, wie sie nach der Handschrift von Hans Sachs uns überliefert ist, bestimmt in dieser Beziehung:

Digitized by Google

„Item, wer den David oder Krantz an einem der Dreyer fest gewinnet auf der schuel, hat ganze uerten (das heißt eine Wirthszeche) pefor. Wer aber auf ainer andern schuel im jar David oder krantz gewinnt, hat halbe Zech auf der nächsten schuel pefor, dergleichen wer den krantz an der Zech gewint hat halbe urten pefor, und welcher auf der schuel im Hauptsingen zu gleichen kumpt, hat 1 seidl wein an der urten pefor. Solche wird als aus dem puld gezalt.

Item zwen zech vnd kranz gewinner auf der schuel solen dieselb schuel zech zu disch derwarten, Einschencken, wein auftragen, urten machen und zech einmal und nechst schuel hernach der Thuer huetten, und das schuelgelt einsameln, und der vor ent der schuel den merckern uberantworten und wo sie nun solchen seumig wir auch nymant an ihr stat pestelen, die solen an ihr gewunen zech und kranz sambt 1 urten ins pult verfallen sein."

Einige Male im Jahr fand auch ein allgemeines „Gabsingen und Gesellensingen" statt, bei dem ein jeder der Singer eine Gabe erhielt. Auch die Zech, die nach altem Brauch und löblicher deutscher Sitte gemeinhin der Festschule folgte, hatte ihre besonderen Gesetze. In der Kirche war es der feierliche Ernst und hier die harmlose Fröhlichkeit, die zum Rechte kam. Paarweise schritt man von der Kirche zur Trinkstube, wo ein Jeder, der wollte, um einen Zechkranz singen konnte. Hölzerne Tische und Bänke standen in dem langen, mit Sprüchen und Emblemen gezierten Zimmer, Tisch an Tisch wurde zusammen geschoben, das „Gewehr" bei Seite gelegt, und zu beiden Seiten setzten sich die Singer, während die „Merker" sich auch hier gesondert hielten. Da erhob sich denn, wenn alle Becher aus dem auf der Tafel stehenden Weinfäßchen gefüllt waren, ein fröhlich Wettsingen, und ohne Neid riefen die Genossen dem kranzgeschmückten Singer Beifall zu.

Digitized by Google

Wohl hatte, wie schon gesagt, auch in anderen süddeutschen Städten die edle Kunst des Meistergesangs eine Heimstätte gefunden, in Ulm und Augsburg namentlich erhielt sie sich lange Zeit. Nirgends aber wie in Nürnberg ist sie so populär geworden, besonders wohl, weil nirgends das Handwerk und Gewerbe so blühte wie dort.

Nun ist sie freilich lange entschwunden, die Poesie des Handwerks und die Zeit der Meistersinger. In anderen Bahnen bewegt sich unser Leben, andere Geister treiben ihr Wesen in Schule und Werkstatt, und wir können nur hoffen, daß sie nicht gänzlich Herr werden über die guten Elemente in unserem deutschen Volke. Aber auch heute noch, im Zeitalter der Maschinen ehrt das Handwerk seinen Meister, und wenn es auch die alten Sitten und Formeln nicht mehr hat, eine neue und bessere Zeit wird auch neue Formen schaffen, eine neue Zeit wird Meister und Gesellen einander wieder nähern, und dann wird, so hoffen wir, auch oft und freudig der Spruch erklingen:

Gott grüße und segne das ehrbare Handwerk.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber
Variationsrichtungen im Thierreich.

Von

Dr. Alexander Brandt,
o. Professor der Zoologie in Charkow.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

„Seine Majestät der König Zufall“ pflegte ein alter Professor und praktischer Philosoph gern zu äußern. In der That, wie gar oft entscheidet die Allmacht des Zufalls. Unerwartete, zufällige Umstände, eine zufällige Begegnung können das Schicksal eines Menschen bestimmen, ihn emporheben oder zu Grunde richten. Ja, erscheint nicht unser ganzer Lebenslauf als kontinuirliches Geflecht von Zufälligkeiten? Nichtsdestoweniger ist sich der Denkende wohl bewußt, daß es, streng genommen, gar keinen Zufall giebt, daß vielmehr jegliche Erscheinung oder Begebenheit so oder anders begründet sein muß, mithin eine nothwendige, unabwendbare Konsequenz vorhergehender Thatsachen, also Ursachen darstelle. Selbst unsere Handlungen und Gedanken, mögen sie auch noch so willkürlich scheinen, werden durch Motive, also wiederum durch Ursachen, bedingt. So zieht die Lehre von der Willensfreiheit, diese Basis der moralischen Verantwortlichkeit und mit ihr auch der gesamten Ethik, den kürzeren gegenüber einer anderen Doktrin, der Prädestinationslehre nämlich, denn Prädestination, wie sie der Naturforscher — eventuell auch unabhängig von einem persönlichen prädestinirenden Wesen — versteht, und Kausalität sind Synonyme. Wir fühlen uns entmuthigt, ja zerknirscht durch den furchtbaren Konflikt des Glaubens an den freien Willen (d. i. an die Fähigkeit unseres Ichs, äußeren Nothwendigkeiten siegreich entgegenzutreten), mit dem Glauben an eine Prädestination, d. h. an eine strenge,

Digitized by Google

gesetzmäßige Folge sämtlicher Erscheinungen im Weltall von den kolossalsten bis herab zu den geringfügigsten. „Im Dunklen irrt das arme Hirn.“ Trotzdem gilt es nicht kleinmüthig verzagen, sondern im Chaos selbst scheinbar einander widersprechender Phänomene nach unwandelbaren Grundthatsachen, nach Gesetzen suchen. Allerwärts nur Gesetze und wiederum Gesetze; die Zufälligkeiten erweisen sich beim näheren Zusehen lediglich als unvorhergesehene Verdunkelungen des Gesetzmäßigen, gleichsam als Interferrenz von Gesetzen, ähnlich der Interferenz des Lichtes, bei welcher eine gewisse Begegnung heller Strahlen den Eindruck der Finsterniß hervorruft.

Sinnend bewundern wir den herrlichen Mechanismus der berühmten Uhr am Straßburger Münster. Einmal aufgezogen, entwickelt er vor unseren Augen in strenger Aufeinanderfolge von Stunde zu Stunde sich komplizirende mechanische und akustische Erscheinungen. Deren Cyklus möchte man die Entwickelung eines Lebewesens mit ihren gesetzmäßig aufeinanderfolgenden Phasen an die Seite stellen. So läßt sich im Hühnerei Schritt für Schritt verfolgen, wie sich aus einer unscheinlichen weißen Scheibe auf dem Dotter, dem sog. Hahnentritt, ein komplizirter Organismus herausbildet. Wir zweifeln nicht daran, daß die Vorgänge, welche sich bei der Embryonalentwickelung selbst des komplizirtesten Organismus abspielen, einer den anderen nach sich ziehen, wobei die vorhergehenden unabwendbar die ihnen folgenden bedingen. So reißt ein von hoher Bergesklippe gelöster unscheinbarer Schneeballen in seinem Falle stets neue und neue Schneemassen an sich, erfaßt im weiteren Rollen Erdblöcke und Felstrümmer und stürzt endlich unaufhaltsam, mit jäher Wucht und Gedonner, zu Thale.

Dem Mikrokosmos eines Einzelwesens läßt sich als belebter Makrokosmos die Gesamtheit der Lebewesen gegenüberstellen. Auch sie hat ihre Entwickelungsgeschichte. Dem einstimmigen

Digitized by Google

Zeugniß der Embryologie, vergleichenden Anatomie und Paläontologie zufolge durchlief das Geschlecht oder der Stamm jeglicher Pflanzen- und Thierart bis zu der betreffenden gegenwärtigen Ausbildung einen Entwickelungspfad, welcher dem der uns vor Augen stehenden zugehörigen Individuen entspricht. So wäre, um mit Häckel zu reden, die Entwickelungsgeschichte des Individuums eine kurze Rekapitulation der Stammesgeschichte. Dieser bereits von alten Naturphilosophen angebahnte, gegenwärtig wohl so ziemlich allgemein acceptirte Lehrsatz bildet den Inhalt des sog. biogenetischen Grundgesetzes, des Grundgesetzes der Entwickelung thierischer und pflanzlicher Organismen. Bei den zahlreichen Besprechungen, welche dieses so unendlich wichtige Gesetz auch in populärer Form gefunden, wollen wir uns bei demselben nicht weiter aufhalten. Es hat die Probe bisher immer glänzend bestanden und — der beste Beweis für seine Richtigkeit — als Leitstern gedient für eine unabsehbare Reihe wichtiger Entdeckungen. Ist nun aber einerseits das Gesetz als erwiesen anzunehmen, und erfolgt andererseits die Entwickelung des Individuums in strenger kausaler Aufeinanderfolge der baulichen Abänderungen, ist ferner die Uebereinstimmung zwischen Keimes- und Stammesgeschichte eine vollständige und dabei reale und kausale, nicht etwa bloß symbolische, so dürfte uns die Analogie auch für den Stamm und die Art einen vorgezeichneten, sagen wir prädestinirten, genealogischen Entwickelungspfad vermuthen lassen. Darwin war anderer Ansicht. Er beugte sich vor der Allmacht „seiner Majestät des Zufalls". Ihm zufolge sollte sich die allmähliche Umgestaltung organischer Formen lediglich aus zufälligen individuellen Variationen herausbilden. Wären solche Variationen in dieser oder jener Beziehung vortheilhaft, so hätten die damit ausgerüsteten Individuen größere Chancen, als ihre Artgenossen, den Kampf ums Dasein zu bestehen, sich fortzupflanzen und ihre Merkmale auf

Digitized by Google

die Nachkommen zu übertragen, mithin den Grundstein für eine neue Rasse oder neue Art zu legen.

Das faktische Bestehen gewisser, bestimmter Richtungen, in welchen sich neue Formen herausbilden, dürfte besonders anschaulich in der Klasse der Amphibien oder Lurche in die Augen springen. Es lassen sich innerhalb dieser Klasse vier typische Gruppen unterscheiden: die der Kiemenlurche, die der Salamander, die der Frösche und die der Blindwühler. Die Repräsentanten der ersten beiden Gruppen besitzen die Gestalt der Eidechsen, für welche sie der gemeine Mann auch zu halten pflegt. Außer schwach entwickelten Lungen verfügen die Kiemenlurche zeitlebens, wie schon der Name besagt, noch über Athemorgane nach dem Fischtypus, und zwar handelt es sich dabei zum Theil nicht bloß um innere, von einer Hautfalte, dem Kiemendeckel, verhüllte Kiemen, sondern gleichzeitig auch um äußere, federartige Kiemenbüschel. Permanente Kiemen verrathen ein ausschließlich dem Leben im Wasser angepaßtes thierisches Wesen. Auf die Lebensweise im Wasser weist auch der seitlich komprimirte Ruderschwanz hin. Der zweiten, von mir als Salamander bezeichneten Gruppe sind beiderlei Anpassungen an das Leben im Wasser nur noch in der Larvenperiode, in der Jugend zu eigen. Demgemäß pflegen die Salamander in ihrer ersten Lebensperiode an das tropfbare flüssige Element gebunden zu sein. Ihr Uebergang zum späteren Leben auf festen Grund und Boden wird zunächst durch eine Auffaugung der äußeren Kiemen angebahnt. Die inneren verfallen dem gleichen Schicksal, insoweit sie nicht zu anderen Organen umgestaltet werden; die Kiemenspalten verwachsen, der Schwanz vertauscht seine platte mit einer drehrunden Form. Analoge, nur weniger prägnante, dem Leben auf dem Trockenen angepaßte Veränderungen gehen auch in anderen Organen vor sich. Wir wollen uns nicht ausführlicher dabei aufhalten. Nur des so charakteristischen Um-

Digitized by Google

baues der Augen sei hier noch gedacht. Die während des Larvenlebens, wie bei Fischen und Kiemenlurchen, flache Hornhaut wölbt sich vor, während umgekehrt die ursprünglich kugelige Linse sich abflacht. Vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit ist es auch anders nicht zu erwarten. In der That, die von der Hornhaut begrenzte Flüssigkeit der vorderen Augenkammer besitzt denselben Brechungsindex für die Lichtstrahlen, wie das umgebende Wasser. Mithin wäre eine vorgewölbte vordere Augenkammer, bezw. Hornhaut für den Wasserbewohner überflüssig. Bei diesem fällt die Aufgabe der Strahlenbrechung ausschließlich der Linse zu. Diese muß sich der Kugelform nähern, um so mehr, als ihr Brechungsindux sich nicht allzuweit von dem des Wassers entfernt. Im Vergleich mit dem der Luft ist der Brechungsindex der wässerigen Flüssigkeit in der vorderen Augenkammer eine bedeutende, mithin eine konvexe Hornhaut dem Landthier von großem Nutzen, eine besonders konvexe Linse hingegen überflüssig. — Die dritte Gruppe der Amphibien, die Frösche, wird durch den Mangel der Kiemen und des Schwanzes, einen verkürzten Rumpf und kräftige Beine charakterisirt. Besonders stark erscheint das hintere Paar ausgebildet, welches namentlich bei den echten Fröschen — im Gegensatz zu den mehr kriechenden und in kurzen Sätzen hüpfenden Kröten — übermäßig ausgebildet erscheint. Vorzugsweise Landthiere, welche nur zeitweilig, namentlich während der Fortpflanzungsperiode, das Wasser aufsuchen, bringen die Frösche bekanntlich ihre Jugend als sog. Kaulquappen ausschließlich im Wasser zu und sind während dieser ihrer Larvenperiode, gleich den Kiemenlurchen und jungen Salamandern, mit Kiemen und Ruderschwanz ausgestattet. — Die Blindwühler bilden eine kleine, ausschließlich den Tropen eigenthümliche Gruppe von Thieren. Ihr Rumpf ist, im Gegensatz zu dem des Frosches, sehr verlängert, wurm- oder schlangenförmig und entbehrt der Beine

Digitized by Google

und Kiemen. Regenwürmern ähnlich leben diese Thiere in der Erde, in welcher sie Gänge bohren. Gestalt und Lebensweise lassen es verständlich erscheinen, daß die Stellung der Blindwühler im zoologischen System lange Zeit hindurch verkannt wurde. Später, nach eingehenderem Studium der Anatomie, ließ ihre Zugehörigkeit zur Klasse der Lurche allerdings keine Zweifel mehr zu; dennoch blieb ihre nähere Verwandtschaft mit dieser oder jener Gruppe der genannten Klasse unaufgeklärt, bis die Reise der Gebrüder Sarasin nach Ceylon alle Zweifel löste. Die von ihnen zu Tage geförderten entwickelungsgeschichtlichen Details, so besonders der endgültige Nachweis von wohlentwickelten Kiemen beim Embryo, beweisen zur Evidenz die nahe Verwandtschaft der Blindwühler mit den Kiemenlurchen, von welchen sie auch zufolge des biogenetischen Grundgesetzes abzuleiten sind.

An der Hand dieses Gesetzes die Summe des soeben über die hier angenommenen vier Amphibiengruppen Gesagten überblickend, können wir nicht umhin, die Kiemenlurche als die ursprünglichste der Gruppen aufzufassen. In der That ist ihre Gestalt die für die Wirbelthiere im allgemeinen typische. So ist ihr Rumpf in die üblichen Regionen gesondert und wird von vier Extremitäten getragen. Ihre permanenten Kiemen, und dementsprechend ihr beständiger Aufenthalt im Wasser, verrathen die nächste Verwandtschaft mit den Fischen, von denen sie auch paläontologisch abzuleiten sind, um so mehr, als sie nachweislich früher, als die übrigen, das feste Land bewohnenden Amphibien in Scene getreten sind. Sämtliche Repräsentanten dieser Landbewohner sind während ihrer individuellen Entwickelung, also zeitweilig mit den Attributen der Kiemenlurche ausgestattet. Mithin äußert sich in der Klasse der Amphibien zunächst eine Hauptvariationsrichtung, welche in der Umwandlung von Wasserthieren in Landthiere besteht. Der entsprechende

Digitized by Google

Variationsprozeß mußte in direkter Linie zur Bildung von Salamandern führen, als Formen, welche sich von den ursprünglichen im wesentlichen lediglich durch den Mangel von Kiemen unterscheiden. Wir kennen eine ganze Anzahl geschwänzter Amphibien, welche sich gemäß dem geringeren oder bedeutenderen Grade des Schwundes der Kiemen zu einer kontinuirlichen Reihe anordnen lassen, welche von den typischen Kiemenlurchen zu den typischen Salamandern hinüberführt. Mit der Entwickelungsstufe eines Salamanders ist die direkte primäre oder Hauptvariationsrichtung innerhalb der Amphibienklasse erschöpft.

Nicht alle Lurchformen, welche die Bahn der Umgestaltung zu Landthieren betreten, verfolgten dieselbe unverückt auch weiter in geradliniger Richtung; vielmehr schlugen so manche derselben Seitenwege ein. Wir konstatiren zwei solcher Seitenwege oder sekundärer Variationsrichtungen. Die eine der letzteren führte zur Ausbildung von Wesen, welche ihre Beute im Sprunge erhaschen, die andere zu solchen, welche dem Leben im Erdreich angepaßt erscheinen.

Die herangezogenen Thatsachen sind an und für sich — wir geben dies gern zu — noch nicht beweisend für den Satz, daß die Variationsrichtungen als vorgezeichnet, durch die Organisation der betreffenden Thiere selbst vorherbestimmt und nicht etwa als blindes Facit zufälliger individueller, durch die natürliche Zuchtwahl befestigter Variationen aufzufassen seien. Jedenfalls lassen sie sich sehr wohl auch in dem von mir adoptirten Sinne deuten. Ich glaube ferner, daß detaillirtere vergleichend-anatomische Daten, welche sich allerdings nicht in den Rahmen eines populären Vortrages zwängen lassen, uns der Grundidee näher bringen würden. Desgleichen hoffe ich, diese Idee durch folgendes Beispiel zu veranschaulichen. Es bezieht sich dasselbe auf die Hauptvariationsrichtung innerhalb der Amphibienklasse.

Digitized by Google

In Sümpfen und Seen von Hochmexiko lebt ein unseren Aquarienliebhabern wohlbekanntes Thier, der Axolotl (Siredon pisciformis oder mexicanus). Dieses molch- oder eidechsenartige Wesen mit seinem komprimirten Ruderschwanz, mit seinen inneren kammförmigen und äußeren federförmigen Kiemen kann mit Fug und Recht von jedem Sachkundigen, der es zum ersten Male kennen lernt, entweder für einen Kiemenlurch oder für die Jugendform einer Salamanderart gehalten werden. Als Kriterium zur Lösung dieser Alternative wird der Systematiker, wie in allen analogen Fällen, den Reifegrad der Reproduktionsorgane und die bereits vorhandene oder noch nicht vorhandene Fähigkeit zur Fortpflanzung heranziehen. Da nun die Axolotl unserer Aquarien nicht nur viele Jahre hindurch die Attribute ausschließlicher Wasserbewohner zur Schau tragen, sich als solche alljährlich vortrefflich fortpflanzen und zahlreiche Nachkommen in vielen einander gleichbleibenden Generationen liefern, so schien ihre Zugehörigkeit zur Gruppe der Kiemenlurche über allen Zweifel erhaben. Wie groß mußte daher das Erstaunen der Zoologen sein, als der Direktor der herpetologischen Abtheilung des Pariser Jardin des plantes, Duméril, in den sechziger Jahren die Beobachtung publizirte, daß einzelne Exemplare der Axolotl scheinbar ohne jede Veranlassung eine Metamorphose eingingen, wie sie den Salamanderlarven eigenthümlich. So begannen die Kiemenbüschel immer mehr und mehr zu schrumpfen, um schließlich spurlos zu verschwinden. Darauf kam die Reihe an die inneren Kiemen und Kiemenspalten, welche letztere sowohl, als auch der äußere Spalt des Kiemendeckels sich schlossen. Gleichzeitig ließ sich der Schwund des Rudersaumes am Schwanze beobachten, wobei der Schwanz die den echten Salamandern zukommende Spindelform annahm. Die warzige, dunkelgraubraune, schwarz gesprenkelte, schlüpfrige Haut wurde glatt, glänzend, trocken und nahm eine dunkelolivengrüne

Digitized by Google

Farbe mit weißlichen Punkten an. Kurzum, es ergaben sich hierbei Individuen, welche auf ein Haar einer gewissen mexikanischen Salamanderart glichen, welche schon seit langem in den europäischen Museen und Spezialschriften unter dem Namen Amblystoma tigrinum registrirt war. Es bedarf kaum der Ergänzung, daß die so metamorphosirten Axolotl das Wasser verließen und von nun an sich als Landthiere gerirten. Ein Menschenalter ist nunmehr seit der ersten, so denkwürdigen Beobachtung Duméril's verflossen. Unterdessen ist sie gar vielfach bestätigt worden, namentlich in größeren Zuchten, doch stets nur als Ausnahmefälle. Manches über die Umstände, welche den Eintritt der betreffenden Metamorphose begünstigen, wurde seitdem zu Tage gefördert, wobei namentlich auch eine Dame, Marie Chauvin, durch ihre Experimente gerechtes Aufsehen machte. Es wurde unter anderem der wichtige Nachweis gebracht, daß das Amblystoma auch als solches sich von neuem fortpflanzt, indem es seine Eier ins Wasser absetzt. Die junge Brut sind abermals Axolotl. — Die Duméril'sche Beobachtung fesselte noch bis heute intensiv die Aufmerksamkeit der Biologen, wobei die merkwürdige Thatsache von verschiedenen Gesichtspunkten aus beleuchtet und gedeutet wird. Nun sind aber in der Natur die mannigfaltigsten Erscheinungen auf das innigste miteinander verknüpft, und ist es ja bekanntlich erst der menschliche Verstand, welcher diese Erscheinungen in von ihm selbst geschaffene Kategorien unterbringt. Mithin können häufig diverse Deutungen ein und derselben Erscheinung gleichzeitig und nebeneinander als berechtigt anerkannt werden. Manche Autoren möchten selbst den Namen Axolotl (Siredon) gestrichen sehen, da sie die im Wasser sich fortpflanzenden Individuen als abnorme, ihre Kiemen länger als gewöhnlich beibehaltende junge Thiere betrachten. Es läßt sich diese Auffassung besonders durch die Beobachtung stützen,

Digitized by Google

daß bisweilen, auch bei den Tritonen oder Molchen unserer stehenden Gewässer, die Metamorphose hintangehalten wird, so daß die betreffenden Exemplare im kiementragenden Larvenzustande ein ganzes Jahr und länger im Wasser verbleiben, dabei aber die volle Größe erreichen und sich sogar fortpflanzen. Andere Autoren verschieben den Schwerpunkt auf die entgegengesetzte Seite, indem sie den Umstand betonen, daß die Vermehrung der Axolotl als solche die übliche und mithin normale, deren Verwandlung in Amblystomen hingegen eine nur gelegentliche, also abnorme Erscheinung sei. In der That kann man Dutzende von Axolotl jahrelang halten und züchten, sie bis zu einer Länge von einem Fuß und darüber auffüttern, ohne auch nur ein einziges Mal Zeuge der Verwandlung in ein Amblystoma zu werden. Der mehr zufällige, individuelle Charakter dieser Metamorphose findet noch darin seine Bestätigung, daß dieselbe an kein bestimmtes Alter, an keine bestimmte Größe der Thiere gebunden ist. Unter diesen Umständen, sollte ich meinen, dürfte den Thatsachen kein Zwang angelegt werden durch eine Deutung der Axolotl als Thiere, welche gerade in der gegenwärtigen Periode der Erdgeschichte dabei sind, den Uebergang vom ursprünglichen, niederen Amphibientypus zu einem höheren zu vollführen. Vor unseren Augen entfesselte sich das, wie wir annahmen, der gesamten Amphibienklasse innewohnende, durch die Organisation selbst vorherbestimmte Bestreben, die Hauptvariationsrichtung einzuschlagen und sich vom fischähnlichen Wasserthiere auf die Stufe des zum Landleben befähigten Wesens hinaufzuschwingen. Wir können uns vorstellen, der Fortentwickelungstrieb reife mit der Zeit je länger, je mehr in der Gesamtheit der Artgenossen heran, accumulire und befestige sich kraft der Erblichkeit. Der Prozentsatz zum Amblystoma metamorphosirender Individuen, so setzen wir voraus, möchte von Generation zu Generation (vielleicht genauer von

Digitized by Google

Jahrhundert zu Jahrhundert oder Jahrtausend zu Jahrtausend) zunehmen, bis die sich verwandelnden Individuen die Ueberhand nud schließlich das alleinige Bürgerrecht erringen. Gehen wir auf dem Wege der Hypothese noch einen Schritt weiter, um durch Analogie zuzugeben, auch den übrigen, gegenwärtig ausnahmslos mit perennirenden Kiemen ausgestatteten Amphibien könnte es vorausbestimmt sein, früher oder später Pioniere auf den Weg zur höheren Differenzirung zum Landthiere auszusenden. Die Reihe der dabei zu durchlaufenden Abänderungen ließe sich auch hier, an der Hand paläontologischer, embryologischer und vergleichend-anatomischer Daten a priori konstruiren.

Analoge Variationsrichtungen können ganz selbständig innerhalb weit voneinander abstehender Thiergruppen auftreten. So haben sich in verschiedenen Säugethierabordnungen Repräsentanten mit auf ein und demselben Prinzip beruhenden Flugorganen herausgebildet. Aus der Ordnung der Nagelthiere sind die Flughörnchen (Pteromys) namhaft zu machen; zur Ordnung der Halbaffen oder Lemoren zählen die fliegenden Makis (Galeopithecus), zu der der Beutelthiere die Flugbeutler (Petaurus). Bei allen diesen eigenartigen Repräsentanten verschiedener Säugethierordnungen wiederholt sich ein und dieselbe Abweichung von den ihnen nahe verwandten typischen Ordnungsgenossen, eine Hautfalte nämlich, welche jederseits längs des Rumpfes zwischen Vorder- und Hinterextremität ausgespannt ist. Es ist dies ein passiver Flugapparat, ein Fallschirm, welcher die Wucht des Falles mäßigt, wenn sich das Thier von Zweig zu Zweig, von Baum zu Baum oder von hohem Baumgipfel zur Erde stürzt, besonders während der Flucht vor diesem oder jenem behend kletternden Feinde. Am weitesten in der Anpassung zum Flug haben es bekanntlich unter allen Säugethieren die Fledermäuse gebracht, denen das zoologische System sogar eine besondere Ordnung, die der Hand-

Digitized by Google

flügler, anweist. Bei ihnen finden sich außer der bereits erwähnten seitlichen Hautfalte noch Supplementärfalten, welche, in der gleichen Ebene mit dieser liegend, zwischen Hinterbeinen und Schwanz und, in ganz excessiver Ausbildung, zwischen den Fingern ausgespannt sind. Die Hautfalten zwischen den letzteren entsprechen den sog. Schwimmhäuten, welche auch unsere Finger an der Basis untereinander verbinden. Man denke sich diese Schwimmhäute und zugleich auch die Finger so kolossal überbildet, daß die Hand die Länge des Rumpfes übertrifft, und wir hätten alsdann den Flügel einer Fledermaus, diesen schon nicht mehr passiven, sondern aktiven Flugapparat. Er bildet das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal der Flatterthiere von den ihnen so nahe verwandten Insektenfressern. Gegenüber diesem Merkmal erscheinen die übrigen, die Lage der Milchdrüsen an der Brust nicht ausgenommen, als unwesentlich. Genealogisch sind die Handflügler auch unzweifelhaft von Insektenfressern, im speziellen von spitzmausartigen, abzuleiten, ähnlich wie wir die Flughörnchen als von den wahren Eichhörnchen abgestammt betrachten. An neugeborenen Fledermäusen, und noch besser an Embryonen, kann man sich leicht davon überzeugen, daß die Entstehung der seitlichen Hautfalten der Umgestaltung der Hand vorangeht und mithin auch stammesgeschichtlich ihr vorangeeilt sein dürfte. Wir ziehen also hiermit den Schluß, die Vorfahren unserer Fledermäuse hätten zunächst einen passiven Flugapparat, wie ihn die fliegenden Makis und Flughörnchen aufweisen, besessen. Der aktive Theil erscheint mithin als späterer Erwerb. Ihn wollen, so hat es den Anschein, auch die übrigen, gegenwärtig nur passiv fliegenden, obengenannten Säugethiere erstreben, vor allen die fliegenden Makis, bei welchen die Schwimmhäute bereits stark entwickelt sind, aber bei ihrem Wachsthum die Finger noch nicht nach sich gezogen haben. — Die vorzüglichste Anpassung der Beine

Digitized by Google

an einen kraftvollen und raschen Lauf vollzog sich in analoger Weise bei Säugethieren und Vögeln. Nehmen wir als Beispiel einen Hirsch und den afrikanischen Strauß. Hier, wie dort zeigt sich eine Verlängerung der Beine behufs einer Vergrößerung der Schrittweite, eine Verstärkung der Schenkel nebst ihrer Muskulatur. Im Gegensatz hierzu macht sich eine Verschmälerung der unteren Parthie der Extremitäten bemerkbar, durch welche sowohl eine Gewichtserleichterung am Ende eines langen Hebelarmes, als auch eine Herabsetzung des Widerstandes der Luft erzielt wird. Hier, wie dort ist die Erleichterung und Verschmälerung des Fußes durch eine Reduktion der Fingerzahl, zum Theil durch eine Längenverschmelzung der Knochen und durch eine entsprechende Vereinfachung der Muskulatur erreicht.

In den soeben angeführten Beispielen von aktiv und passiv fliegenden Säugethieren und von vorzüglichen Läufern unter Säugethieren und Vögeln wird man bestimmte Variationsrichtungen nicht verkennen. Dieselben sind unstreitig speziellerer Natur, als die weiter oben des näheren betrachtete Tendenz der wasserbewohnenden Kiemenlurche sich in Landthiere zu verwandeln. Ich gebe gern zu, daß diese speziellen Variationsrichtungen an und für sich auch nach streng darwinistischen Prinzipien erklären lassen, nämlich durch ursprünglich individuelle, später mittelst der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein weiter ausgebildete Variationen. Noch mehr: auf irgend eine Weise muß sich jedenfalls die Tendenz zur Umwandlung zunächst in passive und darauf in aktive Flatterer in den betreffenden Vorfahren eingenistet haben. Der Weg zu weiterer Vervollkommnung in der betreffenden Richtung scheint nunmehr für den fliegenden Maki und das Flatterhörnchen vorgezeichnet, prädestinirt zu sein und in einem fledermausartigen Flugapparat zu gipfeln. Die natürliche Zuchtrichtung und ihr Endresultat waren hier normirt, vorausbestimmt. Nehmen wir unter diesen

Digitized by Google

Umständen an, die Tendenz zur Weiterbildung des Flugapparates hätte in jedem Einzelindividuum Wurzel geschlagen und würde schon durch die Uebung unterstützt, so glich eine solche Zuchtwahl so ziemlich auf ein Haar einer gesetzmäßig vorgeschriebenen, von nun an prädestinirten organischen Fortentwickelung. Grenzen ließen sich hier nicht ziehen. Es liegt auf der Hand, daß in ein und dieselbe Stammform nicht von Hause aus gleichzeitig verschiedene, häufig einander widersprechende Tendenzen zur Fortbildung gelegt sein können. So wird man sich schwerlich vorstellen, daß in einer spitzmausähnlichen Urform gleichzeitig die drei Tendenzen zur Ausbildung der grabenden Maulwürfe, der schwimmenden Bisamratte und der fliegenden Fledermäuse hätten eingepflanzt sein können. Eine solche Divergenz der Variationsrichtungen setzt offenbar verschiedenartige Impulse voraus. Es waren dies von außen einwirkende Anpassungsimpulse. Einmal gegeben, müßten aber dieselben auch ohne Zuchtwahl fermentativ, lawinenartig sich von Generation zu Generation accumuliren. Inwieweit, so fragt es sich nun, sind wir berechtigt, zwischen Hauptvariationsrichtungen, wie z. B. die oben angenommene Tendenz sämtlicher Kiemenlurche, sich zu Landthieren fortzuentwickeln und zwischen sekundären Variationsrichtungen einen prinzipiellen Unterschied vorauszusetzen? Der Begirff Hauptvariationsrichtung kann im Grunde nur ein relativer sein. Mag gegenwärtig, wie im obigen Beispiel, eine ganze Klasse in einer solchen Hauptrichtung fortgerissen sein, so mußte letztere anfangs, als die Klasse selbst sich erst aus einer niederen hervorbildete, noch nicht existirt haben und ferner bei ihrem ersten Entstehen wohl nur von sekundärer Bedeutung gewesen sein. Das einzellige Urwesen, aus dem das ganze Thierreich hervorging, kann unmöglich sämtliche spätere Hauptvariationsrichtungen zugleich in sich getragen haben.

Digitized by Google

Die Welt ist erschaffen, die Welt ist vollendet. Wir sind Zeugen des Epiloges der irdischen Schöpfung; die uns umgebende organische Natur wird dereinst so, wie wir sie kennen, von einer Katastrophe ereilt und vernichtet werden. So dachte man früher. Gegenwärtig ist die Auffassung zur Herrschaft gelangt, die Welt würde unaufhaltsam und ewig umgeschaffen. So sind die Geologen zur Erkenntniß gekommen, daß Formationen vor unseren Augen fortfahren, sich an den Ufern und in der Tiefe süßer und salziger Gewässer abzulagern. Die Astronomen halten die Existenz von Weltkomplexen für wahrscheinlich, von denen die einen dabei sind, in Trümmer zu gehen, die anderen, zu entstehen. In betreff der Organismen kommen wir zu analogen Schlüssen. Mit nichtem halten wir uns für Zeugen des Epilogs der irdischen organischen Schöpfung, wissen uns vielmehr im Evolutionsdrama. Das Bewußtsein dieser Wahrheit ist einerseits dazu angethan, die menschliche Hoffart herabzustimmen und andererseits der Krone der Schöpfung die Hoffnung auf eine höhere Zukunft zu eröffnen.

Aber ach, mag es der Menschheit auch noch so lange beschieden sein, ihren Weg der körperlichen und geistigen Vervollkommnung zu wandeln, nimmermehr wird sie ihr Endziel erreichen, ja, dieses Endziel selbst dürfte sich im Dunstkreis einer unendlichen Ferne kaum als vager Schattenriß zeigen. Vollkommenheit ist ja überhaupt nur in der Sphäre des Idealen möglich: wehe Dem, dem diese Sphäre verschlossen! Die Vollkommenheit jedes konkreten, realen Dinges verneinend, können wir nichtsdestoweniger nicht umhin, sie der ewigen, unendlichen Gesamtheit des Weltalls zu vindiziren, gleichviel, ob wir dasselbe als die Verkörperung einer allvollkommenen Ursache alles Seins oder, mit Schopenhauer, als die beste, weil einzig mögliche Welt bezeichnen. Nur das Ideale als das Vollkommene erscheint gleichzeitig als das Stabile, ewig Un-

Digitized by Google

wandelbare; alles Ideale hingegen ist vergänglich, veränderlich und — eben deshalb — auch der Vervollkommnung in der Richtung zum Realen fähig. Unsere eigene notorisch sündhafte Seele beiseite lassend, können wir uns leicht davon überzeugen, daß auch unser, im Grunde genommen schuldloser Körper weit hinter der Vollkommenheit zurückbleibt. Es gilt dies für jeglichen seiner Theile. Nehmen wir beispielsweise das uns so werthe Sehorgan, welches als ein Paar köstlichster Brillanten in der Krone der Schöpfung bewundert wird. Entgegen der vielfach verbreiteten Meinung sind unsere Augen recht weit von der Vollkommenheit entfernt. Sie enthalten eine Trübung, sind nicht genügend symmetrisch und achromatisch, sind nicht frei von der sphärischen Aberration der Lichtstrahlen, besitzen eine Zone des mangelhaften Sehens, ja sogar einen blinden Fleck u. dergl. m. All dieses zusammengenommen veranlaßte Helmholtz zu dem Ausspruch, daß, wenn ein Mechaniker ihm ein mit so vielen Fehlern behaftetes Instrument brächte, er es ihm mit dem gerechtesten Tadel zurückgeben würde. Nichtsdestoweniger sind unsere Augen in hohem Grade vervollkommnet im Vergleich zu denen niederer Thierformen und zeugen daher für eine mögliche weitere Vervollkommnung.

Die Lehre von einer genealogischen Blutsverwandtschaft sämtlicher Repräsentanten des Thier- und Pflanzenreiches und mithin die der Entwickelung der organischen Gesamtwelt unseres Planeten aus einfachsten Urorganismen auf dem Wege allmählicher Komplikation ist in unserer Zeit endlich siegreich durchgedrungen. Wir betrachten diese Lehre, wenn auch nicht in den Details, so doch im großen und ganzen als unwandelbar festgestellt. Sie bildet heutzutage den Eckstein der gesamten Biologie, erlangt nicht nur mit jedem Tage neue und abermals neue Bestätigung, sondern erscheint auch gleichzeitig als helleuchtender Leitstern auf dem Wege zu neuen Entdeckungen:

Digitized by Google

gewiß der beste Prüfstein für ihre Lauterkeit. Dank dieser Lehre wird die Möglichkeit eröffnet, die historische Vergangenheit der Organismen zu enthüllen. Noch mehr, wir sind zur Erkenntniß gelangt, daß die schöpferische Kraft der Natur noch nicht versiegt, daß vielmehr die Erschaffung neuer Formen durch Umbildung bisheriger noch heute nach unwandelbaren Gesetzen fortfährt. Stellen wir dieser Erkenntniß die oben wahrscheinlich gemachte Existenz bestimmter Entwickelungsrichtungen der Organismen zur Seite, so eröffnet sich zum Theil schon jetzt die Möglichkeit, manche zukünftige Umgestaltung dieser oder jener Thierart zu erschließen.

Zur weiteren Motivirung dieser Idee wollen wir zunächst einige Beispiele der Klasse der Vögel entlehnen. Viele Vögel tragen bekanntlich ein fahles Gefieder, grau oder braun, wie z. B. die Nachtigall. Andere hingegen, wie unsere Mandelkrähe, die Mehrzahl der Papageien, leuchten in bunten Farben. Kein Anhänger der Transformationslehre wird auch nur einen Augenblick daran zweifeln, daß das unscheinliche, düstere Kleid das ursprüngliche, das bunte, nicht selten metallisch schimmernde hingegen eine spätere Vervollkommnung darstelle. Es deutet hierauf schon die Thatsache hin, daß kein einziger Vogel, selbst nicht der allerbunteste und glänzendste, das Ei in seinem definitiven Schmucke verläßt, ihn vielmehr erst viel später, nach einer größeren oder geringeren Anzahl von Mausern erhält. Auf halbem Wege zwischen den zeitlebens unscheinbaren und den im späteren Alter bunten stehen jene Vögel, bei welchen nur die Männchen allein ihr ursprüngliches Gefieder gegen ein buntes, häufig noch durch Hallen, verlängerte Schwanzfedern, Kämme u. dergl. m. ergänztes vertauschen. Hierher der Pfau, die Fasanen, das Haushuhn, die Paradiesvögel und unzählige andere. Hierbei pflegt das Männchen wohl auch um desto mehr sich vom unscheinbaren Jugendkleide zu entfernen, um so schöner

Digitized by Google

zu werden, je älter es wird. Diese Thatsachen gegeneinander gehalten, gestatten den Schluß, daß die Männchen der Vögel sich rascher als die Weibchen transformiren, die Avantgarde der Art, die progressive Partei par excellence, bilden. Nichtsdestoweniger steht auch die konservativere weibliche Partei nicht unbedingt auf einem Punkte, sondern schleicht sich gleichfalls, wenn auch nur als Arrieregarde, langsam und schüchtern vorwärts. Ein Vergleich des männlichen und weiblichen Gefieders beim Zeisig, Pirol, Dompfaff lehrt, daß bei diesen Vögeln sich das weibliche bereits bedeutend vom jugendlichen, und zwar in der Richtung nach dem männlichen hin, entfernt habe; seine Färbung ist nur weniger decidirt und lebhaft. Ein ähnliches weibliches Gefieder könnte man gleichsam als Parodie auf das männliche betrachten. Ohne ein Prophet sein zu wollen, dürfte man wohl, lediglich durch ein organisches Entwickelungsgesetz geleitet, den Weibchen der genannten Vogelarten für eine spätere Zukunft, vielleicht für Jahrtausende voraus, die gegenwärtig ausschließlich den Männchen zukommende Schönheit weissagen, selbstredend unter der Voraussetzung, daß unterdessen „das Raubthier unter allen Raubthieren" ihr Geschlecht nicht früher vertilgt. Hierbei sind zwei Fälle möglich: entweder holt das Weibchen das Männchen vollständig ein, oder letzteres findet unterdessen Zeit, sich seinerseits von der ihm gegenwärtig verliehenen Gestalt zu entfernen. Uebrigens, so sollte man meinen, dürfte der im zweiten Falle angenommene Wettlauf, wie alles hienieden, über kurz oder lang sein Ende finden, worauf der Ausgleich zwischen Weibchen und Männchen von selbst resultiren würde. Wer wollte darüber entscheiden, ob der gegenwärtig bei zahlreichen Papageien, der Mandelkrähe, dem Eisvogel, bei denen es meist gar schwer hält, nach äußeren Merkmalen das Weibchen vom Männchen zu unterscheiden, erzielte äußere sexuelle Ausgleich an seinem definitiven Höhepunkt gelangt sei,

Digitized by Google

oder ob nicht etwa dieser Ausgleich ein zeitweiliger? Es wäre ja möglich, daß der Fortschritt im äußeren Habitus bisher nur in einer gewissen Richtung erschöpft sei und sich früher oder später, abermals zunächst dem Männchen, neue Differenzirungsbahnen eröffnen werden, welche beispielsweise zur Acquisition von Kämmen, Hautlappen, Sporen u. dergl. m. führen könnten.

Innerhalb aller Gruppen und Arten von Vögeln, wo überhaupt äußere sexuelle Merkmale bestehen, treten ab und zu weibliche Individuen auf, welche mit dem normalen trägen Fortschrittsfluß sich nicht begnügen, ihn vielmehr überholen, sein Endziel anticipiren. Man bezeichnet solche Weibchen als hahnenfedrige. Schon Aristoteles war es bekannt, daß einzelne Hennen unerwarteter Weise sich in die männliche Tracht zu kleiden beginnen. Mit jeder Mauser wächst diesen Hennen ein immer mehr und mehr hahnenähnliches Gefieder; auch Sporen, verlängerte Kämme können hierbei auftreten, ja, als interessante Zugabe stellen sich männliche Triebe ein. Die betreffenden Individuen beginnen zu krähen und anderen Hühnern den Hof zu machen. Die Phantasie des gemeinen Mannes verbindet mit diesen Erscheinungen mancherlei Vorurtheil und Aberglauben. Selbstredend kann dergleichen nicht mit guten Dingen zugehen; da heißt es nun natürlich zunächst: ans Messer mit dem Wechselbalg und darauf beileibe nur nicht in die Küche! In früheren finsteren Jahrhunderten waren auch die Gelehrten in analogem Aberglauben befangen. Unter den bösen Omina, welche dem Einbruch Hannibals in Italien vorangingen, macht Titus Livius auch die Verwandlung einer Henne in einen Hahn namhaft.

Bis vor kurzem herrschte noch in der modernen Zoologie wenig Klarheit in Bezug auf das Wesen der Hahnenfedrigkeit. Sie rangirte zu den sog. Kuriosa, zu den Erscheinungen also,

Digitized by Google

welche gewissermaßen draußen vor der Thür des wissenschaftlichen Lehrgebäudes stehen. Die Schuld lag, weil immer, so auch hier, am Mangel eines eingehenden, möglichst vielseitigen Studiums der Erscheinung. Die Abnormitäten im Fortpflanzungsapparate, welche die Hahnenfedrigkeit so häufig begleiten, waren noch unlängst mit dem anatomischen Messer sehr wenig, mit dem Mikroskop noch gar nicht untersucht; ja, selbst die Bedingungen, unter welchen die Hahnenfedrigkeit hervortritt, waren nur dürfti gfestgestellt und das bisher Festgestellte nicht zusammenfassend beleuchtet. Daher z. B. die sehr verbreitete Meinung, als trete die Anomalie ausschließlich im Alter bei steril gewordenen Weibchen auf. Dem gegenüber stellt es sich heraus, daß dieselbe zwar allerdings am häufigsten die Sterilität begleitet, jedoch mitunter auch bei eierlegenden und brütenden Weibchen auftritt, und zwar nicht etwa bloß bei alten, sondern wohl auch bei jungen, und zwar mitunter sogar bereits nach der ersten Mauser. Die Summe der gegenwärtig bekannten Thatsachen zusammenfassend, können wir die Hahnenfedrigkeit als eine Anomalie betrachten, bei welcher die dem Weibchen sonst nur schwach zugemessene plastische Energie zur Ausbildung der vollen Artcharaktere eine mehr oder weniger männliche Intensität erlangt. Naturgemäß kann diese Energiezunahme am leichtesten in einer späteren, von der jugendlichen weit entfernten Lebensperiode auftreten, besonders nachdem das Weibchen aufhört, Material zur Produktion von Eiern zu verausgaben; desgleichen, wenn es künstlich seiner Fortpflanzungsfähigkeit beraubt wurde, bezw. mit solchen angeborenen Anomalien behaftet ist, welche Sterilität mit sich bringen. Seltener pflegt schon von der Geburt an einem weiblichen Organismus die progressive Energie in einem so hohen Grade zugetheilt zu sein, daß ein junges, im übrigen völlig normales Individuum in höherem oder geringerem Grade hahnenfedrig wird. An

Digitized by Google

einem solchen zeigt sich der prophetische Charakter der interessanten Anomalie am schärfsten ausgesprochen.

Wenden wir uns nun der Säugethierklasse zu. Auch hier ist es abermals das Männchen, welches sich vom indifferenten kindlichen Typus weiter entfernt, selbstredend bei denjenigen Arten, denen überhaupt sekundäre Geschlechtsunterschiede zukommen. Ein solches Männchen pflegt größer, stattlicher als das Weibchen zu sein, ist bisweilen, wie bei der Giraffe, intensiver gefärbt. Es kann auch mit Langhaaren, wie die Mähne des Löwen und Steinbocks, die Bärte und Backenbärte, geschmückt sein, wohl auch mit drohenden Waffen, wie Hörner, Geweihe und Hauer, ausgerüstet sein. Paläontologische Untersuchungen, wie die von Rutimeyer und Anderen, beweisen, daß die ältesten Repräsentanten der tertiären Wiederkäuer hornlos waren, und daß die Hörner, bezw. Geweihe erst allmählich, anfangs — so will es scheinen — sogar nur als individuelle, später immer häufiger werdende Variation, und zwar zunächst bei alten Männchen, auftreten. Aus grauer Urzeit sind uns Formen der Hirschfamilie überkommen, die Moschusthiere nämlich, welche noch bis heute hornlos verblieben, während bei den meisten Arten es bis dato nur das Männchen zum Geweihschmuck gebracht, und wo ausnahmsweise auch das Weibchen ihn besitzt — ich meine das Rennthier —, ist der weibliche bedeutend schwächer. Wenn unter allen alt- und neuweltlichen Hirscharten nur das Rennthier allein es auch zu einem weiblichen Geweih gebracht, so dürfte diese Thatsache uns gestatten, diese Hirschart als die am meisten progressive und als eine die ganze Hirschfamilie prophetische Form zu betrachten. Wie für das Geweihe des Rennthieres, so gilt auch für die gleichfalls einem allerdings perennirenden Hautknochen ihre Entstehung verdankenden Hörner der Rinder und Antilopen das Gesetz der Bevorzugung des männlichen Geschlechtes. Gar manche

Digitized by Google

Antilopen sind im weiblichen Geschlecht noch hornlos. Beim Hausrind zeichnet sich der Bullen durch starke, kurze, kegelförmige Hörner, die Kuh durch dünne, schwache, verlängerte aus.

Der Hahnenfedrigkeit analoge Erscheinungen kommen auch bei Säugethieren vor. So treten bei allen Hirscharten gelegentlich weibliche Exemplare auf, bei denen, besonders mit zunehmendem Alter, bisweilen jedoch schon in der Jugend, Geweihe sprossen. Schnurrbärte und Bärte bilden ein recht verbreitetes Attribut alter Frauen. Ausnahmsweise trifft man dieselben auch bei jugendlichen weiblichen Personen. Mannweiber (viragines) ist die bekannte Spezialbezeichnung für solche weibliche Individuen mit gut ausgesprochenem, männerähnlichem Haarwuchs am Kieferapparat. Schon so manches Mannweib ging unter ihrem bärtigen Schutze unter die Soldaten oder erwählte eine sonstige männliche Profession. Andere suchten durch Hülfe des Rasirmessers, chemischer Depilatoren und diverser Cosmetica ihre Anomalie zu verbergen, während noch andere im Gegentheil sie zur Schau stellen, indem sie sich als Phänomene von Jahrmarkt zu Jahrmarkt führen lassen. Die gewiß noch Vielen im Gedächtniß stehende Mulattin Julia Pastrana, welche die Reklame zu einem Bastard zwischen Mensch und Affen machte, war nichts mehr und nichts weniger als eine ausgesprochene, auch am Brustkasten männlich behaarte Virago. Das Frauenzimmer eroberte ihren Impresario und starb vor etwa dreißig Jahren in Moskau in den Wochen. Gegenwärtig läßt sich in Europa eine Katalonierin von 39 Jahren sehen, deren Bildniß bereits in populären Zeitschriften Aufnahme gefunden und die regelmäßigen Züge eines schönen Mannes aufweist. Das Gesicht der Katalonierin wird von einem schmucken Vollbart mit obligatem Schnurr- und Backenbart umrahmt, welche in voller Disharmonie zur weiblichen Frisur mit dem langen Zopfe und zum dekolletirten Kostüm stehen. Diese

Digitized by Google

reizende Katalonierin ist glückliche Mutter von sieben Kindern, ein neuer glänzender Beweis, daß eine Herabstimmung der Reproduktionsfähigkeit für die Mannweiber keineswegs obligatorisch ist. Wagen wir es nun, die Mannweiber vom selben Gesichtspunkte, den wir bereits für die hahnenfedrigen Vogelweibchen acceptirten, zu betrachten, so gelangen wir zu dem allerdings censurwidrigen, beklagenswerthen Schluß, es könnten diese Mannweiber als prophetische Individuen, als Pioniere auf einem, kommenden Generationen vorgezeichneten Entwickelungspfade gelten. Das gegenwärtige schöne Geschlecht und vielleicht noch mehr wie seine Anbeter können ein solches Zukunftsideal weiblicher Schönheit nur mit einstimmigem Abscheu betrachten, in ihm eine schonungslose Schmähung des uns innewohnenden ästhetischen Gefühles erblicken. Und dennoch steht uns Niemand dafür, daß unsere fernsten Nachkommen unsere gegenwärtigen Begriffe theilen werden. Ueberlassen wir es ruhig und unbeirrt in dem uns allein seligmachenden eigenen Gesichtskreise, auch den Menschen des neunzehnten Jahrtausends den ihrigen zu haben. Wer weiß, ob sie nicht lächelnd eines neunzehnten Jahrhunderts gedenken werden, dessen naive Kinder ihre Begriffe, ihren Geschmack, ihre Ideale noch so wenig den unabwendbaren Gesetzen der Zielstrebigkeit in der Natur anzupassen verstanden?

Der Faden unserer Betrachtungen leitet unwillkürlich auf eine Berührung der weiblichen Frage vom zoologischen Standpunkte aus hinüber. Von Zeit zu Zeit einen mehr akuten Charakter annehmend, dürfte diese Frage sich gegenwärtig, dank der Anregung des Sozialdemokraten Aug. Bebel,[1] in einem Stadium eifriger Diskussion und allseitiger Ventilirung befinden. Auch seitens der Biologen wurde sie neuerdings mehrfach aufgeworfen.

Die Natur selbst nivellirt die Unebenheiten auf der Ober-

Digitized by Google

fläche des Erdballes; der Fortschrittsstrom der menschlichen Gesellschaft neigte und neigt selbst zur Nivellirung ihrer Glieder in Recht und Pflicht. Die Aufhebung der Sklaverei und der Kasten, die über kurz oder lang bevorstehende praktische Lösung der sog. sozialen Frage sind alles im wesentlichen gleichartige Etappen auf dem historischen Entwickelungspfade der Menschheit, dessen Ziel die Statuirung eines für Alle gleich gerechten modus vivendi. Daß hierbei eine ganze Hälfte des Menschengeschlechtes nicht leer ausgehen kann, resultirt, abgesehen von anderen schwerwiegenden Argumenten, schon aus der Unzufriedenheit dieser Hälfte mit ihrer gegenwärtigen Stellung. Diese Unzufriedenheit wirbt der Frauenemanzipation immer mehr und mehr Anhängerinnen und droht früher oder später mit der einstimmigen Forderung juristischer und sozialer Gleichberechtigung mit den Männern. Ein von der Natur selbst vorgezeichnetes Streben des weiblichen Organismus nach männlichen Merkmalen, wie wir es zu konstatiren versuchten, könnte auch vom biologischen Standpunkte die Berechtigung dieser Forderung stützen. Hier möchte es am Platze sein, daran zu erinnern, daß die als prophetisch gedeutete Mannweiblichkeit sich keineswegs lediglich auf einen — an und für sich so unwesentlichen — verstärkten Haarwuchs beschränkt, sondern gleichzeitig auch auf einer Veränderung unserer Organe, so namentlich in ganz prägnanter Weise der des Kehlkopfes, beruht. Die gegenwärtige Koordination und Beeinflussung sämtlicher Organe bürgt uns dafür, daß der Gesamtorganismus in Mitleidenschaft gezogen sein muß. Die Organisationsabänderungen werden ihrerseits unvermeidlich im Charakter und in den Neigungen des Individuums sich widerspiegeln.

Alles dieses könnte hier noch des näheren begründet werden, wenn es der Ideengang unserer Ausführungen erforderte, was nicht gerade der Fall ist. Nichtsdestoweniger möchte ich mir

Digitized by Google

hier eine gelegentliche weitere Exkursion auf das Gebiet der Frauenemanzipationsfrage gestatten, und zwar anknüpfend an die von Metschnikow kürzlich als möglich betonte praktische Lösung derselben. Es dürfte dies um so mehr am Platze sein, als der betreffende interessante, populäre Aufsatz des berühmten Zoologen bisher nur in russischer Sprache im „Europäischen Boten" veröffentlicht wurde und beim russisch lesenden Publikum große Sensation hervorgerufen hat, wobei es sowohl an begeistertem Lobe, als auch an erbitterter Rüge seitens der Kritik nicht gefehlt hat. Der Verfasser knüpft seine Betrachtungen an das namentlich von Siebold so gründlich studirte soziale Leben der in Europa gemeinen kleineren Wespenart Polistes gallica. Bei dieser giebt es eine Kategorie weiblicher Individuen, welche zwar ihrer anatomischen Ausbildung nach zum ehelichen Leben befähigt sind, trotzdem aber ein Arbeiterleben zum allgemeinen Wohle vorziehen. Wer wollte bezweifeln, daß sich in den Sitten und Gewohnheiten der Thiere überaus viele Vorbilder menschlicher Thätigkeit finden? Gar vieles konnte der Mensch, dieser späte Ankömmling auf unserem Planeten, unmittelbar von den Thieren erlernen, welche schon vor ihm Wohnungen und Dämme zu zimmern und mauern verstanden, denen die Elemente der Schneider-, Weber- und Töpferkunst bekannt waren und welche im engen Staatenverbande eine dem Allgemeinwohl so unentbehrliche Arbeitstheilung übten. So waren denn die wesentlichsten Kulturelemente schon vor den Urzeiten der Menschheit anticipirt. Folgt aber etwa hieraus, daß die Menschheit sich lediglich mit denjenigen Formen des Soziallebens begnügen solle, zu denen es die niedere Thierwelt prinzipiell gebracht?

In den Familien der Wespen sowohl, als auch in den ihnen so nahe stehenden Familien der Bienen und Hummeln sind gar mancherlei Formen des Soziallebens realisirt, doch keine derselben basirt auf dem Prinzip individueller Gleich-

Digitized by Google

berechtigung. Zunächst ist der Stock unserer Hautflügler ein Sklavenstaat, in welchem die einen arbeiten, die anderen faulenzen. Und was könnte ferner ungerechter, als das hier herrschende Institut der Ehe sein? Die Banden des Hymenäus werden in einem Bienenschwarm nur einem einzigen Weibchen, der Königin, und unter Hunderten von Bewerbern nur einem einzigen Männchen zu theil. Metschnikow hat natürlich recht, wenn er darauf hinweist, daß die Frauen, welche, auf sozialem Arbeitsfelde thätig, sich der Eheloſigkeit weihen, die Frauenfrage nach dem Muster einer Polistes gallica lösen; nur deucht mir eine solche Lösung keine der Gerechtigkeit angemessene zu sein. Gerechtigkeit auf sozialem Gebiete kann doch auf nichts anderem, als auf Gleichberechtigung beruhen. Das Recht der uneigennützigen Arbeit — sei es auch nach eigener Wahl und eigenem Geschmack — ist doch wahrlich ein sehr zweifelhaftes oder, gelinder ausgedrückt, ein begrenztes. Unser Verfasser dürfte hier die Begriffe von Recht und Pflicht nicht streng genug auseinanderhalten. Unter Berechtigung jeglicher Menschen zur Arbeit ist doch gewiß nicht die Arbeit lediglich als solche, sondern auch als Mittel zur Erreichung materiellen und moriliſch-intellektuellen Gewinnes zu verstehen. Auch in der Gegenwart arbeitet das Weib wahrlich genügend, ja nicht selten über seine Kräfte. Das Wesentliche der Sache liegt mithin nicht in der Zulassung des Weibes zu allen Sphären männlicher Arbeit als solche. Die Arbeit an und für sich ist eine Pflicht und Last, das Recht beginnt erst mit dem Lohn für die Arbeit, mag es in verschiedenen Gütern, in Macht, befriedigtem Ergeiz u. s. w., kurz in Genugthuung oder Genuß bestehen. Von diesem Gesichtspunkte aus haben die nach dem Zuschnitt der eheloſen Polistesweibchen lebenden Frauen eine Gleichberechtigung mit dem Manne nicht erworben. Mithin dürfte Metschnikow den gordischen Knoten der Frauenemanzipationsfrage nicht entwirrt, sondern zerhauen haben.

Digitized by Google

Die endgültige Lösung dieser Frage dürfte, so sollte man meinen, zu einer durchaus unvermeintlichen werden, sobald die ganze bewohnbare Oberfläche unseres Planeten übervölkert sein wird, als verhältnißmäßig sehr bald, d. h. ungleich früher, als ein namhafter Ausgleich beider Geschlechter in ihren äußeren zoologischen Merkmalen und Charakterneigungen zu erwarten steht; denn ein bleibendes gedrängtes Zusammenleben von Individuen kann nur auf einem gerechten modus vivendi basirt sein. Die endgültige Gleichberechtigung beider Geschlechter dürfte sich erst nach einer fundamentalen Neugestaltung der sozialen Verhältnisse Bahn brechen. Diese Neugestaltung ist schon an sich ein Räthsel; um so räthselhafter erscheint die Detailfrage nach der endgültigen Form der Gleichberechtigung der Weltbürger, ob Mann, ob Weib.

Das bisher Dargelegte bezieht sich auf die körperliche Zukunft ausschließlich des weiblichen Geschlechtes. Nun liegt die Annahme nahe, daß auch der Menschheit als Ganzes eine bestimmte körperliche Zukunft bevorstehe. Auch hierüber läßt sich eine gewisse, wenn auch fragmentarische, mehr oder weniger problematische Vorstellung gewinnen, und zwar geleitet durch einen Vergleich der gegenwärtigen Organisation des menschlichen Körpers mit dem von ihm bisher zurückgelegten Entwickelungspfade. Die Merkmale, welche unsere entfernten Vorfahren allmählich acquiriren mußten, werden noch heute von unseren Organen während der individuellen Entwickelung stets von neuem stufenweise durchlaufen. Viele dieser Organe sind vervollkommnet gegen ihr Verhalten bei anderen niederen Repräsentanten des Wirbelthierkreises, andere hingegen sind herabgestimmt, ja rudimentär geworden und dienen als beredte Zeugen für den zoologischen Stammbaum unseres Geschlechtes. Hierher gehören z. B. die Muskeln unserer Ohrmuschel, welche nicht mehr im stande sind, dieselbe, wie es bei den Thieren der Fall ist, dem

Digitized by Google

Schall entgegenzurichten. Nur sehr vereinzelt tritt beim Menschen als ataviſtiſche Erſcheinung das Vermögen auf, ſeine Ohren willkürlich zu bewegen. Robespierre ſoll es in ſehr auffallendem Grade beſeſſen haben, desgleichen der alte holländiſche Anatom Albin. Letzterer, ſo wird berichtet, pflegte, bei der Beſchreibung der Ohrmuskeln angelangt, vor ſeinem zahlreichen Auditorium die Perücke abzunehmen und ſeine Fähigkeit zu demonſtriren. Hierher gehört ferner, um wenigſtens unter überaus vielen nur noch ein zweites Beiſpiel hervorzuheben, das ſog. dritte oder unpaare Auge. Dieſes krönt als mehr oder weniger ausgebildetes Organ den Scheitel gewiſſer Eidechſen, Lurche und Fiſche; auch war es, wie das große Scheitelloch mancher vorweltlicher Reptilien bekundet, bei dieſen ganz exquiſit entwickelt. Beim Menſchen, wie auch bei den übrigen Säugethieren iſt nur noch der am Gehirn ſitzende, aus Nervenſubſtanz beſtehende baſale Theil dieſes Gebildes als ſog. Zirbel vorhanden. Den Verluſt eines Scheitelauges und funktionsfähiger Ohrmuſcheln kann man nicht umhin, als an und für ſich unvortheilhaft, ja nachtheilig zu betrachten. Man möchte daher fragen, ob er nicht etwa durch irgend welche anderweitige Vortheile kompenſirt ſei. Als ſolche erſcheint die freiere allſeitige Beweglichkeit unſeres Körpers, bedingt durch das einzige Paar ſeiner Stützen und ganz beſonders die hervorragende Ausbildung des Gehirns, welches bei keinem dem Menſchen an Gewicht und Umfang gleichſtehenden Thiere eine ſo bedeutende Größe erreicht. Wir können dreiſt den Satz aufſtellen, daß ſich das menſchliche Gehirn auf Koſten anderer Organe ausbildete. Warum aber auf Koſten und nicht etwa als Zugabe zu anderen?, ſo dürfte man vielleicht fragen. Sehr einfach! Eine Vergrößerung des Gehirns ohne kompenſatoriſche Unterdrückung eines anderen Theiles müßte nothgedrungen zum Unterhalt ſeiner Thätigkeit eine kräftigere Entwickelung der Ernährungs-

Digitized by Google

organe nach sich ziehen, wodurch der Organismus beschwert, massiver, weniger mobil würde und größere Anforderungen an Nahrungsmaterial machen müßte. Eine solche Größenzunahme ist offenbar nicht wünschenswerth. Hieraus folgt, daß die Prozentzunahme des Gehirns sich auf Kosten anderer Organe vollziehen mußte, und zwar zunächst auf Kosten der am leichtesten entbehrlichen: diese wurden rudimentär.

Das Gehirn progressirt noch gegenwärtig, wie ein Vergleich seines Volums bei wilden und Kulturrassen beweist. Voraussichtlich wird es auch bis in eine ferne Zukunft progressiren. Seinen usurpatorischen Bestrebungen dürfte ein Organ nach dem anderen zum Opfer fallen, wobei zunächst die schon gegenwärtig rudimentären gänzlich ausgemerzt werden. Ich nenne noch einige der erwählten Opfer. An der Uebergangsstelle des Dünn- in den Dickdarm trägt letzterer einen als Blinddarm bekannten sackförmigen Anhang. Bei vielen Säugethieren ist dies Gebilde gut entwickelt, zeigt eine bedeutende Länge und spielt eine namhafte Rolle im Verdauungsgeschäft. Die Vorfahren des Menschen müssen gleichfalls einen beträchtlich entwickelten Blinddarm besessen haben, worüber seine relativ sehr bedeutende Ausbildung beim Embryo Zeugniß ablegt. Bei diesem läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, wie der Endtheil des Blinddarmes im Wachsthum gegen den basalen Abschnitt zurückbleibt, bis er schließlich zum schnurdünnen sog. Wurmfortsatz herabsinkt. Diesem Fortsatz ist jeder einigermaßen nennenswerthe physiologische Nutzen abzusprechen; noch mehr: es verursacht dieses Denkmal alter Vergangenheit nicht gar selten dem menschlichen Organismus erheblichen Schaden. In dem Wurmfortsatz können nämlich Kirsch- und Pflaumenkerne und dergleichen feste, unverdauliche Beimischungen der Speise gerathen und eine Entzündung des Darmes und Bauchfelles, selbst mit tödtlichem Ausgange, veranlassen. Der allmähliche Schwund des

Digitized by Google

werthlos gewordenen Blinddarmes, sowie besonders auch seines direkt gefahrdrohenden Wurmfortsatzes, als eines unnützen Ballastes, liegt offenbar im weiteren Wandlungsplane der menschlichen Organisation.

Auf dem Aussterbeetat befinden sich ferner die Weisheitszähne. Ihre Entwickelung geht sehr schwerfällig von statten: sie brechen erst spät durch, treten häufig schwach ausgebildet oder gar bereits verdorben hervor, ja nicht selten kommen sie überhaupt nicht zum Durchbruch. Um diese Thatsachen richtig zu würdigen, erwähnen wir zunächst der sich durch die ganze Wirbelthierseite aufwärts hinziehenden Tendenz zu einer numerischen Beschränkung der Zähne. Bei den Haien sitzen dieselben nicht nur auf den Kiefern, sondern sind auch als stachelförmige Gebilde über die ganze Körperoberfläche verbreitet und allerwärts das ganze Leben hindurch einem beständigen Wechsel unterworfen. Sehr viele andere Fische tragen ihre Zähne gleichzeitig mit den Kiefern noch am Gaumen, an der Pflugschar, dem Kiemenbögen, der Zunge. Selbst noch beim Frosch und bei vielen Eidechsen finden sich Gruppen von Gaumenzähnen. Eine Beschränkung dieser Hartgebilde ausschließlich auf die Kiefer tritt erst bei den Säugethieren auf, wobei auch in dieser Klasse deren numerische Beschränkung ihren Fortgang nimmt. So treten bei den Gürtelthieren, den Faulthieren, den Delphinen die Zähne nur in einer einzigen Generation, beim Ameisenbären gar nicht mehr auf Die Bartenwale tragen im Embryonolzustande in ihren Kiefern als Reminiszenz aus alten Zeiten mannigfaltige Zahnrudimente. Wir haben ferner über eine Abnahme des Zahnbestandes durch Auftreten von zahnlosen Lücken an den Kieferrändern, so bei der Kuh, dem Pferd, zu berichten. In noch anderen Fällen erfolgte die Abnahme noch im Zusammenhang mit einer Verkürzung der Kiefer, so bei den Affen und dem Menschen. Die neuweltlichen Affen sind jederseits im Ober- und Unterkiefer

Digitized by Google

noch im Besitz von je sechs bleibenden Backenzähnen, während die altweltlichen, gleich dem Menschen, mit nur fünf fürlieb nehmen müssen. Von diesen ist der hinterste, unseren Weisheitszähnen entsprechende allerdings noch nicht mit den Mängeln des menschlichen behaftet. Neuerdings haben genauere Nachforschungen beim Menschen zur Entdeckung einer normalen, nicht zur weiteren Entwickelung kommenden sechsten Backenzahnanlage geführt. Nach all diesen Erörterungen wird die Neigung unserer Weisheitszähne zu einem Schwunde kaum beanstandet werden. Mögen die Weisheitszähne durch ihr spätes Durchbrechen in gewissem Sinne ihren Namen rechtfertigen, so werden wir nichtsdestoweniger diejenigen Individuen als die wahren Fortschrittler auf einer vorgeschriebenen Entwickelungsbahn, und mithin gleichsam als die weiseren, betrachten müssen, bei denen diese Zähne gar nicht mehr zur Entwickelung kommen. Die Richtung dieser Entwickelungsbahn der bereits zurückgelegten Strecke gemäß auf eine weitere Strecke vorwärts verfolgend, gelangen wir zur Muthmaßung, daß nach vollständig erreichtem Schwund des Weisheitszahnes die Reihe an seinen Vordermann, den vierten Backenzahn herantreten möchte.

Gleich den Zähnen tragen auch die Rippen der Wirbelthiere eine Tendenz zur numerischen Abnahme zur Schau. Speziell für den Menschen weisen vergleichende Anatomie und Entwickelungsgeschichte auf eine ursprünglich größere Anzahl dieser Anhängsel der Wirbelsäule hin. Die Richtung, in welcher die Reduktion der Rippen erfolgt, ist vorzugsweise die aufsteigende. Von unseren zwölf Paaren sind die beiden letzten, namentlich das zwölfte, schwach ausgebildet. In Anbetracht dieses Umstandes sowohl, als auch der bereits eingegangenen, gegenwärtig nur noch als embryonale Rudimente vorhandenen Rippen der benachbarten Lendenregion dürften wir wohl kaum fehlgehen, wenn wir für das zwölfte Rippenpaar den Aussterbe-

Digitized by Google

etat konstatiren. Nach dem zwölften, so schließen wir weiter, kommt die Reihe an das elfte.

Gewiß ein übel Ding, keine Zähne mehr zu haben, und dennoch lassen sie sich bei einer entsprechenden Auswahl und künstlichen Bearbeitung der Nahrungsmittel zur Noth noch entbehren. Nun aber die Rippen, diese Hebel des Respirationsmechanismus, welche durch ihr rhythmisches Heben und Senken frische Luft in die Lungen pumpen. Ihrer Zahl und Größe entspricht die Kapazität des Brustkorbes und zugleich die der Lungen. Mithin ist eine gewisse Vollzahl der Rippen für die Lebensprozesse wesentlich.

Man sieht demgemäß ein, daß sich das Gehirn nur innerhalb bestimmter Grenzen auf Kosten anderer, für die Lebensthätigkeit wesentlicher Organe weiter ausbilden kann. Es wäre daher widersinnig, sich das nec plus ultra des vollkommensten Zukunftsmenschen als ein Wesen vorzustellen, welches fast ausschließlich aus den Organen der äußeren Sinne und des Intellekts aufgebaut sei. Ein gewisses normales Verhältniß zwischen den Organen höherer und niederer Funktionen wird stets einzuhalten sein, damit die Ernährung und überhaupt die Existenz des Organismus ermöglicht wäre.

Mit welchem Minimum dieser übrigen Organe ein menschliches Wesen fürlieb nehmen kann, erläutert in frappanter Weise eine Syrierin, Marie Gasal, welche sich vor mehreren Jahren auf ihre alten Tage zu einer Rundreise durch Europa entschloß, um sich als Phänomen zeigen zu lassen.[2] Beim Hereintreten in ihre Stube fiel der Blick des Besuchers bloß auf einen alten Weiberkopf normaler Größe, welcher in aufrechter Stellung direkt auf einem Kissen zu ruhen schien. Erst bei näherer Betrachtung überzeugte man sich davon, daß zu dem Kopfe auch ein winziger Rumpf, etwa der eines dreijährigen Kindes, gehört, daß auch diesem Rumpfe winzige, rhachitisch verkrüppelte Extremi-

Digitized by Google

täten angehängt sind. Blick und Mienenspiel des unglücklichen Subjektes erwiesen sich als lebhaft und heiter, die geistigen Fähigkeiten wohl entwickelt. Marie Gasal scherzte gern mit dem Publikum, hatte in der kurzen Zeit, seit sie die Heimath verlassen, mehr europäische Sprachbrocken sich angeeignet, als ihr Impresario, und machte, namentlich auch bei wiederholten Besuchen, auf mich den Eindruck einer geistig begabten Person. Eine derartige normale Ausbildung des Gehirns bei einem so unverhältnißmäßig kleinen, selbst bei Zwergen in dem Maße nicht vorkommenden, ganz rudimentären Rumpfe nebst seinen Eingeweiden ist unzweifelhaft interessant nnd lehrreich. Nichtsdestoweniger kann unser pathologisches Subjekt keineswegs etwa als Beweis herangezogen werden für eine mögliche Unterdrückung der übrigen Organe durch das Gehirn beim Menschen der allerfernsten Zukunft. In der That, Marie Gasal ist ebenso hülflos, wie eine ohne Beine zur Welt gekommene Mißgeburt, oder wie ein Individuum, dem dieselben etwa von einer Bombe abgerissen wurden. Die der selbständigen Ortsbewegung Unfähige läßt sich von ihrem Impresario unter der Achsel in einem hölzernen Kasten herumtragen. Ihre Nackenmuskeln balanziren mit Mühe den schweren Kopf. Die freie Ortsbewegung ist eine gar zu wichtige Funktion, als daß sie jemals dem Menschen genommen werden könnte; mithin ließe sich der Bewegungsapparat mit seinen passiven Hebeln, den Knochen und seinen aktiven, die Hauptmasse des Körpers ausmachenden Muskeln nie und nimmer, selbst nicht zu Gunsten des Gehirnes, unter ein gewisses Maß einschränken. Das Nerven-, Muskel- und Knochensystem setzen ihrerseits eine entsprechende Entwickelung der Ernährungsorgane voraus.

Nichtsdestoweniger ist eine gewisse Einschränkung unserer Ernährungsorgane ohne Beeinträchtigung ihrer Funktion keineswegs unmöglich. Zu den Prämissen, auf denen dieser Satz beruht,

Digitized by Google

gehört zunächst die Thatsache, daß wir unseren Verdauungsorganen viel unnütze Arbeit aufbürden. Bereits Liebig stellte den Satz auf, die Quantität der Exkremente bilde einen Maßstab für die Civilisation eines Volkes. In der That, je höher die Civilisationsstufe eines Volkes, desto gehaltreicher, nahrhafter sind seine Speisen, desto weniger liefern dieselben werthlose, unverdauliche Abfälle. Der civilisirte Engländer konsumirt eine reichliche Quantität animalischer, dem eigenen Körper adäquater Nahrungsmittel, Fleisch, Eier ꝛc.; der russische Bauer nimmt mit Brot, Grütze, Sauerkraut, lauter wenig oder einseitig nahrhaften Substanzen fürlieb, welche er dafür in großen Mengen zu sich nehmen muß, da nur ein relativ geringer Theil absorbirt wird. Voluminöse Nahrungsmittel erfordern einen geräumigen Verdauungsapparat, unverdauliche außerdem eine verstärkte und verlängerte Einwirkung der Verdauungssäfte. Die Dimensionsunterschiede im Magen- und Darmapparat bei fleisch- und pflanzenfressenden Säugethieren legen ein besonders beredtes Zeugniß vom Einfluß der Nahrung auf die betreffenden Organe ab. Beim an gemischte Kost gewöhnten Haushunde sind die Dimensionen des Darmes größer, als bei dem ihm nahe verwandten Wolf und Fuchs. Füttert man ein Lamm mit Fleisch, so gelingt es, den Wuchs seiner Nebenmägen, dieser Reservoire und Gärbottige, für eine vorbereitende Bearbeitung des schwer verdaulichen, voluminösen Grünfutters hintanzuhalten. Dem nunmehr seit einer Reihe von Jahren verstorbenen, so bekannten fleißigen Anatomen Wenzel Gruber, welcher sich mit speziellen Messungen an menschlichen Leichen beschäftigte verdanke ich folgende, vom Jahre 1878 datirende briefliche Mittheilung: „Die Länge des Darmkanals beim Menschen nimmt bei den Bewohnern des Kontinentes (nach den Angaben der Anatomen zu schließen) von Westen nach Osten und von Süden nach Norden zu. Die größte Länge trifft man im nördlichen

Digitized by Google

Deutschland und Rußland. Bei den Bewohnern von Rußland (gleichviel, ob sie Russen oder in Rußland Geborene und Verbliebene anderer Rassen, auch der Deutschen) kommen verschiedene Längen vor, das Minimum und Maximum der Deutschen. Die Bewohner von Rußland (gleichviel, ob Russen oder andere hier geborene und verbliebene Rassen) unterscheiden sich im Maximum der Länge des Darmkanales von den Norddeutschen dadurch, daß das Maximum der Länge öfterem bei Ersteren (den Bewohnern von Rußland — nicht Russen allein), als den Letzteren (Deutschen) auftritt. Das Minimum der Franzosen kommt bei den Bewohnern von Rußland nicht vor." Hieraus erhellt zur Genüge ein gewisser kausaler Zusammenhang zwischen der Darmlänge und der Ernährungsweise des Menschen, mag nun dieselbe durch den Grad des Wohlstandes, durch Gewohnheit oder durch klimatische Verhältnisse bedingt sein. Dieser Zusammenhang — so sollte man meinen — würde noch mehr in die Augen springen, wenn das Untersuchungsmaterial sich nicht ausschließlich auf Leichen in den Stadtspitälern Verstorbener bezögen, deren Ernährungsweise nicht immer eine für Stand und Nationalität typische ist. Genügend überzeugende Daten zu Gunsten eines Zusammenhanges zwischen den Dimensionen des Darmkanales und der Nahrungsmenge dürften Gruber bereits in den sechziger Jahren zur Verfügung gestanden haben, da Ssetschenow ihrer in einem seiner öffentlichen Vorträge erwähnte. Sich auf diese Daten berufend, entwickelte er die Hypothese einer allmählichen körperlichen Umgestaltung und Vervollkommnung des Menschen unter dem Einfluß einer rationellen Ernährung. Rationell zusammengesetzte Nahrungsmittel, welche keiner weiteren chemischen Bearbeitung seitens der Verdauungsflüssigkeiten bedürfen, könnten den menschlichen Organismus nach einer Reihe von Generationen in bedeutendem Maße von einer überflüsigen Last an Verdauungswerkzeugen befreien. Die hiermit verknüpfte Ersparniß

Digitized by Google

an Bau- und an Unterhaltungsmaterial dürfte alsdann höheren, edleren Organen zu gute kommen. Nach Dibder und Schmidt produzirt der Mensch innerhalb vierundzwanzig Stunden an Verdauungssäften: Speichel 1600 g, Magensaft 6400 g, Galle 1600 g, Bauchspeichel 200 g und Darmsaft 0,2 g. Dieser erheblichen Quantität von Verdauungssäften entsprechen Drüsen, welche zusammen ein nicht unbedeutendes Gewicht repräsentiren, da zu ihnen die Leber, dieses schwerste aller Eingeweide, gehört. Für die Ernährung dieser Drüsen verausgabt der Organismus nicht wenig.

Dem soeben Gesagten nach kann es dem menschlichen Organismus nicht an Spielraum für eine fortschrittliche Umgestaltung gebrechen. Ziehen wir nun aber das noch weiter oben Angeführte zu Rathe, so dürften wir zu dem Schluß kommen, daß der fortschrittlichen Umgestaltung eine natürliche Grenze gesteckt sei, eine Schlußfolgerung, welche der landläufigen Vorstellung von der Umwandlung der Organismen allerdings widerspricht.

Wir stoßen hier auf ein Mißverständniß, welches der Aufklärung bedarf. Wo stände es denn geschrieben in der Wissenschaft — oder in der Offenbarung —, daß dem Menschengeschlecht ein endloses Bestehen vergönnt sei? Wenn ich nicht irre, handeln alle Kosmogonien der ältesten und neuesten Völker nicht bloß vom Entstehen der Menschheit, sondern prophezeien ihm auch diesen oder jenen Untergang. Analoge Ideen aus dem Lager der Wissenschaft sollten daher wohl auf einen empfänglichen Boden fallen. „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht"; ja es ist dessen werth, weil es unvollkommen. Nur das von Ewigkeit Seiende ist als vollkommen, und mithin als für alle Zukunft unvergänglich zu denken; alles Erschaffene trägt — eben weil es erschaffen — den Keim einer natürlichen Auflösung, den des Todes in sich.

Digitized by Google

Geologen und Astronomen verheißen ein gewaltsames Ende dem gesamten organischen Leben auf unserem Planeten. Die Einen lassen hierbei den Erdball endgültig erkalten, die Sonne verlöschen und somit Licht und Wärme, diese Grundquellen des organischen Bestehens, versiegen; die Anderen nehmen an Wasser und Luft, zwei nicht minder unerläßliche Lebensbedingungen würden schließlich von der Erdrinde absorbirt und von ihren Bestandtheilen chemisch gebunden, worauf unser verödeter Erdball, seinem erstarrten Trabanten gleich, jedoch mit den Ueberresten winziger Denkmäler menschlicher Kultur geschmückt, trostlos im Weltenraum seine Kreise zieht, Aeone um Aeonen, bis er schließlich in die Sonne fällt oder durch einen anderweitigen Zusammenstoß in Trümmer geht. Unser Gemüth, nicht aber unsere Phantasie, soll hierbei durch die Erwägung beschwichtigt werden, daß weder wir selbst, noch unsere Großenkel einer ähnlichen grauenvollen Katastrophe zum Opfer fallen könnten, sondern erst ferne Nachkommen im millionsten und abermillionsten Gliede, mit welchen uns kein Band des persönlichen Interesses noch Mitleides verbindet.

Dem von Astronomen und Geologen geweissagten gewaltsamen Untergang der gesamten Lebewelt unseres Planeten könnte man deren natürlichen Untergang gegenüberstellen. Das organische Individuum entsteht, gelangt zur Blüthe, welkt und vergeht. Die so doch sonst so ausgesprochene Parallele zwischen den Entwickelungs-, bezw. Lebensstufen des Individuums und denen des entsprechenden Stammes führt uns zur Hypothese, es könnte auch jeder thierischen und pflanzlichen Art ein natürliches Ende vorgezeichnet sein, sei es durch Prädestination, sei es durch Kausalität, was, wie gesagt, im Grunde so ziemlich ein und dasselbe. Alles ist vergänglich. Wie sollten die Thier- und Pflanzenformen hiervon eine Ausnahme machen?

In den Schichten der Erdrinde finden sich Knochen,

Digitized by Google

Muscheln, Abdrücke einer unzählbaren Menge organischer Formen begraben, zum Theil von sehr barockem, der Gegenwart durchaus fremdem Ansehen. Warum erloschen sie? Man pflegte mit Cuvier von urplötzlichen, die ganze Erdrinde erschütternden vulkanischen Umwälzungen zu reden, welche die gesamte Lebewelt mit einem Male vernichteten. Die heutige Wissenschaft steht auf einem anderen Gesichtspunkte. Geologische Umwälzungen — wir sind fest davon überzeugt — erstreckten sich nie auf die ganze Erdoberfläche, sondern beschränkten sich stets auf begrenztes Gebiet, waren mithin nie im stande, ein mehr oder weniger verbreitetes organisches Wesen zu vertilgen. Die vorweltlichen Organismen erloschen nur allmählich. Gingen sie etwa infolge sich langsam verändernder äußerer Lebensbedingungen zu Grunde? In vielen, überaus vielen Fällen unzweifelhaft: ja. Oder verwandelten sie sich nach und nach, sich theils komplizirend und vervollkommnend, theils anpassend an neue lokale und klimatische Lebensbedingungen und den veränderten Charakter der sie umgebenden thierischen und pflanzlichen Zeitgenossen, mit denen sie gezwungen waren, den Kampf ums Dasein zu führen? Wir glauben daran nicht minder! Oben haben wir es wahrscheinlich zu machen versucht, daß den organischen Formen auch ein gesetzmäßiger, kausal begründeter Entwickelungstrieb innewohnt, der zu einer bisweilen, wie bei den Amphibien, vorherzubestimmenden Umwandlung führen muß. Hier setzen wir den Hebel zu einer weiteren Deduktion an, indem wir uns abermals durch eine doch sonst zutreffende Analogie in der Entwickelung des Individuums und des ganzen zugehörigen Thierstammes leiten lassen. Seinen normalen Entwickelungs- und Lebenspfad verfolgend, erzeugt das thierische, das menschliche Individuum in sich selbst Widerstände, welche dem Leben ein normales Ziel setzen. Nun fragt es sich, ob nicht auch der betreffende Thierstamm als Summe von Generationen und Individuen in seinem

Digitized by Google

formativen Streben auf dem ihm vorgezeichneten Pfade der Umgestaltung schließlich an den Säulen des Herkules, an seinem natürlichen Ende anlangt?

Beispiele von Erlöschen thierischer Formen der Gegenwart stehen uns zahlreich zur Verfügung. Die meisten beziehen sich auf vom Menschen vertilgte, wie denn füglich alle wilden Thiere früher oder später dem Untergange geweiht sind. Zur Zeit Alexanders des Großen hauste der Löwe noch in Macedonien; im Mittelalter durchstreifte der Ur, der Wisent, das Wildpferd in zahlreichen Trupps die Wälder und Steppen Europas, heutzutage verblieben nur noch kleine Rudel des Wisent oder Bison in einem Walde des Gouvernements Grodno. Bären und Wölfe sind nunmehr in Großbritannien endgültig ausgerottet, und auch im Westen des europäischen Kontinents trifft man sie nur noch hin und wieder auf wenig zugänglichen Gebirgen, mehr als Kuriosum. Der Bestand an wilden Thieren geht immer mehr und mehr zurück, entsprechend der Lichtung der Wälder, welche den Thieren ihre natürlichen Zufluchtsstätten und ihre Nahrung entzieht, entsprechend der Zunahme der Bevölkerung und der der Schützen. Selbst in Afrika sind die Liebhaber des Jagdsports genöthigt, den Nil weit stromauf zu gehen, um Flußpferde und Krokodile zu erbeuten. Man sieht sich zur Auffassung veranlaßt, die wilden Repräsentanten des Thierreiches würden einfach im Kampfe ums Dasein vom stärksten der irdischen Wesen besiegt. Ihre Organisation wäre mithin nicht hinreichend, um ihnen das Recht zur Weiterexistenz zu gewähren. Trotzdem würden sich gewiß nur die Wenigsten dazu verstehen, die Ausrottung der wilden Thiere der Jetztzeit seitens des Menschen für ihr naturgemäßes Ende zu halten, denn die Thiere stehen ja noch in voller Kraft, könnten mithin, wenn ungestört, durch einen allzu ungleichen Kampf ums Dasein wohl noch Jahrtausende lang fortbestehen. Seit die Civilisation den

Digitized by Google

an sich fast wehrlosen Menschen mit mörderischen Waffen ausgerüstet, hat er aufgehört, ein nur gleichberechtigtes Glied der Schöpfung zu sein, sondern wurde zum unbeschränkten Sieger im Kampf mit den übrigen Gliedern des Thierreiches. Nicht ganz so war es in der vorhistorischen Zeit mit dem noch sehr mangelhaft bewaffneten Urmenschen bestellt.

Eine große unersetzbare Kostbarkeit zoologischer Museen bildet der Balg eines Riesenalks (Alca impennis). Dieser in Gestalt und Größe den Seetauchern und Pinguinen ähnelnde Vogel war in früherer Zeit an den Küsten von Nordamerika so häufig, daß ihn die Schiffer tonnenweise einsalzten. Vor wenigen Dezennien hielt er sich noch in kleinen Beständen an den Küsten Islands, Newfoundlands und gewisser kleinerer Inseln des nördlichen Eismeeres auf, erweist sich aber gegenwärtig trotz aller Nachforschungen als endgültig aus den Reihen der lebenden Wesen geschieden. In vorhistorischen Zeiten hingegen gehörte der Riesenalk zu den äußerst gewöhnlichen Vögeln der nördlichen Gestade Westeuropas. Seine Knochen finden sich nämlich massenhaft in den uns überlieferten Küchenabfällen der damaligen Küstenbewohner. Leicht verständlich. Wenn jene Aborigener in großen Mengen Austern verschmausten, so ließen sie sich hierbei wohl weniger durch Feinschmeckerei, als durch den für Geübte ergiebigen Fang dieser Schalthiere leiten, denn neben der Auster schätzten sie ja, wie wir sahen, auch das nach unseren Begriffen widerlich-thranige Fleisch des Riesenalks. Offenbar handelte es sich hierbei darum, daß kein anderer Vogel mit gleicher Leichtigkeit, wie dieser, erbeutet werden konnte. Die Natur pflanzte nämlich in die Familie der Alke das Bestreben zu einer Rückbildung des Flugapparates, vermuthlich behufs einer desto vorzüglicheren Befähigung zum Tauchen, ähnlich wie es in einem noch höheren Grade die Pinguine zur Schau tragen. Die dem Riesenalk an Größe

Digitized by Google

weit nachstehenden, noch gegenwärtig sich des Daseins erfreuenden Alkarten besitzen schon recht kleine, dem flugartigen Rudern unter dem Wasser beim Tauchen angepaßte, übrigens auch noch zum Fluge hinreichende Flügel. Dem entgegen blieben die Flügel des Riesenalks von so zwerghafter Größe, daß sie zum Fluge absolut unbrauchbar waren, ein Umstand, welches ein großes und schwerfälliges Thier ganz besonders beeinträchtigen mußte. Um des Riesenalks habhaft zu werden, genügte es, ihm den Weg zum Wasser abzuschneiden, ein Massaore, welches gleich dem Menschen wohl auch andere raubgierige Wesen geübt haben dürften. Mag der Mensch auch noch so energisch an der Ausrottung des Riesenalks mitgewirkt haben, dürften wir in ihm nichtsdestoweniger eine Form erblicken, welche bereits an und für sich infolge übertriebener einseitiger Anpassung dem Untergange verfallen, eine Form, welche im Kampf ums Dasein besonders mit seinen näheren, mobileren, flugbefähigten Stammverwandten über kurz oder lang von selbst erlegen wäre. Es erscheint dies um so mehr zulässig, als der Riesenalk ja auch auf fernen, von Muscheln für gewöhnlich nicht heimgesuchten, von anderen Schwimmvögeln, namentlich auch Alken dicht bevölkerten Klippen des Eismeeres nicht mehr zu finden. So mag denn das Erlöschen des Vogels im Kampfe ums Dasein mit einigem Recht als sein natürlicher Tod angesehen werden, bedingt durch eine in seinen äußersten Konsequenzen unvortheilhafte einseitige Anpassung der Organisation.

Einer ferneren Vergangenheit, als der Riesenalk, gehört der Riesenhirsch (Cervus megacerus) an. Wir begegnen den Ueberresten desselben in Begleitung von primitivsten Spuren menschlicher Kultur aus der Steinzeit, doch hauste er in den Urwäldern Europas noch in jenen bedeutend späteren Zeiten, aus welchen das Dämmerlicht historischer Tradition auf uns überkommen. Die Helden der Nibelungensage jagten unzweifelhaft

Digitized by Google

den Riesenhirsch. Die Knochen dieses fremdartigen Wesens sind fast allerwärts in den alluvialen Ablagerungen zerstreut, während man gelegentlich aus Torfmooren ganze Skelette zu heben so glücklich war. Das Skelet des Dresdner Museums ist — inwieweit mich das Gedächtniß nicht täuscht — an sich nicht viel größer, als ein Renthier, wobei jedoch der Abstand zwischen den äußersten Spitzen beider Geweihe annähernd der Länge des Rumpfes gleichkommt. Ein anderes, von mir gleichfalls besichtigtes Skelet bildet eine Zierde des Museums von Jekaterinburg und wurde im Ural, in der weiteren Umgebung der Stadt, in einem Moor gefunden. Im Gegensatz zum Dresdener übertrifft das jekaterinburgsche bedeutend an Wuchs und Massigkeit der Knochen den Edelhirsch, und scheint mithin auch sein Gewicht weniger disproportionirt; nichtsdestoweniger ist auch hier das Mißverhältniß zwischen Gewicht und Dimensionen des Geweihes einerseits und der Körpergröße andererseits ein ganz kolossales. Es sind in den Sammlungen Schädel alter Exemplare des Riesenhirsches bekannt, deren Geweihe bis 12 Fuß spannten. In ihrem Bestreben, die Glieder der Hirschfamilie mit immer mächtigeren, drohenderen Stirnwaffen auszurüsten, ist Mutter Natur beim männlichen[3] Riesenhirsch offenbar zu weit gegangen, und hat ihm eine Last aufgebürdet, welche selbst zu ihrer Balance, und erst vollends zu ihrer Regierung, einer Ueberbildung des gesamten Bewegungsapparates mit seinen Knochen, Bändern und Muskeln erforderte, und auch diese, namentlich letztere, in steter Spannung erhalten mußte. Eine ehemals gefahrdrohende, furchtbare Waffe erwies sich mithin in ihrer Ueberbildung als zu massiv und schwerfällig, um bei Gegenwehr und Angriff von erheblichem Nutzen zu sein; auch machte sie den Besitzer ungeschlacht, schwerfällig bei allen Bewegungen, mithin auch im Kampfe. Quer zur Längsachse des Kopfes gestellt, mußte das Geweih auch den Lauf und Gang

Digitized by Google

nicht wenig hemmen. Mag sein wuchtiger Anprall auch Strauchwerk und Niederholz wie Schilfrohr geknickt haben, so drohte das Geweih immerhin dem Träger auf Schritt und Tritt mit dem Steckenbleiben zwischen Baumstämmen und Aesten angesichts raubgieriger Verfolger. So möchte uns als Resultat vor Augen stehen, daß gerade die stärkste und scheinbar am besten bewaffnete Hirschart erlosch, während so viele andere, ungleich schwächere Verwandte derselben Familie noch bis heute ihr Dasein fristen.

Nehmen wir noch ein weiteres analoges Beispiel. Die Natur überbot sich im Laufe von Jahrtausenden (und fährt möglichenfalls auch jetzt noch fort) im Bestreben, die verschiedenen Glieder der Elefantengruppe mit immer furchtbareren Stoßzähnen auszustatten. Die betreffende Variationsrichtung erlangte ihren Höhepunkt beim Mammuth. Wenn diese ehemals über ganz Europa und einen großen Theil Asiens so verbreitete Art erlosch, während die echten Elefanten trotz schonungsloser Verfolgung und Unfruchtbarkeit im domestizirten Zustande sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, so kommt uns in den Sinn, das Mammuth könnte dem örtlichen Tode erlegen sein, und zwar infolge einer übermäßigen, die Harmonie des Körperbaues störenden Ueberbildung der Stoßzähne. Sie bildeten eine Last von Hunderten von Kilogrammen; in einer kolossalen Spiraltour, weit vom Körper abstehend, mußten sie, gleich dem Geweih des Riesenhirsches, als Waffe sehr unbequem erscheinen und dem sich im Waldesdickicht fortbewegenden Thiere großen Widerstand entgegensetzen. Aehnlich gestaltete Stoßzähne könnten ihrem Besitzer höchstens nur in dem Falle von Nutzen sein, wenn sie sich gewandt und rasch regieren ließen. Zu diesem Zwecke wäre ein langer, biegsamer Hals erforderlich; ein solcher stände jedoch im Widerspruch mit einem centnerschweren Kopfe, welcher am Ende eines langen Hebels ganz außergewöhnliche Vorrichtungen zur Erhaltung im

Digitized by Google

Gleichgewicht erfordert hätte. Gleichzeitig mit der Ueberbildung der Stoßzähne mögen auch die kolossalen Dimensionen des Körpers, welcher an Schwere und Ungelenkigkeit die Elefanten der Gegenwart überbot, als eine wesentliche, den natürlichen Untergang des Mammuths vorbereitende Ursache zu betrachten sein. Es ist nämlich bekannt, daß Elefanten nicht selten im Schlamme der Sümpfe versinken. Schon manche indische Sprüche aus alten Zeiten weisen auf diese mit Größe und Organisation der Thiere zusammenhängende Todesart hin.[4] Wie anders, wenn nicht durch diese Art des Todes, läßt sich die Thatsache erklären, daß in Europa bisweilen ganze Skelette und — im ewig gefrorenen Boden und im Eise des polaren Sibiriens — vollständige Leichen des Mammuths in aufrechter Stellung gefunden werden?

In den jurassischen Ablagerungen Nordamerikas wurden in neuerer Zeit Knochen von Reptilien entdeckt, welche in Bezug auf ihre Dimensionen alle unsere bisherigen Vorstellungen übertreffen. So mochte der Atlantosaurus immanis nach ungefährer Abschätzung eine Länge von ca. 80 Fuß, also die eines ziemlich stattlichen Hauses, besessen haben. Seine Schenkelknochen waren über 8 Fuß lang. Ihre Dicke betrug 25 Zoll, machte also den vierten Theil der Länge aus, ein Umstand, welcher die Schenkelknochen in hohem Grade plump und disproportionirt erscheinen läßt. Einen ähnlichen, vielleicht noch höheren Grad von Plumpheit verrieth der Apotosaurus laticollis mit seinen $3^1/_2$ Fuß breiten Halswirbeln. Zur Gewichtserleichterung verlieh die Natur diesem Giganten der Vorzeit hohle, mit Lufträumen versehene Extremitätenknochen. Nichtsdestoweniger waren Umfang und Gewicht des Skeletts dieser und ähnlicher Ungethüme so kolossal, daß die Knochenhebel nur durch eine ganz monströse Muskelmasse in Bewegung gesetzt werden konnten. Eine solche Muskelmasse mußte aber für ihre

Digitized by Google

Erhaltung und Thätigkeit unglaubliche Massen von Nahrungsstoffen verbrauchen. Aehnliche bis zur Unzweckmäßigkeit überbildete Geschöpfe dürften an derjenigen physiologischen Grenze angelangt sein, wo sämtlicher Erwerb an Nahrungsmaterial mit Mühe und Noth die laufenden Ausgaben des Körpers deckt und nichts oder so gut wie nichts mehr erübrigt werden kann zur Produktion von Eiern oder lebendiger Nachkommen.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um die Idee zu illustriren, daß ein Variiren in einer ursprünglich vortheilhaften Richtung am Ende aller Enden den natürlichen Lebenscyklus einer Thierform zum Abschluß bringen kann.

Wenden wir uns nun wieder dem Menschen zu. Goethe, in welchem wir nicht nur den großen Dichter, sondern auch einen großen Denker und Naturforscher verehren, that den Ausspruch: „Die Natur geht ihren Gang, und was uns als Ausnahme gilt, ist in der Regel.“ Auf Schritt und Tritt bewahrheitet sich dieser Ausspruch als eine Leuchte auf den Wegen moderner Forschung, als ein Faden der Ariadne durch das Labyrinth vereinzelter, scheinbar dem Ganzen widersprechender Thatsachen. Geleitet von diesem Faden, konnten wir schon am Eingange unserer Betrachtungen die privilegirte Stellung des Menschen inmitten der übrigen organischen Natur keineswegs als etwas Absolutes, einen prinzipiellen Zwiespalt zwischen menschlichen und thierischen Wesen Bezeichnendes auffassen. Ein Bestreben des menschlichen Organismus zur weiteren Vervollkommnung anerkennend und uns dabei an das Beispiel der Zähne und Rippen haltend, wiesen wir darauf hin, der Organismus selbst — um bildlich zu reden — ziehe in sich einen Wurm groß, welcher dessen physiologische und morphologische Harmonie untergräbt und hierdurch ein natürliches Ende, den natürlichen Tod des Stammes vorbereitet.

In der Körperausbildung des Menschengeschlechtes lassen

Digitized by Google

sich zwei Hauptrichtungen wahrnehmen, welche ihn über sämtliche Glieder erhoben, nämlich erstens: die Vervollkommnung der oberen, richtiger vorderen, oder Brustgliedmaßen als Werkzeuge mechanischer Arbeit, und zweitens: die Vervollkommnung des Gehirns als Substrakt intellektueller Thätigkeit.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß die Vervollkommnung der Brustextremitäten, ihre Anpassung an die feinsten und kunstvollsten Leistungen annähernd schon vollendet ist. Es scheint dies um so wahrscheinlicher, als die heutigen so präzisen Apparate und Maschinen so manche manuelle Uebungen allmählich verdrängen. (Man denke z. B. an die Näh- und Schreibmaschinen). Auf dem Entwickelungspfade der Menschheit, wie auf dem individueller Entwickelung einige Hauptphasen oder Perioden unterscheidend, könnten wir annehmen, daß mit Vollendung einer physiologischen Arbeitstheilung zwischen Bauch- und Brustextremitäten, wobei letzteren eine feinere Arbeit, hauptsächlich die Herstellung von Werkzeugen, zugewiesen wurde, die Menschheit aus der frühesten, thierähnlichen, in ihre spätere Kindheit eingetreten. Der für den Menschen so charakteristische aufrechte Gang braucht hier nicht besonders besprochen zu werden, fällt doch die vertikale Stellung des Rumpfes mit der Befreiung der Brustextremitäten vom Tragen der Körperlast im wesentlichen zusammen.

Mit der weiteren, die übrige Thierwelt übertreffenden Ausbildung des Gehirns, in Zusammenhang mit dem Auftreten abstrakten Denkens, einer wohl artikulirten, grammatisch geregelten Sprache, trat die Menschheit in ihr Jünglinglingsstadium ein. Seien wir bescheiden und geben wir zu, uns noch immer in dieser Hauptperiode zu befinden oder, im besten Falle, in der Uebergangsepoche zum Mannesalter. Als solches möchten wir die Periode der maximalen Ausbildung der Hirnsphäre und der intellektuellen Kräfte betrachten, eine Periode, in welcher der

Digitized by Google

Mensch zur vollen Herrschaft über die Natur auf dem Erdball gelangt. Jene Periode muß auch mit dem endgültigen Siege einer auf absoluter Gerechtigkeit beruhenden sozialen Ordnung zusammenhängen.

Nach dem goldenen Mannesalter dürfte — so schließen wir — nach und nach das Greisenalter als eine Periode des Verfalles und schließlich der natürliche Tod eintreten. Die Ursache des letzteren möchten wir — dem oben Ausgeführten zufolge — in dem Rückgange wichtiger Organe, in Verbindung mit einer Ueberbildung des Nervensystems, erblicken, welche Ueberbildung eine Störung der harmonischen Einheit im Bau und in der Verrichtung des Organismus nach sich zieht.

Im Laufe unserer Betrachtungen hoben wir den Satz hervor, das Männchen gehe dem Weibchen auf der Bahn des Fortschrittes voran. Ist dem wirklich so, dann dürfte bei sich überlebenden Thierformen der Verfall sich früher und in stärkerem Grade beim Männchen äußern. Das geweihlose Weibchen des Riesenhirsches und das mit weniger kolossalen Stoßzähnen ausgestattete Mammuthweibchen würden vielleicht noch heute leben, wenn nicht die Existenz des einen Geschlechtes mit der des anderen eng verknüpft wäre.[5] Möglichenfalls ist Mutter Natur weniger ungerecht gegen das Weib, als wir gewöhnlich annehmen. Es wäre nämlich denkbar, daß nach Erreichung des Kulminationspunktes körperlicher und geistiger Ausbildung durch den Menschen, also in einer Periode, in welcher ein Uebergewicht in der Genossenschaft von ganz besonderem Interesse ist, dieses Uebergewicht dem weniger überbildeten weiblichen Geschlecht zu theil würde. Die Periode des Gleichgewichtes zwischen beiden Geschlechtern und die des weiblichen Uebergewichtes könnte, gleich der der gegenwärtigen männlichen Prävalenz, viele Jahrtausende umfassen. Wir sind übrigens weit davon entfernt, ein Amazonenweltreich zu prophezeien, in welchem der Mann

Digitized by Google

die Rolle des Geknechteten spielen wird, dazu gehörte eine viel zu geringe Meinung von der Zukunftsmenschheit, welche das Panier der Gleichberechtigung aller Individuen gewiß stets hoch halten dürfte.

Einmal zur Hypothese gelangt, es könnte in der letzten Existenzperiode des Menschen das weibliche Geschlecht die Oberhand erringen, möchte man naturgemäß sich nach Thatsachen aus dem übrigen Thierreiche umsehen, welche etwa durch Analogie diese Hypothese zu stützen imstande wären. Bei so manchen wirbellosen Thieren ist das Weibchen zur Oberherrschaft gelangt und bildet nach Größe und Bau den wahren typischen Repräsentanten der Art. So bei den Rundwürmern, wie beispielsweise dem Spulwurm, der Trichine. In der Blase der Ratte schmarotzt ein weiblicher Rundwurm (Trichosomum crassicaudae), in dessen Fortpflanzungsorganen die zugehörigen zwerghaften Männchen, zu 2 bis 5 an der Zahl, ihr Dasein fristen. Die Bonellia viridis, ein im Mittelmeer häufiger Sternwurm, erreicht im weiblichen Geschlecht, den ausgestülpten Rüssel mitgerechnet, über Fußlänge. Die zugehörigen Männchen waren bis vor unlängst unbekannt. Nach der Entdeckung von Kowalewski sind dies oblonge Würmchen von nur 3 bis 4 mm Länge und spindelförmiger Gestalt. Ihre höchst einfache Organisation würde dazu berechtigen, sie einer ganz anderen, und zwar niederen Klasse der Würmer einzureihen. Diese winzigen Männchen finden für gewöhnlich im Anfangsdarme des Weibchens eine Zufluchtsstätte. Bei den übrigen Repräsentanten der Sternwürmer stehen die Männchen den Weibchen in keiner Beziehung nach. Mithin handelt es sich beim Männchen der Bonellia um eine Degradation; mit anderen Worten, ursprünglich mußten auch die Männchen dieser Art ihre vollkommene Ausbildung erreicht haben. Allbekannt dürfte es sein, daß die sich in ihrem radförmigen Gewebe so breit machenden Kreuzspinnen Weibchen

Digitized by Google

sind. Das zugehörige Männchen ist ungleich kleiner und schmäler, nähert sich nur zaghaft dem Weibchen, der Minne Sold zu erringen, und wird hierbei allzu leicht eine Beute der raubgierigen Megäre. Ein degradirtes kleines, der Schale entbehrendes Männchen kommt unter den höchsten Mollusken, den Kopffüßlern dem Papiernautilus (Argonauta argo), zu. — Unter den Amphibien wäre hier möglichenfalls an die surinamsche Kröte zu erinnern, deren Männchen um vieles kleiner als das Weibchen ist. Ein ähnliches, innerhalb der betreffenden Klasse ganz isolirt dastehendes Verhalten bieten die Raubvögel, bei denen die Körperdimensionen zwischen den Geschlechtern um ein Drittel zu Gunsten des Weibchens differiren. Die Anpassungsverhältnisse in der Natur sind allerdings gar verwickelte, unsere Kenntnisse von Bau und Verrichtung thierischer Wesen noch nicht detaillirt genug, um die uns hier interessirende Hypothese sei es zu bekräftigen, sei es zu Falle zu bringen. Von den soeben herangezogenen Beispielen dürfte vielleicht das zuletzt erwähnte das wichtigere sein, handelt es sich doch dabei um eine für die Warmblüter isolirt dastehende Thatsache, die sich gerade auf jene Ordnung der Vogelklasse bezieht, in welcher der Begriff Vogel als Flugmaschine zum höchsten Ausdruck gekommen. Nun ist aber der Flug anerkanntermaßen diejenige Bewegungsart, welche die meiste Kraftentfaltung, bezw. eine ganz bedeutende einseitige Ausbildung des Organismus erfordert. Eine solche scheint anderweitige Variationsrichtungen nicht leicht aufkommen zu lassen, denn es dürfte kein bloßer Zufall sein, daß ein buntes Gefieder, Schmuckfedern ꝛc. den besten Fliegern, wie den Raubvögeln und Möwen, fremd ist. Von großen Vögeln, denen der Flug aus mechanisch-physiologischen Gründen am schwersten fällt, sind mit besonders buntem Gefieder und anderweitigem Schmuck, vor allen die schlechtesten Flieger, die Hühnervögel, ausgestattet. Ich denke mir nun die Raubvögel,

Digitized by Google

nachdem sie die möglichste Ausbildung des Flugvermögens auf Kosten anderer Organe erreicht, an jener Grenze angelangt, wo eine weitere Ausbildung nur auf Kosten des Körpergewichtes möglich ist. Eine solche Größenabnahme müßte nach einem oben erläuterten Gesetze, nach welchem das Männchen dem Weibchen voranschreitet, sich zunächst an diesem äußern. Zu einer näheren Begründung der hier berührten Hypothese ist ein populärer Artikel nicht der Ort. Des öfteren wird die Ansicht laut, man solle überhaupt dem größeren Publikum keine wissenschaftlichen Hypothesen, sondern nur begründete Thatsachen vorführen. Wer dieser Ansicht huldigt, denkt zu hoch vom gegenwärtigen Stande unseres Wissens und zu gering vom gebildeten Leser. Die chinesische Mauer, welche Zopf und Talar um das Allerheiligste der Gelehrtenstube errichtet, ist nun doch wohl ein für allemal in den Staub gesunken. Kulturleben und Wissen sind eng verbrüdert. Auch der gebildete Laie will wissenschaftliche Hypothesen kennen lernen; man hüte sich nur, sie ihm als ausgemachte Thatsachen aufzubinden. Doch es wird Zeit, den Faden unserer Betrachtungen wieder aufzunehmen, um zum Schlusse zu kommen.

Ein natürliches Ende für das Menschengeschlecht als Hypothese zugelassen, möchte man gern danach fragen, wann es etwa eintreten könnte. Sind Zehnte oder Hunderte von Jahrtausenden hierbei anzunehmen? Wer möchte sich ermessen, dies zu beantworten? Und dennoch könnte eine solche Beantwortung mit annähernder Wahrscheinlichkeit in späteren Zeiten möglich werden, wenn nämlich die Wissenschaft es erlernt, das Tempo, in welchem bestimmte Variationen des thierischen Körpers vor sich gehen, zu bestimmen. Nur das eine scheint schon gegenwärtig wahrscheinlich, daß nämlich das natürliche Ende des Menschengeschlechtes bedeutend früher als das geologische oder astronomische Ableben des Erdballes erfolgen dürfte, denn die

Digitized by Google

organischen Lebenspulse schlagen rascher, als die des Planeten, auf dessen Oberfläche schon so viele Organismen vor uns ihren Lebenscyklus abgeschlossen, noch indem sie — wie wir hier annehmen — die ihnen eigenthümliche einseitige Variationsrichtung auf die Spitze getrieben.

Die Wissenschaft ist eine Allbesiegerin: ein passendes Motto für den Fortschritt der Gegenwart. Wohl in keiner der früheren Kulturperioden traten Empirismus und Zufall auf dem Gebiete der Entdeckungen und Erfindungen so weit zurück gegen methodische Forschung, sei es im Laboratorium, sei es am Schreibtische. Die Wissenschaft ermöglicht bereits bis zu einem in früheren Zeiten ungeahnten Grade im menschlichen Körper nach Belieben zu schalten und walten. Mit jedem Jahre vervielfältigen und kompliziren sich die Kunstgriffe zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens. Man wagt sich sogar an eine sozusagen stückweise Renovirung des Organismus. Diese beschränkt sich bisher allerdings auf bescheidenere Versuche, wie z. B. die Entfernung von schadhaften Knochen- und Nervenstücken und die Verpflanzung an ihrer Statt neuer, frischer; doch wer unterfängt sich, dem Fortschritte der praktischen Medizin selbst hier die Grenze zu weisen? Bauend auf diesen unaufhaltsamen Fortschritt durch kommende Jahrhunderte, könnte man uns einwenden, die Menschheit möchte mit der Zeit erlernen, ihr natürliches Aussterben nicht bloß hinauszuschieben, sondern auch für immer abzuwenden — „für immer" hieße natürlich bis zum Untergang des Erdballes, oder bis zum vollen Aufhören jeglichen organischen Lebens. Dieser Einwand läßt sich hören. Ihn pro und contra erörtern, hieße aber, sich im Dickicht fruchtloser Spekulationen verirren. Nur an das eine gestatte ich mir hier zu erinnern. Das Wissen an sich ist allerdings ebenso unbegrenzt, wie das Forschungsgebiet, wie das in Raum und Zeit unendliche Weltall. Kann aber dieses

Digitized by Google

universale Wissen jemals zum Wissen der Menschheit, eines so mikroskopisch winzigen Ameisenhügels im unumfaßbaren Weltall werden? Zusammen mit der Menschheit wird auch sein immer nur fragmentarisches Wissen zu Grunde gehen.

Als Trost in solch finsteren Betrachtungen mag die Hoffnung dienen, das absterbende Menschengeschlecht dürfte auf einer gegenwärtig ungeahnten, intellektuellen und moralischen Höhe stehen und durchdrungen sein von der majestätischen Allgewalt der Natur und ihrer Gesetze. Keiner der letzten Mohikaner möchte daher selbst vom Aufgehen in eine Mirvana zurückschrecken. So begiebt sich ja auch heutzutage mancher hochbegnadigte Greis nach segensreicher Lebensarbeit gelassen zur wohlverdienten, ewigen Ruhe. Uns Jünglingen der Menschheit geziemt es am wenigsten, ein dereinst kommendes Greisenalter zu beklagen. Dem Jünglinge diene jegliches Memento mori als neuer Mahnruf, das Leben voll und ganz in Arbeit und Genuß auszunutzen im Hinblick auf eine dem Ende vorangehende glanzvolle Zukunft. Die alten Aegypter verstanden es, zu arbeiten und zu genießen. Bei fröhlichen Gelagen stellten sie — wie Herodot berichtet — eine Mumie auf, um bei ihrem Anblicke den Spruch zu wiederholen: „Esset und trinket, denn nach dem Tode werdet ihr sein wie dieser."

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] „Die Frau und der Sozialismus". 23. Aufl. Berlin 1894. Erst nach Abfassung des vorliegenden Artikels hatte ich Gelegenheit, die Schrift von Bebel zu lesen. Vielleicht komme ich an einem anderen Orte zu einer Besprechung derselben. Die Beurtheilung, welche die Schrift bisher von zoologischer Seite gefunden, scheint mir nicht erschöpfend und zum Theil etwas einseitig.

[2] S. meinen Artikel in Virchows Archiv f. pathol. Anat. II., 104. 1886.

[3] Das Weibchen entbehrte der Stirnwaffe.

[4] Hier einige von Böhtlingk entnommene Belege: 1. Selbst ein Held unterliegt, wenn er unwegsame Gegenden betritt; selbst ein Elefant weiß sich nicht zu helfen, wenn sein Körper im tiefen Koth versunken ist. 2. Nur Gute sind im stande, Gute aus dem Unglück zu retten; nur Elefanten helfen ihren im Schlamm versunkenen Mitbrüdern aus der Noth. 3. Befinden sich Menschen in schlimmer Lage, so kann auch ein Winziger ihnen Schaden zufügen; ist ein Elefant in Schlamm versunken, so setzt sich ein Frosch auf seinen Kopf. 4. Alle Menschen, die an den Söhnen, an der Gattin und am Hausgesinde hängen, sind in einem Meere von Kummer versunken, wie alte wilde Elefanten im Schlamme.

[5] Nicht überall im Thierreiche ist diese Verknüpfung eine so unbedingte, wie bei den Wirbelthieren. Wir kennen z. B. Insekten, welche sich viele Generationen hindurch als jungfräuliche Weibchen fortpflanzen. Bei manchen Arten von Schlupfwespen (Ichneumoniden) treten Männchen nur höchst selten, in' ausschließlichen Jahren auf, während sie für manche andere bisher noch gar nicht bekannt sind. Die Ichneumoniden gehören zu der in intellektueller Beziehung am höchsten stehenden Insektenordnung. Man könnte daher fragen, ob nicht etwa bei den betreffenden Formen die Männchen auf dem Aussterbeetat angelangt sind? Um das Recht zu haben, dieses Beispiel zur Bekräftigung unserer Hypothese heranzuziehen, wäre allerdings der Nachweis zu erbringen, daß die seltenen Männchen, dank ihrer Organisation, überbildet und wenig lebensfähig seien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Hans Sachs.

Von

Professor **Dr. Xover**
in Worms.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

„Die Muse hat ihn auserlesen
Vor Vielen in dem Weltwirrwesen,
Daß er sollt' haben klare Sinnen,
Nichts Ungeschicklichs mocht' beginnen,
Wenn Andre durcheinander rennen,
Sollt' er's mit treuem Blick erkennen;
Wenn Andre bärmlich sich betragen,
Sollt' schwankweis er sein' Sach' fürtragen;
Sollt' halten über Ehr' und Recht,
In allen Dingen sein schlicht und recht,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Namen heißen,
Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
Sondern die Welt sollt' vor ihm steh'n,
Wie Albrecht Dürer sie hat geseh'n,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innere Kraft und Ständigkeit.
Der Natur Genius an der Hand
Sollt' führen ihn durch alle Land',
Sollt' zeigen ihm alles Leben,
Der Menschen wunderliches Weben,
Ihr Wirren, Suchen, Stoßen und Treiben,
Schieben, Reißen, Drängen und Reiben,
Wie kunterbunt die Wirthschaft tollert,
Der Ameishauf' durcheinander kollert;
Mocht' ihm aber bei allem geschehn,
Als thät' er einen Zauberkasten seh'n.
Er schrieb's dem Menschenvolk auf Erden,
Daß es ihm möcht' eine Witzung werden."

Digitized by Google

Diese Verse finden sich in einer Ehrenrettung Hans Sachsens, womit unser Altmeister Goethe der Verkennung und Verkleinerung der Verdienste jenes biederen und echt deutschen Nürnberger Meistersängers gegenüber durch einen Denkstein eine Schuld der deutschen Nation sühnt, die sie im 17. Jahrhundert[1] beging, einer Zeit, in der man nicht nur französische Sitte und Art nachäffte, sondern sich auch der eigenen Muttersprache schämte. Der Sinn für Natürlichkeit, Ungezwungenheit und Naivetät war gänzlich abhanden gekommen, und über die Manier Hans Sachsens ging man mit dem wohlfeilen Knittelvers zu Gerichte:

„Hans Sachs war ein Schuh-
macher und Poet dazu."

Nun, Gott sei Dank, unserer Zeit kann der Vorwurf der Undankbarkeit nicht gemacht werden; allenthalben im Deutschen Reiche rüstete man sich schon geraume Zeit vor dem vierhundertjährigen Gedenktage zur würdigen Säkularfeier des verdienten Meistersängers, zumeist natürlich in seiner Vaterstadt Nürnberg. Und so mögen auch die folgenden Zeilen einen kleinen Beitrag liefern zum allgemeinen schuldigen Ehrentribut für Hans Sachs, den Meister deutschen Sanges, den würdigen Vertreter echt deutschen Volks- und Bürgerthums im Mittelalter.

Zur richtigen und vollen Anerkennung aber dieses biederen Handwerkers und Meisters deutscher Kunst müssen wir zunächst einen Blick in seinen Geburtsort werfen nach des Dichters Worten: „Wer den Dichter will versteh'n, muß in Dichters Lande geh'n." Dieser Blick wird uns nun wunderbar erleichtert, weil sich vielleicht im ganzen lieben deutschen Vaterlande wenig Städte in ihrem mittelalterlichen Typus und in der Eigenart altdeutschen Baustils so erhalten haben, wie Nürnberg. Wie in Märchen aus alter Zeit weht es uns an, wenn wir heute noch in der merkwürdigen Stadt mit ihren reichverzierten Giebel-

Digitized by Google

häusern herumwandeln. In Wahrheit fühlen wir uns um ein paar Jahrhunderte zurückversetzt, wenn wir in den engen und winkeligen Gassen zu den himmelhohen Gebäuden hinaufblicken, über deren Parterrearkaden sich Stock für Stock übergebaut und mit reichen Verschnörkelungen verziert, herausschiebt und besonders an den Ecken neugierige Erker in die Luft baut, um den Insassen nach allen Seiten einen freien Auslug in das Gewühl und Getreibe der Straßenwelt zu ermöglichen. Charakteristisch sind auch die besonders nach den inneren Hof- und Gartenanlagen um die mittleren Stöcke herumlaufenden, überdeckten Galerien, in der die Familie bei gutem Wetter sitzen und speisen und namentlich sich die Kinderwelt auch gegen die Ungunst der Witterung geschützt frei tummeln konnte. Und nun, wie anmuthend und anheimelnd präsentirt sich so ein Haus selbst! Allenthalben an den Thür- und Fensterbogen, an den Trag- und Eckbalken fallen uns die reichen Verzierungen und Verschnörkelungen in die Augen, Säulen, Wappen und Figuren in bunter Bemalung, und das steigt in seiner pyramidalen Verjüngung mit Zacken- und Drachenornamenten wie eine wunderliche Himmelsleiter in den blauen Himmel oder zu den Wolken auf. Und dann die prächtigen, ehrwürdigen Kirchen, die freien Plätze mit ihren monumentalen Brunnen, die uns zum Theil vorkommen wie Spielwerk und Zeitvertreib für ein kindliches Gemüth, der sinnige Tugendbrunnen und das bekannte Gänsemännchen! Und willst du dir so recht eine Vorstellung machen von der Genügsamkeit der damaligen Zeit, so mußt du in das sog. „Bratwurstglöckli" eintreten, das älteste Bierlokal Nürnbergs, die alte Stammkneipe berühmter Nürnberger Meister. In den beiden schmalen Wirthszimmern, zu denen der Durchgang durch die weltberühmte Bratwurstküche führt, labten sich im 15. Jahrhundert die größten Meister deutscher Kunst, von denen noch die Stammkrüge aufbewahrt werden, so Albrecht Dürer,

Digitized by Google

Peter Vischer, Adam Krafft und unser Meistersänger Hans Sachs. Und wieviele berühmte Geister besuchten es bis zur Neuzeit, u. A. Kronprinz Friedrich Wilhelm und die geistreiche, phantasievolle Königin von Rumänien, Carmen Sylva!

Hier in diesen mit seltsamen Gemälden aller Art, sowie mit altmodischen Humpen an den Gesimsen geschmückten Räumen wird es uns ganz eigenthümlich zu Muthe:

„Die Meistersänger saßen hier
Gemüthlich bei dem Glase Bier.
Der edle Kunstmäcen Pirkheimer
Trank hier gewiß so manchen Eimer.
Hans Sachs, der Schuster und Poet,
Sich ebenfalls hier laben thät.
Und auch den Steinmetz Adam Krafft
Erquickte hier der Gerstensaft.
Der's Holz geschnitzt mit Meisterschaft,
Veit Stoß, trank Bier mit Leidenschaft.
Der große Kunstschmied Peter Vischer
Trank sich im Glöcklein manchen Wischer.
Doch ihrer Unterhaltung Führer
War allezeit Herr Albrecht Dürer".....

In der That ist das Stammseidel dieses berühmten Meisters das größte; doch das des wackeren Schusters und Poeten Hans Sachs ist auch nicht klein, und es scheint, daß er nicht bloß im Arbeiten und Dichten, sondern auch im Trinken einen guten Zug hatte. Diese altdeutschen Meister! Es liegt wirklich etwas Reckenhaftes in ihrem Wesen. Und dabei die Fruchtbarkeit und zähe Lebensdauer! Auf welch' reiche Wirksamkeit konnte z. B. der 82jährige Greis Hans Sachs zurückblicken! Und wie anmuthend schaut uns das sprechende Monument am Spitalsplatze an, mit der Bücherrolle in der Hand und dem wie zur Belehrung erhobenen Zeigefinger! Ist es uns doch, als müßten wir zu dir eintreten in deine Werkstatt, du biederer Meister,

Digitized by Google

um uns von dir zeigen zu lassen, wo uns der Schuh drückt! Leider können wir die Heimstätte des gemüthvollen Meisters des Fuß- und Versmaßes nicht mehr so recht finden, da die rücksichtslose Zeit mit ihrem nivellirenden Schritte darüber hingegangen. Doch wie anheimelnd ist z. B. das Bild, daß uns unser genialer Tondichter R. Wagner in seiner wahrhaft anheiternden Oper „Die Meistersinger" entwirft, sei es, das wir uns im Geiste mit dem blondzöpfigen, echtdeutschen Bürgersmädchen Evchen beim Flieder baum vor des Meisters Theke setzen, oder mit Walther Stolzing in sein mit Pergamentbänden vollgepfropftes Studirzimmer treten. Oder daß wir mit der Prozession der Zünfte, ihren Fahnen und Abzeichen unter Jubel zur Vogelwiese ziehen. Ja, da weht uns mit einem Male der Geist und Zauber echtdeutschen Lebens und Webens im mittelalterlichen Volks und Bürgerthum an!

Darum singt Schenkendorf gewiß mit Recht:

„Wenn Einer Deutschland kennen
Und Deutschland lieben soll,
Muß man ihm Nürnberg nennen,
Der edlen Künste voll.

Dich, nimmer noch veraltet,
Du treue, fleißige Stadt,
Wo Dürers Kraft gewaltet,
Und Sachs gesungen hat."

Und nun laßt uns näher auf den Werde- und Bildungsgang jenes Mannes eingehen, in dessen Leben und Wirken sich fast ein Jahrhundert — und wahrlich! eins der schönsten und fruchtbarsten in Kunst und Industrie — treu und lauter spiegelt, laßt uns im Geiste an seinem Denkmal ihm jene Huldigung bringen, wie sie mit echt dichterischem Seherblick und, getragen auf begeisterten Tonwellen, R. Wagner dem großen Meistersänger, dem uneigennützigen Kunst- und selbstlosen Menschen-

Digitized by Google

freunde, von seinen anerkennenden Mitbürgern auf der Vogelwiese zu theil werden läßt.

Am 5. November 1494 wurde Hans Sachs in Nürnberg, welche Luther eine „Sonne unter den Städten" nennt und deren „Tand", d. h. Spielzeug, schon zu Kaiser Sigismunds Zeiten durch alle Welt ging, in der Stadt der Erfindung und Kunstindustrie in einem winkeligen Seitengäßchen geboren. Hier hatte schon 1360 Rudolf das Drahtziehen erfunden; 1507 schuf Peter Hele (eigentlich Henlein) die bekannten Nürnberger Eier, die ersten Taschenuhren, Recknagel 1517 das Feuerschloß, Ebner 1553 das Messing, Bobfinger 1560 den Metalldruck. Hans Sachs hat seiner kunstsinnigen und gewerbeblühenden Vaterstadt selbst in seiner Manier ein volltönendes Loblied gesungen; er vergleicht sie mit einem wohlumzäunten Rosengarten, voll edler Früchte und berieselt von einem Bächlein, geziert mit einer Felsenveste und stattlichen Giebelhäusern gleich Fürstenpalästen:

„Auch sind da gar sinnreiche Werkleut'
Mit Drucken, Malen, Bildhauen,
Mit Schmelzen, Gießen, Zimmern, Bauen,
Dergleichen man find't in keinen Reichen,
Die ihrer Arbeit thuen gleichen.
Als da man manch köstlich Werk anzeiget,
Wer denn zu Künsten ist geneiget,
Der find't allda den rechten Kern.
Und welcher Kurzweil lernte gern,
Fechten, Singen und Saitenspiel,
Die find't er künstlich und subtil."

Durch das Thal der Regnitz ging aber auch die große Handelsstraße aus Italien auf Augsburg und Nürnberg zu, von da über Braunschweig nach Hamburg, Lübeck und Bremen oder den Main und Rhein hinab nach Flandern. Auf ihr bewegte sich bis zur Entdeckung des Seeweges nach Ostindien der

Digitized by Google

indisch-orientalische Handel, und wenn auch danach die ostindischen Waren einen anderen Weg einschlugen, so wanderten doch noch das ganze 16. Jahrhundert hindurch die Erzeugnisse der Nürnberger Handwerker und Künstler nach Frankreich, Spanien, Italien und England. In Nürnberg fertigte der Astronom und Genosse der portugiesischen Seefahrer, Martin Behaim, den berühmten Erdglobus (1491), der sich noch heute im Besitze der Freiherrlich Behaimschen Familie daselbst befindet. In Nürnberg endlich ward ja auch der sagenhafte, sprichwörtlich gewordene „Trichter" alles Wissens erfunden. Wie sehr aber besonders die bildenden Künstler bemüht waren, ihre Vaterstadt auszuschmücken, das beweist ihr Beiname: „Des römischen Reiches Schmuckkästlein." Das herrlichste Denkmal älterer Plastik in Nürnberg ist ohne Zweifel der schöne Brunnen auf dem Hauptmarkte. Ein wunderbar gegliederter Pyramidenbau, erhebt sich dieser von Meister Heinrich Behaim aufgeführte Brunnen, der im unteren Stockwerk die sieben Kurfürsten und neun Helden alter Zeit, im oberen Moses und die sieben Propheten zeigt.

Der größte Künstler jedoch, den Nürnberg geboren, ist der Maler Albrecht Dürer, ein Sohn des gleichnamigen Goldschmiedes, ein Schüler des berühmten Malers Michael Wohlgemuth. Die Verdienste dieses ebenso erfindungsreichen, wie tiefsinnigen Künstlers hier eingehend zu würdigen, liegt abseits von unserem Thema; es genügt, zu erwähnen, daß er mit Hans Sachs in inniger Freundschaft verbunden war.

Auch Adam Krafft nimmt in der Kunstgeschichte Nürnbergs einen hohen Rang ein; sein berühmtestes Werk ist das wundervolle Sakramentshäuschen in der St. Lorenz-Kirche; nicht minder der Erzgießer Peter Vischer, der das höchste Heiligthum deutscher Kunst schuf, das Sebaldusgrab in der Sebalduskirche.

Digitized by Google

Es war also eine geistig anregende Zeit, in der Hans Sachs lebte und wirkte, und wenn auch seine Schulbildung nur eine mangelhafte war — denn er brachte es nicht zur Kenntniß des Griechischen und Lateinischen —, so erhielt er doch von außen befruchtende Nahrung in Hülle und Fülle.

Sein Vater, der ein Schneider war, gab ihm einem Schuhmacher in die Lehre. Nachdem er seine zweijährige Lehrlingszeit absolvirt hatte, begab er sich fünf Jahre auf die Wanderschaft, auf der er die größten Städte Deutschlands besuchte, wie Regensburg, Passau, Salzburg, München, Würzburg, Frankfurt, Koblenz, Köln, Aachen, Erfurt und Lübeck. Von dieser Wanderzeit überliefert uns der Dichter selbst zwei artige Abenteuer.

Unerfahren und voll heiliger Einfalt, Gott werde ihn nicht im Stiche lassen, kehrte er bei seinem ersten Auszuge eines Abends in Erfurt in einer Herberge ein und setzte sich hungrig zu Tische. Daselbst ließ er es sich wohlschmecken, ohne sich viel darum zu kümmern, wie er es bezahlen könne. Als nun der Wirth seine Zeche verlangte, kratzte er sich verlegen hinterm Ohre und stotterte, er habe seinen Geldbeutel zu Hause liegen lassen. Da winkte der Wirth seinem handfesten Knechte, er möge einen großen Sack herbeibringen. In diesen steckten sie nun unsern armen Hans hinein, und er mußte darin zur Strafe eine lange, bange Nacht verbringen.

Ein andermal — es war in München — pfändete man ihm seinen Rock. Allein die Wirthin — es mag wohl so eine Art „Lindenwirthin" nach Baumbach gewesen sein — empfand Mitleid mit dem jungen munteren Gesellen und verhieß ihm die Rückgabe seines Rockes, wenn er alle die Werkzeuge, die er beim Schuhmacherhandwerk brauche, artig in Reime bringen könne. Sofort machte sich unser schon frühzeitig entwickelte Versschmied an die Arbeit und beschrieb in fünf Strophen

Digitized by Google

alles, was ein echter Schuhmacher nöthig hat und thut. Zum Lohne dafür erhielt er seinen Rock wieder.

Unter diesen und ähnlichen Erlebnissen durchkreuzte unser deutscher Handwerksbursche und Liederschmied das liebe deutsche Vaterland. Dabei lernte er so recht das Leben und Treiben der damaligen Zeit kennen, wie er es so anschaulich schildert, die fahrenden Schüler, raufluſtigen Landsknechte, betrügerischen Quacksalber und dummen Bauern.

Schon während seiner Schulzeit war er von dem Leinenweber Nunnenbeck in Nürnberg in die Anfangsgründe des Meistergesanges eingeführt worden und suchte sich auch auf der Wanderschaft in dieser Kunst immer mehr zu vervollkommnen. Seine Weihe zu dieser Kunst erzählt er uns selbst in einem sehr ansprechenden Traumbilde, wie ihm einst die neun Musen erschienen wären und versprochen hätten, ihm ihre Gaben zu verleihen, wenn er weder nach Lohn fragen, noch Mühe scheuen wolle. Erato schenkte ihm die Schärfe der Vernunft und die Gabe der Erfindung, Kalliope einen wohlgefälligen Stil, eine holdselige Sprache, einen freispringenden Rhythmus; Klio heißt ihn, „an den Tag zu bringen gut schriftliche Historien, traurige Tragödien, Spiele und fröhliche Komödien, Kampfgespräche, Wappenreden, Fabeln und Schwänke. Weiter verspricht sie ihm die Gabe, Töne und Melodien zu erfinden.

Auch ihm blieben die Lockungen des Lasters in der Jugend nicht erspart, doch entschied er sich, wie Herkules am Scheidewege, für die Tugend und den Ernst der Arbeit. Aehnlich wie der Philosoph des Alterthums, Prodikus, dies bei Xenophon veranschaulicht, so auch er in einem Gedicht: „Zweierlei Belohnung, beide der Tugend und Laster.“ Darin erzählt er, wie ihm im Traum ein herrliches Weib, Philosophia genannt, erschienen sei und ihn in ein weites, dunkles Thal geführt habe, worin eine Menge von Leuten aus allen Ständen zu schauen

Digitized by Google

waren, darunter auch geflügelte Frauen von mannigfacher Gestalt, wie man die Göttinnen der Heiden malt:

„Die ansprachen mit Schmeichelworten
Die große Schar an allen Orten,
Verhießen ihnen Lob, Ehr' und Gut,
Freud, Wollust, Pracht und guten Muth."

Die meisten Leute folgten ihren Lockungen, und auch Hans Sachs war schon ihm Begriffe, sich in Lustbarkeiten zu stürzen, da trat die Philosophia zu ihm und sprach:

„O Jüngling, thu' dich baß umschauen
Und folg' nicht diesen falschen Frauen;
Kennst du sie nicht? Es sind die Laster,
Die verführen die ganze Menge,
Verheißen weit und halten enge."

Sie bringen die Menschen nur in Angst und Sorge, in Leid und Schande, in Armuth und Krankheit, in Feindschaft bei Welt und Gott. Und damit es an einer drastisch abschreckenden Moral nicht fehle, führt sie ihn zu einem schwarzen, stinkenden Moor, worin die Lasterhaften wie in Dantes Hölle für ihre Sünden büßen.

„Da war ein Wimmern und Griesgrammen,
Sichselbstverfluchen und Verdammen,
Daß mir vor Angst mein Herz schlug hoch."

Doch es fehlt auch nicht am erbaulichen Kontrast. Aus dem finsteren Thale führte ihn die Philosophia über einen schmalen Steg zu einem Gebirge, auf dessen Gipfel die Sonne erglänzte:

„Sie sprach: „Gesell, wir wollen hinauf!"
Gar scharf und rauh war der Weg,
Wenig gebahnet, ohn' alle Steg;
Es war mir schwer und macht' mir heiß."

Doch die Philosophia sprach ihm Muth zu und verhieß ihm hohen Lohn. So erreichten sie endlich des Berges Spitze.

Digitized by Google

Da breitete sich vor ihren Augen ein lachendes Blumengefilde aus, das Herz und Sinn erquickte. Darin wandelten zwölf anmuthige Frauen unter süßen Gesängen, wobei sie die ankommenden Helden mit Palmenzweigen krönten. Die Philosophia aber sprach:

„Das sind die edlen Tugenden, die geben
Den Menschen so ein sittlich Leben,
Machen ihn freundlich und holdselig,
Gott, Freunden und Feinden gefällig.
Schau zu, bei der Tugend Beiwohnung,
Hast du die herrliche Belohnung,
Die dir ewig Niemand mag nehmen,
Der Laster aber mußt dich schämen.
..... Darum Gesell',
Den besten Theil dir auserwähl'!"

Da kehrte sich der Jüngling den Tugenden zu; aus ihrer Mitte aber trat die Wahrheit, umfaßte ihn und, wie es weiter heißt:

Drückt mich so herzlich an ihr' Brust,
Davon ich auferwachen mußt."

So blieb er denn den Tugenden treu und dichtete schon im folgenden Jahre (1514) sein erstes Meisterlied: „Gloria patri, Lob und Ehr!"

Doch dies führt uns auf eine kurze Betrachtung der Entwickelung des Meistergesanges.

Bekanntlich ward in der Blüthezeit des Ritterthums der Minnesang gepflegt. Die Dichter gehörten zumeist selbst dem Ritter- und Adelstande an; auch waren es Ritter, Edelfrauen und Fürsten, die in dem mit Geweihen und Wappen gezierten Burgsaale dem Sänger lauschten. Was aber war der Inhalt der Minnelieder?

„Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldener Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit."...

Digitized by Google

Am besten lernen wir ihr Wesen kennen in den Liedern Walthers von der Vogelweide. Der Frühling und die Frauen bilden das Hauptthema; politische Lieder erschollen von Kaiser und von Reich zu Zeiten der Wirren zwischen Kaiser- und Papstthum, man pries den freigebigen Fürsten und tadelte den kunstfeindlichen; auch religiöse Gesänge erklangen, wie zum Preise der heiligen Jungfrau, des Ideals der edlen Weiblichkeit.

Wurzelt nun auch die schwärmerische Verehrung des weiblichen Geschlechtes in einem uralten, dem germanischen Volke eigenartigen und wesentlichen Charakterzuge der deutschen Nation, von der schon Tacitus in seiner „Germania" berichtet, so artete doch der Minnedienst des Mittelalters in überschwengliche und übertriebene Verhimmelung der Frauen, ja in einen förmlichen Kultus aus. Es bildet einen seltsamen Kontrast zu der Mannhaftigkeit und Tapferkeit der Ritter im Turniere, sowie im Kampfe gegen wilde Thiere oder die Feinde des Glaubens, wenn wir einen solchen Helden im Eisenharnisch vor der Geliebten knien oder geduldig ihres minniglichen Blickes harren oder gar in unmännlicher Sehnsucht sich nach ihr verzehren sehen. Selbst die üppigsten Blüthen unserer modernen Lyrik und die blumigsten Vergleiche unserer Romanlitteratur reichen nicht an die Bilder der damaligen Minnepoesie heran; vieles davon aber kommt uns heute abgedroschen und abgeschmackt, ja oft selbst lächerlich vor. Das ganze Thier-, Pflanzen- und Mineralreich mußte zu übertriebenen Vergleichen herhalten. Da ist die Geliebte bald ein thaubeperltes Lilienblatt, bald das blühende Maienreis, der minniglichste Blumenglanz, der leuchtendste Stern, das wonnestrahlende Morgenroth, das edelste Gold, die himmlische Taube, ein sanftes Lamm, ein schlankes Reh u. dergl. Ebenso wurden ihre Reize zusammengesetzt aus goldenen Haaren, Rosenwangen, Korallenlippen, Veilchenaugen, Lilienhänden, Elfenbeinzähnen, Marmorbusen, Alabasterarmen,

Digitized by Google

Gazellenbeinen u. dergl., womit man heutzutage kaum mehr in einem Feuilletonroman einen sentimentalen „Backfisch" entzückt. Dazu kam später das Nachäffen französischer Sprache und Sitte, daß ein seltsamer Mischmasch und oft ein kaum verständliches Kauderwelsch sich in den Minneliedern breit machte. Zur Probe wollen wir folgende Verse mittheilen:

„Ein rivière ich da gesach,
Durch den fores ging ein bach
Zu Thal über ein planure,
Ich schlich ihr nach, bis ich sie fand,
Die schöne créature,
Bei der fontane saß die klare
Süße von stature."

Klingt das nicht beinahe so, wie das bekannte Sachsenhäuser Französisch: „Chassez de Gickel aus dem jardin!"?

Und wie weit ging die Verehrung und Heilighaltung weiblicher Andenken! Nicht nur daß der Schleier, der das Lilienantlitz bedeckt, oder das Schnupftuch, das dem Elfenbeinnäschen gedient, am Helme des galanten Ritters getragen ward, er zog sich wohl auch noch intimere Toilettengegenstände der Geliebten unter oder über den Panzer an, um sich im Kampfe zu stärken. Wollen wir uns eine rechte Vorstellung von der Karrikatur eines solchen Liebesritters machen, so brauchen wir uns nur an den sinnreichen Ritter Don Quixote von der Mancha und seine Geliebte Dulcinea von Toboso zu erinnern.

Aber auch im deutschen Mittelalter gab es solche Karrikaturen des Ritterthums, z. B. Ulrich v. Lichtenstein. Derselbe ging in der Anbetung seiner Geliebten sogar so weit, daß er das Waschwasser, womit sie ihre Lilienhände wieder schneeweiß gewaschen, gierig austrank. Aber er that noch mehr. Da ihn die Natur in Bezug auf die Lippen überreich begnadet —

Digitized by Google

er besaß nämlich über der Oberlippe noch einen ähnlichen Wulst, also selbst für die küsseluſtigste Dame zuviel, weshalb ihm diese abhold war —, so unterzog er sich einer sehr schmerzhaften Operation und ließ sich die überschüssige Oberlippe wegschneiden, so daß er infolgedessen drei Tage das Krankenbett hüten mußte. Doch es scheint, daß die Operation ihn nicht gerade verschönert hat, denn als er nun auf den Flügeln der Sehnsucht zu der Angebeteten seines Herzens eilte und sie inbrünstig in seine Arme schließen wollte, riß sie ihm voll Entsetzen über sein verunstaltetes Antlitz einen Büschel Haare vom Kopfe. Allein er gab die Hoffnung nicht auf, sie doch noch zu gewinnen. Um ihr eine Probe seiner Tapferkeit zu geben — sie hatte ihn nämlich zu seinem großen Verdrusse feige gescholten —, ließ er sich in einem Turniere, das er ihr zu Ehren veranstaltet, den kleinen Finger abstechen, so daß er nur noch wie an einem Faden hing. Allein, die Dame wollte es ihm auf seine Nachricht hin nicht glauben. Was thut er? Er hackt sich den Finger ganz ab und sendet ihn der Geliebten, in Watte eingewickelt in einem grünsammetnen Futteral, zum Zeichen seines Heldenmuthes. Das scheint denn schließlich die edle Dame doch gerührt zu haben: sie verheißt ihm ein Rendezvous in einem Billet-doux. Doch der feingebildete Ritter konnte es, wie so viele hochstehende Leute damaliger Zeit, nicht einmal lesen. Zum Unglück war auch sein Schreiber, der es ihm hätte vorlesen sollen, verreist. So mußte er das Briefchen acht Tage in der Tasche herumtragen, bis sein Sekretär von der Reise zurückkehrte. Also ein Rendezvous verhieß ihm die Dame: sie wollte ihn an einem von ihrem Fenster herabgelassenen Bettuch zu sich in ihr Schlafgemach heraufziehen. In süßer Vorahnung des Liebesglückes, das ihn erwarten sollte, stellte sich denn auch unser schmachtender Liebesritter zur bezeichneten Stunde vor dem Fenster der Geliebten ein. Klopfenden Herzens harrt er hier, bis sich das

Digitized by Google

Gitter öffnet, und siehe da! die Himmelspforte thut sich auf, ein Alabasterarm leuchtet im Mondenschein, und eine schneeigte Leinwand senkt sich herab, in die sich der liebeglühende Ritter wie in einen Kahn setzt. Schon schwebt die Liebesbarke wie ein Luftballon nach oben, schon will er sehnsüchtig die Arme ausbreiten, die Heißersehnte zu umfangen, — da ist sie boshaft genug, den Bettzipfel fahren zu lassen, und „hurtig mit Donnergepolter entrollte der liebende Ulrich" den Burgwall hinunter, Steine und Erdschollen mit sich fortreißend. Das Getöse war so arg, daß der Thurmwächter erschreckt vom Schlafe aufwachte und zum Alarm blies, als sei der leibhaftige Satan aus der Burg gefahren. Ein andermal spielt sie ihm einen noch viel schlimmeren Possen, den er gar nicht zu erzählen wagt. Doch wir wollen unsere Leser nicht länger von den Albernheiten und Tollheiten dieses Liebesritters, der als Frau Venus verkleidet im Lande herumzog, unterhalten; das Schlimmste dabei war, daß sowohl er, wie seine Dame verheirathet waren und daß im Laufe der Zeiten das Wort „Minne" eine so anrüchige Nebenbedeutung angenommen hatte, daß man es schließlich, ohne zu erröthen, gar nicht über die Lippen bringen durfte. Ein solches Ende nahm der Minnesang.

Als nun gar das Ritterthum insofern ganz entartete, daß aus den Kämpfern zum Schutze des Glaubens und der Unschuld gemeine Räuber und Wegelagerer wurden, als der Glanz des Kaiserthums und die Glorie der Kirche erblichen waren, da trat an die Stelle des heruntergekommenen Adels der ehrsame Bürgerstand und nahm sich auch der Pflege des Gesanges an. Allein, wie Sänger, Publikum und Schauplatz der Lieder, so hatte sich auch Wesen, Art und Form der Poesie geändert. Der Geist wurde nüchterner, wenn auch ehrbarer, die Form steif und pedantisch und in Regeln eingezwängt. Nun waren es die ehrsamen und biederen Handwerker, die sich nach gethaner

Digitized by Google

Werktagsarbeit im ſtillen Kämmerlein in der Nachbildung oder Erfindung künſtlicher Reimformen übten, und wenn der Sonntag herankam, ſo wurde eine mit bunten Schildereien gezierte Schultafel zur Ankündigung ausgehängt, daß in der Kirche Feſtſchule geſungen werden ſollte. Dem Charakter des Ortes gemäß war der Inhalt dieſer Geſänge meiſt bibliſchen Stoffen entnommen. Das Lehrhafte und Moraliſirende trat dabei in den Vordergrund. Zuweilen ward auch die heimiſche Sage und Zeitgeſchichte in Beziehung zum gegenwärtigen Leben gebracht. Wohl fehlte den meiſten dieſer Geſänge die Tiefe der Empfindung und der Schwung der Sprache; dafür kam der Humor mehr zur Geltung. Dies wohl zumeiſt, wenn die Singſchulen in der Herberge abgehalten wurden. Den freien Schwung wahrhaft dichteriſcher Phantaſie, die ungehinderte Entfaltung eines geborenen Genius lähmte und hinderte das Zopf- und Zunftmäßige, das die ſtrenge Beachtung und Einhaltung pedantiſcher Regeln und Formen erheiſchte, und worüber proſaiſche und hausbackene Aufpaſſer zu Gericht ſaßen. Berichtet uns die Sage von einem Sängerkrieg auf der Wartburg, in der die damals berühmteſten Minneſänger um Ehre und Leben ſtritten, ſo kämpften in den Meiſterſängerſchulen die Handwerker um den Meiſternamen, wie in der Zunft um die Anerkennung des Meiſterſtücks. Zur feierlichen Aufnahme in die Singſchulen war es erforderlich, daß man bei einem anerkannten Meiſter in der Lehre war und eine Prüfung beſtanden hatte. Man unterſchied fünf Klaſſen von Mitgliedern: 1. Schüler, 2. Schulfreunde, 3. Singer, 4. Dichter, 5. Meiſter. Meiſter wurde, wer nach einer ſelbſterfundenen Strophenform („Ton“ oder „Weiſe“) ein Gedicht fertigte. Die Strophe war die dreitheilige der alten Minneſänger, ſie beſtand auch zwei ſich entſprechenden Stollen und einem im Versbau, Reimſtellung und Melodie abweichenden Abgeſang[2]; mehrere Strophen oder Geſätze

Digitized by Google

bildeten einen Bar; je nachdem drei, fünf oder sieben Gesätze einen Bar bildeten, unterschied man ein gedritt, gesünft und gesiebent Lied. Die einzelnen Strophen der Meistersängerlieder waren oft bis zur Ungeheuerlichkeit, bis zu hundert Reimen ausgedehnt und mit den wunderlichsten Namen bezeichnet. In R. Wagners „Meistersinger" giebt David davon folgende ergötzliche Aufzählung.

„Der kurze, lang' und überlange Ton,
Die Schreibpapier-, Schwarztintenweis',
Der rothe, blau' und grüne Ton,
Die Hagelblüh'-, Strohhalm-, Fenchelweis',
Der zarte, der süße, der Rosenton,
Der kurzen Liebe, der vergeßne Ton,
Die Rosmarin-, Gelbveigelein-Weis',
Die Regenbogen-, die Nachtigallweis',
Die englische Zinn-, die Zimmetröhrenweis',
Frisch Pommeranzen-, Grün Lindenblüh-Weis',
Die Frösch', die Kälber-, die Stieglitzweis',
Die abgeschiedene Vielfraßweis',
Der Lerchen-, der Schnecken-, der Bellerton,
Die Melissenblümlein-, die Meiranweis',
Gelblöwenhaut-, Treu Pelikan-Weis',
Die butterglänzende Drahtweis'".....

Dazu die hohe Firmamentweis', die geblühmte Paradiesweis' u. s. w. Der Inbegriff der Gesangsregeln hieß die Tabulatur und enthielt nicht weniger als 32 Strafregeln. Besonders ward darauf gesehen, daß nichts Unchristliches, Schriftwidriges und keine Undeutlichkeiten vorkamen; man nannte das „falsche und blinde Meinungen". Als Fehler galten namentlich willkürliche Zusammenziehungen, wie „keim" aus „keinem", sog. Klebsilben, unrichtige oder sog. linde und harte Reime, z. B. „Tod" auf „Gott"; abgekürzte, des Reimes wegen verstümmelte Silben, wie „singe" statt „singen", nannte man Milben. Die Anfänge des Meistersangs gingen von Mainz aus, wo Heinrich Frauenlob die erste Meistersängerschule

Digitized by Google

gründete; die Verpflanzung desselben nach Nürnberg geschah durch den Barbier Hans Folz aus Worms.

Wie nun ging es dabei zu? Entweder vereinigten sich die Mitglieder eines sog. Gemerks oder die Gesangslustigen aller Zünfte zu einer Singschule zusammen. Der Vorstand hieß das Gemerk und bestand aus 1. dem Büchsenmeister (Kassirer), 2. dem Schlüsselmeister (Verwalter), 3. dem Merkmeister (Kritiker), 4. dem Kronmeister (Preisaustheiler) und noch vier Merkern, Gehülfen des Merkmeisters. Der Ehrenpreis bestand aus einem Kranz von Gold- oder Silberdraht, oder aus einem Bilde des harfenspielenden Königs David, das aus Goldblech geschlagen war. Die Ehrenzeichen wurden in dem Schatze der Gesellschaft, sog. Kleinod, niedergelegt, aber bei festlichen Gelegenheiten erschienen die Gekrönten, sich, ihrer Familie und der Zunft zu Ehren, mit ihrer Auszeichnung. Die besten Gedichte trug man in ein Buch ein, das der Schlüsselmeister aufbewahrte. Will man sich eine rechte Vorstellung machen, wie es bei einem derartigen Wett- und Preissingen herging, so lehrt uns dies am anschaulichsten R. Wagners Oper: „Die Meistersinger". Doch lesen wir auch bei einem neueren Schriftsteller, Aug. Hagen, in seinen „Norica" (1829) eine sehr ansprechende Schilderung. Dieselbe versetzt uns mitten in die Zeit Hans Sachsens, ins Jahr 1520 und läßt zwischen ihm und seinen Zeitgenossen einen Wettstreit sich in der Katharinenkirche abspielen. Wie jedoch der Archivar Mummenhof nachgewiesen, bezogen die Meistersänger erst 1620 diese Kirche; zuvor waren auch andere Räume im Gebrauch. Waltet bei dieser anschaulichen Schilderung des Novellisten auch sehr die dichterische Phantasie vor, so beruht sie doch auf guten Quellen und darum dürfen wir sie wohl als Grundlage benutzen.[3]

Die betreffende Schilderung in Hagens „Norica" (S. 124ff.) lautet also: „Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt,

Digitized by Google

und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Banken saßen, theils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, theils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrscht nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl. Nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult standen. Dies war das Gemerke, denn hier hatten Diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichten begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hangen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Digitized by Google

Als der Kaiser sich zeigte, so gerieth alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister betrat den Singestuhl, und vom Gemerk erscholl das Wort: „Fanget an!“ Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerk sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte, und der dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Thätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling Fritz Kothner, einen Glockengießer; der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: Und Gott sahe, daß es gut war. Denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehn, und ein Merker hieß ihm, den Singestuhl zu verlassen. Der Meister hat versunken, raunte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarz-Tintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis-Handbogenweise.

In der Hageblüh-Weise ließ sich jetzt vom Singe-

Digitized by Google

stuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen; ein ehrwürdiger Greis in schwarzem Gewande. Sein Kopf war glatt wie meine innere Hand, und nur das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er, gemäß der Apokalypse, den Herren beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thront und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die vierundzwanzig Aeltesten ihre Krone vor dem Stuhle niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Aeltesten und um die vier Thiere standen, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete aus Hans Sachs' Gesicht hell die Freude hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das aber wohl mehr erhaben als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Behaim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Behaim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung mühte sich Behaim in der Singekunst und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Behaim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht, gar sinnreich mit künstlichen Reimen, lautete so:

Digitized by Google

Gekrönte Weise.

Von zwo Jungfrauen.

Einst herrscht ein Kaiser lobesam,
Des Volkes Vater war sein Nam'.
Im Reiche war ein Wald, da nahm
Man Thiere wahr, wie Stamm an Stamm,
Und nimmer müde, nimmer lahm
Ein Einhorn lief dazwischen.

Da nun der Kaiser dies vernahm,
Fragt er die Meister allzusamm,
Wie man das Thier wohl machte zahm,
Das stets trotz Graben, Zaun und Damm,
Trotz Jägerlisten schlau entkam,
Wie man es möcht' erwischen.

Die Meister sprachen allzusamm:
Das Thier ist nicht dem Frieden gram.
Der Frauen Reiz ist Netz und Ham,
Der macht das flinke Einhorn zahm
Und sanfter wie ein frommes Lamm.
Der Kaiser zwo der Frauen nahm,
Der schönsten, die er nur bekam.
Wild war die eine, sonder Scham,
Die andre keusch und tugendsam,
Die sollten durch der Reize Ham
Das schöne Einhorn fischen.

Man führte sie den Wald entlang,
Wo ungestüm umher es sprang.
Nackt war die eine, zierlich schlank,
Die and're Schleier und Kleid umschlang,
Die eine trug ein Schwert so blank,
Die and're hielt ein Becken.

Sie traten mit des Ruhmes Drang
Nun in die Schranken, ihr Gedank'
Stand nach dem Thier, das Keiner zwang
Die keusche Frau gar lieblich sang,
Daß laut der ganze Wald erklang,
Das Einhorn ließ sich necken.

Digitized by Google

Nicht fürder mehr das Einhorn sprang,
Und ihrem Liebreiz es gelang,
Daß horchend auf der Frauen Sang
Es näher kam, nicht scheu, nicht bang'.
Vor ihrem Sitze ruht es lang'
Und legt auf ihren Schoß zum Dank
Das Haupt, bis es in Schlummer sank.
Doch für sein Freundlichthun errang
Das Thier den herben Untergang.
Das Schwert die nackte Jungfrau schwang
Und schlug es todt mit Schrecken.

Die keusche Frau weint ob dem Tod
Und fing sein Blut so rosenroth
Im Becken auf. Verderben droht
Ihr selbst des Schicksals hart Gebot.
Der Kaiser ließ damit sich roth
Den Herrschermantel färben.

Ihr Christen merkt! (Es ist nicht Spott.)
Der Kaiser ist Herr Zebaoth.
Das Einhorn, das ist unser Gott,
Der Heiland starb für uns in Noth.
Marie ist's, die Lieb' ihm bot,
Und Eva ließ ihn sterben.

Tod hat uns eine Frau gedroht,
Die and're Frau löst uns vom Tod,
Da sich das Lamm zum Opfer bot,
Sein Fleisch und Blut uns beut im Brot.
Ihr Christen, die ihr Christum floht,
Ihr führt der Eva Schwert gen Gott.
Laßt Ehr' und Gold, als Rauch und Koth,
Und betet an des Todes Tod,
Das ew'ge Reich zu erben.

Da Michael Behaim das Gedicht vorgetragen hatte, so verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte

Digitized by Google

Behaims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stand. Diese Gaben waren aber nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und Alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Theilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackeren Behaim laut darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der mich freundlich anredete und den vor kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals, als ich nicht gerade zum Hören aufgelegt gewesen. „Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke, und es soll euch ein Genüge werden," erwiderte er und ging mit mir Arm in Arm aus der allmählich leergewordenen Kirche.

Es war Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahegelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der Eine zur Buße, wie der Meister Kothner, der Andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Behaim, weil er zum ersten Male begabt war. Fünf Maß Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa sechzehn an der Zahl, gingen über die Gasse paarweise hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Behaim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm Alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab,

Digitized by Google

die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Muth und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. Soweit es nun der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe nebeneinandergestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Behaim. Sein Thron war ein Lehnstuhl und ein hölzerner Hammer sein ruhegebietendes Scepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, so merkte ich, daß seine Aermel mit Fischbeinstäben gesteift waren, und dies gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrünem Zeuge mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Aermel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehackt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Behaim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten. Niemand wandte etwas dagegen ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf, es waren Behaim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umgethan und mich an ihren Werken ergötzt, wählte er einen dahin zielenden Gegenstand.

Digitized by Google

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann.
Wer hat's ihm jemals gleichgethan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchste Zinn' und der tiefste Grund,
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm, sowie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,
Er schützt durch Bollwerk Deich und Schanz':
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz,
Er zimmerte die starke Arch',
Drin Noah war, der Patriarch:
Wie rings auch brauſete die Fluth,
Er ruht in ihr in sich'rer Hut,
Gerettet mit all den Seinen ward,
Mit allen Thieren aller Art,
Er zimmerte nach weisem Rath
Jerusalem, die Gottesstadt.
Des Weisen Salomo Königshaus,
Das führt er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß,
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Behaim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß drum der Erste sein,
Ringmauern baut er, kühne Thürme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte zieh'n,
Schwind'lige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmückt aufs Best'
Den schiefen Thurm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut.
Zu Jerusalem, der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel,

Digitized by Google

Der himmelhohe Thurm zu Babel,
Das Grab des Mauſolus iſt keine Fabel.
Die Pyramiden, die künſtlichen Berg',
Sie überragen weit alle Werk'.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
Schwach ſind ſie gegen den Pinſelkiel.
Er bringt nicht nur Häuſer und Städt' hervor,
Thürmt Schlöſſer und ſchwind'lige Warten empor —
Nein, was im Anfange Gott erſchuf
Durch ſeines göttlichen Wortes Ruf,
Das ſchafft der Maler zu aller Zeit,
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid',
Den Vogel, wie in der Luft er ſchwebt,
Des Menſchen Antlitz, als ob er lebt,
Die Elemente beherrſcht er all',
Des Feuers Wuth und der Meere Schwall.
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künſten euch offenbar.
Das hebt ſich mächtig durch die Schattirung
Nach einer ſchön entworf'nen Viſirung.
Er kann euch alles vor Augen ſtellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen,
Drauf muß er brüten Tag und Nacht,
In Traumgebilden ſein Geiſt ſtets wacht.
Er iſt an Phantaſien reich
Und faſt dem kühnen Dichter gleich,
Um alle Dinge weiß er wohl,
Weil er ſie alle bilden ſoll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Den rühmt die höchſte Meiſterſchaft.

Michael Behaim.

Du lobſt den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entrathen,
Er ſchafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
Seine Sonne ſpendet nicht Schein und Licht,

Digitized by Google

Sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
Seine Thiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Muth.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich ist auch die Malerei,
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht' als theures Vermächtniß
Bewahrte, prägt sie uns ins Gedächtniß,
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
Wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte.
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht
Er lehrt, wie Bosheit und Mißgeschick,
Wie Frömmigkeit bringet Ehr' und Glück.
Zum Andern verscheucht die Malerei
Uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:
Sie lichtet der düst'ren Schwermuth Schmerz,
Verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum Dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament:
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister, keiner
Entbehrt sie je, weshalb die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlte der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchen mit hohem Verstand,
Wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
Des Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er gesät mit Fleiß, erwachs'
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.[4]

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll inneren Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifallbezeigungen, und Michael Behaim war nicht

Digitized by Google

der Letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, „Nürnbergs kunstreichem Schuster".

Soviel aus A. Hagens „Norica", worin wir auch sonst noch vortreffliche charakteristische Nachrichten von den übrigen Nürnberger Meistern lesen.

Doch kehren wir nach dieser zum Verständniß des Dichters und seiner Zeit nothwendigen Abschweifung zu seinen Lebensumständen zurück.

Nachdem Hans Sachs von der Wanderschaft zurückgekehrt war (1516), ließ er sich in seiner Vaterstadt als Schuhmachermeister nieder und pflegte außer seinem Handwerk mit Vorliebe auch den Meistersang. 1519 vermählte er sich mit Kunigunde Kreutzer, mit der er einundvierzig Jahre in glücklicher Ehe lebte und die ihm sieben Kinder gebar. Anfangs wohnte er im elterlichen Hause in der Kothgasse, dann erwarb er sich ein Haus neben dem „weißen Thurm" und eröffnete dort einen Kramladen; zuletzt bewohnte er in St. Sebaldspfarr in der Spitalgasse ein Haus, das noch heute seinen Namen trägt. Ueber der Hausthüre hing wohl nach damaliger Sitte ein Stiefel aus Eisenblech, umgeben von einem Kranze, der das Gedeihen des Handwerks versinnlichte. Hier können wir uns den Meister früh und spät bei seiner Arbeit denken, in jungen Jahren umrahmt von blondem Haar und Bart, im hohen Alter schneeweiß, wie er, auf dem Dreibein sitzend, die von einem Spannriemen auf seinem Knie festgehaltene Sohle eines Stiefels klopft und dazu sein Morgen- oder Abendlied singt. Zuweilen auch ruht er von der Arbeit und simulirt, und ist ihm Kopf und Herz schwer von Gedanken und Gefühlen, dann stiehlt er sich auch wohl weg in sein Vorderstübchen, um in der heiligen Schrift oder in sonstigen mächtigen Folianten über seine Einfälle nachzulesen, ehe er sie zu Papier bringt. Dann zählt er wohl die Silben an den Fingern ab und lächelt, wenn der Reim hübsch

Digitized by Google

klappt. Bisweilen aber ſtört ihn das Keifen ſeiner theuren Ehehälfte, ſei es mit der läſſigen Magd oder nach dem verſchwundenen Gatten, wenn ein Kunde ihn vergebens geſucht. Die Sage hat nämlich dies friſche, lebhafte Weibchen mit einem ähnlichen Nimbus umgeben, wie Xanthippen, die zänkiſche Gattin des Weltweiſen Sokrates. Hierzu mag wohl auch des Dichters eigenes Gedicht: „Das bitterſüß-eheliche Leben" beigetragen haben, worin es heißt, ſie habe in ihrem Garten viel „Kieferbeskraut" (d. h. Keifkraut) gepflanzt. In komiſchem Kontraſt ergeht da der Dichter ſich weiter wie folgt:

„Mein Frau iſt mein Paradies theuer,
Dabei mein tägliches Fegefeuer,
Sie iſt ein Himmel meiner Seel',
Sie iſt auch oft mein' Pein und Höll';
Sie iſt mein Engel auserkor'n,
Und iſt oft mein Fegteufel wor'n,
Sie iſt mein' Wünſchelruth' und Segen,
Iſt oft mein Schauer und Platzregen.
Sie iſt mein Mai und Roſenhag.
Iſt oft mein Blitz und Donnerſchlag,
Mein Frau iſt oft mein Schimpf[5] und Scherz,
Iſt oft mein Jammer, Angſt und Schmerz,
Sie iſt mein Wonn' und Augenweid',
Iſt oft mein Trauern und Herzeleid,
Mein' Frau iſt mein' Freiheit und Wahl,
Iſt oft mein Gefängniß und Nothſtall,
Sie iſt mein' Hoffnung und mein Troſt,
Iſt oft mein Zweifel, Hitz' und Froſt,
Mein' Frau iſt meine Zier und Luſt,
Iſt oft mein Grau'n und Suppenwuſt,
Sie iſt oft mein königlicher Saal,
Iſt oft mein Krankheit und Spital,
Mein' Frau, die hilft mir treulich nähren,
Thut mir auch oft das Mein' verzehren,
Mein' Frau, die iſt mein Schild und Schutz,
Iſt oft mein Frevel, Pech und Trutz,
Sie iſt mein Fried' und Einigkeit
Und mein täglicher Hebenſtreit,

Digitized by Google

Sie ist mein Fürsprech und Erlediger,
Ist oft mein Ankläger und Prediger,
Mein' Frau ist mein getreuer Freund
Und oft worden mein größter Feind,
Meine Frau ist oft mietsam (mild) und gütig,
Sie ist auch oft zornig und wüthig.
Sie ist mein' Tugend und mein Laster,
Sie ist mein' Wund' und auch mein Pflaster,
Sie ist mein's Herzen Aufenthalt
Und machet mich doch grau und alt.
Also in Summa Summarum:
Mein Weib ist ehrbar, treu und frumb (fromm),
Doch nit eines Sinnes alle Stund'."

Wir dürfen diese drastische Schilderung wohl nicht allzu wörtlich nehmen, sondern müssen bedenken, daß wir es hier mit einer schwankhaften Uebertreibung zu thun haben. Anderwärts schildert er sein ehelich Glück also:

„Auch fiel mir zu in dieser Zeit
Groß Wohlfahrt in mancherlei Stück,
Als Reichthum, Ehr' und groß Glück,
Wohlerzog'ne Kind, ein treu Eh'weib,
Schön', Stärk' und auch gesunden Leib;
Jedermann hielt mich hoch und ehrlich,
Auch hielt ich mich tapfer und herrlich."[6]

Daß ein Mann mit so klugem und gesundem Wesen, wie Hans Sachs, an allen wichtigen Zeitereignissen lebhaften Antheil nahm, liegt auf flacher Hand. Ein welterschütterndes Ereigniß aber war die Reformation, die besonders in Nürnberg einen fruchtbaren Boden fand. Auch Hans Sachs begrüßte sie als Evangelium der Geistes- und Gewissensfreiheit auf das Wärmste. Zur Zeit, als der Papst dem Kaiser Karl V. mit dem Banne und der Acht drohte, erscholl sein Loblied auf Luther, die „Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt höret überall!":

Digitized by Google

„Wach' auf, es nahet gen den Tag.
Ich hör' singen im grünen Hag
Ein' wunnigliche Nachtigall,
Ihr' Stimm' durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth'
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn' thut blicken;
Des Mondes Schein thut sich verdrücken,
Der ist jetzt worden bleich und finster,
Der vor mit seinem falschen Glinster
Die ganze Herd' Schaf' hat geblend't,
Daß sie sich haben abgewend't
Von ihrem Hirten und der Weid'
Und haben sie verlassen beid'"....

So feiert er unter dem Bilde der Sonne die evangelische Lehre Luthers, vor deren Glanz das mattere Licht des Mondes, der Menschenlehre erbleichen muß und durch das bisher die Christenheit geblendet war, so daß sie Christum und Gottes Wort vergaß. Der wunniglichen Nachtigall stellt er eine ganze Reihe raubgieriger und verächtlicher Thiere gegenüber, wie Löwe, Wölfe, Schlangen, Esel, Schweine, Frösche u. a., die ihre Stimme wider die liebliche Sängerin erheben. Unter dem Löwen hat man sicherlich eine Anspielung auf den Papst Leo X. zu erblicken.

„Doch ist dies Mordgeschrei all's umsunst,
Es leuchtet her des Tages Brunst,
Und singt die Nachtigall so klar,
Und sehr viel' Schaf' aus dieser Schar
Kehren wieder aus dieser Wild
Zu ihrer Weid' und Hirten mild."

Schonungslos geißelt er dann die Unwissenheit des Jahrhunderts, den Aberglauben, die Sittenverderbniß und den starren Formelkram der herrschsüchtigen und anmaßenden Priester:....

Digitized by Google

„Mit Mönnich, Nonnen, Pfaffen werden,
Mit Kuttentragen, Kopfbescheren,
Tag und Nacht in den Kirchen plärren,
Metten, Prim, Terz, Vesper, Komplet,
Mit Wachen, Fasten, langem Bet,
Mit Gertenhauen, kreuzweis liegen,
Mit knien, neigen, bucken, biegen,
Mit Glockenläuten, Orgelschlagen,
Mit Heiltum, Kerzen, Fahnentragen,
Mit Räuchern und mit Glockentaufen,
Mit Lampenschüren, Gnadverkaufen,
Mit Kirchen-, Wachs-, Salz-, Wasserweihen
Und desgleichen auch die Laien,
Mit Opfern und dem Lichtleinbrennen,
Mit Walfahrt und den Heilingdienen,
Den Abendfasten, den Tagfeiern
Und beichten nach den alten Leiern,
Mit Brüderschaft und Rosenkränzen
Mit Ablaßlesen, Kirchenschwenzen (d. i. Kirchenlaufen),
In Klöster schaffen Rent' und Zins:
Dies alles heißt der Papst: Gottesdienst,
Spricht: Man verdient damit den Himmel
Und löst mit ab der Sünden Schimmel.
Ist doch all's in der Schrift ungründ,
Eitel Gedicht und Menschensünd',
Darin Gott kein Gefallen hat.
Matthei am fünfzehnden stat:
Vergebentlich dienen sie mir
In den Menschen Gesetzen ihr;
Auch so wird eine jegliche Pflanz'
Vertilgt und ausgereutet ganz,
Die mein Vater nit pflanzet hat.
Hör' zu, du ganz geistlicher Stat,
Wo bleibst mit dein ertichten Werken?"

Nicht minder eifert er gegen die Unsummen von Abgaben, die in den Säckel der Kirche flossen; ähnlich hatte sich schon Walther von der Vogelweide ausgelassen. So auch Hans Sachs:

Digitized by Google

„Die Schlangen, so die Schäflein saugen,
Sind Mönnich, Nonnen, der faul' Hauffen,
Die ihre gute Werk' verkaufen,
Also sie uns die Woll' ausraufen."……

Unter den Fröschen, die wider Luther quaken, versteht er das theologische Gezänke der sog. hohen Schulen, die nur die heilige Schrift verkehrt hätten, unter den Wildgänsen die Laien, die gegen die neue Lehre schreien, und schließlich verweist er auf Christi einziges Verdienst und die nothwendige innere Erneuerung des Menschen.

Schlägt dieses Gedicht auch einen mehr trockenen Lehrton an, so nimmt dagegen sein Klagelied auf Luthers Tod einen höheren Flug. Es ist ein Traumbild am Tage vor dem befürchteten Heimgange des Reformators. Es versetzt sich im Geiste ins Innere eines sächsischen Tempels, der mit Kerzen hell erleuchtet und mit edlem Räucherwerk ganz durchräuchert ist. In der Mitte gewahrt man auf einer schwarzverhangenen Todtenbahre einen Sarg mit dem Wappen Luthers und davor in schneeweißem Gewande ein klagendes Weib, händeringend und ihr Haar vor Schmerz zerraufend. Das ist die Theologia, die den Tod des Helden beklagt, der so ritterlich für sie gekämpft und sie aus der babylonischen Gefangenschaft erlöst hat. Nun werde ihr Kleid wieder zerrissen und besudelt, sie selbst wieder verwundet, gemartert und geplagt durch Menschensatzungen und Schulgezänk. Mit Schaudern blickt sie in die Zukunft, doch voll Glaubenszuversicht spricht der wackere Meister:

„……O fürcht' dich nit,
Du heilige, sei wohlgemuth,
Gott hat dich selbst in seiner Hut,
Der hat dir überflüssig geben,
Viel' trefflich' Männer, die noch leben;
Die werden dich handhaben fein
Samt der ganzen christlichen Gemein'.

Digitized by Google

Der du bist worden klar bekannt
Schier durchaus in ganz deutschen Land;
Die all' werden dich nit verlassen;
Dich rein behalten allermaßen
Ohn' Menschenlehr', wie du jetzt bist,
Dich sollen die Pforten der Höllen
Nicht überwältigen, noch fällen.
Darum, so laß dein Trauern sein,
Daß Doktor Martinus allein
Als ein Ueberwinder und Sieger,
Ein recht apostolischer Krieger,
Der seinen Kampf hie hat vollbracht
Und brochen deiner Feinde Macht,
Und jetzt aus aller Angst und Noth
Durch den mildbarmherzigen Gott
Gefordert zu ewiger Ruh'.
Da helf' uns Kristus allen zu,
Da ewig Freud' uns auferwachs'
Nach dem Elend; das wünscht Hans Sachs."

Durch diesen prächtigen Nekrolog, aber auch durch eine Sammlung geistlicher Lieder im Geiste Luthers trug Hans Sachs zur Verbreitung und Befestigung der neuen Lehre bei; sie wirkten mehr als manche Predigt, zumal er den Volkston aufs Glücklichste traf und sich von dogmatischem Gezänke fernhielt. Seine Lieder athmen christliche Liebe und Duldung und lehren ein praktisches Christenthum; Religiosität ist ihm der Urquell des Lebens, das liebende Band zu Weib und Kind, zu Gemeinde, Staat und Reich. Seine Gabe und Erfahrung, sein Wissen stellt er in den Dienst der Wahrheit und Sittlichkeit. Anfeindungen und Kämpfe stählten nur seinen knorrigen und zähen Charakter. So erhielt er einmal eine Verwarnung vom Rath, weil er Spottverse zu Karikaturen auf das Papstthum verfertigt: „Der Schuster solle beim Leisten bleiben."

Daß ein solcher Mann auch die politischen und sozialen Zustände Deutschlands aufmerksam und theilnehmend verfolgte,

Digitized by Google

läßt sich leicht denken, zumal sie zum Theil im Gefolge der religiösen Wirren waren. Von Herzen ist Hans Sachs ein nationalgesinnter Deutscher, der zur Eintracht mahnt, sowohl gegen die äußeren Feinde, wie die Türken, als auch gegen die inneren, den aufrührerischen Adel und die nach Selbständigkeit strebenden Fürsten. Gerne predigt er durch Beispiele aus der Geschichte die Selbstentäußerung oder droht mit Strafen in Visionen nach Dantes Art. So schildert er in abschreckender Weise die Höllenfahrt, oder, wie er sie ironisch nennt, die Himmelfahrt eines Markgrafen von Brandenburg, der Deutschland mit Raub und Mord verheert hatte. Derselbe wird beim Besteigen des Todtennachens von den bleichen Scharen, die er ins Elend gestürzt, vor Gericht gefordert und soll seine Sünden in ein großes Feuer werfen. Zuerst wirft er seine Trunkenheit hinein, die das Feuer beinahe erstickt hätte; dann seinen Tyrannentrotz, der wie Pech und Schwefel brennt, dann seine Gotteslästerung, seinen Meineid und seine Mordthaten, so daß die Flamme zum Himmel lodert. Zuletzt empfängt ihn der Höllenhund mit weit geöffnetem Rachen.

Ueberhaupt kann man Hans Sachs mit Fug und Recht einen poetischen Moralprediger nennen. Die bekannte Lehrfabel von Herkules am Scheidewege, die wir bei Xenophon lesen, hat Hans Sachs sehr anschaulich in einem poetischen Gespräch behandelt; in gleichem Sinne kämpft Frau Venus gegen die Ehrbarkeit. Sarkastischen Anstrich hat das Gedicht, wie „der Teufel eine Ruhstatt auf Erden sucht." Da kommt er zuerst an den Hof eines Fürsten, der die Armen mit Steuer drückt, wo die Amtleute Heuchler sind und der Adel auf Raub auszieht. Der Fürst sah durch die Brille zu, bis endlich ein paar fromme Hofräthe zur Umkehr mahnen. Da behagte es dem Teufel nicht mehr und er begab sich an den Hof eines Bischofs, wo es recht weltlich zuging, bis auch da ein paar

Digitized by Google

Gelehrte am Gewissen rüttelten. Nun ging der Teufel zu den Bürgern, wo Wucher, Schinderei und Betrügerei herrschten

„Mit falscher War' und kurzer Ell'n
Und übervortheilen in allen Sachen,
Mit falscher, loser Arbeit machen,
Die Kundschaft einander absetzen
Maid und Knecht einander verhetzen" ...,

bis auch hier der bessere Sinn in den Redlichen sich regte. Nun versuchte es der Teufel beim Gericht. Da gab es Arglist und Meineid, Lug und Betrug ohn' Unterschied mit wenig Ausnahmen. Ueber die Rechtsverdreherei und Aussaugung der Prozessirenden läßt sich Hans Sachs auch anderwärts sehr scharf aus, und es scheint in der That, daß Ausnahmen selten waren. Schon wollte wegen dieser einzelnen Gerechten der Teufel verdrossen zur Hölle zurückfahren, da führte ihn der Weg an einem Tanzplatz vorüber, und sofort erkannte er, daß hier seine gesuchte Ruhestätte sei.

„Da sah er solch seltsam Gramanz[7] (Gaukelspiel, Possen)
Mit Prangen, Knapp'n, Hüpfen, Springen,
Und wie einander sie umfingen.
Da sah er gar kein christlich Art,
Sondern Präng (Prunk) Hochmuth und Hoffahrt
In Kleidung und mit Leibes Zier
Und ohn' Zahl unkeuscher Begier,
Auch viel leichtfertiger Gebär,
Auch viele Kuppelei hin und her,
Auch Buhlen, Eifer, Neid und Haß"....

Das gefiel dem Satan, zumal nach dem Tanze die Männer

„..... vom Leder zugen
Und todwund an einander schlugen.
Die Zuschauer aber trieben giftige Nachrede;
Von den tanzenden Mann' und Weib'n,
Hingen jedem ein'n Schandlappen.
Das war als eine Kirchweih für ihn.
Da will wahrhaftig bleiben ich!"

dachte der Teufel.

Digitized by Google

„Also sieht er noch immer zu
Dem Tanz, und um sich tanzen lat
Als an seiner gewissen Ruhstatt,
Als an der Statt und an den Ort,
Da man gar nichts Gutes sieht noch hort"...

Von dem Vorwurf freilich, daß Hans Sachs oft bloß des praktischen Nutzens halber reimte, ist er nicht freizusprechen. So hat er Beschreibungen von Ländern und Thieren, sowie die Regierungszeit der römischen Kaiser und Päpste in Knittelverse gebracht, die sehr an die bekannten in der Jobsiade erinnern, wie z. B. der folgende von Vespasian:

„Im Reich nach gemeinem Nutzen er warb,
Stehend er an dem Bauchweh starb"....,

und von Constantius:

„Mit Constans und Constantino,
Der starb an Darmgicht alldo."

Noch andere Verse werden überliefert, die auffallend an die Struwelpeterpoesie erinnern, z. B.:

„Lieb ist ein bitter Krankheit schwer,
So spricht Hans Sachs, Schuhmacher."

Dem Charakter nach ist der Knittelvers ursprünglich ein vierfüßiger Jambus mit vier Hebungen, aber beliebig eingeschobenen Senkungen.

Man war wohl damals in der Silbenzählung sehr ängstlich, doch nicht in der Silbenmessung, daher das Holperige. Abgesehen von dieser unfreiwilligen Komik, zeigte aber Hans Sachs in der Schilderung von Typen damaliger Zeit eine entschieden humoristische Ader. So bei der Zeichnung der fahrenden Schüler, die als Schreiber, Künstler und Komödianten auf Kosten der leichtgläubigen Bauern zechten, oder der raufluftigen Landsknechte, die besonders von Raub und Plünderung lebten. So heißt es in einem ihrer Lieder:

Digitized by Google

„Beim Bauer muß ich dreschen
Und essen saure Milch;
Beim König trag ich volle Fleschen,
Beim Bauern einen groben Zwilch;
Beim König tret ich ganz tapfer ins Feld,
Zieh' dahin als freier Held,
Zerhauen und zerschnitten
Nach adeligen Sitten",

d. h. mit aufgeschlitzten Wämsen und Hosen. Hans Sachs hat sie in mehreren Schwänken mit köstlichem Humor gezeichnet. So in einem, wo selbst der Teufel die wüsten Raufbolde nicht in der Hölle haben will. In einem anderen hat Petrus ihrer neun, die bettelnd vor die Himmelsthüre gekommen waren, trotz der Warnung des Herrn eingelassen. Kaum haben sie etwas Geld zusammengebettelt, so fangen sie an zu würfeln und zu krakehlen. Da schafft sie sich Petrus durch eine List wieder vom Halse. Auf ihre militärische Subordination rechnend, läßt er vor der Himmelsthüre die Lärmtrommel schlagen, und sofort stürzen die Kriegsknechte hinaus. Nun läßt Petrus die Himmelsthüre verriegeln und ist sie los. Außer den raufluftigen Landsknechten führt uns Hans Sachs „die gelehrten Vaganten (Bacchanten), die Bettelmönche (Stationirer), Gaukler und Betrüger" vor, welche die dummen und leichtgläubigen Bauern oft in der plumpsten Weise prellen. Sehr ergötzlich ist auch der Schwank von dem eingefangenen Roßdieb, den die einfältigen Bauern auf gegebenes Ehrenwort, sich in vier Wochen zum Hängen zu stellen, laufen lassen, weil sie bei dem gegenwärtigen Stand der Felder sich nicht von den Gaffern die Frucht zertreten lassen und ihn auch nicht so lange füttern wollen.

Wie naiv Hans Sachs unsern Hergott und die Heiligen in seine Gedichte einführt, davon legt die bekannte Legende: „St. Peter mit der Geiß" beredtes Zeugniß ab. Sie hat der

Digitized by Google

Tendenz nach viel Aehnlichkeit mit der Gleimschen Erzählung: „Die Eiche und der Kürbis“ und ist gegen die tadelsüchtigen Klüglinge und vernünftelnden Kritikaster der göttlichen Weltordnung gerichtet. Bekanntlich vermißt sich darin St. Peter, besser zu regieren als Gott, aber bald muß er zu seiner Beschämung gestehen, daß er nicht einmal im stande ist, einer armen Frau ihre Geiß zu hüten.

Einer der bekanntesten und besonders bei der Jugend beliebten Schwänke ist ohne Zweifel: „Das Schlaraffenland“, wo einem die gebratenen Hühner von selbst in den Mund fliegen, die Spanferkel gebacken herumlaufen mit einem Messer im Rücken, und wo die ganze Arbeit, hinzugelangen, darin besteht, sich durch einen drei Meilen dicken Berg mit Hirsebrei hindurchzuessen. Freilich muß in der Uebertragung in usum delphini manche Derbheit wegbleiben.

Ein beliebtes Thema seiner Schwänke sind auch die Schwächen des weiblichen Geschlechts, ganz im Gegensatz zu der süßlichen Verhimmelung der Minnesänger. So trägt er eine nicht gerade sehr galante Schöpfungsgeschichte des Weibes in seiner Manier vor. Darnach raubte unserem Hergott ein großer Hund die Rippe, woraus er das Weib bilden wollte, und als er ihn verfolgt und am Schwanze faßt, bleibt ihm dieser in der Hand zurück. Was bleibt ihm also übrig? Er bildet das Weib anstatt aus der Rippe aus dem Hundsschwanz. Sie ist denn auch darnach, und kein Wunder, wenn der Mann seinen Kummer darob im Wirthshause vertrinkt. Nicht minder ungalant klingt der Schwank von dem Ehemann, der bald nach seinem Weibe starb, und als er im Himmel einen Platz neben ihr erhalten soll, lieber in die Hölle fahren will. Auch der Teufel, der einmal an ein Weib gebunden war, brennt durch und zieht statt der Wiedervereinigung die Rückkehr in die Hölle vor.

(552)

Digitized by Google

Die Fehler und Schwächen des weiblichen Geschlechts, wie Herrschsucht, Geschwätzigkeit und Zanksucht, bilden denn auch den Hauptinhalt der Schwänke und Fabeln, die auf Foliobogen oder in Quartheften, zum Theil mit Holzschnitten illustrirt, auf den Jahrmärkten verkauft wurden und massenweise in die Bürger- und Bauernhäuser wanderten. Einen Hauptinhalt bildet auch damals schon das ewig unausgesungene Klagelied über die faulen Mägde. Und doch ist der Dichter nicht einseitig und ungerecht: in der Aussprache der Weiber untereinander hechelt er auch die schlimmen Eigenschaften der Männer durch, wie Trunksucht, Spielwuth und Rauferei.

Besondere Berücksichtigung verdienen Hans Sachsens Fastnachtspiele. Das Drama hatte in Deutschland, wie in Griechenland, religiösen Ursprung; es erwuchs aus scenischen Darstellungen an den Hauptfesten. Die Anfänge dieser geistlichen Spiele zur Oster- und Weihnachtszeit reichen bis in die ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung zurück.[8] Sie erwuchsen aus den kirchlichen Gesängen in lateinischer Sprache, doch eine eigentliche dramatische Gestaltung läßt sich erst seit dem zehnten Jahrhundert erweisen. Aus den Klöstern hinaus fanden die geistlichen Dramen auch ihren Weg ins Volk; ein Rest davon, der sich bis in die neueste Zeit erhalten hat, sind die Oberammergauer Passionsspiele. Mischte sich schon hier in den Ernst der Darstellung auch die Komik mit dem Auftreten des Teufels, der oft in sehr burlesker Weise die armen Seelen auf einem Schiebkarren davonfuhr, oder des Spezereikrämers, womit man mit Vorliebe den quacksalberischen Juden an den Pranger stellte, so bot die Ausgelassenheit der Fastnachtzeit und die Freiheit, die der Schalksnarr genoß, der niederen Komik ein weites Feld. Besonders in Nürnberg ward die Fastnacht in der tollsten Weise gefeiert. Diese Gelegenheit, die Geißel und Pritsche über menschliche Gebrechen und Thorheiten zu schwingen,

Digitized by Google

ließ sich denn auch unser, mit dem nöthigen sittlichen Ernste begabte Hans Sachs nicht entgehen; er verfaßte 65 Fastnachtspiele. Eines der bekanntesten ist das „Narrenschneiden", worin ein Kranker mit angeschwollenem Leib auf zwei Krücken zu einem Arzte humpelt und ihm sein Leid klagt. Der Doktor untersucht ihn und findet, daß er voll Narren stecke. Der Patient will dies anfangs nicht glauben, bis ihm der Arzt einen Spiegel vorhält und er darin seine Narrenohren erkennt; allein er hat Angst vor einer Operation und meint, er wolle seiner Frau den Gefallen nicht thun und sterben. Da bedeutet ihn der Arzt, daß er so doch unfehlbar sterben müsse. Nun schützt der Patient seine Mittellosigkeit vor, aber der Arzt erbietet sich, ihn gratis zu operiren. Da läßt sich der Arme binden, und unter ständigem Geschrei holt ihm der Arzt vermittelst einer Zange einen Narren nach dem andern heraus; zuerst den großköpfigen Narren der Hoffahrt, und spricht:

„Wie hat er dich so groß aufblasen,
Hochmüthig gemacht über Maßen,
Stolz, üppig, eigensinnig und prächtig,
Rühmisch, geudisch, sam seist du mächtig,
Nicht wunder wer und willst du es wissen,
Er hat dir längst den Bauch zerrissen."

Darnach wird ein großer, viereckiger Narr, der Geiz, herausgezogen; aber der Knecht des Arztes hört es noch im Bauche des Patienten wie eine Maus nagen, und hervor holt der Doktor einen dürren, grüngelben Narren:

„Schau, dieser ist der neidig Narr,
Der machet dich so untreu gar.
Dich freuet des Nächsten Unglück
Und braucheſt viel hämischer Tück'.
Des Nächsten Glück, das bracht' dir Schmerz,
Also nagst du dein eigen Herz.
Mich wundert, daß der gelb' Unflath
Dein Herz dir nit abgefressen hat."

Digitized by Google

Die operirten Narren zeigen sich nicht immer sehr willig, bald beißt der eine in die Zange, bald sticht ein anderer dem Kranken in die Seite; ein dritter läßt den Kopf hängen:

„.....es ist der allerfäuleste Tropf,
Hat dich gemacht in alle Weg'
Hinlässig, werklos, faul und träg',
Langweilig, schläfrig und unnütz,
Verdrossen, aller Ding' urdrütz,
Hätt' ich dir'n nit geschnitten ab,
Er hätt' dich bracht an Bettelstab.
Mein guter Mann, nun sag' an mir,
Empfindst keins Narren mehr in dir?"

Der Patient befühlt sich und meint, er sei jetzt frei, doch sein Leib sei noch hart und angeschwollen. Da holt der Arzt noch einen wüsten Klumpen heraus, ein ganzes Narrennest:

„Allerlei Gattung, als falsch' Juristen,
Schwarzkünstler und die Alchemisten,
Spieler, Bogschützen und die Weibleut',
Die viel verthan nach kleiner Beut',
Summa Summarum, wie sie nannt
Doktor Sebastianus Brant
In seinem Narrenschiff zu fahren."

Das Nest wird in die Pegnitz geworfen und der Kranke kann wieder hüpfen und springen. Der Arzt giebt ihm als Grund seiner Krankheit nicht etwa Unmäßigkeit an, sondern:

„Daß dir gefiel dein Sinn allein,
Und ließ dein eigen Willen Raum
Hieltst dich selber gar nit im Zaum;
Was dir gefiel, das thätst du gleich."

Der Geheilte verspricht Besserung, und mit dem Rezept schließt das Gedicht:

„Ein jeglicher, dieweil er lebt,
Laß er sein' Vernunft Meister sein
Und reit' sich selbst im Zaum allein

Digitized by Google

Und thu' sich fleißiglich umschauen
Bei reich und arm, Mann und Frauen,
Und wenn ein Ding übel ansteh',
Daß er desselben müßig geh';
Richt sein' Gedanken, Wort und That
Nach weiser Leute Lehr' und Rath.
Zu Pfand setz' ich ihm Treu' und Ehr',
Daß alsdann bei ihm nimmermehr
Gemeldeter Narren keiner wachs',
Wünsch' euch mit guter Nacht Hans Sachs."

Manche Schwänke freilich sind nicht mehr nach unserem heutigen Geschmack, weil sie entweder allzu sehr den derben Späßen unseres Kasperletheaters, oder den Albernheiten der Schildbürger gleichen. Auch der Typus des echt deutschen Schalksnarren, Till Eulenspiegel, der Repräsentant des deutschen Handwerksburschenhumors, erfährt durch Hans Sachs eine eigenartige Behandlung. Bei der Aufführung dieser Schwänke spielte er selbst mit seinen Zunftgenossen mit.

Außerdem behandelte er alttestamentliche sog. Mysterienstoffe, jedoch in eigenthümlicher Vermischung mit heidnischen oder ganz modernen Elementen. Das bekannteste Stück derart ist die „Komödie von den ungleichen Kindern Evä", worin er die Kinder dieser je nach ihren Kenntnissen im lutherischen Katechismus in zwei Gruppen theilt. Charakteristisch für die damaligen Dramen war das Auftreten des Ehrnholds, d. i. Herolds, der einen Prolog spricht, und dann erst folgt das eigentliche Drama. Eva klagt darin über den Verlust des Paradieses und daß sie sich vor ihrem Manne ducken müsse; aber Adam, der müde von der Feldarbeit nach Hause kommt, tröstet sie, er habe vom Erzengel Gabriel vernommen, daß Gott ihm nicht böse sei, sondern morgen kommen wolle, bei ihnen ein Fest zu feiern und zu schauen, ob sie auch ihre Kinder im richtigen Glauben und in der Gottesfurcht erzögen. Sofort rüstet nun Eva das Haus festlich zu, und Adam fragt nach Kain, dem „Wüstling

Digitized by Google

und Galgenstrick", der knurrig davongelaufen. Abel, der die Schafe gehütet, soll ihn suchen. Als er ihn findet und ihm zuredet, will er von Gott nichts wissen und stößt auch gegen seinen frommen Bruder Drohungen aus, die den zukünftigen Mörder ahnen lassen. Als nun der Herr dem Hause Adams naht, stellt dieser seine zwölf Kinder in zwei Gruppen auf und sagt:

„Ihr Kinderlein, ich seh' den Herrn
Mit seinen Engeln kommen von fern!
Nun stellt euch in die Ordnung fein!
Alsbald der Herre tritt herein,
Neigt euch und bietet ihm die Händ'.
Schau zu, wie stellt sich an dem End'
Der Kain und seine Galgenrott',
Als wollten sie fliehen vor Gott!"

Da tritt der Herr mit zwei Engeln ein und ertheilt den Segen. Dankbar und demüthig, mit erhobenen Händen empfängt ihn Adam; Eva bricht in reumüthige Klagen über ihren Sündenfall aus; doch Gott tröstet sie mit seiner Langmuth und Geduld. Und nun beginnt die Prüfung der wohlerzogenen Kinder nach Luthers kleinem Katechismus, nachdem sie zuvor das Vaterunser aufgesagt. Gott spricht seine vollste Zufriedenheit aus, wie ein prüfender Kirchenrath, verheißt ihnen den heiligen Geist und das ewige Leben und Glück und Heil auf dieser Welt, daß große Leute aus ihnen werden sollten, wie Gelehrte, Prediger und Prälaten, und auf daß ihr Name stets mit Ruhm und in Ehren genannt werde.

Doch nun beginnt das Examen mit den ungerathenen Kindern, von denen schon nach ihrem Gebahren bei der Ankunft des Herrn nichts Gutes zu erwarten ist; denn sie haben Gott noch nicht einmal ehrerbietig gegrüßt und sich vom Satan aufhetzen lassen. Als Kain das Vaterunser aufsagen soll, spricht er:

Digitized by Google

„O Vatter Himmel unſer,
Laß uns allhie dein Reich geſchehen,
Im Himmel und in Erden ſehen.
Gieb uns Schuld und täglich viel Brot
Und alles Uebel, Angſt und Noth. Amen."

Aehnlich ſprechen auch die übrigen Geſinnungsgenoſſen Kains. Als Nimrod dem Herrn ſagen ſoll, was er vom ewigen Leben halte, ſpricht er:

„Das will ich dir gleich ſagen eben:
Was meine Augen ſehen, glaubt das Herz,
Nicht höher ſchwing' ich es aufwärts,
Ich nehm' Ehr', Gut, Reichthum dermaßen
Und will dir deinen Himmel laſſen."

Das klingt ganz, wie der Materialismus unſerer Tage. Der Herr ſeufzt über die glaubensloſe Rotte, verflucht ſie und verheißt ihnen Schande und Noth auf Erden, daß ſie „Bauern, Köhler, Schäfer, Schinder, Badknechte, Holzhacker, Beſenbinder, Taglöhner, Hirten, Büttel und Schergen, Kärrner, Wagenleut' und Fergen, Jakobsbrüder,[9] Schuſter und Landsknecht" werden würden als das „hartſeligſt Geſchlecht". Hieraus erſieht man, daß Hans Sachs ſeinen eigenen Stand nicht gerade für einen beneidenswerthen hielt; doch ſagt er der Eva, die ſich darüber den Kopf kratzt, daß einer ihrer Söhne Schuſter werden ſoll, zum Troſte, daß ein Stand ſo mühſelig ſei, wie der andere.

Zum Schluſſe kommt die Ermordung Abels und Verzweiflung Kains, jedoch nüchtern und ohne Pathos. Welche Tragik liegt dagegen in Byrons Drama „Kain"?! Doch Hans Sachs war eines ſolchen Schwunges nicht fähig. Aber man bedenke den Geiſt der Zeit und die rohen Anfänge des Dramas! Immerhin zeigen die Sachsſchen Dramen gegen die früheren einen gewiſſen Fortſchritt in Technik und Auffaſſung; auch emanzipirte er ſich von der Herrſchaft geiſtlicher Stoffe

Digitized by Google

und behandelte zuerst weltliche Sujets; vor allem betonte er den sittlichen Ernst, den so viele Machwerke moderner Lustspiele und Schwänke in der frivolsten Weise außer acht lassen. Nach Schiller soll aber die Bühne eine Erziehungsanstalt der Menschheit zu allem Guten, Wahren und Schönen sein.

Auch volksthümliche Stoffe behandelt Sachs dramatisch, wie die Sage vom hörnernen Siegfried und der geduldigen Griseldis.

An Fruchtbarkeit kommt ihm kein anderer Dichter gleich; die Zahl seiner Dichtungen beläuft sich auf 6048, wovon natürlich vieles werthlos ist. Bis in sein hohes Alter ist er unabläßig in seinem Handwerk und der Poeterei thätig gewesen. Der Verlust seiner Frau nach 41jähriger Ehe traf ihn so hart, daß er meinte, sein Dichten aufgeben zu müssen. Doch fand er in der hübschen 17jährigen Barbara Harscherin eine zweite liebevolle Gattin, die ihn treu und besorgt bis an sein Ende verpflegte. Wie ein feuriger Liebhaber und verspäteter Minnesänger beschreibt er ihre Reize wie folgt:

„Ihre Stirn ist glatt wie Marmelstein,
Ihr Mündlein brennt wie ein Rubin.....
Milchfarb sind auch ihre Wangen,
Mit rosenrother Farb' umfangen,
Darin zwei kleine Grüblein zart,
Ihre Aeuglein braun, lieblicher Art,
Dazu ein lang fliegendes Haar
Lichtgelb, gleich dem Golde klar."
u. s. w.

Bis in sein zweiundachtzigstes Jahr scheint er seine geistige Frische und Rüstigkeit, abgesehen von vorübergehenden Schwächezuständen, bewahrt zu haben. Gegen sein Lebensende pflegte man ihn, weiß wie eine Taube, mit langem Barte vor seinem Tische sitzen zu sehen, wie er in einem großen, mit Gold beschlagenen Buche, der Bibel, las, und ringsum lagen noch

Digitized by Google

mehr solche Folianten. Trat dann Jemand ein, so neigte er nur schweigend sein greises Haupt, bis ihn eines Tages ein heftiges Gewitter dermaßen erschreckte, daß er zwei Tage darauf starb (19. Januar 1576). Sein Tod wurde bekannt gemacht wie folgt:

„Gestorben ist Hans Sachs, der alte deutsche Poet.
Gott verleih' ihm und uns eine fröhliche Urstätt!" —

Bei seinen Zeitgenossen stand Hans Sachs in hohem Ansehen. Melanchthon nennt ihn den größten Dichter seiner Zeit. Später allerdings, als die gelehrte Dichtung aufkam, verfiel er fast allgemein der Geringschätzung.[10]

Ja selbst zu Beginn unserer zweiten Blüthezeit gab es noch scharfsinnige und gelehrte Männer, die Hans Sachs verkannten. So spricht sogar Herder, „der doch wahrhaftig scharf und tief zu blicken und innerhalb der umgebenden Schlacke die Goldkörner zu erspüren befähigt war", in seinen zerstreuten Blättern 1780 von dem „berüchtigten Hans Sachs", und Adelung fällt im Hinblick auf die Dresdener Hans-Sachs-Manuskripte das wegwerfende Urtheil: „Viele darunter sind von Hans Sachsens eigener Hand; der Geist dieser Reimerei ist zu bekannt, daher ich mich nicht weiter dabei aufhalte." Erst Lessing läßt Hans Sachs volle Gerechtigkeit widerfahren. Doch fehlt es auch nicht in unserem Jahrhundert an abfälligen Urtheilen. So läßt sich Heine aus wie folgt: „Wer über die neuere deutsche Litteratur reden will, muß mit Luther beginnen und nicht etwa mit dem Nüremberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantischen Litteratoren geschehen ist. Hans Sachs, dieser Troubadour der ehrbaren Schusterzunft, dessen Meistergesang nur eine läppische Parodie der früheren Minnelieder und dessen Drama nur eine tölpelhafte Travestie der alten Mysterien ist,

Digitized by Google

dieser pedantische Hanswurst, der die freie Naivetät des Mittelalters ängstlich nachäfft, ist vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erste Poet der neueren Zeit zu betrachten." Alle Hochachtung vor Heines Dichtergenialität, aber hier thut er dem Andenken Hans Sachsens Unrecht. Eine volle Würdigung erfuhr Hans Sachs aber erst durch Gervinus' geniale Auffassung und das im wesentlichen auf dieser fußende liebenswürdige Schriftchen von J. L. Hoffmann: „Hans Sachs, sein Leben und Wirken aus seinen Dichtungen nachgewiesen. Nürnberg 1847." Gervinus nimmt unseren Dichter hauptsächlich in Schutz gegen den Vorwurf eines trockenen, langweiligen und hausbackenen Moralpredigers.

Es ist wahr, unserem heutigen Geschmacke entspricht es nicht mehr, die Dichtkunst in den Dienst der Religion und Moral zu stellen. Die Lehren Hans Sachsens über Ehe, Kinderzucht u. dergl. ermüden uns und kommen uns langweilig vor. Aber sollen wir, abgesehen von den Mängeln der Weitschweifigkeit und Anödung, überhaupt das Prinzip verwerfen, das Schöne und Wahre als sich deckend mit dem Begriff des Guten aufzufassen? Ist nicht auch nach Schillers Auffassung der Dichter berufen, in hervorragendem Maße der ästhetische Erzieher der Menschheit und namentlich der Jugend zu sein? In diesem Sinne übermittelte auch Hans Sachs seine gesammelten Schätze antiker Sage und Geschichte, ihm gestaltete sich zugleich der gesamte Bildungsstoff zu pädagogischen Ermahnungen und moralischen Warnungen in den Irrgängen des Lebens und im Hinblick auf die Lockungen des Lasters. „Er ward," wie Gervinus sagt, „ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte die Alten zuerst von ihrer rein sittlichen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian

Digitized by Google

und Horaz von der lebensphilosophischen, weltmännischen Seite einführte." Und mit Recht betont Arnold (Hans Sachs' Werke I, Einleitung S. 25): „... wer würde ihn missen wollen im Gesamtbilde der deutschen Litteratur, diesen freundlich wohlwollenden, köstlich gesprächigen, unermüdlichen, einsichtsvollen, mit überlegenem Wissen ausgestatteten Alten, in dessen Gesellschaft Homer und Vergil sich nicht zu schämen brauchten? Wer wird sie missen wollen die ergötzlichen poetischen Erzählungen, welche, wie das Schlaraffenland, seit Menschenaltern freilich in öfters verstümmelter Ursprünglichkeit in die Lesebücher unserer Jugend aufgenommen und längst schon zum Gemeingute der deutschen Nation geworden sind? Wer möchte sie missen, die zahllosen, für den Kulturhistoriker unschätzbaren Aufschlüsse über Sitten und Bräuche der auf der Bühne des 16. Jahrhunderts handelnden Personen und Stände? Was Simplicius Simplicissimus für den dreißigjährigen Krieg, das ist Hans Sachs für die Reformation. Wer das Leben und Treiben der damaligen Menschen kennen lernen, wer sie belauschen will in ihrem Denken, Urtheilen und Fühlen, der wird in Hans Sachs einen trefflich unterrichteten Cicerone finden. Kaiser, Fürsten und Adel, ersterer zwar ein gewaltiger Herr und mit allem Prunke in des Dichters Vaterstadt aufgenommen, aber ohnmächtig im Reiche und von den Türken beständig drangsalirt; die Fürsten zwieträchtig untereinander, nur auf sich bedacht und ohne jenen erhabenen Gemeinsinn, welcher im Alterthume so Großes gewirkt hatte; der Adel sittenlos, tyrannisch, raubgierig und mordlustig; der Klerus früher mächtig, jetzt, wo Ablaß und Bann erstorben, heruntergekommen; die falschen Juristen und römischen Doctores, welche neben den Pfaffen in dem ärgsten Höllenfeuer braten müssen, überhaupt die ganze römische Jurisprudenz mit ihren gelehrten Glossen und Rechtsverdrehungen, welche die Prozesse verlängern und

Digitized by Google

die Urtheile verwirren; die Finanzmänner, genannt Finantzer, die systematischen Aussauger des Volkes; die Kaufleute mit ihrer Praktik und Popizerei; die großen Handelsgesellschaften, welche die Lebensmittel gewaltsam aufkauften und das Leben des armen Mannes vertheuerten; ferner die verschiedenen fahrenden Leute, sei es der Teufel selbst, der zu den fahrenden Schülern gehört, im Sinne der Zeit als erzdummer Teufel erscheint und insbesondere vor alten Weibern höllische Angst hat, seien es die wilden, trunkenen Landsknechte, denen Himmel und Hölle verschlossen bleibt, seien es die gelehrten Vaganten oder Bacchanten, welche, Speise und Trank heischend, gaukelnd und betrügend im Lande herumschwärmten; endlich das Bauernvolk in seiner Dummheit und geldstolzen Gespreiztheit, der Bürgerstand samt der städtischen Polizei, die Handwerker die Eheleute, keifende Frauen und Mägde, Trinker und Spieler — kurz — wer wollte erschöpfen! — überall schauen wir in eine so mannigfaltige Buntheit des Menschengewühles, daß man fast glauben könnte, Hans Sachs habe niederländische Kleinmalerei vor Augen gehabt. Die Gestalten, sagt Gervinus, leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler er könne alles vor Augen stellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, so erzählt und schildert er selbst, daß man es nicht klarer vor Augen stellen könnte. Und wie sehr unterscheiden sich jene Sittenspiegel von der Schreibart der früheren und der gleichzeitigen Federhelden. Folz und Rosenblüt, die Vorgänger, machen auch nicht einen Versuch, über die plumpe und rohe Gemeinheit sich zu erheben, die Zeitgenossen sind maßlos und leidenschaftlich. Eine Zeit, welche den zwar feurigen, aber auch heftig polternden Luther hervorbrachte, wo Hutten in zügelloser Leidenschaft sich verzehrte und Murner die Rohheit des gemeinen Lebens in Schrift und Wort nachahmte, eine solche Zeit bedurfte so recht des ruhigen, sich immer

Digitized by Google

gleichbleibenden, edlen, bescheidenen, handwerksmäßigen Dichters, welcher, wie der klassische Melanchthon aus stiller Zelle, den Samen seines Wissens unter die Menge streute, vom Schulgezänk der Theologen sich fernhielt, die Fehler der Menschen lieber verlachte als verfluchte, durch unzählige, heilverkündende Mahnungen und Trostspiegel die bitteren Schäden und Wunden der Zeit zu heilen suchte. „Er ließ sich von dem großen Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen schimpft er nicht wie Luther, wie selbst die regierenden Häupter der Zeit thaten; seine Schreibart ist kräftig und reich fast neben der jedes anderen Zeitgenossen, sie ist unschuldig, lebendig und hell neben Murners, viel poetischer, anschaulicher, eindringlicher, edler als Huttens, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischarts, und nächst Luthers ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satiriker eine reiche Quelle."

So und ähnlich lauten fast übereinstimmend die Urtheile der meisten Kritiker und Litterarästhetiker der Neuzeit über Hans Sachs. Besonders stolz ist natürlich seine Vaterstadt Nürnberg auf ihren großen Sohn; im Jahre 1874 setzte sie ihm ein von Kraußer geschaffenes Standbild. Eins der schönsten Denkmäler jedoch hat Goethe dem vordem vielfach verkannten Meister in dem auch im Volkston prächtig gehaltenen Gedichte: „Hans Sachsens poetische Sendung" gesetzt.

Darin sehen wir den Meister, wie er leibt und lebt in seiner Werkstatt: es ist Sonntag, die Arbeit ruht, und die heitere Frühlingssonne lacht durch's Fenster. Sie wirkt belebend auch auf unseren Meister, der im sauberen Feierwams dasitzt: „er fühlt, daß er eine kleine Welt in seinem Gehirne brütend hält, daß sie fängt an zu wirken und an zu leben, daß er sie gerne möcht' von sich geben." Er besitzt ein treues,

Digitized by Google

kluges Auge, einen liebevollen, klaren, reinen Geist und eine beredte Zunge, so daß die Musen beschließen, ihn zum Meistersänger zu weihen. Demgemäß treten charakteristische, weibliche Gestalten herein, zuerst ein kräftiges, gesundes, aber ehrbares Weib, die verkörperte Tugend, das Sinnbild züchtiger Sittlichkeit damaliger Zeit. Diese fordert den jungen Dichter auf, das echte deutsche Bürgerthum im Dienste der Wahrheit und Frömmigkeit zu verherrlichen, kräftig und kernig, im Ernst und Scherz, die Welt zu zeichnen, wahrhaftig wie Albrecht Dürer. Und sie eröffnet ihm einen freien Blick in Gottes schöne Natur.

Darnach erscheint ein altfränkisches Weib, genannt Historia, Mythologia, Fabula, die ihm die Vergangenheit, die heilige und profane Geschichte erschließt und ihm auf alten Holzschnitten illustrirt. Noch ist unser Meister ganz vertieft im Anschauen, da hört er es hinter sich klappern und schellen, und es erscheint der Schalksnarr, der die Thorheiten der Welt verspottet, jedoch ohne bitter zu werden.

Nach Goedekes Urtheil sind Hans Sachsens Schwänke „von keinem Dichter der Welt übertroffen; seine Fastnachtspiele sind den besten unter den guten, kleinen und alten Spielen alter und neuer Zeit in Erfindung, dramatischer Gestaltung, Verwickelung und Angemessenheit der Sprache ebenbürtig, so daß Jeder, der sie gelesen und verstanden hat, gern wieder zu ihnen zurückkehrt." Gervinus nennt ihn einen „Reformator der Poesie" und Goedeke „einen wirklichen Dichter, der alle seine Zeitgenossen an Fülle und Umfang des Stoffes, an sittlicher Tiefe und glücklicher Gestaltung übertrifft". Doch kehren wir zu Goethes Gedicht zurück.

Noch fehlt die eigentliche Muse, die des Dichters Gedanken Gestalt und Leben verleiht. Sie schwebt auf einem Wolkensaum hernieder, „heilig anzuschauen, wie ein Bild unserer lieben Frauen, die umgiebt ihn mit ihrer Klarheit immer kräftig wir-

Digitized by Google

kender Wahrheit." Nachdem sie ihn zum Dichter geweiht, zeigt sie ihm im engumzäunten Gärtlein ein sittsam Mägdlein am Bache beim Hollunderstrauch unter einem Apfelbaum sitzend, wie sie in unverstandener Sehnsucht Kränze windet. Das holde Mädchen soll ihm ein häuslich Glück bereiten, dessen ein Dichter mehr bedarf, als andere Menschenkinder, damit seine Kraft nicht erlahme, sein Herz nicht veröde. Dies Glück hat ja auch unser Meister bis in sein höchstes Alter genossen; denn „wird die Liebe nimmer alt, wird auch der Dichter nimmer kalt".

Und so schließen auch wir mit Goethes Worten:

„Ein Eichkranz, ewig jung belaubt,
Den setzt die Nachwelt ihm aufs Haupt,
In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!"

Noch leibhaftiger und anmuthender tritt uns jedoch das Bild des biederen Meistersängers in R. Wagners unsterblicher Oper vor Augen.

Hier hebt sich vor allen Dingen das Genie von Gottes Gnaden vor den übrigen, in starren und pedantischen Regeln befangenen Meistersängern ab, das in Walther Stolzing, der seine Gedanken auf kühnem Adlerfluge der Phantasie freien Lauf läßt, den geborenen Dichter entzückt und neidlos anerkennt. Aber nicht genug, daß er ihm durch Einrichten seines Liedes in die hergebrachten Formeln zum Triumph des Meistersängerruhms verhilft, großmüthig und entsagend, — eine wahrhaft edle Seele, legt er den Preis der Ehre und der Liebe in die Hand des jungen Freundes. Und als dieser selbstlos und dankend die nach seiner Meinung unverdiente Ehre ablehnen will und unter dem Jubel des Volkes Hans Sachs den Kranz aufsetzt mit dem Ausruf, er wolle ohne Meister selig sein, da spricht der biedere und begeisterte Anhänger deutscher Kunst die beherzigenswerthen Worte:

Digitized by Google

„Verachtet mir die Meiſter nicht
Und ehrt mir ihre Kunſt!
Was ihnen hoch zum Lobe ſpricht,
Fiel reichlich euch zur Gunſt.
Nicht euren Ahnen, noch ſo werth,
Nicht euren Wappen, Speer noch Schwert, —
Daß ihr ein Dichter ſeid,
Ein Meiſter euch gefreit, —
Dem dankt ihr heut eu'r höchſtes Glück.
Drum denkt mit Dank ihr dran zurück,
Wie kann die Kunſt wohl unwerth ſein,
Die ſolche Preiſe ſchließet ein? —
Daß unſer Meiſter ſie gepflegt
Grad' recht nach ihrer Art,
Nach ihrem Sinne treu gehegt,
Das hat ſie echt bewahrt:
Blieb ſie nicht adlig, wie zur Zeit,
Wo Höf' und Fürſten ſie geweiht,
Im Drang der ſchlimmen Jahr', —
Blieb ſie doch deutſch und wahr;
Und wär' ſie anders nicht geglückt,
Als wie, wo alles drängt und drückt,
Ihr ſeht, wie hoch ſie blieb' in Ehr'!
Was wollt ihr von den Meiſtern mehr?
Habt acht! Uns drohen üble Streich': —
Zerfällt erſt deutſches Volk und Reich,
In falſcher, wälſcher Majeſtät,
Kein Fürſt dann mehr ſein Volk verſteht;
Und wälſchen Dunſt mit wälſchem Tand
Sie pflanzen uns ins deutſche Land.
Was deutſch und echt, wüßt Keiner mehr,
Lebt's nicht in deutſcher Meiſter Ehr'.
Drum ſag' ich euch:
Ehrt eure deutſchen Meiſter,
Dann bannt ihr gute Geiſter!
Und gebt ihr ihrem Wirken Gunſt, —
Zerging in Dunſt
Das heilige römiſche Reich,
Uns bliebe gleich
Die heil'ge deutſche Kunſt!

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Wie Albert Richter (Nachwort zur Hans-Sachs-Feier, „Grenzboten", Jahrg. 53, Nr. 47) nachweist, hat es auch im 17. Jahrhundert nicht ganz an anerkennenden Zeugnissen für Hans Sachs gefehlt.

[2] Nicht unpassend hat man die Gliederung der zwei sich entsprechenden Stollen mit dem darauffolgenden Abgesang mit der Sonettenform verglichen, in der ja auch bekanntlich zuerst zwei vierzeilige Strophen und dann die beiden Terzinen als Abgesang folgen.

[3] Auch sei hierbei auf die, wenngleich mit eigener Erfindung, so doch im Geiste der Zeit gehaltene Biographie: „Hans Sachs" von Friedr. Furchau (Leipzig 1819) aufmerksam gemacht, die namentlich kulturhistorisch von Interesse ist.

[4] Diesem Kampfgespräch liegt ein wirkliches Gedicht von Hans Sachs zu Grunde, betitelt: „Gespräch, wer der künstlichste Werkmeister sei."

[5] Schimpf bedeutete damals soviel wie Scherz.

[6] Eine wahrhaft sehnsüchtige und zugleich rührende Rückerinnerung an sein eheliches Glück mit seiner ersten Gattin enthält sein Gedicht: „Der wunderliche Frauen von meiner abgeschieden Gemahel, Kunigundt Sächsin", worin er selbst ihre Heftigkeit mit dem fahrlässigen Gesinde vertheidigt, da all ihr Wesen nur stets dem Haushalt zugute gekommen.

[7] Von nigromantia, d. i. „Schwarz-, Zauberkunst".

[8] Ausführlich behandelt diesen Stoff Wilh. Creizenach: „Geschichte des neueren Dramas" (1893).

[9] Eigentlich Wallfahrer nach dem Grabe des heiligen Jakob zu Compostella, dann Pilger überhaupt, schließlich „Vagabund und Landstreicher".

[10] Daß dies nicht durchgängig der Fall war und es nicht auch an anerkennenden Zeugnissen dieser Zeit fehlte, hat A. Richter in dem bereits citirten „Nachwort zur Hans-Sachs-Feier" (Grenzboten 53, 47) nachgewiesen.

Digitized by Google

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von E. A. Fischer-Cörlin. Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.**
eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Zinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Rößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr. Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Cörlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geb. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. 3. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. 5. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. 4. Auflage. Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von Robert Hamerling. Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. ..... „ 5.—

Digitized by Google

In der Sammlung „**gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**“ ist erschienen:

Ueber Biographien und Verwandtes.

(92 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 46.— Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Achelis, Adolf Bastian. (N. F. 128) ..... —.80
Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Aufl. (79) ..... —.60
Arnold, Sappho. (118) ..... —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3) ..... —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (26) —.70
Bender, Giordano Bruno. Ein Märtyrer der Geistesfreiheit. (N. F. 102) —.80
— George Eliot. (N. F. 170) ..... 1.—
— Luise von François. (N. F. 208) ..... —.80
Bernardi, Cavour. (N. F. 64) ..... 1.—
Bernhardt, Lord Palmerston. (107) ..... —.60
Bernstein, Alexander von Humboldt u. d Geist zweier Jahrhunderte (89) —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (349) ..... —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (383) ..... —.60
Bousset, Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner, Marie Calm. (N. F. 168) ..... 1.—
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. N. F. 17) ..... —.80
Brunner, Dr. Joh. Conr. Brunner. (N. F. 62) ..... —.60
Dannehl, Victor Hugo. (N F. 2) ..... 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (478) ..... —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (397) ..... —.60
Fester, Kurfürstin Sophie von Hannover. (N. F. 179) ..... —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (217) ..... —.75
Foerster, W., Johann Kepler (146) ..... —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (326) ..... —.75
Goergens, Mohammed. (290) ..... 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Aufl. (16) ..... 1.—
Gundlach, Friedrich der Große und sein Vorleser de Prades. (N. F. 160) 1.—
Haek, Justus van den Vondel. (N. F. 108) ..... 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (338) ..... —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (124) ..... —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Aufl. (81) .. —.75
Herbst, Kant, als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (362) ..... —.80
Hesse, Minchen Herzlieb. (297) ..... 1.—
Hirzel, Jean d'Arc. (227) ..... 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (378) ..... 1.—
von Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Aufl. (17) ..... —.75
— John Howard und die Pestsperre gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (317) ..... —.80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot. (N. F. 27) ... 1.—
Hopf, Bonifaz von Monferrat, der Eroberer von Konstantinopel und Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (272) ..... —.75
Kleinert, Robert Hamerling, ein Dichter der Schönheit. (N. F. 89) .. 1.—
v. Kluckhohn, Luise, Königin von Preußen. Mit dem Bildniß der Königin in Lichtdruck. (242/243) 1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe auf Velin mit der Original-Photographie der Königin, geh 4.50
eleg. geb. in roth Leinen 6 50
— Der General von Scharnhorst. (451) ..... —.80
— Blücher (313/314) 1 20
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) ..... —.80
Kolster, Alexander der Große. (N. F. 99) ..... —.85

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Digitized by Google

Die Breslauer Messe.

Vortrag,
gehalten in der allgemeinen Sitzung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.

Von

Dr. Konrad Wutke,
Königl. Archivar zu Breslau.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Die mittelalterlichen Messen hatten den Zweck, an bequem gelegenen Orten weit auseinanderliegenden Zentren ein- oder zweimal im Jahre einen unmittelbaren Austausch ihrer Produkte zu ermöglichen, weil ein gleichmäßig das ganze Jahr hindurch dauernder Austausch schon durch die schlechte Beschaffenheit, die vielfache Unsicherheit der Straßen und durch die Langsamkeit des Transportes verhindert wurde. Trat die Meßfreiheit ein, dann fielen ferner alle die Zollschranken, welche sonst jede Stadt zum Schutze der einheimischen Industrie und Kaufmannschaft um ihre Mauern gezogen hatte; das Niederlagsrecht, welches den Zwischenhandel ausschließlich den einheimischen Bürgern gestattete und den Fremden verbot, direkt miteinander in Verbindung zu treten, verlor seine Kraft, so daß ein Handel in modernem Sinne auf kurze Zeit vor sich gehen konnte. Alle diese Verkehrshindernisse sind jetzt gefallen. Nur wo die mittelalterlichen Bedingungen auch heute noch herrschen, hat sich eine Messe nach mittelalterlicher Bedeutung erhalten können. Die einzige Messe von Weltruf in Europa ist in Wahrheit heute doch nur die Messe von Nischni-Nowgorod, weil hier eben die gleichen Bedingungen, welche die Nothwendigkeit einer Messe erfordern, geblieben sind. Hier zeigt sich noch ein Stück sehr frühen Mittelalters, indem die turkmenischen Völker mit ihren Karawanen noch genau in eben solcher Weise nach Nischni-Nowgorod ziehen, wie ihre Vorvordern es vor Jahrhunderten zu thun gepflegt haben. Aber

Digitized by Google

auch bei ihr spricht man schon von einem Rückgang, und wenn auch der Verlauf der Messe von 1893 zu Nischni-Nowgorod wieder den früheren Glanz gezeigt zu haben scheint, so darf man wohl auch ihren allmählichen Rückgang mit der zunehmenden Kultur Ostrußlands und Sibiriens, mit der Erschließung jener Gegenden durch neue Eisenbahnnetze als gewiß annehmen.

Auch das Schicksal der Leipziger Messe scheint besiegelt zu sein, trotz allem glänzenden Aeußeren. Von ihrem wahren Charakter und ehemaligen Wesen hat sie zum mindesten sehr viel eingebüßt; mit Ausnahme einiger Artikel findet jetzt kein unmittelbarer Austausch und Verkauf der Waren mehr statt. Der überwiegende Theil der Waren wird nur noch in Mustern und Neuheiten auf die Messe gebracht, nach denen die Käufer ihre Aufträge ertheilen, und dabei haben diese es ganz in der Hand, den Lieferungstermin je nach ihren Geschäfts- und Absatzverhältnissen zu bestimmen. Dessenungeachtet hat die Leipziger Messe schon vielfach das Ansehen eines Jahrmarktes in großem Stile bekommen.

Leipzigs Lage im Zentrum Deutschlands und Europas war bis in die Neuzeit zu vortheilhaft, als daß es nicht zum Stelldichein die Kaufleute anlocken mußte, und dann verstanden es die Wettiner Fürsten aufs vorzüglichste, durch alle Mittel Leipzigs Emporkommen zu fördern. Konkurrenten in gleich günstiger Lage waren die älteren und in jenen frühen Zeiten bedeutenderen Städte Halle und Erfurt; aber schon in der Zeit, wo Halle und Erfurt als geistliche Städte von ihren geistlichen Herren schon wegen des in ihnen lebenden trotzigen, selbständigen Bürgerwillens nicht den gehörigen Schutz genießen konnten, am Ausgang des Mittelalters, war ihre Nebenbuhlerschaft beseitigt und ihre alten Gerechtsamen durch die neuen Privilegien Leipzigs erstickt worden.

Digitized by Google

Als den ersten Grundstein zu Leipzigs späterer Weltstellung darf man das Meßprivileg des Markgrafen Dietrich von Landsberg vom Jahre 1268 ansehen, nach welchem die Waren der Kaufleute auch aus denjenigen Landen, mit welchen der Markgraf augenblicklich im Kriege liegen würde, unbelästigt in seiner Stadt weilen durften. Die Verbindung mit Nürnberg und Augsburg, deren venezianisch-genuesische Waren Leipzig seit 1388 weiter nach Norden verbreiten half, ließ seinen Handel umfassender gestalten. Ueberaus wichtig wurde es dann, daß Leipzig im 15. Jahrhundert den Transithandel aus Polen und Schlesien an sich zog und anderseits die Rückfracht vermittelte. Schon 1399 und 1404 schloß der Markgraf von Meißen mit den zwei den kontinentalen osteuropäischen Handel vermittelnden Städten Breslau und Krakau Verträge, durch welche er diesen beiden wichtigen Emporien gegen Entrichtung festgesetzter Zölle sichere Fahrt durch seine Lande nach Leipzig gewährleistete. Von jetzt an wachte Leipzig eifersüchtig darüber, daß die gewohnten Straßen von den Warenzügen streng innegehalten und seine Mauern nicht umfahren wurden. Die Krönung der unausgesetzten Bestrebungen der Markgrafen von Meißen um die Hebung ihrer Stadt bildeten dann die Begnadigungen Kaiser Maximilians I. von 1497 und 1507, durch welche die Jahrmärkte Leipzigs zu Neujahr, Jubilate und Michaelis zu Reichsmessen erhoben wurden. Gleichzeitig erfolgte die Begabung mit einem glänzenden Stapel- und Niederlagsrecht durch die Bestimmung, daß hinfort kein Markt, keine Messe oder Niederlage innerhalb fünfzehn Meilen rings um die Stadt (d. h. in den Bisthümern Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Naumburg und Meißen) aufgerichtet oder gehalten werden solle und daß daher alle zum Nachtheil Leipzigs bisher bestandenen Privilegien, namentlich auch das Erfurter Stapelrecht, für ungültig erklärt wurden. Kaiser Karl V. dehnte 1521 dieses

Digitized by Google

Geschenk seines Großvaters noch dahin aus, daß die Straßen durch alle Lande des heiligen römischen Reiches zu und von den Leipziger Märkten und Niederlagen durch keinerlei Sache versperrt, desgleichen die Waren und Güter, so zu und von den bestimmten Märkten gehen, nicht aufgehalten, verhindert und rechtlich arrestirt werden sollen, alles bei Vermeidung der Reichsacht und Oberacht, auch bei Pön des Landfriedensbruchs und 50 Mark löthigen Goldes.[1]

So hatte Leipzig für seinen Handel alles erreicht, was es nur brauchen konnte. Derselbe nahm einen großartigen Umfang und eine mächtige Ausdehnung an. Leipzig wurde die Stadt von dem Weltrufe, welchen es auch heute noch genießt. Andere günstige Momente traten hinzu. Die niederländischen Unruhen, die spanische Glaubensunduldsamkeit zwangen eine Menge Tuchweber und andere Gewerbleute zur Flucht, ein guter Theil nahm seine Zuflucht in Leipzig und half hier eine eigene thatkräftige Industrie ins Leben rufen. Zu alledem kam noch, daß Leipzig ein weites fruchtbares Hinterland hat; der blühende sächsische Bergbau fand hier den Markt für seine Produkte und Bedürfnisse, und als dann der Bergbau zurückging, entstanden in den sächsischen Bergdistrikten Industrien, welche ihren Absatz ebenfalls nur durch Leipzig fanden. Ohnmächtig knirschten die alten Bischofsstädte des Umkreises gegen die Zertrümmerung und Vergewaltigung ihrer uralten Gerechtigkeiten, aber da sie keinen Hinterhalt an ihren Landesherren hatten, sanken sie zu gemeinen Landstädten herab. Glänzender als je stand Leipzig da und verstand es auch in den folgenden Jahrhunderten, sich diese Stellung zu bewahren. Indessen unangefochten blieb sie nicht, und Leipzig erlitt im Laufe der Zeit manche Schmälerung ungeachtet des heftigsten Widerstandes seines Magistrats und trotz dem Schutze seines Landesherrn; ja sogar die eigenen Fürsten thaten manchen Schritt zur Durchlöcherung der un-

Digitized by Google

beschränkten Herrschaft Leipzigs, wenn es das Wohl des Landes erheischte und dadurch ihre Finanzen aufgebessert wurden.

Leipzig liegt an keinem schiffbaren Fluß, aber nicht weit von seinen Mauern fließt die schiffreiche Elbe. Jedoch hatte Leipzig hiervon keinen Nutzen, sondern viel eher die größte Schädigung seines Handels zu gewärtigen. Leipzig ist nur ein Zusammenfluß der Heerstraßen. Es galt deshalb, den von der Natur gebotenen Schiffahrtsweg zu sperren. Wie Breslau und Frankfurt die Oder sperrten und nur den Landweg duldeten, wollte Leipzig auch den Elbeweg als ihrem Privileg zuwider schließen. Indessen waren weder das österreichische Herrscherhaus als Besitzer Böhmens, noch Magdeburg, noch Kurbrandenburg gesonnen, sich diese natürliche Verbindung nach Hamburg und den Niederlanden durch den Leipziger Stapelzwang verschließen zu lassen. Es entstand ein erbitterter Kampf, in welchem im Großen und Ganzen, da die Elbe wegen ihrer geringen Strommenge und wegen ihrer sandigen Beschaffenheit einem ausgiebigen Schiffsverkehr zu viel Hindernisse in den Weg stellte, Leipzig doch sein Uebergewicht behauptete.[2] Eine neue Phase der Entwickelung trat ein, als Halle und Magdeburg durch den westfälischen Friedensschluß 1648 (in Wirklichkeit erst 1680) brandenburgisch wurden. Zwar war das nahe Halle schon zu sehr durch das Uebergewicht Leipzigs herabgedrückt worden und bewahrte eine gewisse Bedeutung nur noch durch seine Salinen, allein das ferner gelegene mächtige Magdeburg wehrte sich mit allen Kräften und mit Erfolg gegen eine gleiche Herabdrückung und fand hierbei eine thatkräftige Hülfe bei seinen neuen Landesherren, den Hohenzollern. Gleich nach der Erwerbung Magdeburgs ließ sich der Große Kurfürst die Wahrung der Gerechtsamen dieser ältesten Handelsstadt an der mittleren Elbe sehr angelegen sein, und seine Nachfolger folgten darin seinen Spuren.

Einen weiteren Umschwung, eine verhängnißvolle Wendung

Digitized by Google

für Leipzigs Handelsmonopol brachte darauf die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen im Jahre 1740. Schlesien mit Breslau in der Hand Preußens konnte für Leipzig leicht eine Sperrung seines osteuropäischen Transithandels bedeuten. Dahinzielende Versuche wurden auch sogleich von dem jungen energischen Herrscher, noch während die Waffen um den Besitz Schlesiens stritten, ins Auge gefaßt. König Friedrich II. wollte nichts geringeres, als seiner neu erworbenen Stadt Breslau den gewinnbringenden osteuropäischen Handel Leipzigs zuwenden. Daß dies ihm schließlich doch nicht gelungen ist, lag nicht an ihm, sondern im letzten Grunde an der Breslauer Kaufmannschaft selbst und daran, daß die althergebrachten Bahnen des Handels doch nicht im Handumdrehen, mit einem Ruck aus den eingefahrenen gewohnten Gleisen sich heben ließen.

Wenn nun heute Leipzig unter verschlechterten Verhältnissen voll Sorge nach dem jeweiligen Ausfall der Berliner Messe spähen und schweren Herzens daran denken muß, was schließlich aus seiner Messe werden soll, so dürfte es nicht uninteressant sein, zu beobachten, welcher Schrecken 1742 Leipzig doch bei viel günstigeren Umständen ergriffen hat, als es ruchbar wurde, daß der König von Preußen damit umgehe, Breslau eine Messe zu verschaffen und für den osteuropäischen kontinentalen Handel Breslau an die Stelle Leipzigs zu setzen.

Besprechen wir zunächst in wenigen Worten die Bedeutung Breslaus als Handelsplatz.

Schon vor dem Mongolensturm war an der Stelle, wo Breslau 1241 als deutsche Stadt gegründet wurde, von altersher ein lebhafter Warenaustausch, eine Umschlagstelle gewesen. Hier war der Ort, wo der industriearme Osten seine Rohprodukte gegen die Fabrikate des industriereichen Westens austauschte. Zugleich entstand daran ein einheimisches kräftiges Handwerk.

Digitized by Google

Die Wallonen hatten schon vor der deutschen Einwanderung die Tuchmacherkunst nach Schlesien gebracht; mächtig wurde auch die Zunft der Kürschner, welche die vom Osten gebrachten Felle gleich an Ort und Stelle verarbeiteten; bald traten andere Zünfte ihnen ebenbürtig an die Seite. Ihren hervorragenden Platz und damit das Regiment der Stadt bewahrten die Großkaufleute, welche die Erzeugnisse des Westens wagemuthig in die fernsten Gegenden Europas selbst brachten, auch an die Ostsee vordrangen, ja selbst zu Schiff England, Schottland und die Niederlande aufsuchten. Von Breslau aus führte nach Polen und Rußland die südlichere Straße über Krakau, Lemberg, Kiew bis in die Gebiete der Wolga und des schwarzen Meeres, die nördlichere über Polen, Thorn, Danzig in die Küstenländer der Ostsee, ebenso wurde der Weg über den Jablunkapaß oder durch Mähren hindurch nach Ofen und weiter in die Donauländer hinein befahren. Einen lebhaften direkten Handel trieb Breslau mit Venedig, und als dann Westeuropa den indischen Kolonialwarenhandel infolge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien an sich zog, verstand Breslau auch hier dem Zuge der Zeit zu folgen, aber es gerieth hierbei schon in die Abhängigkeit von Leipzig.

1274 erhielt Breslau das Niederlagsrecht, und im Verein mit Frankfurt a. O. strebte es danach, den Handel zwischen Westen und Osten zu monopolisiren. Es gelang dies jedoch nur unvollkommen. Die kaufmännische Selbständigkeit der polnischen Städte erstarkte, und unter der kräftigen Hülfe ihrer Könige wollten diese eine solche Beschränkung und Unterbindung des eigenen Handels nicht mehr dulden. Die polnischen Städte Krakau, Kalisch, Posen, Thorn ꝛc. mit ihrem Niederlagsrecht machten sich bald unangenehm fühlbar.

Als dann der Kurfürst von Sachsen 1697 zum König von Polen gewählt wurde, brachte diese für Sachsen sonst

Digitized by Google

unheilvolle Verbindung doch für Leipzigs Handel zum Schaden Schlesiens nicht unerhebliche Vortheile. Der nordische Krieg 1700—1720 hatte dann auch verderblichen Einfluß auf den schlesischen Handel, indem nicht nur der Handel nach Polen durch ihn gestört wurde, sondern auch der Schwedenkönig Karl XII. allen polnischen Handel in seine Ostseehäfen zu lenken sich bemühte. Ein gleiches geschah von seiten Peters des Großen zu Gunsten seiner 1703 gegründeten Hauptstadt. Aller russischer Export wurde unter Androhung schwerer Strafen seit 1714 einzig und allein nach den Hafenstädten Archangel und Petersburg gewiesen.[3]

Auch die 1725 in Berlin gegründete russische Handelscompagnie bereitete namentlich dem schlesischen Tuchexport eine schwere Konkurrenz. Kurz, der ganze schlesische Handel war in dem ganzen 18. Säculum, wie ein kundiger Berichterstatter 1740 schreibt, nicht die Hälfte mehr von dem, was er früher gewesen.[4]

Noch ein anderes Moment war hinzugekommen. Bei den erschwerten Verkehrsbedingungen hätte es sehr kapitalkräftiger Firmen bedurft, um alle die Hindernisse, welche die veränderte Gestaltung des früheren rohen osteuropäischen Handels mit sich gebracht hatte, erfolgreich zu überwinden. Indessen die alten Breslauer Patriziergeschlechter, welche im Handel ihr Vermögen erworben hatten, die Sauerma(nn), Uthmann, Breßler, Gutteter, Heugel, Ohl und Adlerskron, Pförtner v. d. Hölle, Reichel und andere, jetzt ausgestorbene Geschlechter, zogen ihre Kapitalien aus den doch immerhin riskanten Handelsverbindungen zurück, legten sie in Grundbesitz an und traten in den schlesischen Landadel über. Breslau wurde dadurch seiner geschäftskundigen, kapitalkräftigen und vornehmen Handlungshäuser, welche im Mittelalter der Stadt ihre Bedeutung gegeben hatten, beraubt. Die Unternehmungslust

Digitized by Google

hörte allmählich auf, und die Breslauer Kaufmannswelt begnügte sich seit dem 17. Jahrhundert, für den Westen und Osten nur noch die Spediteure, Kommissionäre und Agenten Leipzigs und Hamburgs zu sein.

Dieser offenbare Rückgang beunruhigte die österreichische Regierung, und mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts war letztere nun eifrig bestrebt, diesem Verfall des ehemals blühenden Breslauer Handels entgegenzuarbeiten.

Zur Wahrung und Förderung der Interessen des Handels und der Industrie wurde 1716 eine besondere Behörde, das Kommerzienkolleg, aus drei Oberamtsräthen, zwei Kammerräthen, zwei Breslauer Rathsherren und zwei Breslauer Kaufleuten zusammengesetzt. Der früher herrschende fiskalische Standpunkt wurde jetzt verlassen, und die neue Behörde erhielt die Aufgabe, der gewerblichen Thätigkeit des ganzen Landes von oben Hülfe und Förderung, sowie zugleich die leitenden Gedanken zu geben. Es begann für Schlesien die Zeit des Merkantilismus, die Einfuhr der Rohstoffe wurde begünstigt, ihre Ausfuhr erschwert, während das umgekehrte Prinzip bei den verarbeiteten Stoffen herrschte.[5]

Als Ersatz wurden ferner die österreichischen Erblande eröffnet und Breslau in jeder Weise hierin bevorzugt. Die schlesische Metropole hätte hieran sich schadlos halten können, da mittlerweile die schlesische Leinwandindustrie sich schon zu einer mächtigen Blüthe emporgehoben hatte, wenn nicht die preußische Besitzergreifung Schlesiens den Breslauer Handel wieder in seine gefährdete Existenz zurückgeworfen hätte. Das war doch klar, daß die österreichische Regierung von dem Augenblicke, wo sie Schlesien als verloren ansehen mußte, den Breslauern die in den Erblanden gewährten Vergünstigungen sogleich wieder entziehen, und da man ihnen am Wiener Hofe wegen ihrer bewiesenen lauen Haltung heftig grollte, einen

Digitized by Google

ferneren Absatz ihrer Kaufmannswaren durch unübersteigbare Zollschranken verschließen würde. Breslau war jetzt eine gehaßte preußische Stadt geworden, es galt nun, ihr auch den bisher verbliebenen osteuropäischen Zwischenhandel wegzunehmen.[6]

Dieser drohenden Gefahr verschloß sich auch nicht die preußische Regierung und ihr großer König.

Noch während auf böhmischer Erde um den Besitz Schlesiens die Pelotonfeuer rollten, überlegte König Friedrich in seinem Feldlager zu Schaslau, wie er Breslau für den bevorstehenden Verlust der bisherigen österreichischen Handelsbeziehungen zu entschädigen vermöchte. Er faßte den Plan, eine Messe in Breslau zu errichten.

Neu an sich war der Gedanke nicht, wohl aber die Schnelligkeit und Thatkraft, mit der die preußische Regierung den Gedanken ihres großen Monarchen ergriff und zur Wirklichkeit zu gestalten sich bemühte.

Schon am Ausgang des 17. Jahrhunderts, als der Niedergang Breslaus offenkundig geworden war, hatten die Gebrüder Lotichius von Lozenberg als Vertreter der vielen theorisirenden Nationalökonomen jener Zeit durch allerhand Vorschläge dem daniederliegenden schlesischen und breslauischen Handel und den geringen kaiserlichen Kammergefällen aufhelfen wollen. Jedoch die Breslauer Kaufmannsältesten äußerten sich unter Ablehnung dieser wohlgemeinten, aber praktisch unausführbaren Vorschläge im Januar 1694 dahin: „Eher aber würde dieser Stadt und dem ganzen Lande, Kauf- und Handwerksleuten, auch anderen Inwohnern, absonderlich aber Ihrer Majestät Camerali ein großes Zuwachsen und mehr und mehr aufgeholfen werden, wenn starke Warenlager hier könnten eingeführt und dergleichen Märkte wie in Leipzig von Seiner Kaiserl. Majestät aufgerichtet würden, daß die Fremden ihre Waren anhero bringen und die Erblande von hieraus gleichwie von Leipzig geschieht,

Digitized by Google

sich providiren müssen, gestalt mit dem Preise hier so gut wo nicht besser als zu Leipzig gefüget werden könnte, angesehen anhero von Osten und Westen Waren zu Wasser gebracht werden können, so zu Leipzig nichts sein kann. Und können wir nicht absehen, was Ihro Kaiserl. Majestät hierinnen vor ein allergnädigst Bedenken haben sollten, sintemal die Leipziger Messe zwar dahin privilegiret ist, daß jedermann frei zu- und abziehen, Waren bringen, verkaufen und kaufen und in dem Commerzio seine Gelegenheit brauchen möge. Daß aber alle kaiserlichen Erbländer präcise nach Leipzig reisen, von den Leipzigern, die alles nur selbst in Commision von Fremden haben, mit allen Waren sich providiren und also diesen und der churfürstlichen Cammer den besten Profit zutragen müssen, davon weiß Niemand nichts. Und weil Ihro Majestät gleich wohl in dero eigenen Erbländern diese herrliche Gelegenheit haben, daß Ihre Unterthanen die Waren allhier zu Breslau eben so gut und so wohlfeil als zu Leipzig haben könnten, dadurch denn diese Stadt in guten Flor gesetzt, Ihro Majestät Cameralinteresse über die Maßen und zwar daher vermehrt werden könnte, daß wenn Ihro Majestät dero Unterthanen anhero zu Erkaufung ihrer Waren verwiese, die Holländer, Engländer und Hamburger ihre Lager sowohl als zu Leipzig allhier halten, nachmals aber bei der Consumtion das gelöste Geld im Lande lassen, solches an Garn, Wolle, Leinwand, Zichen, Röthe und dergleichen Landwaren employiren und also diese unsere Waren statt Geldes abführen, consequenter die Commerzien merklich stabiliret und der kaiserlichen Cammer einen großen Nutzen schaffen würden."[7]

Dieser Gedanke begeisterte die kaiserliche schlesische Kammerverwaltung in dem Maße, daß sie den Lotichius'schen Gedanken gleichfalls verwarf und voller Wärme die Aeußerung der Breslauer Kaufmannsältesten an die Wiener Hofkammer empfahl.[8] Am

Digitized by Google

7. Juli 1694 erließ sie auch an den Breslauer Magistrat die Anweisung, die Kaufmannschaft des weiteren zu vernehmen und den Bericht hierüber einzusenden.[9] Wir hören jedoch nichts weiter von diesem Projekt, da die Akten hierüber nicht mehr erhalten sind; nur das dürfen wir behaupten, daß in gewissem Maße der Wiener Hof mit Erschließung der österreichischen Erblande der Breslauer Kaufmannschaft entgegenkam, jedoch nicht in dem Umfang, wie diese es verlangt hatte. Daß aber auch schon vordem die österreichische Regierung nichts unterlassen hat, um den schlesischen Handel vor Schaden zu bewahren, beweist ein Schreiben der schlesischen Kammer vom 14. September 1682 an den Magistrat von Breslau, in welchem sie denselben auffordert wegen der vom Herzog Rudolf August von Braunschweig-Lüneburg für die Stadt Braunschweig geplanten Einrichtung zweier Universaljahresmessen, wodurch dem Commercio in Schlesien ein unwiederbringlicher Schaden entstehen würde, mit der Breslauer Kaufmannschaft zu deliberiren und sodann Bericht zu erstatten.[10] Aber auch hierüber verlautet nichts weiter. So ist es auch hier wie in vielen andern Dingen nur bei der guten Absicht der österreichischen Regierung, bei den ersten Anläufen geblieben.

War der Wiener Hof darüber verdrossen, daß die Breslauer Kaufmannschaft stumm über sich die Aenderung der Herrschaft hatte ergehen lassen, so war die neue preußische Regierung nicht minder ungehalten über die kühle Zurückhaltung derselben. In Wirklichkeit haben zuerst nur die unteren protestantischen Bevölkerungsschichten Breslaus den Umschwung der Verhältnisse freudig begrüßt. Die österreichische Gesinnung der Breslauer Verwaltungsbehörden und die Reserve der Kaufmannschaft, obwohl sie zum größten Theil evangelisch war, veranlaßte dann Friedrich den Großen, sich Breslaus, welches vermöge seiner Privilegien durch eigene Besatzung sich schützen durfte,

Digitized by Google

am 10. August 1741 zu versichern. Die vorsichtige Haltung der Breslauer Kaufmannschaft mag denn auch bestimmend dazu mitgewirkt haben, daß die preußische Regierung, als Friedrich der Große selbst den schlesischen Handel von der Vorherrschaft Leipzigs frei machen und diesem sächsischen Handelszentrum einen tödtlichen Schlag versetzen wollte, damit umging, Brieg zur Meßstadt zu erheben. Brieg, über welches vorzüglich der Viehhandel aus Podolien nach Mittel- und Süddeutschland ging, hatte mit Glogau von jeher der Breslauer Stapelgerechtigkeit vielen Abbruch bereitet. Als Residenzstadt der piastischen Herzoge hatte es sich außerdem seine Selbständigkeit gegenüber Breslau bewahrt. Bald ließ jedoch die Regierung den Gedanken, Brieg als Ort der Messe zu bestimmen, fallen und wählte dafür Breslau, weil die Bedenken kamen, daß wenn man Brieg kraft eigenen Rechts mit einer Messe privilegirte, dann die sächsische Regierung ebenso das lausitzische Guben, wie sie schon mehrmals versucht, mit gleichen Vorzügen ausstatten würde.

Bald wurde jedoch die Breslauer Kaufmannschaft gut preußisch, wie allein schon eine amtliche Liste über dieselbe aus dem Anfang des Jahres 1756 beweist.[11] Nach dieser gab es in Breslau i. d. J. 306 Mitglieder der Kaufmannschaft und 44 Reichkrämer, hinter jedem Namen steht der Gegenstand seiner Handlung und eine Schätzung seines Vermögens, darauf folgt die Rubrik: Neigung. Der Kommerzienrath und Kaufmannsälteste Christoph Augustin Unverricht eröffnet hier den Reigen mit dem Prädikat „gut Preußisch", dann folgt in ununterbrochener Reihe das Prädikat „gut". Nur dreimal erleidet dieses Lob eine Aenderung; der Garnhändler Joh. Jakob Arnold bekommt die Note „Raisonneur", der Reichkrämer Jakob Breyde „ganz gut" und der Buchführer Joh. Jakob Korn die Auszeichnung „Sehr gut"; „thut durch seinen Kredit viel mit denen Russen", heißt es außerdem.

Digitized by Google

Eine Zusammenrechnung der als Vermögen schätzungsweise angegebenen Summen ergiebt, daß die Breslauer Kaufmannschaft im Jahre 1756 auf ca. 4575000 Thlr. im Ueberschlag angenommen werden darf. Eine gleiche Zusammenstellung ist aus dem Jahre 1765 vorhanden,[12] nur daß hier die Prädikatenliste fehlt. Darnach besaß Breslau 1765 415 Mitglieder der Kaufmannschaft und 53 Reichkrämer mit einem auf 6682000 Thlr. geschätzten Vermögen. Vielleicht wären jetzt die Noten nicht so gut ausgefallen wie 1756, da die Merkantilpolitik Friedrichs des Großen den Breslauer Handel in seiner freien Bewegung vielfach zu hemmen angefangen hatte.

Am 8. April 1742[13] erging aus Proßnitz in Mähren eine Kabinetsorder von König Friedrich des Inhalts: „Bei Einrichtung der Breslauer Messe geht meine Intention hauptsächlich dahin, daß das polnische und ungarische Commercium mehr und mehr nach Schlesien gezogen und es zugleich dahin gebracht werde, daß Niederschlesien um so mehr Gelegenheit haben möge, seine im Lande fabrizirten Waren, insonderheit die Leinewand, gegen andere auswärtige zu debitiren oder zu versetzen, um dadurch die Leinwandfabriken in die Höhe zu bringen und selbige durch guten Debit zu vermehren." Hierbei wollte aber der König, daß die Konsumtionsaccise darunter nicht leide, noch auch die Messe zu Frankfurt a. O. dadurch ruinirt werde; vielmehr sollten beide Städte sich die Hand bieten, das polnische, russische und mit der Zeit das ungarische und siebenbürgische Commercium von Leipzig ab an sich zu ziehen, wozu der Wasserweg der Oder viel beitragen könne, während nach Leipzig alles auf der Achse geführt werden müßte. Um Brieg aber für die getäuschte Hoffnung zu entschädigen, verfügte der König: „Soviel die Stadt Brieg anlangt, da lasse Ich zwar meine zuerst gehabte Idee, eine Messe daselbst anzulegen, gleichwie aber dieser guten Stadt wieder nothwendig aufgeholfen werden muß, so ist wohl

Digitized by Google

zu überlegen und darauf zu denken, wie der daselbst sonst gewesene konsiderable Vieh- und Pferdemarkt wiederum hergestellt und zu seinem ehemaligen Flor gebracht werde." Die schlesische Verwaltung solle zu diesem Zweck den jetzt blühenden Markt zu Krotoschin zu vernichten sich angelegen sein lassen, aber hierbei mit aller Vorsicht vorgehen, damit Polen nicht vor den Kopf gestoßen wird und dagegen dem Frankfurter oder Breslauer Handel schädliche Anstalten trifft.

Es galt nun die Stimmung der Breslauer Kaufmannschaft zu erforschen. Sie begrüßte, wenigstens anscheinend, den Plan aufs lebhafteste, und bei den Verhandlungen kam zur Sprache, daß solche Messen schon in der österreichischen Zeit mehr als zehnmal in Vorschlag gebracht worden seien. Es ist dies zweifellos eine gewaltige Uebertreibung. Wir wissen nur von dem einen Versuch aus dem Jahre 1694. Erwägen wir aber, wieviel mittlerweile von den alten Akten verloren gegangen ist, da bei der Neuordnung des schlesischen Archives unter der kargen Regierung Friedrichs des Großen die drei mit der Sichtung und Neuordnung betrauten Beamten aus dem Verkauf der kassirbaren Akten die Bureaubedürfnisse decken mußten und trotzdem noch einen Ueberschuß von fast 300 Thlr. unter sich theilen konnten,[14] so ist es erklärlich, wenn auf Grund der damals noch vorhandenen Akten Graf Münchow, der oberste Civilbeamte der schlesischen Verwaltungsbehörde, in seinem Berichte an den König äußern konnte: „Ich habe aber aus den alten Akten und sonst wahrgenommen, daß die Leipziger Kaufmannschaft und vielleicht auch selbst die Frankfurter das österreichische Ministerium durch Corruptiones beständig hievon abzuhalten gewußt hat. Es ist ganz außer Zweifel, daß künftig Moskau, ein Theil der Türken und Persianer, ganz Polen, Ungarn, Mähren und Oberschlesien ihren Handel allhier weit bequemer als zu Leipzig führen können."

Digitized by Google

Wenn nun Münchow aus alten, jetzt nicht mehr vorhandenen Akten ersehen hat, daß die Leipziger Kaufmannschaft schon zu österreichischer Zeit den Gedanken der Errichtung einer Messe zu Breslau bereits im ersten Keim erstickt hat, so hat sie auch in der Folge mit Hülfe ihrer sächsischen Regierung, als die neue preußische Herrschaft in Schlesien nun mit aller Energie abermals an die Wiederbelebung jenes alten Gedankens gegangen war und anfänglich mit hoffnungsreichem Erfolg in die Wirklichkeit umzusetzen nicht ermangelt hatte, auch ihren reichlich gemessenen Antheil an dem trotz alledem erfolgten schließlichen Mißerfolg gehabt; aber ein gewisser Theil fällt auch der Breslauer Kaufmannschaft zur Last. Zuerst hat diese nämlich allem Anschein nach die Pläne der preußischen Regierung freudig begrüßt, als sich aber dann in dem Verlauf der ersten Messen zeigte, daß statt des geträumten reichen müheloſen Gewinnes sie weit eher Schaden für ihren Handel aus einer Breslauer Messe zog, nahm sie darauf eine zum mindesten gleichgültige Haltung gegen diese Neuerung an. Schuld daran war die Art und Weise des Breslauer Handels, denn er bewegte sich noch 1740 fast genau in ebendenselben Bahnen, welchen er im Mittelalter seine Blüthe verdankt hatte; außerdem war aber, im Gegensatz zu früheren Zeiten, die Breslauer Kaufmannschaft jetzt nicht mehr fähig, im großen Maßstab und mit großen Zielen die gebotene Konjunktur thatkräftig zu ergreifen, noch weniger auszunutzen. Weil eben hier in Breslau der Handel zu einem bloßen Speditionshandel herabgesunken war, konnte derselbe durch die Errichtung einer Messe, indem von jetzt an der Konsument innerhalb Breslaus Mauern seine Bedürfnisse direkt einzukaufen lernte, auch nur verlieren.

Indessen anfänglich ließ sich alles gut an. Die Forderungen der Aeltesten der Breslauer Kaufmannschaft nach möglichster Freiheit in allen Bewegungen während der Meßzeit waren

Digitized by Google

begründet. Allein ihre Hauptforderung blieb unberücksichtigt. Es galt in erster Linie für den zu erwartenden Zufluß von Fremden die benöthigten Quartiere in der Stadt zu gewinnen. Während Breslau auch nach dem dreißigjährigen Kriege sich sein altes Recht, das ius praesidii, d. h. seine Mauern durch eigene Truppen zu vertheidigen und die Truppen des Landesherrn nicht aufnehmen zu brauchen, mit Erfolg gewahrt hatte, war, wie erwähnt, von dem neuen Landesherrn Breslau, um es gegen einen gefürchteten Handstreich der Oesterreicher zu schützen, mit preußischen Truppen belegt worden. Diese lagen aber, da es keine Kasernen gab, in Bürgerquartieren. Man forderte nun, daß die Soldaten während der Meßzeit außerhalb der Stadt quartiert wurden; dies Verlangen wurde aber abgeschlagen. So hatte man keinen Raum für den Meßzufluß der Fremden, welche sich außerdem durch die zahlreiche anwesende Garnison mit gewissem Recht in der Sicherheit vor Gewaltthätigkeiten, gewalsamen Werbungen ꝛc. bedroht fühlen mußte, wenn auch an das Militärgouvernement der strenge Befehl ergangen war, keine gewaltsamen Werbungen vorzunehmen. Was verstand man damals unter „gewaltsamer" Werbung? „Schließlich würde man noch," schließt das Gutachten der Breslauer Kaufmannsältesten vom 13. Juni 1742, „auf Mittel zu sinnen haben und vollkommen zu erfinden, daß die nach den Messen von den Fremden hierhergebrachten und zurückgelassenen Waren zwischen denselben sowohl von Christen als in specie aber den Juden nicht zum größten Nachtheil der hiesigen Negotianten verkaufet und distrahirt werden könnten, durch eine Judenordnung aber diesem bösen Volk Zaum und Gebiß angelegt werden können." Die Breslauer Kaufmannschaft hat von jeher einen ausgiebigen Haß gegen die ihr höchst unbequemen und lästigen Konkurrenten an ihrem gewinnreichen Zwischenhandel nach Polen zur Schau getragen. Die Besorgniß, welche sie in dieser Forderung kundgab, trat dann auch in

Digitized by Google

Wirklichkeit ein und wurde nachher eine der Hauptklippen, an denen das ganze Unternehmen ein baldiges klägliches Ende finden sollte.

Die preußische Regierung ging nun mit Schnelligkeit und Entschlossenheit vor. Schon im Herbste des laufenden Jahres sollte die erste Messe gehalten werden. Am 7. Juli erging ein vorläufiges Avertissement, und vom 12. bis 14. Juli vollzog der König von Berlin aus die Unterschriften unter den zu erlassenden Patenten und Anordnungen. Die öffentliche Ankündigung vom 14. Juli bestimmte, daß von den vier bisher zu Breslau üblichen Jahrmärkten die zwei auf Mitfasten und Crucis fallenden gänzlich aufhören sollten. Dafür verlieh der König aus „souveräner landesherrlicher Macht" seiner „getreuen Hauptstadt" zwei öffentliche freie Jahrmessen dergestalt, daß die erste am Sonntag Lätare und die zweite vor Mariä Geburt ihren Anfang nehme. Jede Messe sollte tags zuvor mittags 12 Uhr gehörig eingeläutet und acht Tage darauf zu gleicher Stunde wieder ausgeläutet werden, alsdann aber die Zahlungswoche und Scontrotage ihren Anfang nehmen, der vierte Tag derselben wurde als Zahltag festgestellt. Die erste Breslauer Messe sollte demnach am 3. September ihren Anfang nehmen. Die beiden anderen uralten Breslauer Jahrmärkte zu Johanni und Elisabeth blieben dagegen in voller Kraft. Den Meßbesuchern wurde ferner jedwede Sicherheit gewährleistet, die Zoll- und Accisegefälle gleich denen der Messe zu Frankfurt a. O. gesetzt. Dieses königliche Patent wurde in deutscher, lateinischer, französischer und polnischer Sprache gedruckt und Exemplare zu weitester Verbreitung allen möglichen preußischen Ministern und Residenten, d. h. Gesandten und Konsuln mit dem Befehl zugesendet, nach Kräften in ihrem Wirkungskreise die fremden Kaufleute zur Beschickung der Breslauer Messe zu bearbeiten und über den von ihnen erreichten Erfolg zu berichten. Die

Digitized by Google

Berichte liefen aus allen Theilen Europas ein; sie lauteten durchweg hoffnungsfroh, trotzdem aber waren sie so allgemein gehalten, daß in Wirklichkeit doch nichts auf sie zu geben war. Den Reigen eröffnete der Hamburger Resident. Er berichtete, die Hamburger Kaufleute seien über die ihnen gemachten Eröffnungen sehr froh gewesen, und an der Börse habe man sich sehr viel, namentlich von den zu Wasser über Berlin nach Breslau gehenden Waren versprochen. Allerdings befürchtete er eine Schmälerung für den Magdeburger Zwischenhandel, wenn der Warentransport über M. nach Leipzig aufhörte, dafür würde aber Berlin doppelt profitiren. Es kamen dann die Berichte, welche der König insgesamt an seinen leitenden Minister für Schlesien — der Stellung des heutigen Oberpräsidenten ungefähr entsprechend, nur daß Jener eine weit größere Machtbefugniß besaß und auch direkt dem König, nicht dem Berliner Generaldirektorium unterstand, — schickte, aus Danzig, Amsterdam, Nürnberg, Warschau, Frankfurt a. M., Hanau, Hannover, London, Kopenhagen, Köln, Venedig, von wo für die zweite Messe eine große Betheiligung versprochen wurde, Augsburg, wohin nur schlesische Leinwand ging, welches aber wegen seines großen Wechselverkehrs mit Italien auch interessirt war, ferner von Moskau, Gotha, Ulm, Brüssel, Mühlhausen i. Th. 2c. Von Neapel kam das Versprechen, die Verkündigung der Breslauer Messe in der Levante zu besorgen.

Was sagten aber der Dresdner Hof und die Stadt Leipzig zu diesem Unternehmen, welches ersterem erhebliche Einkünfte und letzterem den besten Theil ihres Welthandels wegzunehmen bestimmt war?

Bald nachdem der Plan aufgetaucht war, Breslau zur Meßstadt zu erheben, hatte die preußische Regierung beschlossen, Jemand zur Leipziger Ostermesse hinzuschicken, um dort an Ort und Stelle den mächtigen Gegner zu studiren. Am 2. Mai 1742

Digitized by Google

hatte der hiermit beauftragte Kriegs- und Domänenrath (heute Regierungsrath) Hagen berichtet, die Aachener Kaufleute hätten sich bei ihm beschwert, wie man den Durchgangszoll zu Breslau seit dem Eintreten der preußischen Herrschaft erhöht hätte und ihren Tuchhandel durch allerhand Zollplackereien störte, so daß man damit umginge, sobald in den österreichischen Provinzen die Ruhe wieder hergestellt sei, ihre nach Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Wallachei, Macedonien 2c. bestimmten Waren nicht mehr über Breslau, sondern über Frankfurt a. M., Nürnberg, Regensburg und Wien gehen zu lassen, was außerdem erheblich billiger sein würde. Ferner ergab sich, daß die Kunde, Breslau zur Meßstadt zu erheben, schon nach Leipzig gedrungen war und dort die tiefste Bestürzung erregt hatte. „Nächstdem muß Ew. K. Majestät ich allgst. anzeigen, wie die Hamburger, Aachener und theils andere auswärtige große Negotianten sich ins Ohr sagen, daß zu Breslau eine Messe würde angelegt werden. Ihr Raisonnement ist davon, daß wenn dieses geschehe, aus Leipzig in Absicht des Meßcommercii Naumburg würde. Sintemalen der hauptsächlichste Trafic wie zu Frankfurt a. M. aus Einkäufen aus der Schweiz, schwäbischen, fränkischen, bayerischen, österreichischen und böhmischen Kreisen, als zu Leipzig aus Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Raizen, Wallachen, Griechen 2c. bestehe, und von diesen Nationen die Leipziger Messen gut oder schlecht gemacht würden, nachdem diese sich einfinden oder außen bleiben, gestalt dieselben sowohl den stärksten Zug in Waren thäten als vornämlich alles in barem Gelde bezahlten, wobei ich incidenter ohnberührt nicht lassen kann, daß eben daher, weil mitten im Winter ermeldte Nationen nicht reisen, die Neujahrsmesse zu Leipzig schlechter ausfällt als die Oster- und Michaelmessen. Da nun diese Nationen Breslau theils gleichsam vor der Thür, theils 44 Meilen näher denn Leipzig, zu dem die Avantage hätten,

Digitized by Google

daß sie die eingekauften Waren nicht wie aus Leipzig einen ziemlichen Trajet per Ax, sondern sofort zu Wasser transportiren lassen könnten. Nachdem die Leipziger Verfassung in Absicht der enormen Landaccise und Wagegeldabgaben ohnehin Ver- und Einkäufe pp. schwierig machte, inmaßen denn die letzteren von ihrem Einkauf, welcher von dem Verkäufer jedoch bei dem Entrée mit 1¾ resp. 1 Thlr. 10 Gr. pro Cent bereits vernommen, ½ pro Cent erlegen müssen, so wäre ermeßlich, daß sie auf diesen Ort fallen, mithin Leipzig deseriren würden. Im Debit würde es allem menschlichen Absehen und Vermuthen nach nicht gebrechen, käme daher hauptsächlich darauf an, wie man die Hamburger, Aachener Tuchhändler als von welchen Waren die Ungarn ꝛc. den stärksten Zug machen und andere große Trafiquanten mit Waren zum Verkauf dahin zöge. Es ist wahr, daß, wenn der Satz richtig, daß es an Käufern nicht gebrechen würde, es sodann auch an Verkäufern nicht ermangeln wird. Es ist aber nicht minder an dem, daß vielleicht aus Caprice, vielleicht aus Vorurtheil, so einem Theil Negocianten gegen alle Neuerungen anklebt, theils aus alter Gewohnheit, theils auch wegen anderweit und zu Leipzig habenden Warenlagers, Etablissements und gänzlichen Absatzes die großen Traficanten und Verkäufer wenigstens im Anfang zurückbleiben könnten, mithin wenn die ankommenden Einkäufer Ungarn, Polen, Siebenbürgen ꝛc. ihr komplettes Sortiment nicht fänden, zu fürchten wäre, daß sie auf den Trafic zu Leipzig recourrirten oder beharrten, allermaßen der Fortgang und Succeß der Art Etablissements von dem Anfang sehr dependiret. Welchem dannoch beitritt, daß die Hamburger 32 Meilen, die Aachener gleichfalls 30 Meilen weiteren Transport auf Breslau als auf Leipzig haben, mithin die letzteren ⅓, die ersteren aber alterum tantum und drüber an der Fracht verlören und mehr zahlen müßten; inmaßen denn von Hamburg auf Leipzig per Schiff

Digitized by Google

5 Thlr., von Hamburg auf Breslau aber 12 Thlr. bezahlt wird, folglich der Negotiant, so vorher 500 Thlr. Fracht gegeben, sodann 1100 Thlr. geben müßte, so er schwer erübrigen könnte ꝛc. Ueber diese Difficultäten fällen die Seniores der Negotianten folgendes Urtheil. Es müßten nämlich die Traficanten und Verkäufer, so allerdings von selbst ermeßten, daß Breslau von Leipzig in Absicht der Situation vermuthlich stärkere Frequenz der einkaufenden Ungarn ꝛc. ausnehmende Avantagen hätte, mithin nicht abgeneigt sein würden, diesen Ort zu beziehen, besonders die ersten zehn à zwanzig Jahre hindurch dergestalt avantagiret werden, daß sie den aufzuwendenden stärkeren Spesenbeitrag dadurch nicht nur lucrireten, sondern auch um Lust diesen Ort zu beziehen, gleich anfangs in ihnen zu erwecken, annoch dabei Ueberschuß hätten. Wie wohl denn an dem wäre, daß die Difference der Fracht von Hamburg auf Leipzig gegen Breslau dermalen 7 Thlr. betrüge, jedennoch würden alsdann, wenn eine Messe allda etabliret, mithin der Zug stärker würde, sich auch mehr Fuhrleute mithin zu diesen Tratto und Cours anfinden, folglich die Fracht minder werden. Nächstdem wäre zu überschlagen, ob die starken Elbzölle erleiden würden, den Transport mit Gewinn zu Wasser zu thun, in diesem Fall E. K. M. auch ein gewaltiges gewönnen." Die Braunschweiger Messe verdanke nur aus diesem Grunde ihre Bedeutung, weil die Herzöge von Braunschweig eine dreißigjährige Accisefreiheit vergönnt hätten und dabei doch an Zöllen, Konsumtion ꝛc. Erkleckliches gewönnen. Es käme vor allem darauf an, eine Messe erst einmal festzusetzen; wäre sie im Fluß, dann fände sich auch das Uebrige. „Man vermeinte übrigens," heißt es weiter, „daß es besser sein würde, jährlich 1 Messe zu rechter guter Jahreszeit als deren 2 oder mehrere zu setzen, gestalt man an dem Danziger Dominik sähe, daß 1 Messe zur rechten Zeit caeteris paribus so viel thue, als die Leipziger fast alle drei."

Digitized by Google

Es hat den Anschein, daß Hagen sich doch nur zum Sprachrohr der fremden Kaufleute gemacht hatte, aber viele seiner Vorschläge sind der Art gewesen, daß sie gewiß Nachachtung und Verwirklichung hätten erzielen sollen. Indessen der Gedanke allein, von jeder Besteuerung abzusehen, konnte damals unmöglich Anklang finden.

Hören wir nun, was aus Dresden die preußischen Geschäftsträger, als die Verkündigung der Breslauer Messe ergangen war, zu berichten hatten. Es heißt in ihrem Bericht vom 3. August 1742 u. a., sie hätten nicht ermangelt, die Kaufleute zum Besuch der Breslauer Messe zu ermuthigen, aber mit einer gewissen Zurückhaltung. Alle Kaufleute und wer sonst davon spricht, sind überzeugt, daß diese Neuerung der Ruin der Leipziger Messen sein wird. Der hiesige Hof ist in Verzweiflung, und die auf ihren Handel eifersüchtigen Kaufleute werden alle Mittel anwenden (employeront le vert et le sec), um dieser Einrichtung entgegenzuarbeiten. Indessen scheint dies nicht leicht. Die Lage Breslaus ist zu günstig ꝛc. Dann ertönt aber auch hier der Rath, recht vorsichtig in Hinsicht der Zollgefälle und der coulanten Behandlung zu sein. Geschieht dies, dann kann der Erfolg nicht ausbleiben.

Man hatte aus alledem, wie man sieht, doch wohl ein begründetes Anrecht, mit frohem Muthe dem glücklichen Gelingen der Breslauer Messe entgegenzusehen.

Inzwischen traf man in Breslau die zur Aufnahme der Fremden und die anderen zur Messe erforderlichen Anstalten. Die Bürgerschaft wurde am 27. August auf das Rathhaus gefordert und hier ihr eingeschärft, in der bevorstehenden Messe den Fremden höflich zu begegnen, sie gut zu bewirthen, in Vermiethung der Zimmer und Gewölbe nicht zu übersetzen. Die Bürgerschaft erwiderte, daß die wenigsten Bürger wegen überhäufter Soldateneinquartierungen Fremde beherbergen könnten.

Digitized by Google

Man hoffe daher, daß während der Messe die Soldaten vor der Stadt kampiren möchten. Alle Vorstellungen deswegen halfen jedoch nichts. Fremde und Einheimische hatten vom Meßgut nur ein Prozent Accise zu entrichten. Am 30. August verkündete ein Patent der Breslauer Regierung, daß zur Verhütung von Unordnungen während der Messe eine Kommission, bestehend aus drei königlichen Räthen, täglich vormittags von 10—12 Uhr und nachmittags von 4—6 Uhr auf dem Rathhause vom 1. September zusammen kommen werde. „Als wird solches Jedermänniglich hiedurch bekandt gemacht, damit Er so wohl wegen Abtragung der auf das leidentlichste gesetzten Meß-Accise, als wann sich Zwistigkeiten ereignen oder wenn er etwas zu Verbesserung der Commercii und besseren Einrichtung der künftigen Messe vorzuschlagen hätte, es sey Fremder oder Einheimischer, sich bey solcher melden könne."

„Den 2. September am 15. Sonntag nach Trinitatis Mittags von 12 bis 1 Uhr ist mit dem Raths-Glöckel die erste Mariä Geburtmesse allhier eingeläutet worden, welche folgenden Tags ihren Anfang nahm. Weil aller Anfang schwer, so war sie zwar nicht der Leipziger Messe gleich, doch volkreich genug von Käufer und Verkäufer, denn es kamen viel Frembde von Berlin, Amsterdam, Hamburg, Leipzig, Nürnberg, Frankfurth und andern Orten, welches in vorigen Jahrmärkten nicht geschehen, mit Seiden-Zeugen, Galanterie, Nürnberger und allerlei Kramwahren; insonderheit mit solchen Wahren, davon der hiesige Kaufmann bei der Einfuhr hohen Accis bezahlen mußte, wovon die Frembden, wie von allem andern einführenden Meßguth nur 1 Proc. Mess-Accis vom Werth bezahlten; Mithin konnten sie wohlfeiler verkaufen, deßhalb lief alles Volk haufenweis an die Bauden der Frembden und kauften insonderheit viel Rauch- und Schnupftaback, Zucker, Caffé und Thée, welches alles reißend abging. Hierüber beklagten sich hiesige Kaufleute

Digitized by Google

bei oberwehnter königl. Commission aufm Rathhauß und erlangten endlich den 4. September, daß sie von allen in Messzeiten verkaufenden Wahren den bei der Einfuhr gegebenen Accis zurückbekommen und gleich wie der Frembde künftig von einführendem Messguth nur 1 Proc. bezahlen sollen. Weil aber die Käufer lieber in Bauden alß bei hiesigen Kaufleuten in Häusern kauften, alß waren diese so schlau, daß sie folgenden Tag auch in Bauden auffm Ring die Menge Specereywahren feil und so guten Abgang hatten, alß die Frembden, welche letztere bißweilen, wenn sie keine Wahren mehr beihändig hatten, die Bauden zuhielten, folgenden Tags aber wieder eröffneten und verkaufften, daß die Leute desto begieriger herzuliefen und man seinen Wunder sahe, wie bunt alles durcheinander ging. Es kamen viel Edelleute vom Lande in die neue Messe und kauften wacker ein, der Käufer sollte anfangs auch 1 Proc. Accis geben, ward aber geändert und unterblieb. Dann den 5. September ward resolvirt und den 8. darauf publicirt, daß in denen Breßlauer Messen von allen zur Messe eingehenden auß- und einländischen Wahren, ohne Unterschied von was Art und Eigenschafft dieselbe sein mögen, an Mess-Accisse ein Mehreres nicht, dann von dem Verkäufer 1 Proc., von dem Käufer aber nichts entrichtet werden solle, und dieses Avertissement ward in deutsch und französischer Sprach gedruckter allen Kauffleuten behändigt. Aufm Neumarkte waren zwei Glücksbauden, worinnen zwei schöne fette Ochsen, ein Pferdt mit Sattel und Zeug, viel Silberwerk und Galanteriewaren ausgespielt wurden. Man zahlte für 1 Loos 2 gute Groschen. Aufm Ring am Kälbermarkt hatte einer eine Guckmäste, darinnen man die Belagerung Neiß und Glatz, die Schlacht bei Chottusitz und die Belagernng der Stadt Prag vor 1 Gröschel sehen konnte. Solchergestalt ward den 9. September Sonntag Mittags von 12 bis 1 Uhr zwar wieder mit dem Rathsglöckel

Digitized by Google

außgeläutet, so daß morgen die Zahlwoche anfing und Donnerstag den 13. September alle Wechselbriefe mußten bezahlt werden. Weil man aber erfuhr, daß viele Ausländer sich eingebildet, die Messe ging erst Montags nach Mariä Geburt und also 8 Tage später an, mithin vermutlich noch Russen, Türken und Ungarn anhero kämen, alß ward solche noch 8 Tage prolongiret. Man erwartete auch den 18. dieses Ihro königl. Maj. aus dem Aachener Baad wieder zurück anhero, weßhalben viele Frembde noch hier blieben, um den König zu sehen. Die Herren Leipziger schienen jaloux wegen dieser Messen, denn man flattirt sich, daß die Ungarn und Siebenbürger künftig alles hier kaufen und nicht weiter nach Leipzig gehen würden. Zeit währender Messe blieben die Stadtthore alle Tage bis Abends 9 Uhr offen und den 22. September hat sich diese Messe Gottlob glücklich geendigt."

Im Vorstehenden sind die gleichzeitigen Aufzeichnungen des Breslauer Bürgers Steinberger wiedergegeben.[15] Sein Tagebuch, von dem vor kurzem ein Theil veröffentlicht worden ist,[16] bietet eine reiche Fundgrube für die Breslauer und schlesische Geschichte jener Zeit, da er ein guter Beobachter war und sorgfältig, unbefangen und leidenschaftslos die Tagesereignisse aufzeichnete. Wenn er nun in diesem Fall doch einen zu günstigen Eindruck von dem Ergebniß und der Zukunft der Breslauer Messe erhalten hat, der äußere Verlauf ihn über den wahren Hintergrund getäuscht hat, so theilte er eben diesen Irrthum mit seinen Mitbürgern und der Regierung. „Am 18. September", heißt es bei Steinberger weiter, „kam der König selbst nach Breslau. Etliche wohlgesinnte Bürger waren dem Landesherrn entgegengezogen, um ihm ein Danksagungsmemorial wegen geschenkter alter Steuern und der verliehenen zwei Messen zu überreichen. Dasselbe wurde gar gnädig auf-

Digitized by Google

und angenommen. Der König blieb eine volle Woche in seiner neuen Haupt-Residenzstadt und wandte seine Aufmerksamkeit auch der Messe zu, ließ sich von den noch anwesenden Kaufleuten eine und die andere Kostbarkeit vorzeigen und kaufte verschiedenes schätzbares davon. Von den Behörden erging am 10. Oktober an die Bürgerschaft die Aufforderung, „weil die Messe so gut gewesen, solle man zu künftig besserer Accomodirung der Fremden mehrere Gewölber bauen“.“

Lägen nur diese günstigen Aeußerungen vor, so dürfte es wohl sehr schwer sein, auf den Grund zu kommen, weshalb schon binnen kurzer Frist nach dem hier geschilderten glänzenden Anlauf plötzlich ein so großer Rückgang eingetreten, welcher dann das Aufheben der jungen Breslauer Messe im Gefolge hatte.

Glücklicherweise sind aber auch Berichte von der gegentheiligen Seite vorhanden.

Wie die preußische Regierung einen Kommissar zur Leipziger Messe geschickt hatte, um den Gegner an Ort und Stelle zu studiren, so hatte auch der Dresdener Hof in banger Sorge um das Schicksal der Leipziger Messe einen Sachverständigen nach Breslau entsendet, welcher über das Wesen dieser neuen Konkurrenz berichten sollte. Die Wahl war eine sehr glückliche. Es war hierzu Karl Franz Sala von Grossa ausersehen worden. Dieser hatte zur Zeit der preußischen Besitzergreifung Schlesiens seit fast zwanzig Jahren in der kaiserlichen Verwaltung in Schlesien gedient nnd sich schon als ein tüchtiger Kenner der Kameralwissenschaften bewährt. Er war einer der wenigen Beamten, welche die neue Regierung nicht in ihre Dienste hinübernahm. Er hatte verschiedene ansehnliche und einträgliche Stellungen innegehabt, deren Wegnahme ihm die Existenz raubte. Eine neunmonatliche Haft, welche ihm die Bestreitung der preußischen Erbansprüche auf

Digitized by Google

Jägerndorf — er war nämlich Vertreter dieses Fürstenthums auf dem allgemeinen schlesischen Ständetag — eingetragen hatte, war nicht dazu angethan, seine Abneigung gegen die neue Herrschaft zu mildern. Er gedachte daher, in Sachsen sein Glück zu versuchen. Um sich dem Dresdener Hofe zu empfehlen, verfaßte er zwei Denschriften über das schlesische Handlungs- und Manufakturwesen in Ansehung der kursächsischen Lande.[17] Er, als ein gewiegter, genauer Kenner, gab darin eine umständliche Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande des schlesischen und Breslauer Handels und der schlesischen Industriethätigkeit und berechnete in sehr scharfsinnigen und treffenden Erwägungen, welchen großen Einfluß die Angliederung Schlesiens an die preußische Monarchie auf die Zukunft des sächsischen und Leipziger Handels haben werde und wie man dieser Gefahr wohl begegnen könnte.

Sala von Grossa kannte die schlesischen Verhältnisse also sehr genau. Sein scharfer Blick konnte am besten den wahren Werth der gefürchteten Neuerung erkennen. Wenn aber dann seine mißgünstige Gesinnung gar zu gern an den Mängeln und Schwächen der ersten Breslauer Messe geweilt hat und diese, welche vielfach nur in der noch mangelnden Erfahrung und Gewandtheit begründet waren, mithin leicht bei der zweiten Messe vermieden werden konnten, vornehmlich ins Auge gefaßt hat, so mußte er doch andererseits sich strenger Wahrheit befleißigen und der sächsischen Regierung, von welcher er Versorgung erwartete, ein genaues Bild von dem thatsächlichen Verlauf und dem Ergebniß der Breslauer Messe entwerfen, denn nur damit konnte ihr gedient sein.

Am 4. September traf Sala in Breslau ein, vernahm, daß die ersten Tage der Messe kein übermäßiger, ja nicht einmal ein so starker Zulauf gewesen ist, als sonst wohl bei den gewöhnlichen Jahrmärkten herrschte. Jedoch hob sich der Verkehr von

Digitized by Google

Tag zu Tag, und man erwartete noch größere Frequenz besonders von Ungarn und Polen, da die Ungarn, Siebenbürger, Armenier und andere Völker zu dieser Zeit durch Breslau nach der Leipziger Messe zu reisen pflegen und zur selben Zeit die Polen sich auf dem Brieger Viehmarkt einzufinden und nach Breslau zum Empfang des Geldes zu kommen pflegen. Aus diesem Grunde war auch die Verfügung ergangen, daß der Meßverkauf auch während der Zahlwoche bestehen sollte. Hierdurch hoffte man wieder den Schaden einzuholen, daß die Messe zu kurze Zeit vorher erst verkündet und auf einen Termin gelegt worden war, wo der Landmann mit dem Einbringen der Ernte zu thun hatte, ferner andere ansehnliche Jahrmärkte vor der Thür standen, dann auch vornehmlich die Wollschur und der hiermit in Verbindung stehende Wollmarkt zu Breslau erst drei Wochen später vor sich ging. Wenn nun auch in den nächsten Tagen noch viele Fremden eintreffen sollten, so war doch Grossas Ansicht: „So wirdt gleichwohlen es allemahl an rechtschaffenen Verkehrungen fehlen und die dermahlige Messe pro nunc mehr auf eine Cramerey alß wahres und recht eigentl. Commercium saltem pro hac vice außlauffen.“ Weiter sah er voraus, daß die mit Weiß- und Tischzeug versehenen Kaufleute diesmal keinen so großen Absatz wie am letzten Johannismarkt haben werden, weil sie zur Aufrichtung eines wirklich bedeutenden Absatzes an die fremden Käufer ihr Lager nicht reichhaltig genug assortirt und keine so große Auswahl mitgebracht hätten, wie die Fremden es von der Leipziger Messe her gewöhnt sind. Die meisten Verkäufer sind preußische Unterthanen, darunter aus Berlin u. a. der Jude Hersch mit Sammet, Velje und einigen Seidenzeugen; das Lagerhaus; Gozkowsky mit Spiegeln, sächsischem Porzellan, Thee, Bernstein und kostbaren Galanteriewaren; Wegelin mit gedrucktem Flanell und Wollenzeug; außerdem

Digitized by Google

viele Frankfurter, Berliner und andere Juden mit Kaffee, Zucker, Tabak und einigen anderen Kolonialwaren. Da sich hiermit aber die Breslauer Kaufleute von Leipzig her schon versorgt hatten und noch mit der Bezahlung hingen, so würde auch hierin kein Absatz zu erwarten sein. Dies stimmt mit dem, was Steinberger von diesem Absatz berichtet. Er sah voraus, was dann in der That eintrat, daß nur die Einheimischen diese Gelegenheit zu einem wohlfeilen Kauf der für ihren Hausbedarf erforderlichen Kolonialwaren zu wohlfeilem Preis ausgiebig benutzen würden, da jetzt nur ein Prozent Abgabe, sonst aber bis zu zwölf Prozent darauf lasteten. Von ansehnlichen ausländischen Verkäufern sind nur aus Aachen, Hamburg, Bremen, Danzig, Gera, Dresden, Zürich je einer eingetroffen. Aus Leipzig und Nürnberg Niemand, ebensowenig Holländer und Engländer. Von Jenen hatte vor allem der Aachener Großkaufmann Joh. Heinr. Heusgen ein bedeutendes und wohlsortirtes Lager von Tuchen mitgebracht, und da er als großer Kapitalist und rühriger Unternehmer entschlossen war, auch mit Hülfe von Breslauer Kaufleuten seinen beträchtlichen Warenbestand an die erwarteten Siebenbürger, Ungarn und Griechen zu wohlfeilem Preis abzusetzen, so konnte, wie Sala von Grossa hervorhob, in dieser Beziehung schon jetzt der Leipziger Messe eine erhebliche Beeinträchtigung erwachsen. Der übergroße Bestand an Galanteriewaren hätte keine Aussicht auf Absatz, da hierfür nur die schlesischen Edelleute die Kaufkraft bildeten. Diese blieben aber wegen der Ernte weg. Wohl aber hielt er die Geraer Firma, welche mit einem großen Lager von Wollwaren erschienen war, auch für gefährlich und befürchtete, daß dieselbe, selbst bei einem nicht so großen diesmaligen Absatz, doch sicherlich weiterhin die Breslauer Messe besuchen werde. Rühmend hob er dann die Rührigkeit hervor, mit welcher die preußische Regierung bestrebt ist, alle nur mög-

Digitized by Google

lichen Zollbegünstigungen zu gewähren. Am 6. September sei sogar die Abgabe von ein Prozent für die Ausfuhr von Meßgut erlassen worden, jedoch sei hiervon die Ausfuhr von Wolle ausgenommen, weil diese die einheimischen Manufakturen selbst brauchten. Es war dies ein neuer Schlag gegen Sachsen, welches der Einfuhr schlesischer Wolle für die eigene Wollindustrie nicht entrathen konnte. Auch aus Böhmen waren viele Leute gekommen, welche sonst über Prag aus Leipzig sich versorgten. Diese wurden in Breslau auf alle Weise begünstigt, um sie von Leipzig abzuziehen. Ein Gleiches habe man bei zwei aus Leutschau stammenden Ungarn versucht, welche zur Leipziger Messe zu reisen entschlossen waren. Diese sind auch schon dahin anderen Sinnes geworden, daß sie jetzt die anderen Landsleute hier erst erwarten wollen, indessen bereits schon vieles einkaufen. Desgleichen sind wenige Juden aus Großpolen hier, und was sie an Juchten, Wachs u. dergl. mitgebracht, haben sie wie auch sonst an die Breslauer Kaufleute verkauft. Die Breslauer setzen daher nach alledem große Hoffnungen auf die sehnlich erwarteten Polen und Ungarn und getrösten sich der Ankunft ihres Königs, welche dann sicherlich viele Leute nach Breslau ziehen wird. In seinem Schreiben vom 8. September an seinen Gönner, den Wirkl. Geh. Rath und Konferenzminister von Hennicke faßte Grossa die gemachten Beobachtungen dahin zusammen, daß diesmal Leipzig wenig oder nichts von der Breslauer Messe empfinden werde, daß aber binnen Jahr und Tag letztere doch wohl ein ganz anderes Ansehen bieten wird, wofern inzwischen keine Hindernisse in den Weg gestellt werden. Also auch Sala von Grossa sprach der Breslauer Messe Lebensfähigkeit zu.

Drei Tage später, am 11. September, sandte Sala von Grossa ein neues Promemoria ab. Viel Neues wußte er nicht zu berichten. Er betonte, daß diesmal die Leipziger Messe

Digitized by Google

nichts zu befürchten haben werde, da sich kein ordentlich assortirter Seiden-, Gold-, Silber-, Nürnberger und Galanteriewaren-, auch feiner Weißwaaren-Negociant eingefunden hatte, worin die Breslauer Messe überhaupt je wohl schwerlich recht emporkommen wird. Die Zahlwoche hat bereits begonnen, aber wenn auch einige Berliner Banquiers gekommen sind, so wird jedenfalls doch nichts Sonderliches im Wechsel- und Geldgeschäft vor sich gehen. Zum Schlusse spricht er über die zwischen Oesterreich und Preußen schwebenden Kommerztraktate „des Commercium reciprocum durch alle Capi di mercanzie vornehmlich wegen des schlesischen Garn- und Leinwandhandels".

Es wurde aber nichts daraus, vielmehr fingen bald beide Staaten an, sich gegenseitig durch Zollschranken abzusperren, worin allerdings Preußen mit seinem Zollaufschlag auf die österreichischen und ungarischen Weine den Anfang gemacht hatte. Dies war auch ein Hauptgrund, weshalb die Breslauer Messe zu dem gehofften Flor nicht kommen konnte.

In seinem dritten Promemoria vom 15. September betont wieder Sala von Grossa, daß, wenn auch für dieses Mal die Breslauer Messe keinen rechten Fortgang genommen, so dürfte sich doch mit der Zeit hier ein großes Commercium festsetzen und dadurch anderen Plätzen ein merklicher Abbruch geschehen. Alles dies jedoch nur, wenn die österreichischen Erblande dazu vermocht werden und es ihnen angewöhnt werden kann, im anderen Falle wird dann die ganze Breslauer Messe größtentheils auf dem inländischen Konsum und einigen polnischen und russischen Handlungen beruhen. Diese allein werden aber bei weitem nicht fähig sein, zu Breslau eine ansehnliche Messe neben der auf dieselben Auswege gegründeten Messe zu Frankfurt a. O. ins Leben zu rufen und lebensfähig zu erhalten. Sala von Grossa sah aber auch schon eine zweite Klippe, an welcher die Breslauer Messe voraussichtlich scheitern werde.

Digitized by Google

Das war das feindselige Verhalten der Breslauer Kaufmannschaft gegen die ihr geschenkte Messe. Die hiesigen Kaufherren seien nicht ohne guten Grund besorgt, „daß hierauß ihr eigener ohnfehlbarer Verfall erfolgen müße, wan die Meßfreyheit nebst ihnen, auch denen Frembden einen so avantagieusen Verkauff einräumen, sie aber die übrige Märkte und durch das gantze Jahr dauernde Pohl. und Rußl. sambt dazu gehörigen Handlungen unter deren ordinari Abgaben unterhalten und bey manchen Waaren andurch eine Differenz von 9 à 10 p. cento übertragen sollten. So kommt es also hauptsächlich auf den Zug der österreichischen Erblande an, ob die Breslauer Messe der Leipziger gefährlich wird, denn die Breslauer Kaufleute werden einer ihnen selbst zur Schmälerung gereichenden neuen Einrichtung halber die gewohnten Wege, mithin auch den Leipziger Platz schwerlich sobald verlassen."

Hob Sala von Grossa immer wieder mit allem Nachdruck hervor, daß die ganze Zukunft der Breslauer Messe ausschließlich von dem Verhalten der österreichischen Erblande abhängen werde, so gab er in seinem vierten Promemoria vom 20. September in ausführlicher Weise handelspolitische Rathschläge, wie die sächsische Regierung dies vielleicht verhindern und den Zuzug zur Leipziger Messe bewahren könnte. Es war dies jetzt allerdings schwierig, da die alte Sympathie des Wiener Hofes gegen Sachsen sehr getrübt worden war wegen dessen Antheilnahme an dem österreichischen Erbfolgekriege. Indessen kam die preußische Regierung allem diesem zuvor. Während sie auf der einen Seite dem schlesischen Handel aufzuhelfen beflissen war, sperrte sie auf der anderen Seite den Export nach den österreichischen Landen. Ob es ihr nicht doch gelungen wäre, die politische Spannung nicht auch auf das wirthschaftliche Gebiet übertragen zu lassen, durch Konzessionen ihrerseits eine gleiche Nachgiebigkeit auf österreichischer Seite zu erzielen,

Digitized by Google

möge unerörtert bleiben. Es war aber damit das Schicksal der Breslauer Messe besiegelt.

Es kam noch ein drittes Moment hinzu, welches der Breslauer Messe den letzten Stoß geben sollte. Hauptsächlich den orientalischen Kaufleuten zuliebe hatte man die Messe um acht Tage verlängert. Endlich erscheinen sie. Sala von Grossa berichtet in seinem fünften Promemoria vom 22. September, daß sich „binnen 2 tägen eine rechte caravane von 84 meist griechischen, dann einigen siebenbürgischen und oberungarischen mit lauter baarem geld versehenen Kaufleuth beysammen mit dem gefolg bies 168 pferd stark, sich hier eingefunden haben. Es ist zwar auf mancherley arth versuchet worden, diese leute dahin zu bewegen, womit sie sich hier mit ihren erfordernüßen providiren und mit der kundschafft auf die hiesige Messen gewöhnen möchten. Allein außer etwas gemeinen Tuchen, Leinewand, Specerey, Papier und solchen schweren Waaren, welche die auch sonsten en passant zu ihrer retour zu bestellen pflegen, haben sie sich in nichts eingelassen, sondern setzen morgen ihre reise nacher Leipzig mit so guter intention sich stark zu providiren fort, daß sie dißmahl ein recht großes beytragen sollten, die bevorstehende Messe erträgl. und ansehentlich zu machen." Diese Handlung allein laufe auf sehr viele Tonnen Goldes heraus, sei also „considerabler als die übrige ganze Breslauer". Da sie gewohnt sind, fast immer über ein Drittel ihrer Waren auf Borg zu nehmen, in Breslau aber den benöthigten Kredit wie in Leipzig nimmermehr finden werden, gaben sie ihre Neigung für Leipzig dadurch sattsam zu erkennen, indem sie sich verlauten ließen, daß sie, wofern ihnen wegen der Breslauer Messe der Durchzug durch Schlesien schwer gemacht würde, lieber die Straßen ändern und, gleich wie es vermittelst des dem Wiener Hof von Schlesien übrig gebliebenen Strich Landes gar wohl angeht, eher durch Mähren und Böhmen

Digitized by Google

einen neuen Weg ſuchen, als ihre bisherige Kundſchaft verlaſſen wollten. Alſo die Hauptkonſumenten, welche man von Leipzig abzuziehen und für die Breslauer Meſſe zu gewinnen gehofft hatte, lehnen dies Anſinnen rund ab und erklären, lieber neue Straßen aufſuchen zu wollen, als von der Leipziger Meſſe zu laſſen, und damit war die Ausſicht verſchwunden, der Breslauer Meſſe von vornherein eine weitergehende Bedeutung zu verleihen. So iſt die erſte Breslauer Meſſe das verblieben, was Sala von Groſſa von ihr vom erſten Tage an prophezeit hatte, „mehr eine Cramerey, als ein eigentliches Commercium“.

In ſeiner ſechſten und letzten Relation, welche Sala von Groſſa nach dem Schluß der Meſſe, am 25. September, erſtattet, faßt er dann noch einmal im ganzen ſein Urtheil über den Verlauf der erſten Breslauer Meſſe zuſammen. Von den großen Handlungshäuſern ſind zum Einkauf faſt keine hergekommen. Die Fremden beſtanden größtentheils aus polniſchen Faktoren und Juden aus Kleinpolen und Litthauen, weil der Brodyer Markt ſchon auf den 19. Oktober fällt, die Zeit hieſiger Meſſe gelegener, als die Leipziger iſt, dann chriſtliche und jüdiſche Krämer aus Böhmen, Mähren und Niederungarn, welchen der öſterreichiſche Erbfolgekrieg und die zur Zeit durch die Franzoſen ſtattfindende Belagerung Prags den Weg nach Leipzig verſperrt hatte. Die Fremden haben aber, abgeſehen von den Kolonialwaren, ſich bei den hieſigen Kaufleuten mit Seide, Tuch, Galanterie-, Nürnberger, weißen u. ſ. w. Waren beſorgt, welche Artikel die Breslauer ihrerſeits aus Leipzig bezogen hatten. Das Tuchgeſchäft iſt gut gegangen, dagegen haben die anderen Verkäufer ſchlechte Geſchäfte gemacht, obgleich der König nach Breslau kam und ſeine Ankunft viel Landadel herbeizog. Das Wechſel- und Geldgeſchäft iſt ganz unbedeutend geweſen. Am Schluſſe kommt Sala von Groſſa auf die

Digitized by Google

Stimmung der Breslauer Kaufleute zurück. „Nachdem bey näherer Combinirung der geweſenen Meſſe und ſonſt hier orths gewohnten Handlung die Breslauer Kauffmannſchaft wahrgenommen, weilen auf dem hieſigen Platz bishero das Haubtwerck auf dem Pohl. Rußiſch Commercio beruhet, ſolches aber von dieſer beſchaffenheit iſt, daß der Pohln. und Reuß. handelsmann ſich nicht füglichen auf geſetzte Meßzeiten bindet laſſet, ſondern ſich vielmehr nach denen in ſeinen gegenden ſich äußernden umbſtänden richtet und alſo nach eigener Convenienz zu ungewiſſen zeiten mit und nach waaren anhero kommet, mithin der Breßlauermann Jahr auß Jahr ein mit ſeinem Lager ſich dazu gefaßt halten und alſo ein großes Capital ſtäts in waaren ſtecken haben muß, daß allenfalls denen fremden oder in der Meßzeit allein die auf 1 per cento moderirte abgabe ferners fortgeſtellet werden ſolte, der hierorthige Kauffmann unmögl. darneben beſtehen, ſondern unter dem ordinairen Zoll und accis erliegen würde.“ Die Kaufmannſchaft ſei deshalb bei dem König vorſtellig geworden, die der Meſſe zugeſtandene Erleichterung überhaupt ein für allemal auf den hieſigen Handelsplatz auszudehnen. Eine Entſcheidung iſt noch nicht erfolgt, wohl aber ſind zwei Kriegsräthe auf die bevorſtehende Michaelismeſſe nach Leipzig am 24. September abgegangen, um dort ſowohl die Vorgänge zu beobachten, als auch weitere Nachrichten einzuholen, wie es mit der dortigen Kaufmannſchaft gehalten wird. „Zumahlen aber da die arth der alhier am meiſten gangbahren Pohl. und Reuß. von denen zu Leipzig stabilierten handlungen und andren einrichtungen merkl. unterſchieden, ſo ſtehet erſt zu gewärttigen, ob und wieweit ſolche pro cynosura (Richtſchnur) annehml. ſeyn dürfften. Unterdeſſen und ſo hat obgedachte Breßlauer Kauffmannſchafft meiſtentheils die neue Meſſe mit ſehr eyfferſüchtigen augen angeſehen, voller ſorgen, daß die denenſelben in abgaben und ſonſt eingeräumte favores wohl

Digitized by Google

endlichen künfftig noch immer mehr frembde Verkäuffer, ja nach und nach auch die bishero noch abhängige Sorten derer Handlungen anhero, allein auch andurch das Pohl.-Reuß. negotium an sich und die hießige Kauffleuthe dabey den kürtzern ziehen möchten, in betracht, daß das Commercium bey dem hießigen Platz und Raum sich haubtsächl. nur andurch bies hieher erhalten, weilen der Pohl. und Reuß. Negotiante den frembden nicht gekannt und also bey entstehung der ersten hand sich an den Breslauer Kauffmann gewendet hat."

Damit schließen die Berichte Salas von Grossa über die erste Breslauer Messe. Man erkennt aus ihnen, ein wie scharfsichtiger Kopf er gewesen ist, welcher durch allen äußeren Glanz sich nicht über den wahren Charakter der Messe hat täuschen lassen. Er war von allem unterrichtet, seine langjährigen intimen Beziehungen in Breslau von seinen früheren amtlichen Stellungen her werden ihm sicherlich viel Aufschlüsse zugetragen haben, welche einem Anderen verborgen geblieben wären. Sala von Grossa weilte noch Ende Oktober in Breslau und sandte am 27. d. M. noch einmal ein ausführliches Gutachten über den schlesisch-österreichischen Handel ein. Nach Breslau zur zweiten Messe ist er anscheinend nicht zurückgekehrt. Die sächsische Regierung verwendete den gewandten und geschäftskundigen Mann noch weiter zu Agentengeschäften. 1746 ward er „für gewisse Königliche Angelegenheiten, besonders in dem Königreich Polen" in Pflicht genommen und gleichzeitig zum Kommerzienrath ernannt. Seine Berichte aus den Jahren 1747—61, meist aus Wiliczka datirt, liegen im Dresdener Haupt- und Staatsarchiv.

Schon während der Messe hatte es die Regierung sich angelegen sein lassen, nach Möglichkeit alle Schwierigkeiten und Versehen, welche aus Unkenntniß geschehen waren, sofort zu beseitigen. Man mußte eben noch lernen. Die gesammelten

Digitized by Google

Erfahrungen ließ man auch nicht ungenutzt liegen. Man wähnte, daß, wenn dies gehoben war, auch der Flor der Messe nothwendig kommen müsse. Eine neue öffentliche Ankündigung der Messe wurde schon am 16. November 1742 erlassen und ihre Ankündigung wieder durch die preußischen Residenten im Auslande nach Möglichkeit verbreitet. Am 22. December wurde die Meß- und Handelsgewichts-Ordnung publizirt, welche auf den liberalsten Grundsätzen die Tendenz verfolgte, den Meßverkehr durchaus auf eigene Füße zu stellen und von jeder hemmenden Fessel thunlichst zu befreien. Auch den Beschwerden der Breslauer Kaufleute, daß die Leute die Gelegenheit benutzt hätten, um sich für das ganze Jahr mit wohlfeilen Kolonialwaren zu versorgen, so daß dieser Breslauer Handelszweig jetzt völlig brach lag, sollte für die Zukunft vorgebeugt werden. Die Nothwendigkeit einer abermaligen Anwesenheit des Königs wurde als dringend anerkannt, noch mehr, daß die Ankunft rechtzeitig, nicht, wie das letzte Mal, so verspätet erfolgen müßte. In Tausenden von Exemplaren wurde das am 1. Februar 1743 von dem dirigirenden Minister Schlesiens mit dem Bemerken verkündet, daß dem Könige es zu besonderem Wohlgefallen gereichen werde, wenn die schlesischen Stände und die Einwohner von Stadt und Land mit ihren Familien sich zahlreich einfinden und dadurch zum Ansehen, Flor und zur Aufnahme der Breslauer Messe etwas beizutragen sich bemühen werden. Der König wolle dabei dem hohen und niederen Adel, auch sonst anderen Personen von einiger Distinktion zu seiner Person freien Zutritt gestatten. Außerdem wurde versichert, daß man bereits so nützliche und diensame Vorkehrungen und Meßeinrichtungen getroffen habe, daß die besten Sortiments von allen und jeden Waren gewiß darauf anzutreffen sein werden und die Käufer noch besser auf der Breslauer Messe, als nicht leicht auf einer anderen berühmten Messe accomodirt werden können.

Digitized by Google

Am 24. März 1743 wurde die zweite Breslauer Messe eingeläutet. Ihr zuliebe waren auch, obwohl Fastenzeit war, Musik und andere Lustbarkeiten freigegeben worden. Der König war schon tags zuvor gekommen. Am 25., am Tage Mariä Verkündigung, öffneten schon nachmittags viele Fieranten, d. h. Meßbesucher, ihre Bauden. Ein Berliner Kaufmann hatte auf vier Bauernwagen eine so große Baude mitgebracht, daß sie eher einem kleinen Hause glich. Dieser verkaufte unter großem Gedränge von vielen Herrschaften italienische Galanteriewaren. Viele Fremden kamen von allen Ecken her, die Breslauer Spezeristen verkauften auch in Bauden auf dem Ring. Alle lobten die Messe, daß sie besser als die frühere ausgefallen sei, und hofften noch besseres von den folgenden Messen, wenn die Leipziger und Holländer mit ihren Waren anher kämen, mithin die Siebenbürger und Ungarn nicht mehr nöthig hätten, nach Leipzig zu reisen, indem sie alles hier finden und kaufen könnten. Der König fuhr allenthalben umher, ließ Kostbarkeiten auf der Messe zu Präsenten einkaufen und zeigte sich darüber vergnügt, daß die Messe so volkreich und immer besser zu werden schien. Komödie wurde gespielt und an Assembleen fehlte es nicht. Mit diesen Worten ungefähr schildert wieder unser Gewährsmann Steinberger den äußeren Verlauf der zweiten Breslauer Messe.[18]

Sala von Grossa hätte auch sie sicherlich wieder für eine „Kramerei" taxirt, denn die Potenzen, welche allein der Breslauer Messe die wahre Bedeutung zu geben vermocht hätten, fehlten auch diesmal.

Am 10. April sandte die schlesische Regierung ihren Bericht über das Fazit der zweiten Breslauer Messe ein. Freudig meldete sie, daß diese zweite Messe sich gegen die erste ansehnlich verbessert und einen Vergleich mit der letzten Leipziger Neujahrsmesse, obwohl diese so bedeutend ‚wie seit zehn Jahren nicht

Digitized by Google

gewesen, nicht zu scheuen hätte. Nach Ungarn und Siebenbürgen sind gegen 80000 Thaler Waren abgesetzt, die einländischen Manufaktur- und die hiesigen Leinwandwaren haben einen sehr beträchtlichen Absatz gehabt. Alle fremden Kaufleute sind mit ihrem Absatz sehr zufrieden gewesen und haben nicht nur ihre Wiederkehr versprochen, sondern es wird das auch im Gefolge haben, daß auf der künftigen Messe sich mehr Leipziger, Brabanter und Hamburger mit ihren Waren einfinden werden, welches das Mittel ist, die Ungarn und Siebenbürger, welche mit ihnen in Gewerbe, Kundschaft und Kredit stehen, anher zu ziehen. Die Breslauer Kammer glaubte daher hoffnungsfroh der dritten Breslauer Messe entgegensehen zu können. Verkäufer waren gekommen: 7 Hamburger, 8 Nürnberger, 9 Leipziger, 8 Dresdener, 31 Berliner, 3 Aachener, 2 Danziger, 2 Holländer, 2 Schweizer, 335 aus diversen Orten. Einkäufer 26 Ungarn und Siebenbürger, 160 Polen, 10 Böhmen, 168 Mähren, 236 finnländische. Im ganzen waren es 1007 gegen 371 der ersten Messe, und sie hatten einen Umsatz von 314608 Thlr. gegen 188100 Thlr. das erste Mal erzielt. Der König sah aber schärfer, „und haben die Berlinischen Quinqualiers das meiste mitgethan. Wie diese aber es nicht ausmachen und das Hauptmerk auf die großen Waaren ankommt, so urtheile ich, daß die Breslauer Messe noch z. Z. der zu Braunschweig nicht gleichkommt, da letztere, ohnerachtet selbige bekanntermaaßn. noch nicht die stärkeste ist, jedesmal wenigstens 400 Mille an declarirten Waaren Losung importirt. Ich hoffe inzwischen, daß es sich mit der Breslauer Messe nach und nach nunmehr bessern wird und bin ich persuadirt, daß Ihr Euers Orts hierzu alles beitragen werdet".[19] An Widerwärtigkeiten hatte es auf der letzten Messe nicht gefehlt. Die getroffenen Maßregeln zum Schutz der Breslauer Kaufmannschaft hatten z. B. auf die Vorstellungen der fremden Verkäufer wieder aufgehoben werden müssen.

(609)

Digitized by Google

So nahte die dritte Breslauer Meſſe heran. Am Tage der Eröffnung, am 1. September, ſchreibt Münchow an den König, „berichte, daß die hieſige ſo genante Marien-Meſſe, welche morgen ihren Anfang nimt, ſich dergeſtalt gut anlaſſe und ſo viel fremden von auswärtigen Orthen her dazu ſchon angekommen, daß man ſich von dem guten succes dieſes etablissements, welches von Meſſe zu Meſſe ſich ſo augenſcheinlich aufnimmt, zuverläſſig urtheilen könne. Es haben unter andern verſchiedene auswerthige aus dem Reich auf ihre Unkoſten ſo magnifique boutiquen erbauet, daß die Uebelgeſinnten und ſonderlich die Sachſen daher Gelegenheit genommen auszubringen, daß man ſothane boutiquen auf E. M. Unkoſten bauen laſſen, umb der Meſſe ein Anſehen zu ſchaffen." Am 7. konnte er melden, daß ſich ſehr viele importante fremde Verkäufer von den entfernteſten Orten hier in beträchtlicher Anzahl eingefunden, auch zehn Siebenbürger Kaufleute; trotzdem fürchtete er einen nicht nach Wunſch ausfallenden Debit der Waren, weil durch ein Verſehen in allen jüdiſchen und den daraus nachgedruckten polniſchen Kalendern der Anfang der Meſſe um acht Tage zu ſpät angegeben worden war, „mithin alle polniſchen und Siebenbürgiſchen Käufer, worauf das meiſte beruhet, zu ſpäthe kommen". Er hoffte dennoch, daß die Kaufleute, „welche nicht zur bevorſtehenden Leipziger Meſſe eilen, noch in den letzten Tagen ihr Conto finden werden".

Hören wir zunächſt, was unſer biederer Steinberger von dieſer dritten Meſſe zu berichten weiß. „Den erſten September Sonntag ward die Meſſe mit dem Rathsglöckel ein- und folgenden Sonntag ebenſo ausgeläutet, jedoch wieder 8 Tage prolongirt, weil noch viel fremde Juden kommen ſollten. Es wimmelte ſtark von Juden und die Glogauer Hebräer hatten wieder aufm Roßmarkt in vielen Bauden feil. Aufm Salzring (dem heutigen Blücherplatz) war eine Glücksbaude à 2 Gr. das

Digitized by Google

Loos. Der pohlnische Fürst Czartorinsky und zwei Herren Grafen von Potocky kamen auch anhero die Messe zu besuchen; es schien solche immer besser zu werden wann nur die Leipziger und Siebenbürger kommen wollten, deren man noch sehr wenig sah" ꝛc.[20]

Das war es eben; die Leipziger und Siebenbürger wollten nicht kommen, und man hatte kein Mittel, sie dazu zu zwingen.

König Friedrich sah wieder gleich der Sache scharf auf den Grund. Auf den ersten glückstrahlenden Bericht Münchows vom 1. September schrieb er zurück: „es ist aber von dieser Messe keine Parade zu machen, solange die Ungarn und Siebenbürger nicht dahin kommen und sich ein rechter fermer handel daselbst établirt" und auf die zweite Unglücksnachricht vom 7.: „Es fället mir schwer zu glauben, daß die einige Ursache des anscheinenden schlechten Debits der dahin gebrachten Wahren an dem Druckfehler der jüdischen, pohlnischen und Siebenbürgischen Calender liegen solle; sondern ich glaube vielmehr, daß es weit andere Ursachen seyn müssen, die den Debit der dahin gebrachten Wahren behindern, welche Ihr dann wohl zu erforschen habet." Es war eben der Mangel an Käufern, es waren 228 Einkäufer gekommen, 12 Ungarn, 60 Polen, 20 Siebenbürgen, 10 Böhmen, 20 Mähren, 106 aus verschiedenen Orten, also 372 weniger als das letzte Mal. Die Zahl der Verkäufer hatte sich nur um 3 vermindert, von diesen waren 8 aus Hamburg, 8 aus Nürnberg, 13 aus Leipzig, 4 aus Dresden, 28 aus Berlin, 5 aus Aachen, 1 aus Eupen, 2 aus Danzig, 1 aus Luxemburg, 1 aus Düsseldorf, 2 aus Duisburg, 1 aus Erfurt, 1 aus Bremen, 1 aus Amsterdam, 1 aus Genf, 327 aus verschiedenen Orten, insgesamt 404.

Graf Münchow, welchen der König am 14. September aufgefordert hatte, die Gründe des Rückganges der Messe wohl

Digitized by Google

zu erforschen, stellte in seinem Bericht vom 25. an die Spitze der Gründe wieder den Druckfehler im Termin; in den letzten Tagen seien noch verschiedene Polen und Siebenbürgen gekommen, so daß der Umsatz auf 300000 Thlr. gestiegen sei. Alle fremden Kaufleute mit Linnen, Wollen und Gewürz haben ihr Konto sehr gut gefunden, weniger die Händler mit Galanteriewaren, welche wohl überhaupt keinen großen Debit in Breslau finden können. Die Siebenbürger haben das meiste gekauft, ihre Anzahl wird auch unfehlbar von Messe zu Messe stärker werden, und daß solches bisher nicht geschehen, rührt daher, weil sie mit den nach Leipzig kommenden Kaufleuten noch Abrechnung haben und solche zuvor abthun müssen, ehe sie die Leipziger Messe quittiren können. Dieselben hatten auch angegeben, was für Warensorten noch auf der Breslauer Messe fehlten, und Münchow hatte ihnen versprochen, dafür Sorge zu tragen, daß sie auf der nächsten Messe vorhanden sind. Der Minister hoffte demnach alles Gute und daß ungeachtet zu dergleichen Etablissements viel Zeit gehört, solche dennoch eher, als man vermuthen kann, in den erwünschten Stand gelangen werde. An ihm solle es dabei nicht fehlen.

Jetzt fing nun aber auch der sächsische Hof an, durch allerlei chikanöse Behandlung der Breslauer Messe Abbruch zu thun. Der größte Theil der aus dem Westen gebrachten Waren nahm seinen Weg über Leipzig, wo er einem Zoll unterlag. Da nun hinter der Breslauer Messe die Leipziger direkt begann, so brachten die Kaufleute ihre unverkauft gebliebenen Waren nach Leipzig zurück. Von diesen forderte jetzt die sächsische Regierung nochmals den Zoll, und das war für die Breslauer Messe eine Lebensfrage, denn welcher fremde Kaufmann mochte nun die weite Reise nach Breslau wagen, wenn ihm ein solches Risiko drohte? Der Kriegs- und Domänenrath Hagen, welchen der Graf Münchow wieder auf die

Digitized by Google

Leipziger Herbstmesse, welche er übrigens herzlich schlecht fand, gesendet hatte, erhob sofort bei dem dort anwesenden sächsischen Minister v. Hennicke dagegen Vorstellungen, und als er mit der Maßnahme drohte, daß im Falle der Nichtaufhebung dieses doppelten Zolles alle von Hamburg zur Leipziger Messe gehenden Waren, welche das preußische Herzogthum Magdeburg passiren mußten, angehalten werden, so schien dieser hiervon betroffen und einlenken zu wollen. Die sächsische Regierung gab jedoch keineswegs so schnell nach, vielmehr entspannen sich zwischen den beiden Staaten noch langwierige und ärgerliche Streitigkeiten, und diese nahmen einen sehr gereizten Ton an, als Sachsen erklärte, die Zollvergünstigung stehe nur fünf Städten zu: den beiden Frankfurt, Braunschweig, Danzig und Königsberg. Dies auch auf Breslau auszudehnen, läge um so weniger Grund vor, als die dortige Messe überhaupt keine vom Kaiser privilegirte sei. König Friedrich II. nahm diesen Vorwurf, welcher ihm einen Eingriff in seine Souveränitätsrechte in Schlesien bedeutete, gewaltig übel auf. Schließlich erreichte man doch wenigstens soviel, daß für die nächste Lätaremesse 1744 die Doppelverzollung außer Kraft sein solle.

An Rührigkeit hatten es die preußischen Behörden, um diesmal die Messe glanzvoll zu gestalten, nicht fehlen lassen. Einerseits gab man sich der Erwartung hin, daß jetzt die ungarischen Einkäufer zahlreicher kommen werden; man hatte mit ihnen die verschiedensten Beziehungen angeknüpft, und da sie vom Wiener Hofe gerade jetzt wieder wegen ihrer Religion empfindlich bedrückt wurden, so glaubte man, daß die protestantischen Kaufleute um so eher nach Breslau zu kommen geneigt sein werden. Anderseits hatte auch die preußische Regierung alles Mögliche gethan, damit dieselben in Breslau die gewünschten Waren erhalten könnten. An die Clevische Kriegs- und Domänenkammer war die Weisung ergangen, für die Her-

Digitized by Google

ſtellung ſeiner Tücher, wie ſie von den Ungarn und Siebenbürgen gekauft zu werden pflegen, Sorge zu tragen; die kurmärkiſche Kammer hatte den Auftrag erhalten, in den dortigen deutſchen und franzöſiſchen Fabriken die Hamburger „Cron-Raſche“ und „Cron-Flanelle“ nachmachen, auch die Emballage imitiren zu laſſen, die Berliner Kaufleute hatten ſich verpflichtet, geſponnene Gold- und Silberwaren in ausreichender Menge auf die Breslauer Meſſe in Kommiſſion mitzubringen. Auch ſonſt war der ſchleſiſche Miniſter eifrigſt thätig geweſen. Auch hatten die Breslauer das Ihrige gethan. Ebenſo kam der König wieder. Aber es ſchwebte ein Unſtern über dieſer Meſſe. Ein abſcheuliches Wetter war hereingebrochen, welches die Wege grundlos machte, ſo daß viele Fuhrwerke erſt acht Tage und mehr nach Endigung der Meſſe eintreffen konnten, ſo z. B. ein Ruſſe mit 30 Wagen Juchten und Wachs, obgleich er 18 Wochen unterwegs geweſen. Ein Kaufmann aus Kiew kam gar erſt Anfang Mai, desgleichen 15 Ungarn und Siebenbürgen, vielleicht aber nicht ausdrücklich zur Breslauer Meſſe, ſondern ſie wollten nach Leipzig. Schon am 8. März ſchrieb der Regierungskommiſſar v. Wittich an Münchow, „der ſchlimme Weg und das Wetter dürften eine ſchlechte Meſſe machen“. Es trafen nur 360 Verkäufer ein, 7 aus Hamburg, 8 aus Nürnberg, 8 aus Leipzig, 53 aus den ſächſiſchen Provinzen, 8 aus Dresden, 1 aus Amſterdam, 4 aus Aachen, 25 aus den öſterreichiſchen Provinzen, 24 aus Berlin, 1 aus Bremen, 1 aus Danzig, 220 aus diverſen Provinzen und aus Schleſien, dahingegen waren 504 Einkäufer, 14 aus Ungarn und Siebenbürgen, 110 aus Polen und Rußland, 40 aus Böhmen, 119 aus Mähren und anderen öſterreichiſchen Provinzen, 221 aus Schleſien da. Der offizielle Umſatz betrug diesmal 149164 Thlr. gegen 181628 der vorigen Lätaremeſſe. Münchow glaubte allerdings (Bericht an den König) den Umſatz auf gegen

Digitized by Google

400000 Thlr. ansetzen zu dürfen, da die Berliner Kaufmannschaft, indem sie jetzt in und außer der Messe den gleichen Impost zu zahlen hat, ihren Umsatz, wie es bei den früheren Messen geschehen, nicht mehr deklarirt, und weil der Diskretion der fremden Kaufleute nothgedrungen, was sie als Losung angeben wollen, überlassen werden muß, so daß diese oft nur ein Drittel ihres effektiven Debits angeben.

Im Sommer 1744 eröffnete Friedrich der Große den zweiten schlesischen Krieg. Dadurch wurde natürlich die ganze Sachlage mit einem Schlage verändert. War die Lätaremesse im Frieden schon wenig nach Wunsch ausgefallen, so mußte die Herbstmesse im Toben der Waffen ein noch trübseligeres Bild bieten. Ueber sie wie über die nachfolgende Frühjahrsmesse 1745 sind überhaupt keine Akten vorhanden, denn der Krieg hatte sich mittlerweile nach Schlesien hineingespielt, und eine Zeit lang schienen die Aussichten des jungen Preußenkönigs doch recht ungünstig zu stehen, so daß verzagte Herzen zum mindesten Schlesien für Preußen schon verloren erachteten. Auch Sachsen stand jetzt bei König Friedrichs Feinden. Der herrliche Sieg von Hohenfriedeberg vom 4. Juni 1744 zerstreute aber alle Befürchtungen. Der Stern Friedrichs des Großen strahlte wieder hellglänzend. Wenn nun auch der Krieg sich bis zum Ende des Jahres noch fortzog, so fand doch wieder in Breslau Messe statt. Nach dem Meßbericht von der Breslauer Herbstmesse 1745 sind allerdings 37 Verkäufer weniger gekommen, als die 371 der vorigen Marienmesse, dafür war aber der Umsatz erheblicher, 138059 Thlr. gegen 130335. Das war doch aber kein Meßumsatz, nur der eines mäßigen Breslauer Jahrmarktes, und daß er dies wieder geworden war, ergiebt sich daraus, daß 64% der Verkäufer Schlesier waren.

Der Dresdener Friede war geschlossen, jedoch die Verhandlungen wegen eines beide Seiten, Sachsen wie Preußen,

Digitized by Google

zufriedenstellenden Kommerzientraktats sollten sich noch lange hinschleppen, namentlich wegen des Rückzolles auf die von Breslau nach Leipzig zurückgehenden Waren. Zunächst war die preußische Regierung bestrebt, der Breslauer Messe einen neuen Schwung zu geben. Am 26. Januar 1746 erging ein neues gedrucktes „Einladungs-Avertissement", deutsch, lateinisch und polnisch, in alle Lande für die nächste Breslauer Lätaremesse. Außerdem wurde ein Reglement für die Meßaccisekammer und das Oberzollamt zu Breslau nach dem Vorbilde des Frankfurter Reglements entworfen. Die Glogauer Juden kamen um die Vergünstigung ein, nicht bloß auf dem Roßmarkt und in den vier jüdischen Höfen, sondern auch auf dem Ringe und in anderen Straßen ihrem Detailhandel obliegen zu dürfen; um die gleiche Vergünstigung war auch der Potsdamer „Sammetjude" Abraham Hirsch eingekommen, und die Breslauer Regierung war auch nicht abgeneigt, zwischen den Juden von „Distinktion" und den anderen einen Unterschied zu machen. Die Breslauer Kaufmannschaft antwortete hierauf: „Da uns die Effronterie und Keckheit aller Juden überhaupt, nach welcher sie ihre Handelsverderbl. Absichten zu erreichen und auszubreiten nichts unterlassen, leyder! aus der alltäglichen Experienz nur allzusehr bekannt ist und auch allerseits die Breslauer Messen und Jahrmärkte durch ihre ruinante Schleichhandel zu verderben keine Scheu und Bedenken getragen haben", so bat sie um eine strikte Ablehnung. Was den Potsdamer Juden anbetrifft, so befahl König Friedrich aufs ernstlichste, weil er die inländische Sammetfabrikation in Ansehen gebracht sehen wollte, demselben keine Schwierigkeiten in den Weg zu legen, sondern ihm ein sicheres Gewölbe oder Laden an einem bequemen und wohlgelegenen Orte in der Stadt einzuräumen. Ferner gebot der König am 16. April dem schlesischen Minister, wegen der mährischen und böhmischen Juden und solcher, welche nicht mit

Digitized by Google

Landesprodukten oder fabrizirten Waren handeln, es bei dem beständigen Herkommen anderer Messen zu lassen.

Der Eifer der preußischen Behörden erzielte denn auch das Resultat, daß die Frühjahrsmesse 1746 wieder ein besseres Gepräge zeigte, da für dieses Mal auch die sächsische Regierung von dem verderblichen Rückzoll Abstand zu nehmen versprochen hatte, und zeigte in der Verkehrsentwickelung denselben Glanz wie die Frühjahrsmesse von 1743. Indessen war dies in Wahrheit nur ein letztes Aufflackern vor dem völligen Erlöschen. Von jetzt ab ging es mit der Breslauer Messe reißend bergab, wenn auch die Breslauer Regierung noch immer nicht die Hoffnung wollte fahren lassen, daß wieder ein Umschwung zum Besseren eintreten würde, und sie von der Herbstmesse 1746 berichten konnte, daß sie besser als die im Vorjahre ausgefallen sei. Verkäufer fanden sich noch genug ein, aber nicht mehr Käufer, es wurde immer mehr ein lokaler Handel, wo die schlesische Leinwand und der Detailhandel die Hauptrolle spielte. Nur die Meßvergünstigungen lockten noch immer zum Besuche. Sachsen fuhr fort, die zur Breslauer Messe ziehenden Kaufleute nach Herzenslust zu chikaniren, und da es wieder mit dem Wiener Hofe ausgesöhnt war, so wurde es von diesem auf alle Weise gegen das verhaßte Preußen begünstigt. Ueber den Verlauf der beiden Messen vom Jahre 1747 liegen wie vom Jahre 1744/5 keine Berichte in den Akten der schlesischen Geheimen Registratur vor. Auch der sonst so redselige Steinberger schweigt sich jetzt völlig aus. Von der Herbstmesse 1746 berichtet er nur, daß ein holländischer Kapitän ein Nashorn nach Breslau gebracht hatte. Das schien ihm das einzige Bemerkenswerthe, was des Verzeichnens werth war. Die fremden Verkäufer verloren sich auch aus Mangel an Absatz.

Man konnte sich schließlich nicht mehr verhehlen, daß der Rückgang ein unaufhaltsamer war. Was an Absatz noch vor

Digitized by Google

sich ging, geschah auf Kosten der Breslauer Kaufmannschaft, welche durch die Breslauer Messen ihren letzten Handel nach Polen aus den Fingern gleiten sah. Dies bewog daher die Breslauer Behörde, der Frage näher zu treten, ob unter solchen Umständen diese Messen überhaupt noch aufrecht erhalten bleiben sollten. Schon 1748 trat der Kriegsrath Oppermann (in seinem Gutachten vom 26. August) energisch für die Aufhebung ein. Der Breslauer Handel sei derart, daß er in effectu für eine beständige Messe zu halten ist. Jetzt haben die Breslauer Kaufleute nur Schaden davon, ebensowenig gewinnen die königlichen Kassen durch diese Messen etwas. Es würde übrigens leichter sein, jetzt neu anzufangen, als einer in Verfall gekommenen Messe aufzuhelfen. Und selbst wenn es gelänge, so frage es sich, ob damit für das Ganze etwas gewonnen wird, denn käme die Breslauer Messe zu Kräften, so würde das ohnfehlbar den Verfall der Frankfurter nach sich ziehen. Das Gerathenste wäre, die Breslauer Messe überhaupt ganz aufzuheben. Dies dürfe aber nicht in offizieller Form geschehen, weil man sonst die Medisance herausforderte. Wenn man die Messen ihrem Schicksal überließe, würden sie schon von selbst einschlafen. Dann könne man sie in die alten Jahrmärkte wieder überführen, indem man ihren Tarif dem der Jahrmärkte gleichstellt und anfängt, die Waren der Fremden wieder zu revidiren, denn die Fremden, welche jetzt noch kommen, besuchen auch die Breslauer Jahrmärkte. Inzwischen war auch der Gedanke, welchen man ursprünglich gehabt hatte, die Messe in Brieg abzuhalten und mit dem dortigen Viehmarkte zu verbinden, von neuem aufgetaucht. Dies widerrieth Oppermann als ohne Aussicht auf Erfolg, und mit Recht.

Die Herbstmesse 1749 brachte in ihrem Mißerfolg es „zum Superlativo". Man fand, daß der Johannismarkt bisher so gut und noch besser gewesen sei als die beste Messe. Nur die

Digitized by Google

sächsischen und Geraer Zeugfabrikanten, ebenso das Aachener Tuch machten gute Geschäfte zum Schaden der schlesischen Manufaktur. Der preußische Merkantilismus sollte, zum Nachtheil der einheimischen Industrie, den Absatz fremder Waren im eigenen Lande noch begünstigen? Was man gehofft, geträumt hatte von dem Nutzen, den die Einrichtung einer Breslauer Messe dem eigenen Staate bringen würde, war in ein Nichts zerronnen. Am 6. Dezember 1749 setzte daher der schlesische Minister seinem Monarchen diese Lage der Dinge auseinander und bat um die Genehmigung, daß die Fremden fortan visitirt und ihnen gleiche Lasten wie den Einheimischen auferlegt würden, ohne doch den Namen Messe abzuschaffen. Am 8. Dezember 1749 erfolgte die königliche Genehmigung. Mit dem Jahre 1750 traten die alten Breslauer Jahrmärkte de facto in aller Stille wieder in ihre Rechte.

So endete ein Unternehmen, welches man acht Jahre vorher mit so großen Erwartungen in die Welt gesetzt hatte. Der Versuch, Breslau trotz der veränderten Weltlage seine dahinschwindende Bedeutung als Welthandelsplatz in neuer Form zu erhalten, war gescheitert; der Gedanke aber damit noch keineswegs, wie wir bald sehen werden, endgültig begraben. Er tauchte in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts mehrmals wieder auf, ohne jedoch über die Vorstadien herauszukommen. Hinzugefügt mag werden, daß auch der Wiener Hof in seinen Bestrebungen, den polnischen Transithandel von Breslau und Schlesien weg in die österreichischen Erblande hinüberzuleiten, in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu diesem Behufe Messen in Teschen und Jägerndorf ins Leben zu rufen bemüht gewesen ist, ohne jedoch mit diesen kurzlebigen Schöpfungen einen Erfolg zu erzielen.[21]

Die Angliederung Schlesiens an die preußische Monarchie hatte zunächst den hergebrachten Handel Breslaus sehr empfind-

Digitized by Google

lich geschädigt, doch unermüdlich sorgte Friedrich der Große für das Aufkommen seiner neuen Provinz durch das Schaffen einer Menge von neuen Industrien; und nicht zum mindesten ferner dadurch, daß Oberschlesien anfing, seine unerschöpflichen unterirdischen Schätze zu erschließen, gewann die schlesische Hauptstadt reichlichen Ersatz für den verlorenen Handel. Auch die jetzt leichter gewordene Verbindung mit den Seehäfen Hamburg und Stettin brachte einen nicht unerheblichen Nutzen. Es begann sich auch das gewerbliche Leben in Breslau wieder zu heben. Breslau zog schließlich auch vielfachen Gewinn aus dem schlesischen Leinwandhandel, welcher über Hamburg nach England, Spanien, Portugal, Amerika und theilweise auch nach Rußland und in die Ukraine ging. Der Heringshandel nach Oesterreich blieb ansehnlich, ebenso der mit Röthe. In Spezerei-, Farb- und Materialwaren war Breslau der Sitz des inländischen und eines starken Speditionsgeschäftes, ebenso vom Rauchwerk, nach Leipzig hin. Ferner waren Gegenstände des Breslauer Export- und Transithandels: Silberwaren, Messing, Bücher, Wagen, Möbel (besonders nach Polen), Bau-, Stab- und Schiffsholz (meist über Stettin nach England, Frankreich ꝛc.), Eisen, Wachs, Talg, Honig, Baumwolle, Seide, Leder, Tabak, Leinsamen, rohe Leder und Felle, Nürnberger Waren, französische und ungarische Weine ꝛc. Der jährliche Umsatz des Breslauer Platzes belief sich um 1790 auf 20—24 Millionen Rthlr., und ein Drittel der Bevölkerung lebte vom Handel in seinen verschiedenen Abstufungen. Hatte demnach Breslau hinlänglichen Ersatz für seinen verlorenen Speditionshandel erhalten, so schien auch dieser am Ausgang des 18. Jahrhunderts zurückkehren zu sollen. Durch die zweite und dritte Theilung Polens, 1793 und 1795, welche die preußische Grenze bis an und über die Weichsel hin aufpflanzte, wurde das alte polnische Absatzgebiet zum Theil wieder eröffnet, wenngleich der Anfall Galiziens und

Digitized by Google

der Bukowina an Oesterreich die Sperrung der durch diese Gegenden führenden Handelsstraße bald mit sich brachte. Indessen, als eben die günstigen Wirkungen sich zeigen sollten, brach 1806/7 im Kampfe gegen Napoleon die alte preußische Monarchie zusammen. Aus den erst vor einem Jahrzehnt erworbenen polnischen Provinzen wurde das Herzogthum Warschau gebildet. Auch mit diesem hätte sich ein ergiebiger Handelsverkehr herstellen lassen, da diese napoleonische Schöpfung ihre Spitze gegen Rußland kehrte. Sie war jedoch ein nur kurzlebiges Gebilde. Die Freiheitskriege brachten ihr ein jähes Ende, Rußland trat zum größten Theil die Erbschaft an und sperrte sofort die Grenzen gegen den Breslauer und schlesischen Handel. Das Zeitalter napoleonischer Weltherrschaft und der Freiheitskriege, die Kriegswirren hatten Breslau und seinem Handel empfindliche Schläge versetzt, das Erwerbs- und Verkehrsleben zurückgebracht. Jetzt kam nun die Absperrung der russischen Grenze, nur der Handel nach dem Freistaat Krakau, einer Schöpfung des Wiener Kongresses, blieb.

Mit Umsicht und Eifer ging die preußische Regierung an die Reorganisation ihrer Provinzen. Schlesien verlor seine selbstständige Stellung, welche es im fridericianischen Staate genossen hatte, und wurde nun eng mit dem Gesamtstaate verbunden. Mit nicht minderer Sorgfalt war man bedacht, Handel und Wandel wieder zu beleben. Um den darniederliegenden Handel Breslaus zu heben, faßte man 1818 den Gedanken, Breslau zur Meßstadt zu gestalten. Wir hören hiervon jedoch lediglich aus einer späteren gelegentlichen Erwähnung. 1827 tauchte dann dieser Gedanke abermals auf, und die Abtheilung des Innern der Breslauer Regierung erhielt den Auftrag, ihr Gutachten hierüber abzugeben. Dasselbe entwarf der auf dem handelspolitischen Gebiete hervorragend begabte Regierungsrath Bothe, welchem die Abtheilung des Innern denn auch völlig zustimmte.

Digitized by Google

Es war die Frage gestellt worden, ob sich das Bedürfniß einer Meßanstalt in der jetzigen Zeit für die Stadt Breslau und überhaupt für die Provinz Schlesien ausspreche und eine Wiederherstellung der früher bestandenen mit Hoffnung einigen Erfolges erwartet werden könne. Bothe erwog zunächst, was für diesen Plan spreche. Seine Erwägungen für Einrichtung einer Messe und wie man dieselbe dann einrichten müsse, machen einen recht erfreulichen Eindruck, aber es würde, so sehr es auch lockt, uns zu weit führen, wollten wir auf sie näher eingehen. Im großen und ganzen war Bothe nicht abgeneigt, zu befürworten, daß ein Versuch mit der Errichtung einer Messe in Breslau gemacht werde, aber seine Gegengründe und die Beweisführung dafür waren doch so schwerwiegender Art, daß schon diese bei der obersten Behörde zur Aufgebung dieses Gedankens durchschlagend gewesen sein müssen. „Die Meßeinrichtung an sich und aus einem rein objektiven Gesichtspunkte in staatswirthschaftlicher Hinsicht ins Auge gefaßt, möchte nicht mehr an der Zeit, überhaupt diese für Schlesien vorüber sein.... Es scheint demnach diese Handelseinrichtung ihre Zeit durchlebt zu haben und in dieser Beziehung wenigstens ein Grund nicht vorhanden zu sein, welche das Dasein der Messe mit einer gewissen Folge fortzusetzen oder wieder ins Leben zu rufen rathsam macht.“ Der Gewinn daraus von den östlichen Gegenden her würde auch nicht bedeutend sein und den Vortheil größtentheils die ausländischen Kaufleute haben. Auch die Messe in Frankfurt a. O. würde durch die Errichtung einer Breslauer Messe verkümmert werden. Es sei mehr an der Zeit, „durch Freiheit des Handels und durch ungehemmte Bewegung des Gewerbes die Gewerbsamkeit auf eine solche Stufe zu heben, daß sich jede bedeutende Stadt, die nach ihrer Lage und den übrigen Umständen zu einer fortdauernden Messe und zu einem jederzeit offenen Marktplatz geeignet ist, zu einem allgemeinen unabhängigen Handels-

Digitized by Google

markt bilde und zu der Höhe industrieller Kultur sich selbst hinaufschwinge, welche eine wohlgepflegte Frucht der Gewerbefreiheit erwarten läßt." Auch die anberaumten Jahrmärkte werden jetzt weniger besucht, und der geringere Besuch hat offenbar darin seinen Grund, daß der Käufer zu jeder Zeit seinen Bedarf in Handels-, Fabrik- und Handwerkswaren in größeren Städten zu billigem Preise fertig und in Magazinen zum Theil Vorräthe davon findet.

Zum Schlusse sei endlich noch aus dieser werthvollen Denkschrift ein Beweggrund zur Herstellung der Breslauer Messe angeführt. „Wenn nämlich, was freilich weit aussehend ist, aber doch einen näheren Bestimmungsgrund zum Handeln in der Sache abgeben könnte, durch einen günstigen Zusammenfluß von Umständen von politischen und Handlungskonjunkturen die Moldau, die Wallachei und Griechenland wirklich unabhängige Staaten werden sollten, so könnte die Verwaltung wohl sich veranlaßt finden, eine Wiederherstellung der Messe selbst unmittelbar herbeizuführen, nachdem in Lokal- und Provinzialbeziehungen ... solche einigen Erfolg erwarten läßt, so daß auf dem Wege einer Messe dazu die Gelegenheit vermittelt würde, da die gedachten fremden Länder gegen ihre rohen Produkte sich ihren benöthigten Warenbedarf in Breslau mit mehr Vortheil als in Frankfurt a. O. und Leipzig ... eintauschen könnten. So wie Naumburg a. S. zur Hauptwarenniederlage der westlichen und Frankfurt a. O. der östlichen Provinzen für alle steuerpflichtigen Fabrikwaren gemacht worden, so kann eine Messe in Breslau die nördlichen und südöstlichen Nachbarn und andere angrenzende Staaten damit versorgen, wenn nicht Handelseifersucht und arithmetische Handelsbalancirsysteme bei unseren Nachbarn dabei ein Hinderniß werden." [22]

Vielleicht haben die Anregungen von 1818 und 1827, Breslau zur Meßstadt zu erheben, ihren Ausfluß aus den

Digitized by Google

genialen Anordnungen gehabt, durch welche der preußische Finanzminister Maaßen die bis zur Bankerotterklärung zerrütteten Finanzen Preußens mit glänzendem Erfolge wieder kräftigte. Die Zollschranken zwischen den einzelnen Provinzen fielen, und zum Staunen der Welt erzielte diese weitherzige Freigebung die glänzendsten Erfolge für den Handel und die Gewerbethätigkeit, wie auch für die preußischen Finanzen. Bald mußten die kleinen Staaten, welche von preußischem Gebiet umschlossen waren, um Aufnahme bitten, und trotz allen Hasses gegen das gefürchtete Preußen sah sich bald auch ein mittelgroßer deutscher Staat nach dem anderen gezwungen, Preußen um Aufnahme in diesen Zollverein zu bitten, wobei dieses die liberalsten Bedingungen gewährte. Schließlich machte auch der deutsche Zollverein vor der Mainlinie nicht mehr Halt und griff zum Ingrimm Oesterreichs auch nach Süddeutschland hinüber. Als 1828 Hessen-Darmstadt seinen Beitritt zum Zollverein erklärte, herrschte in Dresden die größte Bestürzung, denn Sachsen, welches hauptsächlich um des Leipziger Meßplatzes willen bisher den Grundsatz vollständiger Handelsfreiheit selbst auf Kosten seiner Industrie festgehalten hatte, glaubte sich durch die Versperrung seiner Handelswege von Preußen in seiner Existenz bedroht und suchte dem durch Gründung eines mitteldeutschen Handelsvereins zu begegnen. Kurhessen als eifrigster Gegner schloß sich an. Doch trotz alledem fühlte es sich 1831 um seiner wirthschaftlichen Existenz willen gezwungen, auch seinerseits seinen Beitritt zum deutschen Zollverein zu erklären. Am 30. März 1833 folgte auch das Königreich Sachsen diesem Beispiel. Es machte aber oder soll seinen Beitritt davon abhängig gemacht haben, daß in Breslau keine Messe eingerichtet werden dürfe. Man sieht also, daß die Angst des Dresdener Hofes vor der Errichtung einer Breslauer Messe noch keineswegs geschwunden war. Den größten Stein des Anstoßes für

Digitized by Google

die Verhandlung mit Sachsen bildete jedoch die Behandlung der Meßplätze. Die königlich preußische Regierung suchte den Verkehr ihrer Meßplätze, namentlich von Frankfurt a. O. und Naumburg, möglichst zu sichern und zu fördern, während auf der anderen Seite Sachsen ein gleiches Interesse für Leipzig zu vertreten hatte. Jetzt, wo eingewurzelte Vorurtheile und kleinliche Interessen längst einer besseren Erkenntniß des größeren Verkehrs und seiner Bedürfnisse Platz gemacht haben, dürfte es selbst dem Fachmanne schwer werden, sich die unermeßlichen Schwierigkeiten und Diskussionen gegenwärtig zu machen, zu denen diese einzige Frage Anlaß gab, die oftmals nahezu das Hauptziel der Verhandlungen in den Hintergrund drängte und geradezu zweifelhaft machte.[23]

Nun hatte aber auch der deutsche Zollverein bestimmt, daß die Errichtung neuer Messen innerhalb des Zollverbandes, soweit dieselben nicht bereits als bestehend anerkannt seien, nicht gestattet wird. Hingegen hatte Breslau 1742 sein Meßprivilegium erhalten und dies war ausdrücklich bisher nicht aufgehoben worden. Da nun Sachsen von einer Breslauer Messe nie etwas wissen wollte, so kam der um die Provinz Schlesien hochverdiente Oberpräsident Merkel in einem Schriftenaustausch mit der Breslauer Regierung und dem Breslauer Magistrat hierauf zu sprechen, „da es hierbei nicht sowohl auf den Namen, als auf das Zugeständniß von Meßprivilegien ankomme". Der Oberpräsident erklärte der Breslauer Regierung, daß auch jede Veranlassung bei der Sondirung wegen dieser alten Meßprivilegien vermieden werden müsse, die städtische Breslauer Verwaltung zu Anträgen darauf hinzuleiten, wie dies geschehen würde, wenn man den Anspruch der Kommüne, die Wiederherstellung der Messen unter Umständen anzutragen, anerkennen wollte. Offenherzig theilte man den Meinungsaustausch zwischen Oberpräsidium und Regierung dem Breslauer Magistrat mit, welcher anfänglich auf die an ihn gestellten Anfragen hin argwöhnisch

Digitized by Google

geworden war, und fügte hinzu, daß das Ganze eigentlich nur bezwecken sollte, die übermäßig lange Dauer von Jahrmärkten und Messen zu kürzen. Die Breslauer Kaufmannsältesten, um ihre Ansicht vom Magistrat befragt, erklärten sich jedoch gegen jede Abkürzung; denn gäbe man diese zu, dann gäbe man auch das Meßprivilegium stillschweigend auf. Von einer Wiederrichtung einer Messe sprachen sie trotzdem nicht. Die Regierung erklärte, die Jahrmärkte sollen auf acht Tage verkürzt werden, dies habe mit der Wiederherstellung nichts zu thun; man habe nur angefragt, weil durch die Kürzung der Breslauer Jahrmärkte Veränderungen vorgenommen werden müssen wegen der Präsentation und der Einlösung der Meßwechsel.[24]

Dies ist das Letzte, was wir von der Breslauer Messe hören. An eine Wiederbelebung derselben hat Niemand mehr gedacht.

Anmerkungen.

[1] Friedr. Herm. Heller, Die Handelswege Inner-Deutschlands im 16., 17. und 18. Jahrhundert und ihre Beziehungen zu Leipzig. Dresden 1884, S. 7 ff.

[2] Heller, a. a. O., S. 21 ff.

[3] Colmar Grünhagen, Der materielle Zustand Schlesiens vor der preußischen Besitzergreifung in der Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, Bd. X (1873), S. 399 ff.

[4] C. Grünhagen, Geschichte Schlesiens, Bd. II (1886), S. 422.

[5] C. Grünhagen, Der materielle Zustand ꝛc., S. 401.

[6] Weiteres s. bei Fechner, Der Zustand des schlesischen Handels vor der Besitzergreifung des Landes durch Friedrich den Großen in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik, N. F., Bd. XI, 209—236, und ebendersf., Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Oesterreich 1741—1806, Berlin (1886), Kap. 1.

[7] Breslauer Staatsarchiv, „Aa. betr. der Gebrüder Lotisii, Manufactur- und Kommercienvorschlag und Gegenvorschlag, daß es dem Lande zuträglicher wäre, wenn zu Breßlau Niederlagen gleich wie zu Leipzig aufgerichtet würden." AA. VIII, 7. c.

[8] Ibidem.

[9] Breslauer Stadtarchiv, Scheinich 1987.

[10] Ibidem 2114.

Digitized by Google

[11] Breslauer Staatsarchiv, MR VI, 9, Vol. I.

[12] Ibidem, Vol. II.

[13] Die folgende Darstellung über die Geschichte der Breslauer Messe von 1742—1749 beruht, sofern kein anderer Beleg angegeben wird, auf folgenden Akten des Breslauer Staatsarchivs: „Acta von der Messe in Breslau" 4 Voll. 1742—1750 s. S. MR VI, 10. „Cammer-Acta des v. Grossa gethanen Vorschlags wegen des Commercii in Schlesien ꝛc." 1742 s. S. PA VIII, 171. e. „Nachrichten von der Breslauer und Frankfurter Messe" 1742. „Einnahme der Laetaremesse" 1744. „Aa. von Anlegung der Messen zu Breslau und Regulierung des Meß-Tarifs." 1743—47 s. S. St. Breslau II. 5. I. l. m. y. — Ueber denselben Gegenstand während der Jahre 1742—1749 hat bereits Eduard Cauer in der Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Bd. V (1863), Heft 1, S. 63—80 und Heft 2, S. 222—250 unter dem Titel „Zur Geschichte der Breslauer Messe, eine Episode aus der Handelsgeschichte Breslaus" gehandelt. Obgleich demselben für diese Jahre 1744—49 zum guten Theil dieselben Akten damals zu Gebote gestanden, wie heute mir, so hat sich mir doch bei einer genaueren Nachprüfung seiner Darstellung mit dem zu Grunde liegenden Aktenmaterial ergeben, daß eine erneute selbständige Bearbeitung desselben Gegenstandes damit noch keineswegs als überflüssig erscheinen dürfte, wobei ich jedoch darauf Verzicht geleistet habe, gegen Cauer im einzelnen zu polemisiren. Nur das sei gesagt, wenn C. häufig in Anführungsstrichen Inhaltswiedergaben aus den Akten bringt, so sind das nur seine nicht immer ganz zutreffenden Auszüge, aber keineswegs eine wortgetreue Wiedergabe des Textes.

[14] Breslauer Staatsarchiv, PA III, 37. a.

[15] Zeitschrift für Geschichte und Alterthum Schlesiens, Bd. V, 223—225.

[16] Breslauisches Tagebuch, von Joh. Geo. Steinberger 1740—42, herausgegeben von Eugen Träger, Breslau 1891.

[17] Cauer in der Zeitschr. f. Gesch. u. Alterth. Schlesiens, Bd. V, 64—65.

[18] Ebenders. 238.

[19] Kabinetsordre vom 16. April 1743 an den schlesischen Minister Graf Münchow.

[20] Cauer, a. a. O. 238.

[21] Genaueres hierüber s. b. Fechner, Die handelspolitischen Beziehungen Preußens zu Oesterreich ꝛc., S. 468 ff., und bei Biermann, Geschichte des Herzogthums Teschen, 2. Aufl., S. 260.

[22] Breslauer Staatsarchiv, „Aa. von Anlegung einer Messe zu Breslau", 1827, sub Sign. Stadt Breslau II. 5. 1. z.

[23] W. Weber, Der deutsche Zollverein, 2. Aufl., 1871, S. 93.

[24] Aa. des Breslauer Stadtarchivs.

Digitized by Google

Die Venus von Milo

und

die spätere Ausgestaltung des Aphrodite-Ideals.

Von

Ballhorn,
Rektor in Görlitz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Als am 8. April 1820 ein Bauer auf der kleinen Insel Melos an der Erweiterung seines Feldes arbeitete, sank plötzlich der Boden vor seinen Füßen ein, und er entdeckte am Rande einer Schuttterrasse eine Nische. Sie war gewölbt, etwa 12 Fuß hoch, ein flüchtiger, römischer Bau. Darin fand er eine aufrechtstehende Statue, deren abgebrochene Arme am Boden daneben-lagen, dazu eine Platte mit Inschrift, das Stück einer Basis mit Inschrift, die einen .... andros (Alexandros oder Agesandros?) als Verfertiger nennt, einen Fuß mit Kothurn und einige Hermen. Nur mit äußerster Mühe und nach einem förmlichen Kampfe gelang es den Franzosen, deren Konsularagent der Bauer von dem Funde erzählte, sich der Statue zu bemächtigen; sie zahlten dafür etwa 400 Mark und brachten sie zu Schiffe. Leider hatte sie sehr dabei gelitten, und die beiden Arme waren bis auf zwei Bruchstücke, ein Stück vom linken Oberarm und die linke Hand, verloren. Später erhielt der französische Gesandte auch noch die Platte mit der Inschrift und das Basisfragment mit der Künstler-Inschrift. Im Frühjahr 1821 brachte er das Gewonnene nach Paris und machte es dem König Ludwig XVIII. zum Geschenk. Dieser überwies es dem Louvre.

Die Statue, aus parischem Marmor, besteht aus zwei durch eiserne Klammern zusammengehaltenen Stücken. Die Durchschnittsfläche liegt ziemlich in der Mitte. Auch der linke Arm war von Anfang an eingesetzt. Er fehlt jetzt ganz, der

Digitized by Google

rechte von der Mitte des Oberarmes an, so daß Heine scherzen konnte, viele Frauen hätten schönere Arme, als die Venus von Milo. Die kleineren Verletzungen dagegen sind ausgebessert. Auch ist der Rest der Plinthe in eine neue mit etwas veränderter Richtung eingefügt, so daß man die Statue, statt mehr von ihrer rechten Seite, jetzt mehr von vorn sieht.

Die Statue ist über 2 m hoch, also über Lebensgröße, während spätere Venusdarstellungen bis unter Lebensgröße herabgingen. Zergliedert man die außerordentlich schöne Schlangenlinie, die die ganze Statue von oben bis unten durchläuft, so findet man am Oberkörper ein Hinüberbiegen nach rechts, ein Vortreten der rechten und Zurücktreten der linken Seite und ein Vornüberbeugen, wogegen der Kopf sich wieder aufrichtet und nach rechts zurückzieht, das Gesicht sich mehr nach links kehrt. Der Unterkörper, malerisch umhüllt, ruht fest auf dem rechten Bein; das linke, entlastet, hebt sich und biegt sich nach innen. In diesem Gegensatz von „Standbein" und „Spielbein" zeigt sie also noch die Kunstweise, die Polyklet eingeführt haben soll, während Praxiteles weiter ging und einen neuen Stützpunkt außerhalb des Körpers nahm; daher am Apollino, am Faun und Hermes die überaus schöne Herauswölbung der Hüfte und der Ausdruck behaglichsten Ruhens.

Die Architektur des mäßig großen Kopfes zeigt ein volles, ovales Antlitz, oben von breiter Stirn und breitem Nasenrücken, unten von kräftigem Kinn geschlossen. Die Augen, schmal und fein, scheinen daher tief zu liegen; das „Schwimmende und Feuchte" ist durch das Heraufziehen des unteren Augenlides nur schwach angegeben. Der Blick geht in die Ferne. Die schön geschwungenen Lippen sind wie leise athmend geöffnet. Eine fast stolze Ruhe liegt auf dem Antlitz. Das Haar fließt in einfach natürlich gekräuselten Wellen um die Stirn und ist

Digitized by Google

hinten in einen Knoten mit drei gelösten Löckchen geschlagen. Der Körper ist voll und groß entwickelt; man denkt an „die Stärke des Armes und die volle Gesundheit der Glieder" in „Hermann und Dorothea". Fast scheint das Großartige, Hoheitsvolle einer Venus nicht angemessen, besonders im Vergleich zu anderen Venusdarstellungen; Manche wollten sie daher lieber für eine Viktoria halten. Wenigstens bezeichnete man sie als eine Venus victrix, eine siegreiche Venus.

Was aber stellt die Statue nun dar, und wie ist das an ihr Fehlende zu ergänzen? Nun, seit die hoheitsvolle Gestalt ihrer Grabesgrotte entstiegen ist, hat die Frage nach ihrer Ergänzung Archäologen, wie Künstler in stets erneutem Eifer beschäftigt. Nichtwissen reizt, und Räthsellösen ist eine angenehme geistige Gymnastik. Quatremère de Quincy glaubte, von spätrömischen Darstellungen geleitet, eine Gruppe, Aphrodite und Ares, annehmen zu müssen. Aber schon das ruhige Antlitz und die abgewendete Haltung sprechen dagegen. So vermuthete denn V. Valentin, die „Hohe Frau von Milo", wie er sie nennt, erwehre sich vielmehr des Ares. Auch davon ist in Antlitz und Haltung keine Spur. Noch willkürlicher gar bildet Geskel Salomon eine Gruppe, Herkules am Scheidewege, wobei unsere Statue dann die Wollust darstellen muß.

Andere ließen die Statue als Einzelfigur gelten und gaben ihr, wenn nicht den Ares selbst, doch ein Stück von ihm. So sollte sie nach Millinger und Overbeck einen größeren oder kleineren Schild halten, wie die Venus von Capua, und sich darin spiegeln. Wieseler gab ihr einen Helm oder mit Kiel eine Lanze in beide Hände. Nach Goeler von Ravensburg war ihre rechte Hand lose nach links hin auf das Gewand gelegt, während die gebogene Linke einen Apfel emporhielt, der dann freilich nicht der Apfel des Paris sein kann, weil das erst spätere, römische Mythenbildung ist, sondern einfach der Apfel

Digitized by Google

als uraltes, allbekanntes Symbol der Liebe und Liebesmacht. Andere endlich gaben ihr eine Palme, einen Eros, eine Vase, eine Herme zur Seite.

Schließlich hat Professor Hasse in Breslau die Statue eingehend untersucht, und nach den Ergebnissen dieser Untersuchung ist jetzt wohl die Frage endgültig gelöst. Als Anatom nimmt er ja mit Recht über Körperform und Körperhaltung die Entscheidung in Anspruch, zumal nach ihm bei dieser Statue die Anatomie tadellos ist, was nicht bei allen Werken des Alterthums der Fall ist. Er weist nun nach, daß die Muskelpartien der Schulter und des Oberarms für den rechten Arm die Lage fordern, die ihm Goeler von Ravensburg giebt, also lose nach links hin auf das Gewand gelegt; daß aber die linke Hand sich nahe am Kopfe befunden haben müsse, nicht also einen Apfel emporgehalten haben könne. So ist sein Endergebniß: die Göttin entkleidet sich zum Bade, sie hat die linke Hand emporgehoben, um etwas an dem Kopfschmuck zu lösen; der Apfel ist kein Apfel, sondern Theil des Kopfschmuckes, ein zusammengefaßtes Band oder dergleichen.

Für diese Erklärung sprechen nun auch die beiden mitgefundenen Bruchstücke, der Theil des linken Oberarms und die linke Hand mit dem von ihr Gehaltenen. Daß diese Stücke zur Statue gehören, ist zwar vielfach bezweifelt, aber doch nur von Denen, zu deren Ergänzung sie nicht passen wollten; jetzt steht fest, daß sie nicht nur von völlig demselben Marmor sind, sondern auch dieselben Maße und dieselbe Arbeit zeigen, ja, man fand auch dieselben Abschürfungen an den beiden Bruchstücken und der linken Schulter der Statue. Besonders nun die Hand spricht für die Erklärung Hasses, denn diese ist auffällig nachlässig gearbeitet; sie sieht aus, wie ein mit Sand gefüllter Handschuh. Und dies durfte der Künstler nur, weil sie bei ihrer Haltung in der Nähe des Haarknotens vom Kopfe verdeckt wurde.

Digitized by Google

Der ganze Aufbau der Gestalt, die Situation ist hiernach ebenso einfach, wie treffend. Die ästhetisch so befriedigende, kunstvoll zusammengesetzte Haltung, die überallhin vertheilte sanftfließende Bewegung aller Glieder wird so durch ein einheitliches Motiv sachlich vollkommen begründet. Die Göttin hat das Gewand, den Chiton, abgelegt und das Obergewand, das Himatidion, ein großes, rechteckiges Tuch, herabgleiten lassen, hat es zum Wulst so weit zusammengerafft, daß es gerade noch bis zu den Füßen reicht; dann hat sie es mit der Rechten hinter dem Rücken herumgeführt, mit der Linken ergriffen, etwas höher über die linke Hüfte gezogen und es, während die Rechte das andere Ende vorn links hält, darüber hergeworfen. Dabei ist, nachgebend und haltend zugleich, das linke Bein rechtshin nach innen gebogen und etwas gehoben. Dadurch mußte das rechte Bein Standbein werden und der Oberkörper rechts sich etwas zusammendrücken. Ebenso mußte, während der Beschäftigung mit dem Gewande an der linken Hüfte, der Oberkörper sich linkshin wenden und vornüberbiegen, besonders Hals und Kopf. Während nun die Rechte vorsorglich lose nach der linken Hüfte zu auf dem Gewande ruhen bleibt, es zu halten, falls es zu früh herabgleiten sollte, wendet sich die Linke zum Kopf, um das Haar zu lösen. Dadurch wird auch die Aufmerksamkeit dahin gelenkt; der Kopf selbst wendet sich etwas links und rückwärts empor. Das alles ist eine einzige Handlung, bei der wir unwillkürlich im Geiste das Vorangangene und das Nachfolgende mit erblicken.

Hat so der Künstler sein Motiv aufs fruchtbarste benutzt, ist da nun aber das Motiv selbst nicht zu unbedeutend; ist eine Toilettenscene, ein Bad einer Göttin nicht unwürdig? Um darüber zu entscheiden, müssen wir uns das Wesen der so dargestellten Göttin vergegenwärtigen, müssen fragen: welche Bedeutung hat Aphrodite bei den Griechen? Auch Aphrodite

Digitized by Google

gehört da nun zu den Göttern, die die Griechen von fremdher überkommen haben. Aus Naturgottheiten mit dunkel myſtiſchem Hintergrund haben ſie in ihnen mit ihrem überaus plaſtiſchen Denken ganze, volle Menſchen geſchaffen. In wenigen, feſten Typen legen ſie die menſchliche Natur auseinander; durch ſtete Wiederholung, durch allmähliches Ausarbeiten ſteigern ſie dieſelben zu ihren herrlichen Götteridealen. Ein Charakterkern wird feſtgeſtellt und dieſer dann in Mythen epiſch entfaltet; daher heißt es, Homer und Heſiod haben den Griechen ihre Götter geſchaffen. Und dieſen Götterweſen wieder wird durch die Bildhauerkunſt auch volles leibliches Daſein gegeben: auch Phidias und Praxiteles haben den Griechen ihre Götter geſchaffen. Die Attribute bleiben ihnen zwar meiſt als helfende Erinnerungszeichen, aber vornehmlich wird das ganze Weſen des Gottes in ſeiner Geſtalt ſelbſt ausgeſprochen, in Antlitz, Auge, Haltung, Gebärde u. ſ. w. Die Griechen, dieſer Adel unter den Menſchen, wie Kant ſie nennt, vermochten das Geiſtige bruchlos ins Leibliche zu übertragen, und ihrer eigenen vollkommenen Geſtalt entnahmen ſie das Maß für die Schönheit ihrer Gebilde. Daher bei aller Idealität zugleich die unmittelbare, naive Wahrheit, das Individuelle, Naturaliſtiſche derſelben, das einen Canova vor den Parthenonſtatuen entzückt ausrufen ließ: „Lauter Natur! wahres, wirkliches Fleiſch! wahre, wahre Wahrheit!“ — So auch die Aphrodite. Die ſtammt aus Aſien. Urſprünglich die Göttin, die aus dem Feuchten alles hervorbringt, wird ſie zur orientaliſchen Geburtsgöttin, der ein wilder Dienſt huldigte. Bei den Griechen iſt ſie die Tochter des Uranos und aus dem Meerſchaum entſtanden; daher Urania oder Anadyomene, d. h. die aus dem Meere Auftauchende. In ihrer Muſchel trieb ſie zuerſt an der Inſel Kythera vorüber und ſtieg dann in Cypern ans Land, von Eros und Himeros, dem Gott der Sehnſucht, geleitet. Wo Aphrodite ging, ſproßten

Digitized by Google

Blumen und Blüthen, sie selbst aber verbarg sich hinter einem Myrthenbaum.

So hängt Aphrodite also nach ihrer Entstehung aufs engste mit dem Meere zusammen, sie wird zur Meeresgöttin, und zwar des Meeres, nicht insofern es Schiffe trägt und den Handel erleichtert, sondern sofern es dem Menschen des Südens leibliche Erquickung bietet im Bade. Wie auch Frau Holle See und Brunnen liebt und oft darin badet, so badet auch Aphrodite nicht, obgleich, sondern gerade weil sie diese Göttin ist. Das Bad ist ihr geheiligtes Gebiet, ihre spezielle Domäne. Leibesschönheit ruht den Griechen auf Leibesgesundheit und Leibeskraft und deren Pflege und ist davon nicht zu trennen. Wie die Körperübung in der Ringschule, so war die Erfrischung im Bade täglich Bedürfniß, Pflicht, Sitte: die Ringschule mehr thätige, aktive Gesundheitspflege, das Bad mehr passive, aufnehmende; jene mehr für Männer, dieses mehr für Frauen. Ueber jene war Hermes der göttliche Schirmer und Hüter, über dies Aphrodite. Hermes und Aphrodite sind so die Ideale jugendlicher, männlicher und weiblicher Blüthe. Wie Hermes Kraft und Anmuth in der Ringschule nicht bloß für sich findet, sondern auch verleiht, so verleiht auch Aphrodite Schönheit und Jugendblüthe durch das Bad. Wenn sie badet, weiht und segnet sie das befreundete Element, wird zum verjüngenden, schöpferischen, heilsamen Genius desselben. Daher erscheint sie auch fast als gesundheitspendende Badegottheit. Knidos war wegen seiner Bäder berühmt; dort finden wir die gefeiertste Aphroditestatue des Praxiteles. Kos, die Heimath der Asklepiaden und des Vaters der Arzneikunde, Hippokrates, war ein ebenso berühmtes Bad; es besaß auch eine Aphrodite des Praxiteles und das berühmteste Aphroditebild von Apelles, beide im Tempel des Asklepios. Auch auf Melos, durch seine Schwefelbäder weithin bekannt, ist eine Kolossalstatue des Asklepios gefunden, und

Digitized by Google

eine Asklepiosherme lag neben der Aphrodite. Hat doch das Bad überhaupt eine uralte mystisch-reinigende und lebengebende Bedeutung. So darf also der Künstler ohne Scheu die Göttin als badende darstellen.

Und zu diesem ihr bevorstehenden Bade paßt ja nun auch der Ausdruck des Gesichts, besonders das Schwimmende des Auges. Die Schwüle des Tages treibt die Göttin, Erquickung in den kühlen Fluthen zu suchen. Schon bei dem Anblick der weiten Wasserfläche erfaßt sie die Sehnsucht nach dem feuchten Element; schon bei dem Herabgleiten des Gewandes fühlt sie Kühlung und Erquickung. Noch mit dem Haar beschäftigt, durchströmt sie das wohlige Gefühl, das wir Alle empfinden, wenn die lauen Wellen unseren erhitzten Körper umspülen. Sie vergißt darüber alles um sich her; ihre ganze Seele geht auf in der ihr bevorstehenden Erquickung. Bei einem Goethe, dem Nordländer, entsteht aus demselben Gefühl, der Sehnsucht nach dem Bade, eine seiner schönsten Liederperlen, der Fischer; be dem Künstler des Südens, für den das Verlangen nach dem erfrischenden Bade noch weit mächtiger ist, verkörpert sich dasselbe Gefühl zur schönheitumflossenen Aphrodite.

Und dies um so mehr, da ja diese Beziehung zum Bade nur die eine Seite der Göttin berührt; weit wichtiger und bedeutender ist für den Griechen die andere, zu deren Darstellung das Bad aber auch wieder die beste Gelegenheit bietet. Ist doch Aphrodite vor allem die Göttin der Liebe und der weiblichen Schönheit. Ihrem Wesen nach verschmolz sie bei den Griechen immer mehr mit der früheren Charis, ursprünglich einer indischen Gottheit, der Göttin der Morgenröthe. So ist in der Ilias, dem älteren homerischen Epos, noch Charis die Gattin des Hephaestos (das grobe Schmiedehandwerk vermählt sich mit Anmuth und Schönheit, wird Kunsthandwerk), in der Odyssee ist Aprodite seine Gattin.

Digitized by Google

Als Göttin der Anmuth und Liebe wird Aphrodite dann auch unter die olympischen Götter aufgenommen, hat aber nie ein ganz rein hellenisches Gepräge erhalten. Etwas orientalisches Blut ist ihr geblieben. Es ist ein edles Reis, auf üppigen Stamm gepfropft, und behält etwas von dessen Geschmack, wie der Wein vom Boden, worauf er gewachsen. Das spricht sich auch in ihrer Gestaltung aus. Die alten Attribute spielen noch bisher. Sie ist die „goldene", die reichgeschmückte. Das hebt ja die Schönheit, wie der Rahmen das Bild. Hauptsächlich aber wird alle weibliche Anmuth immer vollkommener in ihr Antlitz, in ihre ganze Gestalt selbst gelegt. Wie verschieden ist ihr Auge, ihre Lippe von Athene! Während Pallas Athene, mutterlos und ohne tieferen Antheil an Erdenwohl und Erdenweh dem Haupte des Zeus entstiegen gedacht wurde, war Aphrodite durch und durch irdischer Abkunft, die Salzfluth ist die Substanz, aus der sie geboren, aus der sie entstanden. Sie, die Göttin des ruhigen, zum Bade ladenden Meeres, ist, wie Goethe uns den Ausdruck geprägt hat, das Ewig-Weibliche, d. h. das Ewige, Göttliche, wie es im Weibe geistig und leiblich erscheint; ewig sich verjüngend, Schönheit schaffend, Liebe weckend. Ihr ganzes Wesen ist seelischer Natur, wie das der Pallas Athene in der reinen Intelligenz, im scharfen, klaren Verstande aufgeht, und dies Ueberwiegen des Seelischen in ihr macht sie nun gerade zur Göttin der Liebe. Die Liebe ist die verklärende Macht, die ihre ganze Gestalt durchleuchtet, die den höchsten Liebreiz für immer über ihren ganzen Körper ergossen. Zumal, wenn sie ihren Zaubergürtel trug, war sie von unwiderstehlicher Anmuth; die Chariten und Peitho, die Göttin süßer, schmeichelnder Ueberredung, bilden ihr Geleit; Schwäne oder Tauben ziehen ihren Wagen.

Hauptaufgabe für den Künstler, der ein Aphroditebild schaffen will, wird es daher, den weiblichen Körper in höchster

Digitized by Google

Schönheit erstrahlen zu lassen. Die Situation, in der er sie darstellt, wird darüber gleichgültig; gern benutzt er aber die Beziehung der Göttin zum Bade, weil er dadurch die beste Gelegenheit erhält, sie unverhüllt zu bilden.

So erscheint sie denn auch in unserer Statue mehr, als in irgend einer sonst bekannten, von bezaubernder Schönheit, und das Bewußtsein dieser ihrer Anmuth verläßt sie auch in dem Augenblicke nicht, wo das Verlangen nach dem Bade sie erfaßt hat. Stolz trägt sie das Haupt; Schmachten und Sehnen und Liebeständelei liegen ihr ganz fern; dazu sind nur die subalternen Götter ihres Gefolges geschaffen, Pothos und Himeros und die Grazien. Freilich lehnt sich ihre stilvolle Schönheit an Persönliches, Individuelles an, und manche kleine Einzelheit in Antlitz und Körper mag an das Zufällige, Gelegentliche des schönen Modells erinnern; aber durch die sinnliche, lebensvolle Frische blickt überall das glücklich erreichte Ideal hindurch. So haben denn seit der Auffindung der Statue Bildhauer und Archäologen nicht nur die vollendete, geniale Technik des Meißels bewundert, sondern auch in der Darstellung „das blühend schöne, reife Weib voll göttlicher Hoheit", „den üppigst schönen Körper aus dem Alterthum, das blühendste Fleisch, das je in Marmor gebildet". Hier ist ihnen das Wort Homers verständlich geworden: „sie unsterblich geboren, erblüht in ewiger Jugend". „Die elastische, sammetne Milde der Haut", so preisen sie, „ist ordentlich zu fühlen"; „Alterthum und Neuzeit haben nichts Gleiches"; und doch ist sie „ganz Göttin, die verehrt, nicht geliebt werden will", sie „am entschiedensten Göttin unter allen Aphroditegestalten".

Mehr noch in das einzelne dieser Schönheit führt uns Hermann Grimm, wenn er begeistert schreibt: „Was eine Frau in unseren Augen schmückt und erhebt, vereint sich mir in diesen Zügen. Ich denke an die zurückhaltende Hoheit der Juno

Digitized by Google

und finde sie hier wieder; ich denke an die verstoßene Zärtlichkeit Psychens, und ihre Thränen scheinen über diese Wangen zu rollen; ich denke an das verführerische Lächeln Aphroditens — es spielt um diese Lippen. — Welch ein Schwung in diesen Lippen! die obere zart hervorspringend in der Mitte, dann zurückweichend nach beiden Seiten, leise dann wieder vorschwellend und endlich in den Winkeln des Mundes versinkend, der geöffnet ist; nur ein wenig. Redet sie? seufzt sie? athmet sie den Opferdampf ein, der zu ihr aufsteigt? Alles; wenn man denkt, sie thäte es, so thut sie's. Lieblich und mit einem leichten Grübchen darunter, fast als wollte sie sich spalten, liegt die Unterlippe unter der oberen, deren Mitte ein wenig über sie hervorspringt, in der Art, wie man es oft bei Kindern sieht; aber es kommt nichts Kleines, Niedliches etwa so in diese wundervollen Formen. Sanft abgeplattet und groß gerundet setzt das Kinn an, und eine volle, starke Rundung liegt zwischen ihm und dem Halse, der weder zart, wie der der mediceischen Venus, noch schlank, wie der der Diana mit dem Rehbock, sondern vom reichsten Ebenmaße, für das wir keines schmückenden Beiwortes bedürfen.

Die Augen erscheinen klein, doch bemerkt man es erst, indem man sie einzeln betrachtet; die Augenlider sind schmal und ohne scharfe Kontur. Wie anders springen sie bei der Pallas Athene des Phidias hervor, daß man fast die drohenden Wimpern zu sehen glaubt und das blitzende Auge, das sie beschatten. Die Brauen sind wenig gebogen und den Augen aufgedrückt. Auch die Stirn ist niedrig und breit, die Wangen nicht voll, aber breit, der Nasenrücken nicht minder, zwischen den Augen leicht zusammengenommen, dann wieder auseinandergehend und in die Wangen auslaufend, bis er sich an der Spitze neu in deutlicherer Form giebt. Doch ist hier nichts Scharfes, Vorstrebendes in ihrer Bildung; voll und sanft ab-

Digitized by Google

gerundet, dabei ein wenig übergesenkt (im Profil eine der zartesten Linien), entspricht sie den aufathmenden Nüstern und dem geöffneten Munde, dessen obere Lippe fein und sehr nahe unter ihr angesetzt.

Erwägt man jeden Theil für sich, so geräth man in Versuchung, ihn einzeln zu stark zu finden; vergleicht man aber die Theile untereinander, so scheinen sie fast zu klein. — Wie man den Kopf aber nimmt und betrachtet, immer entstehen neue, überraschende Linien und niemals auch nur die geringste Biegung, welche man anders wünschte. Zauberisch wirken Hell und Dunkel, wenn man abends ein Licht in verschiedene Stellungen zu ihm bringt. Da lebt oft alles, die Lippen zittern, die Augen blicken, und die Wangen heben sich. Was bei Tag eine leere, glatte Fläche erschien, erhält im zweifelhaften Schimmer lebendigen Ausdruck; an der Stirn erscheinen Uebergänge unmerklicher Modellirung, und man glaubt gefunden zu haben, was den Augen solchen Reiz verleiht, denn es zeichnen sich um sie große, wunderbare Höhlen, aus denen sie so strahlend herausleuchten. In den Mundwinkeln nistet sich aber ein Lächeln ein, wie nur die Göttin lächeln konnte, die sich den Sterblichen hingab und dennoch niemals schwach und sterblich war.

Sagt ihr Antlitz schon so viel, was erst die ganze Gestalt! Einstimmig wird sie als die schönste anerkannt, welche von antiker Arbeit uns erhalten blieb. Ich denke, so erhob sich die Göttin aus dem Schaum des Meeres, rein, wie die Fluthen, denen sie entstammte: ihre Seele durchleuchtend durch die unverhüllten Glieder, wie für uns die schönsten Glieder durch ein edel gefaltetes Gewand scheinen. Nicht wie die mediceische Venus, um die eine rosige Wolke von Anmuth schwebt, die der Flügelschlag ihrer Tauben umrauscht, die den irdischen Genuß in die Gewölke trägt, sondern frei, wie Prometheus das Feuer herabholte, scheint sie den Funken überirdischer Liebe aufgefangen

Digitized by Google

zu haben, um ihn dem Geschlechte zu verleihen, das verehrend zu ihr aufblickt."

Diese allgemeine Begeisterung für die Venus von Milo beruht aber nun nicht zum wenigsten auch auf der überaus meisterlichen technischen Behandlung. Der Künstler hat der Oberfläche einen eigenthümlichen Reiz verliehen; eine unendlich weiche Verschmelzung der einzelnen Formen ist ihm hier gelungen. Wie die Meister des Laokoon nur mit dem Meißel arbeiteten, so ist unsere Statue fast ganz mit der Raspel und mit der Feile vollendet; nirgends ist eine Spur von Meißelführung zu entdecken. Auch sind die Grundformen des Körpers nur bescheiden angedeutet, und eben nur durch die zarte Feile ist eine solche von aller Glätte weit entfernte Weichheit der Marmorfläche, diese absolute Verschmelzung des Einzelnen ins Ganze, diese Darstellung einer über alle Muskeln gleichmäßig gespannten, hie und da leichte Falten bildenden Haut zu erreichen, deren elastische Textur und deren sammetne Milde man im Stein fühlen zu können glaubt. In dieser Darstellung der Haut liegt einer der größten Reize dieser Aphrodite, ein Reiz, der für uns noch durch die schöne warme Farbe des leise gegilbten parischen Marmors und durch die fast vollkommene Erhaltung der Epidermis erhöht wird, welche gegen die abgeriebene, glattpolirte, spiegelnde Oberfläche der ungeheuren Mehrzahl unserer antiken Statuen gewaltig absticht, und den Niemand verkennen kann, der das Werk auch nur im Abgusse betrachtet.

Welcher Zeit aber gehört nun das Meisterwerk der Plastik an? Auch dies ist eine der streitigen Fragen. Leicht scheint sie sich freilich auf den ersten Blick zu beantworten, da ja in der Nische, in der die Göttin sich fand, auch das Stück einer Plinthe gefunden wurde, die in Schriftzeichen aus dem ersten oder zweiten Jahrhundert einen ... andros aus Antiochien als

Digitized by Google

Künstler nennt. Antiochien wurde etwa 270 vor Christo gegründet, so könnte also auch die Statue nicht vor 270 geschaffen sein. Aber nach allen Berichten ist die Zugehörigkeit dieses Basisfragments zur Statue mehr als zweifelhaft; und da nun alles an der Statue auf eine frühere Entstehungszeit hinweist, so scheint es doch gerathen, der Statue selbst mehr zu glauben, als dem überdies jetzt verlorenen Plinthenfragment, das ebenso zufällig in die Nische gekommen sein kann, wie der darin gefundene Fuß mit dem Kothurn, der doch sicher nicht zu unserer Statue gehört hat.

Ueberblickt man nämlich den Entwickelungsgang der griechischen Bildnerkunst, so kann bei der Venus von Milo zunächst von dem alten sog. strengen Stil, wo die Künstler unbehülflich sich erst der Körperformen zu bemächtigen suchten, ein Stil, wie er uns in den Aegineten entgegentritt, nicht die Rede sein. Aber auch der dann folgende sog. hohe Stil, wo im fünften Jahrhundert v. Chr. Phidias, wie Wieland es ausdrückt, nicht etwa bloß eine höhere Stufe erstieg, sondern den gewaltigen Raum bis zum Gipfel in ein paar Riesenschritten durchmaß: auch dieser entspricht nicht ganz unserer Statue. Der Schwerpunkt der Kunst dieser Periode ist der Objektivismus. Alle Idealbilder dieser Zeit, die wir kennen, stellen die Gottheiten in der Summe oder im mittleren Durchschnitt ihres Wesens als große, bleibende Typen dar, und damit ist gesagt, daß alle subjektiven Bewegungen des Gemüths, aller Ausdruck nach bestimmter Seite hin gesteigerter Momente des Daseins von der Darstellung dieser Ideale ausgeschlossen bleiben muß. Der Zeus des Phidias, seine Athene, die Here Polyklets zeigen uns Gottheiten nicht in Situationen, in denen ihr Wesen, ihre Macht, ihr Geist sich in einer Richtung erregt, thätig, wirksam offenbart, sondern in ihrem absoluten Sein, in der ruhenden Universalität ihres Wesens und ihrer Kräfte. Und deshalb trägt

Digitized by Google

auch der schaffende Meister in diese Bilder bewußtermaßen nichts von seinem Subjekt und von seiner subjektiven Empfindung hinein, sondern er strebt danach, seine Götter als die reinen Objekte seines Glaubens und des Glaubens der Nation darzustellen. Und eben darin liegt ihre kanonische Geltung, eben darin ist es begründet, daß die in dieser Zeit fixirten Typen mit unwiderstehlicher Gewalt alle späteren und alle variirenden Darstellungen derselben Gottheiten beherrschen.

Werfen wir nun von hier aus einen Blick auf unsere Statue, so zeigt sich an ihr schon eine ganz bestimmte Situation, wir sehen sie, wenn auch leise, von Gefühlen erregt, die mit dieser Situation eng zusammenhängen. So gehört sie der Zeit des hohen Stils sicher nicht mehr an; wohl aber steht sie ihm näher, als dem sog. schönen Stil des vierten Jahrhunderts. Dieser hat mehr individuell erregtes Leben, mehr Leidenschaft und Subjektivität, geht über in das Reizende, in das Theatralische, in das Rührende und Komische. Den erhabenen Gestalten: Zeus, Hera, Poseidon, Athene werden jetzt die jüngeren, anmuthig-heiteren vorgezogen; in diesen seinen jugendlichen Göttern erschafft der große Marmormeister Praxiteles das Entzückendste, die Sonnenhöhe griechischer Idealbildung. An diese reicht unsere Statue noch nicht. Sie gehört also der Uebergangszeit aus dem hohen Stil, der das Aphrodite-Ideal noch nicht vollkommen gestalten konnte, zu dem schönen Stil an. Und so mag sie von der nachfolgenden Entwickelung durch Praxiteles überholt und verdunkelt sein, wie etwa Lionardo durch Rafael, und mag darum im Alterthum nicht den Ruhm erlangt haben, den sie uns so sehr zu verdienen scheint. Wir finden sie nirgends erwähnt. Die charakteristische Vollendung hat das Aphrodite-Ideal in ihr noch nicht erhalten.

Und noch ein besonderer Umstand verweist unsere Statue in diese Uebergangszeit zwischen Phidias und Praxiteles: die

Digitized by Google

Gewandung. Bis zu Phidias haben die plastischen Künstler wohl den männlichen Körper hüllenlos dargestellt, aber nicht den weiblichen. Obgleich nun doch für Aphrodite volle Hüllenlosigkeit geboten erschien, damit auch die Schönheit des ganzen Körpers leuchtend hervortreten könne, wagt doch der Künstler hier diesen Schritt nur halb; nur den Oberkörper enthüllt er. Auch darin thut Praxiteles erst den letzten Schritt und stellt seine Aphrodite ohne alle Gewandung hin.[1]

Um nun aber endlich ein vollständiges Bild der Statue, wie sie einst war, zu gewinnen, dürfen wir nicht vergessen, daß wir auch sie farbig zu denken haben. Das feine, wollene Gewand, das sie um sich geschlungen, wird sicher eine tiefe, satte Färbung gezeigt haben; und aus diesem Gewand stieg der schöne Leib „wie eine Blumenkrone aus ihrem Kelche leuchtend empor". Dazu stimmte dann auch der Schmuck: ein Diadem im Haar, Ohrgehänge, ein Armband am linken Arm; von dem allen sind sichere Spuren an der Statue. Ganz wie es in dem Homerischen Hymnus von Aphrodite heißt:

Und sie trug ein Kleid von mehr als feurigem Glanze,
Auf dem unsterblichen Haupte den Kranz gepriesenen Goldes,
Und Armbändergewind' und leuchtende Ohrgehänge,
Ketten auch waren ihr reizend gelegt um den zärtlichen Nacken,
Schöne, goldene, ganz buntfarbige, welche dem Mond gleich
Rnnd um die zierliche Brust ihr leuchteten, Wunder zu schauen.

Der Göttin entsprechend wird auch die Aufstellung gewesen sein. Da sie nicht eigentliches Tempel- und Kultusbild war, werden wir sie uns nicht in einer nur schwach erleuchteten Tempel-Cella stehend zu denken haben; wohl aber in einer eigenen farbig geschmückten Halle auf einer Höhe der Insel Melos, von der sie auf das Land und das nahe Meer hinabschaute, der wolkenlose, tiefblaue Himmel über sie ausgespannt. Myrthen- und Granatgebüsch, Lorbeer und Cypressen umgaben

Digitized by Google

die Halle; vor ihr wohl auch eine steingefaßte Quelle, in die sie hinabzusteigen bereit schien. Neben ihr eine Herme, die den Ort als heilig und unbetretbar bezeichnete; oder auch mehrere verschiedene Hermen um sie herum, zu einer kleinen Balustrade vereinigt, zu Schutz und Abwehr.

So stand sie lange, verehrt von den Inselbewohnern, deren Stolz sie war, bis die Noth gebot, sie von ihrer eigentlichen Stätte zu entfernen, sie an entlegenerer Stelle vor räuberischen Händen zu schützen. Sobald nämlich die Römer Griechenland erobert hatten, begannen sie ja auch die Kunsträuberei in großem Stile zu betreiben. Schon der Triumphzug des Flaminins nach der Schlacht bei Kynoskephalä dauerte drei Tage; am ersten wurden die Statuen von Erz und Marmor hereingeschafft, während der zweite für Vasen, Reliefs 2c. bestimmt war. Fulvius Nobilior brachte nach dem Siege über die Aetoler 285 eherne und 230 marmorne Werke nach Rom. Auch der Triumphzug des Aemilius Paulus nach der Schlacht bei Pydna dauerte drei Tage, deren erster für den Aufzug von 250 Wagen mit Statuen und Gemälden kaum ausreichte. Mummius, Pompejus, Augustus, Nero leisteten noch viel mehr, so daß Rom ohne eigene Kunst das größte Kunstmuseum wurde und bald mehr Statuen, als Menschen hatte. Wohl also schon damals barg man die Göttin in der in römischer Bauweise schnell aufgerichteten Nische und verehrte sie dort in aller Stille noch weiter. Dann aber kamen um 400 n. Chr. die furchtbaren Stürme der Völkerwanderung. In ihnen wohl wurde auch die bis dahin verschonte Göttin eilfertig und gewaltsam des Goldschmuckes beraubt; die Ohrringe wurden ihr ausgerissen, der rechte Arm da, wo das Armband saß, abgebrochen, das Diadem herabgenommen. Doch gelang es auch jetzt wieder, die so verstümmelte Statue durch Aufschüttungen vor der Nische wenigstens vor gänzlicher Vernichtung zu retten.

Digitized by Google

So ruhte sie anderthalb Jahrtausende weltentrückt und vergessen. Als sie aus ihrer Grabesruhe zu neuem Leben erstand, war das frohe Gewimmel der alten Götter dahingeschwunden; auf dem Olymp gab es kein Bürgerrecht mehr für sie, aber ein volles im Reiche der Kunst. Und doch hätte sich ihr früheres Schicksal fast noch einmal an ihr wiederholt. Bei der Belagerung von Paris 1870 flüchtete man sie vor der Raubgier der deutschen Eroberer; man legte sie in einen großen eichenen Sarg und vermauerte sie in den Kellern des Stadthauses. Die Deutschen hielten ihren kurzen Siegesdurchmarsch, dann brach der Aufstand der Kommune aus, und mit anderen Palästen ward auch das Stadthaus in Asche gelegt. Als die Ruhe hergestellt war, grub man nicht ohne Herzklopfen die Statue wieder aus und fand sie — unverletzt. Der Bruch einer Wasserleitung hatte sie gerettet. Im Juni 1871 kam sie wieder an ihre frühere, würdige Stelle im Louvre. Hier nun möge sie noch lange den Geschlechtern der Menschen, die an ihr vorübergehen, Erquickung und Befreiung in die Seele hauchen, möge noch lange Zeugniß ablegen von dem Zauber weiblicher Schönheit und von dem noch größeren Zauber der Kunst, die solche Schönheit zu verklären und unsterblich zu machen weiß.

Schon oben wurde es ausgesprochen, daß die Zeit, in der die Venus von Milo entstand, noch nicht reif war zur vollkommenen Ausgestaltung des Aphrodite-Ideals. Seine höchste Vollendung konnte das Aphroditebild erst gewinnen, als es den Künstlern nicht mehr darauf ankam, Götterbilder zu schaffen, die das Göttliche, die Gottheit schlechthin zum innersten Kern ihres Wesens hatten, die dieses eine Göttliche gleichsam nur in verschieden gebrochenem Lichte zeigten, sondern Werke zu bilden, die ungleich mehr die göttliche Individualität in ihrer mythologischen und poetischen Sonderexistenz darstellten, so daß die

Digitized by Google

Darstellung des Wesens in seiner ruhenden Allgemeinheit der prägnanten Hervorbildung bewegter Situationen und Momente geopfert wurde. Gehört Aphrodite doch zu den Gottheiten, deren Wesen sich voll und rein erst da ausspricht, wo das Subjektive, wo das bewegte Gemüth seine Herrschaft über die Form ausspricht, wie dies auch bei Eros, Himeros, Pothos, Demeter, Dionysos, ja auch bei Apoll und Artemis derselbe Fall ist. Bei der Darstellung dieser Gestalten war es für den Künstler nöthig, in die Tiefen des innersten Seelenlebens hinabzusteigen. Auf die Ergründung dieses tiefsten Seelenlebens aber kam es vor allem doch wohl bei der Ausgestaltung des eigensten Wesens der Göttin der Liebe an. Hier galt es, die Wunder des menschlichen und insonderheit des weiblichen Gemüths darzulegen, die Anmuth als solche zu schildern, und zwar die Anmuth, wie sie uns nirgends reiner und lieblicher entgegentritt, als in dem von wahrer Liebe erregten Herzen des Menschen. Außergewöhnliche, übermenschliche Anstrengungen, wie sie Griechenland noch kurz vor dem Auftreten des Phidias durchgemacht, waren zu solcher Schöpfung nicht geeignet, dazu bedurfte es einer Zeit politischer Stille, einer Zeit ruhigen Erwerbes und wonnigen Genusses.

Und diese Zeit kam, als der peloponnesische Krieg mit seinem in das Leben der Griechen so tief einschneidenden Wirkungen vorübergegangen war. Sobald die Wunden dieses Krieges geheilt waren, wuchs ein Geschlecht von neuer geistiger Richtung auf. Die altgriechische Strenge und Einfachheit war auf immer dahin; jetzt begannen die Einzelnen mit egoistisch-verständiger Ueberlegung ihren Vortheil von dem ihrer Mitbürger zu unterscheiden; die Richtung auf Erwerb und Genuß, auf Vereinzelung verbreitete sich immer mehr. — Aber noch immer war es ja Griechenland, wo diese Auflösung vor sich ging, und so schnell konnte der Geist nicht schwinden, der so

Digitized by Google

mächtig gewirkt, so großes geschaffen hatte; noch gab es reine und herrliche Gestalten, wie Pelopidas und Epaminondas, wie später Demosthenes, Dion, Timoleon. Freilich hatten sie zu kämpfen gegen die Entartung der Mitbürger; aber auch dieser Kampf erregte hohe und heilige Gefühle.

Auch die Religion hatte ihre unantastbare Heiligkeit verloren, sie war nicht mehr das feste Band der Einheit; aber mit der Vielseitigkeit des Verstandes, der den naiven Glauben an die alten Götter zerstört hatte, entstand eine höhere Regsamkeit, eine bisher unbekannte Feinheit mannigfacher Empfindungen. Doch der Sinn für die Hoheit der alten Zeit war damit noch nicht verschwunden; er äußerte sich nur auf eine andere Weise, nicht mehr in der Ruhe des Besitzes, sondern mit dem Schmerz des Kampfes und des Verlustes. In allen Beziehungen begünstigte daher die Sitte jetzt das Erregte, Lebhafte, wie früher das Ruhige, Gehaltene. Noch am Perikles wird das ernste, sich nicht leicht zum Lachen faltende Gesicht, der gelassene Gang, der anständige Umwurf des Mantels, der ruhige Ton der Stimme gerühmt; aber schon während des großen Krieges kommen heftige und freie Bewegungen auf der Rednerbühne auf, und selbst Demosthenes wirkte durch den feurigen Ausdruck seiner Empfindungen begeisternd auf das Volk. Ebenso hatte auf der Bühne Euripides ein rhetorisches Pathos eingeführt, und die Schauspieler entsprachen dem durch heftigere Gestikulation.

Für die Entwickelung der Kunst nun gewährt dieser Wandel der Dinge unleugbare Vortheile; der Kunst wurden jetzt Gefühle erschlossen, die bisher geschlummert hatten; eine Innigkeit wurde entwickelt, die sie bisher nicht gekannt hatte; aus der früheren, eng nationalen Haltung ging die Kunst und Sitte über in allgemein menschliche, allen Völkern verständliche Formen.

So war diese Zeit sicher, wie keine vorher und nachher, geeignet auch das Aphrodite-Ideal zu seiner vollkommensten Aus-

Digitized by Google

gestaltung zu bringen. Und auch jetzt wieder konnte die Göttin, bei deren Darstellung es ebensosehr auf den Körper, als auf den Ausdruck des Gesichtes ankommt, wohl nur mit anspielender Bezugnahme auf das feuchte Element, also in Verbindung mit dem Bade dargestellt werden. Bietet doch das Bad nicht nur die einfachste Gelegenheit dazu, die Göttin unverhüllt zu bilden; es bringt ja auch eine ganze Reihe der verschiedensten Seelenstimmungen mit sich, so daß sich das geistige Wesen der Göttin dabei voll vor uns erschließen, sich nach den verschiedensten Seiten vor uns auseinanderlegen kann.

Schon das weibliche Zartgefühl, weit entfernt, etwa durch die Einsamkeit oder das Geschütztsein vor jedem Blick beseitigt zu sein, tritt bei dem Bade im Gegentheil mit den zartesten Schattirungen und den sinnigsten Uebergängen nur um so vernehmbarer hervor, und die veredelten Begriffe echter Sittlichkeit, die den Griechen dieser Zeit noch zur anderen Natur geworden waren, zeigen sich in Bildern, an die sich unser modernes Gefühl allerdings erst gewöhnen muß, nach vielen Seiten hin auf das klarste und schönste entwickelt. Dies wird nun gewiß nach allem, was uns davon berichtet wird, zuerst von dem Meisterwerk des Praxiteles gelten, den wir ja als den eigentlichen Vollender des Aphrodite-Ideals anzusehen haben.

Praxiteles hat das Bild der Göttin zweimal geschaffen; das berühmtere und uns bekanntere von beiden ist das Bild, das die Insel Knidos von ihm erwarb, und das daher die knidische Venus genannt wird. Bald wurde es eins der berühmtesten Götterbilder der alten Welt. In einem prächtigen Park lag das Tempelchen der Göttin, das mit zwei Eingangsthüren versehen war, damit die Schönheit des Bildes von allen Seiten wahrgenommen werden konnte. Behaglich ließ es sich hier rasten in der traulichen Nähe der lieblichen Göttin, die keine so tiefe Andacht fordert, sondern allen befreundet ist. Von

Digitized by Google

weit und breit wallfahrteten denn auch die Griechen nach Knidos, um das Wunderwerk plastischer Schönheit kennen zu lernen.

Die in Nachbildungen erhaltenen Köpfe zu Paris, Madrid und Rom zeigen ein liebliches rundes Gesicht mit wellenförmig unter ein Kopfband zurückgestrichenem Haar. Von den übrigen Körpertheilen haben wir nur schriftliche Berichte der Alten und eine Knidische Münze. Das Bild war aus parischem Marmor. Die Göttin war in dem Augenblick dargestellt, wo sie, um in das Bad hinabzusteigen, das eben abgestreifte letzte Gewand auf eine neben ihr stehende Vase fallen läßt. Kein ängstlicher Ausdruck liegt in der Bewegung des Kopfes und der Richtung des Auges, das ganz naturgemäß auf das der Hand entgleitende Gewand gerichtet ist. Ein sanftes Lächeln, der Ausdruck der angenehmen Erwartung, mit der sie dem kühlenden Bade entgegengeht, spielt um den leise geöffneten Mund und erhöht den Ausdruck der Anmuth, mit welchem das Götterbild übergossen ist.

Wenn nun das Meisterwerk des Praxiteles für uns wohl für immer verloren ist, so werden wir in etwas dafür durch ein uns erhaltenes Bild der Göttin entschädigt, das auch in Anknüpfung an das Bad den Prachtbau des zart gegliederten Götterleibes hüllenlos darstellt: durch die sog. kauernde Venus im Vatikan. Indem sich die Göttin in dieser Darstellung gleichsam in ihre eigene Gestalt einhüllt, kommen die schönen Umrisse des herrlichen Gliederbaues nur noch deutlicher zu Tage. Die lieblichste Mannigfaltigkeit entwickeln die vielfach geschwungenen Linien, die doch zu einem rein harmonischen Abschluß gelangen. Während in der aufrechten Stellung andere Schönheiten entfaltet werden, erscheinen in der vom Künstler hier gewählten die verschiedenen Formen des zart gegliederten Götterleibes in dem engsten Raume zusammengedrängt, um sich vor den geistigen Blicken des Beschauers um so reicher wieder

Digitized by Google

aufzulösen. Sowie in der Sprache der Dichter die Einheit des Gedankens unter üppiger Bilderpracht häufig unterzugehen droht, aber nur, um als höhere Harmonie belebter und ausdrucksvoller zu sich selbst zurückzukehren, so sehen wir auch hier die Wunderbildung der menschlichen Gestalt durch eine verschränkte Gliederbewegung scheinbar zwar auseinandertreten, aber gerade in diesem bunten Wechselspiel der Linien ihr angeborenes Gleichgewicht als unzerstörbar bewähren. Augen und Mund lassen die dieser Göttin eigenthümliche Weichheit des Ausdrucks wahrnehmen, durch den sie, indem sie keiner Kraft Widerstand entgegensetzt, alle Mächte des Himmels und der Erde überwindet und sich unterthänig zu machen weiß.

Die Beziehung zum Bade bot aber nicht bloß Gelegenheit, die Göttin unverhüllt zu bilden, sondern sie machte es auch möglich, ihre Züge dadurch zu beleben, daß die Göttin, etwa durch ein Geräusch erschreckt, das Herankommen neugieriger und zudringlicher Späher fürchtet. Das edelste Zartgefühl äußert sich dann bei ihr nicht durch zaghafte Schreckhaftigkeit, sondern sie blickt dann stehend empor und entwaffnet durch das demuthsvolle Geständniß der Hülfsbedürftigkeit und Schutzlosigkeit der weiblichen Natur jeden zudringlichen Blick. Der seelenschmelzende Ausdruck, den dann nicht bloß das Antlitz, sondern die ganze Gestalt in jeder zarten Bewegung wahrnehmen läßt, ist von einer wahrhaft magischen Wirkung. Die unwiderstehliche Gewalt der Liebesgöttin wird dann in jenen herzerweichenden Zug mitleiderregenden Flehens zusammengedrängt, in dem sich das Wunder sympathischer Herzensneigung am tiefsinnigsten und mächtigsten offenbart. Am besten findet sich gerade dies Motiv verwerthet in der sog. knidischen Venus in der Villa Ludovisi.

Die aus dem Bade aufsteigende Aphrodite bot aber auch Gelegenheit, den Charakter der Göttin noch nach einer anderen Seite zu zeigen. Kein Moment war so geeignet, als gerade

Digitized by Google

dieſer, ihr innerſtes Weſen zu offenbaren, welches von gemeiner Gefallſucht ebenſoweit entfernt iſt, wie von rückſichtsloſer Selbſtgenügſamkeit. Das iſt ja das Wunder der Liebe, daß ſie nur für Andere da zu ſein ſcheint und doch von dem, was ſie Andern iſt und gewährt, ſelbſt keine Ahnung hat. Dieſe zweckloſe Anmuth tritt uns nun bei der Aphrodite mit der zarteſten Färbung dann entgegen, wenn ſie ſich nach dem Bade wieder ſchmückt. Eine über alle Beſchreibung anmuthsvolle Statue des Vatikans, die ſog. Venus am Bade, zeigt ſie uns ſo. Die Göttin iſt eben aus dem Bade aufgeſtiegen und hat ihr Gewand nur flüchtig umgeworfen und mit einem Knoten um die Hüften zuſammengeknüpft. Noch muß man ſie ſich am Rande des klaren Quelles ſtehend denken, deſſen kühlendes Naß ihre Glieder mit neuer Anmuth übergoſſen hat. Sie iſt im Begriff ihr Haupthaar, welches noch von der verhaltenen Feuchtigkeit trieft und ſeiner Reize ſcheinbar verluſtig gegangen iſt, wieder zu ordnen. Tauben vergleichbar, die ſich nach dem Bade ſonnen und den ihnen verliehenen Federſchmuck ſorgſam zu ordnen beſchäftigt ſind, iſt ſie bemüht, die Reize, die mit ihr geboren ſind, wie ein ihr anvertrautes Pfand zu bewahren und rein zu erhalten. Daß dieſe Schönheit mit ihrer Perſon verwachſen iſt, erſcheint dabei als zufällig; ſie behandelt ſie wie etwas, das nur um Anderer willen da iſt, das auf ſie ſelbſt gar keine Rückwirkung ausübt, ihr alſo kein Grund iſt zu ſtolzer Selbſtüberhebung.

Doch die Waſſerfläche, die der Göttin zum Bade dient, leiſtet ihr ja nun auch den Dienſt eines Spiegels; und bei ſolcher Spiegelung werden nun auch wieder neue Seiten an der Göttin zum Ausdruck gelangen, denn die Spiegelung iſt ja allezeit eine wichtige Probe des Charakters. Sie kann ebenſowohl zur Entzündung ſebſtſüchtiger Gefühle und Leidenſchaftlichkeit führen, wie zu ſich beſcheidender Selbſterkenntniß.

Digitized by Google

Gemeine Gefallſucht wird dieſe Prüfung nicht beſtehen, während reine Anmuth ſich gerade hierbei als echt und wahr erweiſen muß. In herrlicher Weiſe nun finden wir dies Spiegelmotiv verwerthet in der ſog. Venus von Capua, die unter den Trümmern des Amphitheaters von Capua aufgefunden wurde; freilich iſt es hier keine Waſſerfläche, in der ſie ſich ſpiegelt; ſie ſteht vielmehr dem Ares gegenüber. Darauf weiſt der am Boden liegende Helm, auf den ſie ihren linken Fuß ſtolz und feſt geſetzt hat. Dementſprechend hat auch die ganze Geſtalt ein majeſtätiſches Anſehen, das durch die Krone, die ihre Stirn überragt, noch mehr hervorgehoben wird, während ihre ruhige, geſammelte Haltung ſich beſonders in den Gewandmaſſen abſpiegelt, die den unteren Theil ihres Körpers umhüllen. Die Arme ſind leider verſtümmelt, aber über die Richtung, die ſie gehabt haben, und über die Handlung, die ſie veranſchaulichen ſollten, kann kein Zweifel obwalten. Sie hält den Schild des Ares mit beiden Händen gefaßt, und in der glänzenden Fläche des hellblinkenden Erzes erblickt ſie ihr eigenes Spiegelbild. Es iſt dies ein erhabener Moment überraſchender Selbſterkenntniß. Sinnig ſchaut die Göttin hier ſich ſelbſt an, wie ein Weſen, das außer ihr ſich allein befindet, und giebt ſich der Freude am Schönen in einer Weiſe hin, als ob der Genuß desſelben ihr neue Lebensnahrung zuführe. Es iſt die Herrlichkeit der Schöpfung, die ſie erfreut, der Vollgenuß des Daſeins, der ſie mit höchſter Befriedigung erfüllt. Wohl iſt ſie ſich der Macht bewußt, die ihre Schönheit ſelbſt über das wilde Herz des Ares ausübt; doch bleibt ihr jede ſtolze Selbſtüberhebung fern; nur ſanft und milde ſtimmt ſie der Anblick ihres Bildes, das ihr aus der Schildfläche heraus entgegenſtrahlt. Die untilgbare Anmuth, mit der die kindliche Göttin die höchſten Güter und Ehren wieder freigiebt in dem Augenblicke, wo ſie dieſelben als ihr zuerkannt vor ſich ſieht, macht ſie unter allen anderen

Digitized by Google

Göttinnen kenntlich, stellt sie besonders in Gegensatz zur Hera, die mit unerbittlicher Strenge ihre Rechte und Würden selbst dem Zeus gegenüber zur Geltung zu bringen weiß und eines solchen Seelenschmelzes ihrer Natur nach nie fähig sein würde.

In ganz neuer Auffassung zeigt sich uns endlich die badende Göttin in der wunderbar wohl erhaltenen Statue, die in einem vor Alters vermauerten Raum eines antiken Hauses aufgefunden und in das kapitolinische Museum versetzt worden ist, daher als Kapitolinische Venus bekannt ist. Völlig entkleidet, steht sie neben einer Vase, auf die sie ihr Gewand gelegt hat. Wir erblicken eine Frauengestalt, die bereits in die zweite Lebenshälfte eingetreten ist. Alle Theile des kräftig entwickelten und von Anmuth umflossenen Körpers sind zur vollsten Ausbildung, zur höchsten Reife gelangt. Und dieser Vollendung des physischen Daseins entspricht auch der Ausdruck des Gesichts, auf welchem die Liebe in reichster und glücklichster Entfaltung thront. Denn wie man auch im gemeinen Leben jungfräuliche Schamhaftigkeit von dem schon mehr sicher gewordenen, aber deshalb nicht weniger zarten Sittlichkeitsgefühl des Weibes unterscheidet, so tritt uns hier der züchtige Sinn weit mehr mit der Ruhe und dem feinen Takt einer Matrone, als mit jener rührenden Unbefangenheit entgegen, welche sich, einem scheuen Wilde vergleichbar, mit Erbarmen erflehendem Blick dem Verfolger auf Gnade und Ungnade ergiebt. Während dort die Unschuld in dem Augenblick völliger Schutzlosigkeit sich der Bescheidenheit dessen empfiehlt, der ihr bedrohlich naht, sehen wir hier die durch Erfahrung erstarkte Tugendhaftigkeit ungeweihte Gedanken mit zarter Hand und edlem Anstande zurückweisen. Denn nichts ist verkehrter, als die Annahme, daß die Idee der Aphrodite von den Satzungen echter Sittlichkeit ablenken müsse. Auch im Alterthum galt die Liebe für die absolut höchste Entwickelung des ethischen Begriffes, und selbst da, wo dieser

Digitized by Google

augenblicklich aufgegeben zu sein scheint, sehen wir die von dem sittlichen Instinkt geleitete Strömung des Gefühls immer aufs neue und mit verdoppelter Kraft diesen Mittelpunkt des menschlichen Daseins aufsuchen. Alle niederen Regungen der Kreatürlichkeit müssen auch bei diesem Bilde der Göttin verstummen vor jenem herzbewältigenden Zug reiner Herzensgüte, der uns aus dem sicheren und doch so sanften Blick entgegenleuchtet.

Aber in dieser Beziehung der Göttin zum Bade werden nun alle Seiten im Wesen der Aphrodite doch noch nicht erschöpft; ihre göttliche Würde, die hohe Stellung, die auch sie als Göttin zu beanspruchen hat, kommt dabei naturgemäß zu wenig zum Ausdruck. Und dabei ist ja das Reich, in dem sie Königin ist, von unendlicher Weite, ist sie doch die Beherscherin aller Menschenherzen. Die Starken fügen sich ihrer Gewalt nicht minder, als die Schwachen; ja diese richtet sie auf und leiht ihnen Kräfte, die Niemand in ihnen gesucht oder geahnt haben würde. Jede Macht nun offenbart sich am deutlichsten, wenn sie einer anderen sich gegenüberstellt. In absolutem Gegensatz aber zu dem liebevollen Walten der Aphrodite steht der Krieg und die Waffengewalt. Deshalb hat die Mythe sie ja schon frühzeitig mit Ares in Verbindung gebracht. Der Sieg, den sie über ihn davon trägt, zeigt, daß ihr Reich unbegrenzt und ihre Macht unwiderstehlich ist. Als Ueberwinderin des Kriegsgottes tritt uns daher die Göttin des Liebeszaubers mit einer Großheit des Wesens, mit einer Höhe des Selbstgefühls und mit einer Erhabenheit der Anmuth entgegen, die sie auf den ersten Blick fast unkenntlich macht. Unter den vielen Darstellungen der Göttin ist es nun besonders ein Kolossal-Kopf der Aphrodite, der sich im kapitolinischen Museum findet, der uns die Göttin von dieser Seite zeigt. Sie erscheint in diesem Bildwerk völlig schmucklos; leicht gewalltes Haar umrahmt, wie bei der Juno Ludvisi, eine niedrige Stirn; von den groß geöffneten Augen führt die kräftig

Digitized by Google

gebildete Naſe zu den vollen Lippen und dem weich gerundeten Kinn herab. So macht ſich freilich ihre hohe Würde auch hier ſo wenig äußerlich geltend, daß man verſucht ſein könnte, an ihr wie an einer der alltäglichen Erſcheinungen vorüberzueilen. Nimmt man ſich indes die nöthige Zeit, um ihr mit einer gewiſſen Andacht ins Antlitz zu ſchauen, ſo wird man ſich bald von dem Gefühl beſeligender und doch Verehrung fordernder Götternähe angeweht finden. Eine unendliche Fülle der Güte leuchtet in dem weichen, erbarmungsvollen, herzerhebenden Blick, der das Auge der Aphrodite von dem klaren Geiſtesſpiegel der Pallas Athene ſcharf unterſcheidet. Während die mutterloſe Tochter des Zeus alles nur mit dem göttlichen Verſtand anſchaut, läßt Aphrodite ebenſowohl die Sorge, wie den Kummer, die Bewegungen des Geiſtes und die Regungen des Herzens bei ſich zur Kraft gelangen.

In mannigfacher, reicher Entfaltung hat ſich uns das Weſen der Aphrodite dargeſtellt, und doch konnten ja hier nur die Bilder der Göttin herangezogen werden, in denen ein ganz beſtimmter Charakterzug zum Ausdruck gelangt iſt. Durch Verſchmelzung dieſer Züge ließ ſich die Göttin dann immer wieder in neuer Weiſe auffaſſen und darſtellen. So blieb ſie das Lieblingsobjekt des plaſtiſchen Schaffens bis in die Zeit des Verfalls. Ja, aus dieſer Zeit des Verfalls ſtammt dann ſogar noch die Darſtellung der Göttin, die eine Zeitlang den höchſten Preis fand: die mediceiſche Venus in Florenz. Einen Theil ſeines Ruhmes verdankt nun wohl das Bildwerk, als deſſen Schöpfer ſich Kleomenes, der Sohn des Apollodorus, ein Athenienſer, auf der Baſis bezeichnet, ſeiner wunderbar guten Erhaltung. Denn, obwohl der Marmor ſtark zertrümmert aufgefunden und daher künſtlich zuſammengefügt werden mußte, und obwohl der Kopf durch Verwaſchung einen Theil ſeiner urſprünglichen Schärfe eingebüßt hat, ſo ſcheint an dem Kunſtwerk

Digitized by Google

doch kein wesentlicher Zug untergegangen zu sein, und der Eindruck der Gesamterscheinung ist ein ungestörter und sehr befriedigender. Doch auch hohe Schönheit finden wir an dem Bildwerk: es zeigt uns die Reize, die in den Schöpfungen der Natur verborgen liegen, in einem höheren Licht. Die zarten Formen, die mit einer staunenswerthen Feinheit und einer über allen Begriff hinausgehenden Sicherheit des Geschmacks zur Darstellung gebracht sind, verhalten sich zu dem vollen, breiten und großartigen Vortrage der praxitelischen Kunst, wie frisch ausgedrückter, jung genossener Traubensaft zu altem, abgelagertem Wein. Die Göttin steht in der anmuthsvollen Bewegung einer mimischen Tänzerin vor uns. Jede Linie des zarten Umrisses ist fein abgewogen. Die Gesetze, nach denen der Mensch steht und sich bewegt, sind dermaßen streng erfüllt, daß sie dadurch eben alle bindende Kraft verloren zu haben scheinen. Man meint, eine ätherische Erscheinung zu erblicken, die jeder irdischen Körperlast ledig geworden ist. Auch die Gesetze des Anstandes, so scheint es auf den ersten Blick, sind mit gleicher Sicherheit des Taktes und des Zartgefühls beobachtet. Doch bald drängt sich uns beim Betrachten das Gefühl auf, daß das Bildwerk weit mehr der flüchtigen Empfindung schmeichelt, als daß es nach der Wirkung ewiger Gefühle strebt. Indem sich die Göttin mit beiden Armen schamhaft deckt, schaut sie Dem, der sich ihrer Schönheit freut, selbstgefällig ins Angesicht, und statt daß die mimische Bewegung mit dem Seelenausdruck in eine lebendige Wechselbeziehung treten sollte, sehen wir umgekehrt zwischen beiden einen gewissen Kontrast entstehen, indem das Gesicht den Schleier des sittlichen Schamgefühls abgeworfen hat, während die Andeutung des Bedürfnisses körperlicher Verhüllung nur die Reize der Blöße noch mehr hervorhebt. — So stellt die Statue die überfeinerte Zartheit des weiblichen Körperbaues, wie sie auf dem Wege der Kultur beabsichtigt und erzielt wird, in höchst

Digitized by Google

vollendeter Weise dar. Aber der großartige Sinn für reine Natur und sittliche Einfalt ist in diesem Wesen nicht bloß verschwunden, sondern auch sonst bewußtermaßen getilgt. Selbst die Anmuth hat sich hier in Eleganz umgesetzt, und die in ihrer Art wunderliebliche Erscheinung bietet das Bild eines reizenden Gartens, geschaffen und der Natur abgerungen zu ergötzlicher Sinnenlust, im Gegensatz zu Thal und Wiesengründen dar, welche in ewiger Jugend und Frische zu Füßen hoher Bergwände gelagert sind. Hier ist keine Spur mehr wahrnehmbar von jener herzbewältigenden Hingebung und Herzensgüte, welche selbst in späten Nachbildungen der knidischen Aphrodite von so wunderbarer, Leidenschaft reinigender Wirkung ist. Wir fühlen uns von der Höhe des Olympos in die prunkvolle Umgebung eines Hofstaates versetzt, und obwohl auch hier noch die Kunst ihre sühnende Kraft offenbart, so ist doch die Substanz des erhabenen Gedankens, der dem Ideal der Aphrodite ursprünglich zu Grunde liegt, verbraucht; es ist davon nur ein Schattenbild zurück, geblieben, wie es sich auf den Spiegelflächen des gemeinen Daseins absetzt.

In polaren Gegensatz aber stellt sich die mediceische Venus zur Venus von Milo, ein Gegensatz, den man ebenso im Ausdruck des Gesichtes, wie in den Formen des Nackten gleichmäßig wiederfindet. Denn, während der Ausdruck im Gesicht der mediceischen ganz in Liebesverlangen und Liebeshuld aufgeht, zeigt das Antlitz der Venus von Milo von irgend einer Bewegung des Gemüths oder von Leidenschaft kaum eine Spur. Ist der Körper der Mediceerin mit äußerster Feinheit und Zartheit angelegt, darf sie mit einer sich erschließenden Knospe verglichen werden, so ist der Körper der anderen vollkräftig entwickelt, üppig ohne Weichlichkeit, glänzend in Fülle der Gesundheit und Kraft, eine vollerschlossene Blume weiblicher Schönheit. Während wir endlich die Haltung der mediceischen Venus von

Digitized by Google

einer gewissen Lüsternheit und Koketterie nicht freisprechen können, zeigt sich in der Venus von Milo die völligste Unbefangenheit und Selbstvergessenheit. Der ganzen künstlerischen Konception nach ist jene Statue also auf den raffinirtesten sinnlichen Reiz berechnet, während die Anlage hier groß und erhaben ist und die Göttin darstellt, die nicht geliebt, sondern nur verehrt und angebetet sein will.

In reicher Entfaltung hat sich uns das Aphrodite-Ideal auseinandergelegt; alle Seiten ihres Wesens haben durch die griechischen Plastiker sichtbare Ausgestaltung gefunden. Alles, was der Grieche bei seiner Göttin suchte und fand, die Kunst stellte es ihm leibhaftig vor das Auge. Aber auch das Aphrodite-Ideal sollte ebenso wie das der anderen olympischen Götter und Göttinnen nach langen Jahrhunderten noch eine Fortbildung finden. Als Goethe in seiner Iphigenie maßvolle griechische Schönheit mit deutscher Innerlichkeit verbunden und so die schönste und tiefste Frauengestalt der deutschen Dichtung geschaffen, als er bei der Schöpfung seines bürgerlichen Epos von „Hermann und Dorothea" sich auch des homerischen Stils völlig mächtig fühlte, und es ihm hier gelungen war, den homerischen Ton auf immer mit dem besten Gehalt des deutschen Lebens zu verbinden, da drängte es ihn, das Gelernte und Gewonnene nun auch auf Homers eigene Welt anzuwenden. Er dichtete seine Achilleis, jenes Gedicht, das zu dem Schönsten gehört, was er hervorgebracht, das aber leider über den Anfang nicht hinauskam.

In hoher, olympischer Versammlung läßt Goethe darin die griechischen Götter und Göttinnen wieder vor uns lebendig werden. Es trieb ihn, die mythologischen Typen der alten Welt, die ihm in Italien nahe getreten waren, die er als Kunstforscher zu durchdringen gesucht hatte, nun auch als Dichter zu gebrauchen. Aber er nahm sie nicht aus Homer lediglich herüber; er bildete

Digitized by Google

sie fort. Und was er gegen die Griechen da einzusetzen hatte, konnte ja, wie bei der Iphigeniens, wieder nur die Seele, die sittliche Vertiefung, das innere Leben sein. Welche heitere, tröstende Göttlichkeit weiß er dem Zeus zu verleihen! Wie typisch-charakteristisch stellt er den finsteren Soldaten Ares hin, oder den Hephästos, dem nur Arbeit das Herz regt, dessen Werke aber den Liebreiz erst von den Grazien empfangen müssen! Wie ist Thetis bei ihm so ganz Mutter, Hera unweiblich hart, ohne Anmuth und nur in der Eifersucht völlig Weib. Wie ist die ideale Pallas Athene dagegen ein Bild jener Frauen, die tüchtigen Männern durch verständnißvolle Freundschaft und begeisterte Anerkennung wohlthun. Mit göttlichem Leben weiß sie dem Achill den Busen zu füllen, damit ihn, da er sein eigenes Grab sich bereitet, der Gedanke an künftigen Ruhm beglücke und ihm so „der Stunde Hand die Fülle des Ewigen" reiche.

Da kommt denn auch

„Spät Aphrodite herbei, die äugelnde Göttin,
Die von den Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones".

In schroffem Gegensatz stellt sie sich allen anderen Göttern und Göttinnen gegenüber. Alle anderen frisch, lebendig, Thaten begehrend, sie allein lässig und müde, das ganz der Liebe nur lebende Weib. Was kümmert sie der Kampf um Troja, was der frühe Tod des göttergleichen Achill? Als aber Ares sich aufmacht, um auch die äthiopischen Völker und das Amazonengeschlecht zum Kampfe um Troja aufzurufen, da faßt ihn Kypris, die Holde

„Und sah ihm ins Aug' und sprach mit herrlichem Lächeln:
Wilder, stürmst du so fort! Die letzten Völker der Erde
Aufzufordern zum Kampf, der um ein Weib hier gekämpft wird.

Digitized by Google

Thu' es, ich halte dich nicht! Denn um die schönste der Frauen
Ist es ein wertherer Kampf, als je um der Güter Besitzthum.
Aber errege mir nicht die äthiopischen Völker,
Die den Göttern so oft die frömmsten Feste bekränzen,
Reines Lebens, ich gab die schönsten Gaben den Guten,
Ewigen Liebesgenuß und unendlicher Kinder Umgebung.
Aber sei mir gepriesen, wenn du unweibliche Scharen
Wilder Amazonen zum Todeskampfe heranführst;
Denn mir sind sie verhaßt, die rohen, welche der Männer
Süße Gemeinschaft flieh'n und Pferdebändigerinnen
Jeden reinlichen Reiz, den Schmuck der Weiber, entbehren."

Nur der Kampf um den Besitz schöner Frauen ist ihr verständlich, verhaßt in tiefster Seele aber sind ihr die unweiblichen Scharen wilder Amazonen, die das Liebesglück nicht kennen und nicht zu würdigen wissen. Aus der Göttin höchster körperlicher Schönheit ist die Göttin geworden, deren Seele ganz und völlig von der Macht ausgefüllt ist, die dem inneren Menschen die höchste Schönheit verleiht, von der Macht der Liebe. Aber nur die Liebe kennt sie, die unwiderstehlich den ganzen Menschen packt und durchdringt, die dann auch den Körper wieder verklärt und durchleuchtet, nur die seligmachende bräutliche Liebe.

Anmerkung.

[1] Nachdem auf kleinasiatischem Boden einzelne Köpfe (Kopf von Pergamon im Berliner Museum, Kopf von Tralles im Wiener Museum), welche einen ähnlichen Typus wiedergeben, ausgegraben sind, erscheint nun auch die Venus von Milo als eine Schöpfung der hellenistischen Periode. Aber sollten nicht die Bildner dieser Köpfe sich das alte, berühmte Götterbild auf dem nahen Melos bei ihren Schöpfungen zum Muster genommen haben?

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Koreakrieg

in seinen natürlichen Beziehungen zu den Witterungs- und Bevölkerungsverhältnissen Ostasiens.

Von

Wilhelm Krebs
in Berlin.

Mit 5 Karten.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Politische Spannungen in Ostasien.

„Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen
Müssen wir Alle
Unseres Daseins Kreise vollenden."

Dieser Goethesche Ausspruch gilt in noch höherem Grade vom Leben der Völker, als vom Leben des Einzelnen, weil die Gesamtheit eines Volkes den natürlichen Einflüssen seiner Umgebung mit größerer Regelmäßigkeit nachgiebt, als das einzelne Individuum. Den mächtigsten Wechsel vermitteln im Bestande dieser Einflüsse die Schwankungen und überhaupt Verschiedenheiten der Witterung, besonders soweit sie auf die wirthschaftliche Lage einwirken. Am eigenen Volksleben und in der nächsten Nachbarschaft ist es schwer, diese Einwirkungen zu studiren, weil sie erst über beträchtliche Zeiträume hin zur Geltung gelangen, in denen manch Selbsterlebtes ihr Walten verdeckt. Doch sind, um Beispiele aus neuerer Zeit zu nennen, die agrarischen Revolten in Sizilien, Süd- und zuletzt auch Mittelitalien, das Räuberunwesen im näheren Orient und die aus ihm entstandenen Unruhen in Mazedonien und Armenien, die Revolten in Rußland allzu eng verknüpft mit zweifellos durch klimatische Mißverhältnisse gesteigerten Nothständen, als daß nicht ein innerer Zusammenhang schon hier anerkannt werden müßte.

Digitized by Google

Ein geeigneteres Untersuchungsfeld bieten die weit entfernten und überdies seit Jahrhunderten in offener oder verdeckter Abschließung gehaltenen Staaten des fernsten Ostens, die mit Europa fast ausschließlich nur durch Handelsbeziehungen in Verbindung getreten und auch von den für diese gebotenen Verkehrserleichterungen lediglich die allernothwendigsten übernommen haben. Es sind Gebiete, wie isolirte, in sich abgeschlossene Gegenstände, an denen ganz objektiv, ohne tiefere persönliche Antheilnahme, als sie von Mensch zu Mensch getragen wird, die Einwirkungen jener Art verfolgt werden können.

Das Ergebniß ist ein überraschendes. Ein Rückblick auf das genauer bekannte letzte Vierteljahrhundert der chinesischen Geschichte lehrt, daß das Volksleben des Riesenreiches und seiner Nachbarlande abhängt in seinen tiefstgreifenden Erregungen vom Wechsel der Witterungsverhältnisse nicht anders, als wie das Gedeihen seines Pflanzenwuchses.[1] An Witterungsstörungen, besonders Dürren, schließen sich in durchaus nicht seltener Wiederkehr Nothstände an, die durch den Mangel an Verkehrsmitteln und sonstiger Organisation unheimlich oft zur äußersten Noth gesteigert werden. Diesen Nothständen folgt mit überaus großer Präzision eine Kette von politischen Unruhen, Steuerverweigerungen, Fremdenverfolgungen, offenem Aufruhr, die zuweilen schon, wie der Bauernkrieg der Taipings, die Grundfesten des Reiches erschüttert oder, wie die 1891er und 1895er Unruhen im mittleren China, einen äußeren Krieg zu entzünden gedroht haben.

In China und vor allem Korea ist in diesem Betracht doppelt verhängnißvoll, daß die direkte Besteuerung des eigentlichen Volkes großentheils in einem patriarchalischen Geschenkwesen besteht, das der Willkür der Provinzialbeamten, der Ausbeutung, einen großen Spielraum gewährt. In Korea, mit seinen fast aus-

Digitized by Google

schließlich landwirthschaftlichen Betrieben, kommt dazu die sehr wechselnde Bewerthung der reinen Naturalabgaben, um das zu Recht bestehende Steuerverhältniß noch unklarer und das Fischen im Trüben noch erfolgreicher zu machen. Darin bestehen die empfindlichsten Wirkungen der vielgescholtenen ostasiatischen Korruption in Friedenszeiten. Daß ein ähnliches Ausbeutungssystem seitens der vorgesetzten Beamten in das Heerwesen herübergenommen ist und in Kriegsläuften die erstaunlichsten Früchte zeitigt, ist nicht weiter wunderbar.

Die vorwiegend litterarische, nicht fachwissenschaftliche Vorbildung der chinesischen und koreanischen Beamten erscheint demgegenüber als eine verhältnißmäßig unschuldige Formsache. Jedenfalls vermögen wir an ihr keine größere Ausstellung zu machen, als an der ausschließlich juristischen Vorbildung höherer Verwaltungsbeamten in einigen europäischen Staaten. In der litterarischen Vorbildung finden wir vielmehr die Möglichkeit einer wünschenswerthen größeren Vielseitigkeit gegeben.

Zu den dargelegten Mängeln der Verwaltnng tritt als zweiter Nachtheil von fast gleichem Gewicht die Schwerfälligkeit des Verkehrswesens, durch welche schnelle und sichere Hülfe in Nothstandsbezirken unmöglich gemacht ist. Die Bauern eines durch Mißernte heimgesuchten Bezirkes sind genöthigt, Haus und Hof zu verlassen, nach den Städten, besonders den Küstenstädten, auszuwandern und dort von den Almosen der Regierung zu leben. Zum mindesten wird dann gewöhnlich die erste Erntegelegenheit verpaßt, wie nach den schweren Hungersnöthen 1876 und 1877.[2] Ein großer Theil bleibt überhaupt ganz in den Massen des städtischen Proletariats zurück. Dieses System stagnirenden Verkehrs, das noch bis zum heutigen Tage durch absichtliche Vernachlässigung von Straßen und Häfen geradezu gepflegt wird, kommt in Gemeinschaft mit dem damit zusammenhängenden Bestreben, sich nach außen abzuschließen, einer Selbst-

Digitized by Google

verstümmelung des Volkes gleich. Ein Schweigen von furchtbarer Beredsamkeit liegt in der statistischen Thatsache, daß die Volksvermehrung Chinas im letzten Jahrhundert vor der Erschließung auf ein Sechstel herabgegangen war.[3] Welche Unsumme menschlichen Elends birgt sich unter diesem sinkenden Niveau!

Erklärlich wird daraus der Auswandererstrom, der seit Beginn der Erschließung des chinesischen Reiches Nordamerika und Australien derart überschwemmte, daß er durch Prohibitivgesetze abgedämmt werden mußte, und der sich in ähnlicher Weise aus Korea auf russisches Gebiet ergießt.

Japan hat zwar ebenfalls eine sehr schwierige Agrarfrage, die besonders durch die Unhaltbarkeit der kleinen und kleinsten Pachtwirthschaften zu ernsten Bedenken Anlaß bietet.[4] Das Steuerwesen ist jedoch wohl geordnet, centralisirt und sorgfältig verwaltet. Der Verkehr ist mit den neuzeitlichen Mitteln des Dampfes und der Elektrizität schon hoch entwickelt. Bedenklicher ist die Junkerfrage, da infolge der Restauration der Mikado-Dynastie (1868) und der Neuordnung des Vasallenverhältnisses der Daimios und des Heerwesens die Angehörigen der früheren Kriegerkaste, die Samurai, großentheils den damit zusammenhängenden Beruf und Erwerb verloren haben und als Adelige sich noch bei weitem nicht zum Ergreifen industrieller oder händlerischer Beschäftigungen zu verstehen vermögen. Sie hauptsächlich sind die rastlosesten Förderer einer expansiven, kriegerischen Politik, für welche nach der ersteren Seite auch der in lebhafter Entwickelung begriffene japanische Handelsstand Sympathie besitzt.

Die Samurai- und die Handelsfrage wirkten wie Druck und Zug zusammen, um die Politik des japanischen Kaiserreiches von Anfang der Restauration an auf den nun ausgefochtenen Angriffskrieg zu richten. Ein Rückblick auf die drei seitdem

Digitized by Google

nahezu verflossenen Jahrzehnte läßt an dieser Richtung der japanischen Politik keinen Zweifel.

Alte, seit Jahrhunderten zurückgesetzte, seit Jahrzehnten fast aufgegebene Ansprüche auf die Riu-Kiu-Inseln, auf Formosa und Korea wurden eifrig wieder aufgegriffen, jede sich bietende Gelegenheit benutzt, um dieselben mit steigender Kraftentfaltung geltend zu machen.

Japanische Händler, Militärs und Reisende thaten das Ihre, um die künftigen Kriegsschauplätze in Korea, China, der Mandschurei auf das eingehendste auszukundschaften.

Das seit der Restauration hauptsächlich aus dem Bauernstande rekrutirte Heer wurde nach den besten Mustern der neuesten Zeit durchgebildet und ausgerüstet.

Eine Flotte wurde vorwiegend aus geschützten Kreuzern mit reicher artilleristischer Ausrüstung und aus Torpedoabtheilungen gebildet, eine Angriffs-, nicht Vertheidigungswaffe der ausgeprägtesten Art, noch besonders geeignet zur Operation in den schwierigen Küstengewässern des gelben Meeres.

Der alte Gegensatz zu China wurde derart zur Erbfeindschaft ausgebildet, daß im Auslande Angehörige der beiden Nachbarreiche nichts mehr scheuen, als den gegenseitigen Verkehr. Nicht zum geringsten dieser seit Eröffnung Japans dem Scharfblick seiner Staatsmänner klar vorgezeichneten Politik mag das rückhaltlose Einlenken aus den Bahnen chinesischer in diejenigen europäischer Kultur auch in friedlichen und oft recht äußerlichen Dingen zuzuschreiben sein.

Es ist ein bezeichnendes Moment physischer Art, daß der so vorbereitete Krieg zu einer Zeit losbrach, als in Japan nahezu ein Menschenalter seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verflossen, die neue Heeresorganisation einmal rotirt hatte und also, was das Mannschaftsmaterial betrifft, zum ersten Male ganz vollständig war. Die Zwischenzeit entbehrte

Digitized by Google

ja nicht der kriegerischen Verwickelungen mit China. Alle irgend zweifelhaften Fragen wurden, wie schon erwähnt, begierig aufgegriffen. Sie wurden aber nicht nachhaltig durchgeführt, sondern schließlich durch Annahme von Geldentschädigungen und durch hinhaltende Verträge geordnet. So die Expedition gegen Formosa 1874 und die Verwickelungen in Korea in den Jahren 1875, 1882 und 1884/5. Der einzige wirkliche Eroberungserfolg war die Einverleibung der kleinen ärmlichen Riu-Kiu-Inseln im Jahre 1876. Derselbe war aber auch nur ein halber, indem China seine Ansprüche auf die südwestlichen Inseln, die Miyakoshima-Gruppe, bis in die jüngste Zeit aufrecht erhielt, von Japan sogar 1880 darin anerkannt sein soll.

Im geraden Gegensatz zu jenen fast nur markirenden und das besondere japanische Nationalgefühl lebendig erhaltenden Maßregeln stand das ungemein thatkräftige und nachhaltige Vorgehen von Anfang des Koreakrieges an: die Besetzung der Hauptstadt eines fremden Landes Söuls, die Vernichtung zweier gegnerischen Kriegsfahrzeuge und Wegnahme eines dritten noch vor der Kriegserklärung, welche Vorgänge den Konflikt mit China von vornherein auf friedlichem Wege unlösbar machen mußten.

Gelegenheit zur Einmischung auf Grund sittlich gerechtfertigter Theilnahme und wirthschaftlich berechtigter Interessen war ja unter den in China und Korea obwaltenden Natur- und Verwaltungsverhältnissen mit Sicherheit immer wieder zu finden. So wurde der für Japan günstigste Zeitpunkt ruhig abgewartet, ohne die nationalen Bestrebungen der nöthigen Ansteigerung entbehren zu lassen. Die Gelegenheit wurde dann aber auch in virtuosester Weise ausgenutzt. Der Torpedoschuß der „Naniwa" auf die „Kow-Shing" machte der Schule der Itos nicht geringere Ehre, als die glänzende Waffenthat von Phyöng-Yang der Schule Yamagatas.

Digitized by Google

Gelegenheitsursache des Krieges.

Die gewählte Gelegenheit bot ein Aufstand im südlichen Korea, der schon zu Anfang 1893 im Anschluß an die mißlichen Ernteverhältnisse seit 1892 in der südwestlichen Provinz Chöl-La-To ausbrach, bis 1894 fortgährte und im ersten Theile dieses Jahres auch über die im Norden sich anschließende Provinz Chung-Chöng-To Ausdehnung gewann.[5] Als Träger dieser Bewegung werden die Tong-Hak genannt, zu deutsch „Oestliche Reformer",[6] die sich mangels öffentlicher Erklärungen doch durch diesen Namen als geneigt zu antieuropäischen, chinesenfreundlichen Reformen kennzeichnen. Es entspricht das dem Gebiete des Aufruhrs, da auch infolge der Jahrhunderte geübten Abschließungstendenzen im Süden Koreas die europafreundlichen Japaner ähnlich beim Volke verhaßt sind, wie im Norden die Chinesen. Doch tragen zweifellos auch die unglücklichen wirthschaftlichen Verhältnisse zur Nährung und Steigerung dieser Antipathien bei. Im Süden nutzen japanische Kaufleute, deren Thätigkeit durch eine in Fusan errichtete Faktorei wirksam unterstützt wird, das Land aus. Im Norden herrscht beständiger Streit über die Waldnutzung — Holzgewinnung und Pelzjägerei — zwischen Koreanern und Chinesen,[7] obgleich für diese eigentlich das unerlaubte Betreten koreanischen Gebietes mit Todesstrafe belegt ist. Der Volkshaß zu Zeiten wirthschaftlicher Depression wendet sich aber gleicherweise zunächst gegen die Regierung und fremdländische Eindringlinge.

Die Partei der Tong-Hak scheint aus verschiedenen Elementen des alten koreanischen Parteiwesens neugebildet zu sein. Jedenfalls erwähnt Pogio[8] in seiner eingehenden Darstellung desselben weder den Namen, noch die Tendenzen der Tong-Hak.

Die ältesten, noch über die Zeiten der japanischen Invasion (1591—1598) zurückreichenden Parteien waren nach

Digitized by Google

Pogio Landsmannschaften, die sich nach den Himmelsgegenden gliederten. Sie nannten sich Ton-In, Nam-In, Sie-In und Puk-In (d. i. Ost-, Süd-, West- und Nordpartei). Doch schon im siebzehnten Jahrhundert fand eine Neugruppirung statt, indem die beiden letzterwähnten Landsmannschaften sich theilten und von ihren Gliedern die aus der Westpartei hervorgegangenen Sio-Ron und O-Ron und die Sio-Puk des Nordens die Oberhand gewannen. Bis 1801, solange die japanische Besetzung der Südküste währte, war, sehr charakteristisch, der größte politische Einfluß in den Händen der Nam-In, der Südpartei. An ihre Stelle trat seitdem die westliche Landsmannschaft der O-Ron, im wesentlichen der Adel des hauptstädtischen Gebietes. Unverkennbar ist überhaupt der feudale Grundzug dieses Parteiwesens. In Bezug auf ihn steht Korea dem Kaiserreich Japan näher, als dem chinesischen, da China einen Geburtsadel nicht besitzt, der Vorzug mandschurischer Abkunft fast nur nach der Seite der Heeresverwaltung zu einiger Geltung gelangt.

Es ist so zu vermuthen, daß die Tong-Hak-Bewegung von einflußreichen Geschlechtern des südlichen Korea in Gang gesetzt und erhalten wurde, um deren politische Interessen zu befördern. Schon im Anfang 1894, lange vor Ausbruch des Krieges, hatte sie den Sturz der herrschenden Dynastie Bin auf ihre Fahne geschrieben. Während desselben, Ende 1894, tauchte die Nachricht auf, daß sie sich durch Gründung eines Gegenkönigthums Kainan unter einer Dynastie Niëng zu organisiren gesucht habe. Eine Partei-Neubildung zu ähnlichen Zwecken berichtet Pogio aus dem achtzehnten Jahrhundert. Eine Partei des Kronprinzen, Piek-Paj, trat im zweiten Jahrzehnt desselben der königstreuen gegenüber, ebenfalls mit abschließenden, chauvinistischen Interessen. Der König Sa-To wurde 1720 aus ihrer Mitte ermordet. Mit dem Regierungsantritt ihres Prätendenten kam sie zu vorübergehender Vorherrschaft.

Digitized by Google

Die Tong-Hak-Bewegung wurde im Mai 1894 äußerst bedrohlich, als am 8. dieſes Monats der koreaniſche General Hung, der mit der unzureichenden Macht von 1000 Mann gegen ſie entſandt war, bei Tſien-La-Fo[9] unter dem Verluſt von 250 Mann und zwei Geſchützen geſchlagen und ſelbſt gefallen war. Der Bitte des Königs um Hülfe leiſtete demgemäß die chineſiſche Regierung ſchnelle Folge, ohne ſich, wie der im April 1885 geſchloſſene Vertrag von Tientſin vorſchrieb, mit Japan zu gemeinſamem Vorgehen in Einvernehmen zu ſetzen. Schon Anfang Juni wurden gegen 2000 Mann chineſiſcher Truppen nach Chöl-La-To befördert, welche innerhalb weniger Tage die Hauptgefahr, anſcheinend auf dem Wege der Verhandlung, beſeitigten. Um ſeine vertragsmäßigen Intereſſen zu wahren, kam Japan dieſen damals ſchon bei Aſan und der ſüdlichen der zur Vertheidigung Söuls beſtimmten Feſtungen, Su-Wön, geſammelten Truppen, durch Beſetzung Söuls und ſeines Hafens Chemulpo mit 2000 Mann unter Generalmajor Oſhima und fünf Kriegsſchiffen unter Admiral Ito zuvor. Die japaniſche Truppenmacht wurde nach und nach bis zur Eröffnung der Feindſeligkeiten, Ende Juli noch um 4000, die chineſiſche durch die am 22. Juli bei Aſan geglückte Landung zweier Transporte um 2—3000 Mann verſtärkt.[10] Da nach guten Quellen die Geſamtzahl der danach auf Korea ſtehenden japaniſchen Truppen zu 10000 angegeben wird, iſt wohl anzunehmen, daß die überſchießenden 4000 Japaner auf die Hafenſtädte Wön-San und Fu-San vertheilt waren, die ſich ſpäter als thatſächlich beſetzt herausſtellten.

Japaniſche Kraftentfaltung.

Dieſe 10000 Mann entſprachen dem vollen Friedensſtande einer japaniſchen Diviſion, deren ſieben das ſtehende Heer bilden. Zu ihnen treten in Kriegszeiten bis zu ſechs Reſervediviſionen,

Digitized by Google

so daß die verfügbare Armee an 130 000 Mann beträgt. Durch Ersatztruppen kann diese Zahl noch nahezu verdoppelt werden. Von vornherein sei erwähnt, daß an dem Feldzug in Korea nur zwei Divisionen (Nodzu und Katsura), in der Mandschurei außerdem noch eine Division (Yamagi) und eine gemischte Brigade (Hasegawa), in Shantung noch eine Division (Sakumi) und die ganze Division Hasegawa, nach Abzug der zwölften in Port Arthur und Ta-Lien-Wan verbleibenden Brigade, theilgenommen haben. Die Gesamtzahl der Kombattanten auf japanischer Seite vertheilte sich demnach für den Landkrieg auf fünf Divisionen, bezifferte sich mit dem Ersatz also auf höchstens 100 000 Mann.[11] Für die eigentliche Gefechtsthätigkeit waren auch zuletzt höchstens 40 000 Mann verfügbar. Ueber die Besatzung der Kriegsschiffe fehlen leider bestimmte Daten.

Die fünf Divisionen der Landarmee gehörten der Linie an, da die Gardedivision an das kaiserliche Hauptquartier, das in Japan verblieb, gebunden war. Jene 10 000 Mann gehörten vorzugsweise der im südlichen Hondo oder Nipon rekrutirten fünften Division an, deren Kommandirender, Generallieutenant Nodzu, später, bei Uebernahme des Oberbefehls der ganzen ersten Armee, durch Oku ersetzt wurde. Söul war von der ihr angehörenden neunten Brigade unter Generalmajor Oshima besetzt. Die zehnte Brigade, unter Generalmajor Tatsumi, vervollständigte mit dem Pionierbataillon, Kavallerie- und Artillerieregiment Nr. 5 die fünfte Division. Die andere Division der Korea-Armee, die dritte, umfaßte außer den Pionier-, Kavallerie- und Artillerieabtheilungen derselben Nummer (3), an Infanterie die sechste Brigade (Bankahoshi) und die fünfte (Osako). Nur die fünfte scheint neben der neunten und zehnten Brigade und den Hülfswaffen in der Front thätig gewesen, die sechste ausschließlich im Etappendienst verwandt worden zu sein.

Digitized by Google

Die gesamte erste oder Korea-Armee stand unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen Yamagata, der thatsächlich denselben erst in der zweiten Hälfte des September 1894, nach der Schlacht bei Phyöng-Yang, übernommen haben soll[12] und denselben schon im Dezember wieder an Generallieutenant Nodzu abgab, welcher übrigens formell bis zum Shantung-Feldzug dem Kommandirenden der zweiten oder Port-Arthur-Armee, Marschall Oyama, unterstellt war.

Das unmittelbare Verdienst an den Siegen von Su-Wön und Asan (27.—29. Juli 1894) fiel demnach dem Generalmajor Oshima, an den Siegen von Phyöng-Yang (12. bis 16. September 1894), Hai-Cheng (13. Dezember 1894 bis 28. Februar 1895), Kai-Ping (10. Januar 1895) und Niu-Chwang (Anfang März 1895) dem Generallieutenant Nodzu zu, während Yamagata in eigener Person den Kampf beim Yalu-Uebergang (23.—26. Oktober 1894) geleitet hat. Doch entsprachen die übrigen Feldherrnleistungen den Intentionen seiner Schule.

In den Tagen des Yalu-Ueberganges faßte die zweite Armee unter Feldmarschall Graf Oyama an einem anderen Punkte der Mandschurei Fuß. Sie landete im Westtheil der Südküste an der Reede von Pi-Tse-Wo. Sie bestand aus der ersten Division Yamagi mit der ersten und zweiten Infanterie-Brigade (Generalmajors Nigi und Nogi), den Pionier-, Kavallerie- und Artillerieabtheilungen Nr. 1, sowie aus der zwölften Brigade unter dem Kommandirenden, Generallieutenant Hasegawa, und mit den Hülfswaffen der sechsten Division. Gemeinsam lag dieser Armee die Eroberung der festen Plätze von Kin-Chou (6. November 1894), Ta-Lien-Wan (7. November) und vor allem des stark befestigten Kriegshafens Port Arthur (21. November) ob.

Während danach die Brigade Nogi nach Norden vorgeschoben wurde und an den Kämpfen an der Liao-Mündung,

Digitized by Google

zunächst durch Einnahme von Kai-Ping (10. Januar 1895), später, verstärkt durch ihre Schwesterbrigade unter Generallieutenant Yamagi, durch die Siege bei Ying-Tse-Kou (6. März) und Tien-Chwang-Tai (9. März 1895),[13] hervorragenden Antheil nahm, hielten die beiden anderen Brigaden Nr. 12 und zunächst auch Nr. 2 die Etappenlinien bis Port Arthur und Ta-Lien-Wan zurück besetzt. Den gleichen Dienst scheint für die erste Armee mit der Brigade Bankahoshi (Korea) in der Mandschurei die Division Oku (früher Nodzu), jedenfalls die Brigade Oshima, die zuerst im Felde gestanden, getheilt zu haben, da am 11. März 1895 ein Regiment derselben (Nr. 11) bei Kiu-Lien-Cheng einen heftigen Kampf mit Marodeuren und Freischärlern[14] zu bestehen hatte.

Nimmt man dazu, daß 2000 meist mit Kulis bespannte Karren allein für das Transportwesen der ersten Armee, deren Etappenlinie nach der Reede von Taku-Shan verlegt wurde, eingestellt worden sind,[15] so ist ein Maßstab dafür geboten, wie riesenhaft steigende Anforderungen auch von Mannschaften der Etappendienst beim Vorrücken in diesen wilden Gegenden an die japanische Heeresleitung stellte. Ein Anlaß ersten Ranges dazu war wieder örtlich-klimatischer Art: die schwere Zugänglichkeit der südmandschurischen Küste und die vollständige Unzugänglichkeit der westlichen im Winter.

Aus der sechsten Division (Hasegawa), mit Ausschluß der zwölften Infanteriebrigade, und aus der zweiten in Japan neu einberufenen Division (Sakumi) wurde Mitte Januar 1895 eine dritte Armee formirt und unter Oberleitung des Feldmarschalls Oyama gestellt. Unter seiner persönlichen Führung wurde sie von Ta-Lien-Wan aus nach der Shantung-Halbinsel transportirt und an deren Ostküste bei Yung-Cheng vom 20.—22. Januar 1895 ausgeschifft. Vom 26. Januar an belagerte sie gemeinsam mit der japanischen Flotte den Kriegshafen Wei-Hai-Wei

Digitized by Google

und trug zur Einnahme desselben, die am 12. Februar beendet war, hauptsächlich durch Erstürmung der südlichen Landbefestigungen am 30. Januar und Einnahme der nördlichen am 3. Februar 1895 bei.[16] Diese Diversion wurde sicherlich zu der für den Seeangriff ungünstigen Zeit nur unternommen, um den winterlichen Etappendienst in der Mandschurei nicht allzusehr anschwellen zu lassen und zugleich den für den Sommer auf dem Seewege geplanten durch Vernichtung des noch immer bedrohlichen Restes der chinesischen Seemacht von vornherein zu sichern.

Eröffnung der Feindseligkeiten. Oertliche Verhältnisse bei den ersten Zusammenstößen zur See.

Die Vernichtung des unter britischer Flagge fahrenden dritten Dampfers „Kow-Shing" der in der vierten Juliwoche zur Verstärkung der Asan-Stellung abgegangenen chinesischen Truppentransporte,[17] am 25. Juli 1894 zwischen 9 und 10 Uhr morgens, bezeichnete den tödtlichen Ernst der japanischen Absicht, zum Losschlagen zu gelangen.

Die von ihnen gesuchte Gelegenheit bot sich durch die Weigerung der transportirten chinesischen Truppen, sich in die Maßnahmen der britischen Schiffsführung zu fügen. Diese wurde solchergestalt gewaltsam durch die chinesische Leitung ersetzt. Die Japaner befanden sich überdies dem gegenüber in einer Nothlage. Eine Bewachung des stark besetzten Schiffes, auch nach Lahmlegung desselben, war fast zwecklos und schwierig bis zur Unmöglichkeit, da, abgesehen von einer Befreiung durch überlegene chinesische Kräfte, ein Entkommen desselben mit koreanischer Hülfe in dem Insel-Labyrinth der Chemulpobucht leicht möglich, auch ein nächtlicher Angriff von der Besatzung, zumal bei tiefer

Digitized by Google

Ebbe, zu befürchten war. Auf der anderen Seite stand ein bloß ideeller Bruch des Völkerrechtes, weil die „Kow-Shing", als Transportschiff chinesischer Truppen erkannt, augenblicklich unter chinesischer Führung war und da thatsächlich kaum eine Stunde vorher ein feindseliges Zusammentreffen mit chinesischen Kriegsschiffen stattgefunden hatte.

Es war also eine durch vorbeugende Nothwehr gerechtfertigte Verletzung in dem Einzelfalle auch noch streitiger Grundsätze des Völkerrechts, daß die „Kow-Shing" trotz der britischen Flagge und dem formell noch nicht aufgehobenen Frieden in den Grund gebohrt wurde.[18]

Von chinesischer und chinafreundlicher Seite geschah alles, um diese formale Verletzung in ein recht grelles Licht zu setzen. Noch die bis in die jüngste Zeit aufrecht erhaltene Behauptung, es hätte sich um ein Festhalten der vereinzelten „Kow-Shing", nicht um den Angriff auf eine Transportflotte gehandelt, gehört dahin. Im Widerspruch dazu steht schon das erwähnte Zusammentreffen derselben vier japanischen Kriegsschiffe mit vier chinesischen kurz vorher an derselben Stelle.[19] Diese chinesischen Fahrzeuge waren der für den Küstendienst gebaute Panzer Tsi-Yuen, die Korvette Kuang-Yi, das Kanonenboot Chao-Kiang und das Depeschenboot Tzan-Chieng. Die Aufgabe jedenfalls des letzteren scheint vorzugsweise darauf beschränkt gewesen zu sein, die Aufmerksamkeit der Japaner von dem Transporte abzulenken. Mit den Kriegsschiffen kam es zum Kampfe, der mit der Wegnahme der Chao-Kiang, der Strandung der Kuang-Yi und der Flucht der Tsi-Yuen endete, die, obgleich steuerlos geschossen, entkam, nachdem sie durch einige wohlgezielte Schüsse den verfolgenden japanischen Kreuzer „Joshino" außer Kampf gesetzt hatte.

Daß sich Anlaufen und Landung der Transporte nach Asan über mehrere Tage vertheilte, ist durchaus aus den besonderen

Digitized by Google

Schwierigkeiten der Schifffahrt im Jerome-Golf, an dessen innerem Ende die Reede von Asan liegt, erklärt. Die Buchten desselben sind überhaupt nur bei Springfluth zugängig, da er äußerst reich an Klippen und Inseln ist und der Unterschied zwischen Ebbe und Fluth öfters 10 m übersteigt.[20] Diese einzig dastehende Eigenart des westkoreanischen Küstenmeeres scheint überaus große Bedeutung für das Unterbrechen der chinesischen Transporte gehabt zu haben.

Das Zusammentreffen der japanischen Flottenabtheilung mit den chinesischen Kriegsschiffen und der „Kow-Shing" fand an der Kreuzung zweier Schifffahrtsstraßen statt, in welcher die Insel Poung-To liegt. Die ähnlich eine andere Kreuzung markirende Lage der Insel Round-Island, etwa 30 km nördlich Poung-To, führte in den ersten Berichten zu einer Verwechselung der beiden Oertlichkeiten, die sich noch monatelang in der Tageslitteratur erhielt. Nach dem amtlichen Berichte der deutschen Marinestation,[21] deren Kanonenboot „Iltis" einen Theil der Schiffbrüchigen von der Insel Tak-Shan rettete, ist kein Zweifel mehr an der richtigen Lage des Schlachtortes bei Poung-To. Nach Tak-Shan waren sie erst von So-Pai-Oul gebracht worden. Diese Insel liegt aber nur etwa 25 km westlich Poung-To, dagegen in Luftlinie 50, zu Schiff etwa 70 km von Round-Island. Von großer Wichtigkeit ist die bedeutende Zahl, 220, der dem Untergang der „Kow-Shing" entkommenen, unter ihnen 13 verwundeter Chinesen. Es spricht dies, abgesehen von der Lage So-Pai-Ouls, gerade westlich Poung-To, für das heftige Auftreten der nach Westen gerichteten Ebbeströmung, welche die außerordentliche, nach Herrn von Hanneken sich über 4—5 Stunden ausdehnende Schwimmleistung der Schiffbrüchigen sehr erleichterte. Daß aber diese Ebbeströmung schon mehr als eine Stunde vorher eingesetzt hatte, dafür spricht die schnelle Westbewegung der „Tzan-Chieng", welche

Digitized by Google

von Hanneken berichtet, das Entkommen der fast steuerlosen „Tsi-Yuen" in derselben Richtung und vielleicht die Strandung der „Kuang-Yi". Die Bewegungsfähigkeit der Seeschiffe bei Poung-To mußte eine Stunde nach diesem Gefecht sehr behindert sein. Es liegt die Annahme nahe, daß einerseits der von Herrn von Hanneken gegebene Rath, die „Kow-Shing" durch Flucht in das Insel-Labyrinth der feindlichen Verfolgung zu entziehen, zur Zeit nicht mehr befolgt werden konnte, und daß andererseits durch die bei fortschreitender Ebbe steigenden Bedenken oben angegebener Art der Kommandant der „Naniwa" mit veranlaßt wurde, zu dem äußersten Mittel zu greifen.

Kämpfe mit der chinesischen Südarmee in Korea.

Bei Gelegenheit der unmittelbar der Kriegserklärung Japans, vom 26. Juli 1894, folgenden Kämpfe um Su-Wön und Asan scheinen örtliche Verhältnisse zu Gunsten der Chinesen eingetreten zu sein. Bis in den September, solange die mittelkoreanische Regenzeit anhielt, waren die Marschleistungen der Japaner durch die vorwiegende Reiskultur in den direkt vor ihrer Front gelegenen Geländen sehr behindert. Die überall schlecht angelegten und schlecht erhaltenen koreanischen Reisepfade werden nach Mittheilung europäischer Reisenden dann gerade in Reisgebieten bis nahe zur Unpassirbarkeit aufgeweicht.[22] So konnte Generalmajor Oshima erst nach dreitägigem Geplänkel seine Truppen zu dem Hauptschlage sammeln, der insofern vorbildlich für alle anderen des folgenden Krieges war, als er durch Ueberraschung der chinesischen Stellung in der ersten Morgenfrühe eingeleitet wurde.

Die durch Zurücktreten des Reisbaues etwas günstigeren, durch stark zerschnittenes Terrain allerdings auch keineswegs erleichterten Wegeverhältnisse des südlichen und östlichen Hinterlandes, nicht minder aber sicherlich physische Leistungsfähigkeit im Marschiren und anscheinend auch die mangelnde oder, wenn

Digitized by Google

vorhanden, weiche Bekleidung der Füße erlaubten dem geschlagenen chinesischen Heere einen Rückzug, der zu den besten Marscherfolgen zu zählen ist.[23] Der Rückzug hatte zunächst vornehmlich wohl, um die Meinung der japanischen Heeresleitung irrezuleiten, was vollständig gelang, etwa 20 km weit auf das südlich Asan gelegene Hong-Ju, dann in scharfer Knickung nach Osten geführt. In großem Bogen um die von den Japanern besetzte Gegend von Söul herum wurde er dann bis Phyöng-Yang vollendet, das die chinesische Südarmee am 24. August in guter Verfassung erreichte. Der ganze Marsch, auf dem noch dazu einmal, bei Chung-Yu, japanischer Widerstand zu überwinden war, hatte also wenig mehr als drei Wochen in Anspruch genommen, während die zurückgelegte Strecke, die mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Karte zu bestimmen ist, mehr als 400 km lang ist. Die daraus sich ergebende Marschleistung von etwa 120 km auf die Marschwoche entspricht derjenigen preußischer Gardefüsiliere bei Trainirmärschen auf guten europäischen Straßen. Bei der schlechten Beschaffenheit der koreanischen ist sie also noch ganz besonders bemerkenswerth.

Erreicht wurde durch sie die Vereinigung der chinesischen Südarmee mit der bei Phyöng-Yang inzwischen gesammelten Nordarmee. Da diese Vereinigung schon vor den Kämpfen bei Asan geplant war, diese also als hinhaltende und Rückzugsgefechte dargestellt werden konnten, erweckte die schnelle Vereinigung den Eindruck des strategischen Erfolges in dem Grade, daß die bei Asan geschlagenen Generäle Yeh und Niëh und ihre Offiziere durch Dekorationen und Belobungen ausgezeichnet wurden. Es war ihnen zunächst noch gelungen, den Eindruck der Niederlage einigermaßen zu verwischen, während die Japaner sich durchaus als Sieger fühlten und ihren ersten Sieg über chinesische Truppen der Neuzeit durch triumphirenden Einzug in Söul mit Ehrenpforte und festlichem Empfang feierten.

Digitized by Google

Aufmarsch der Japaner gegen die chinesische Nordarmee.

Auch nördlich Söul, in dem westlichen niedrigen Hügellande der Provinzen Kyöng-Keui und Hwang-Hai, durch welches die Heerstraße nach China verläuft, wird sehr viel Reis gebaut. Die Wegeverhältnisse waren demgemäß in der noch wochenlang anhaltenden Regenzeit schlecht,[22] die von den nahen Gebirgen herabkommenden Flüsse Im-Jin und Keum überdies geschwollen. Besonders der erstere bot bis in den September hinein dem japanischen Vorrücken ein ernstliches Hinderniß, da sich an seinen Ufern, gestützt auf das nördlich gelegene Kai-Söng, eine andere der vier Schutzfestungen Söuls, auch bewaffneter Widerstand einstellte. Betheiligt an ihm waren wohl gleicherweise die reguläre Besatzung dieser Stadt, der vorläufig die Japaner noch als fremde Eindringlinge galten, die zum Kriegsdienst ausgebildeten Lamas der dort liegenden festen Klöster, die mit China als dem Schutzstaat des lamaistischen Buddhismus sympathisirten, und vielleicht versprengte Abtheilungen der chinesischen Südarmee, da von fast 5000 Mann derselben nicht mehr als 4000 Mann Phyöng-Yang erreichten.[24] Erst in der zweiten Septemberwoche war Kai-Söng, die frühere Hauptstadt des Königreiches, auch jetzt noch eine Stadt von mehr als 30 000 Einwohnern, im unbestrittenen Besitze der Japaner.

Die wichtigsten anderen Stützpunkte der nach Phyöng-Yang führenden Straße waren inzwischen durch Ausnutzung der bereits in japanische Gewalt gebrachten Küstenschifffahrt auf dem Seewege besetzt worden. Schon Mitte August waren japanische Truppen unter dem Schutze einiger Kriegsschiffe an der Tai-Dong-Mündung gelandet worden. Vermuthlich gehörten sie nicht, wie damals berichtet, der fünften Division (Nodzu), sondern der dritten, die noch nicht ins Gefecht gekommen war (Katsura), an.[25] Ein Theil derselben, wahrscheinlich die Brigade Banka-

Digitized by Google

hoshi, besetzte die Provinzialhauptstadt Hwang-Ju, die bei der schweren Zugänglichkeit der wieder vorwiegend für den Reisbau verwandten Marschen dieser Flußmündung[22] einen ausgezeichneten Stützpunkt gewährte. Eine andere japanische Abtheilung zog nach Südosten, um den Paß von Pong-San zu besetzen, nach dem britischen Konsul Carles, der im Herbst 1884 diese Gegend bereiste, eine der schwierigsten Stellen der Straße, an welcher die koreanischen Ochsenkarren ausgeladen und leer übergeführt werden müssen.[22]

Diese japanische Kolonne mußte die trockene, mit nordischen Feldfrüchten bestellte Ebene südlich Phyöng-Yang passiren und wurde hier von tartarischer Reiterei angegriffen. Es war das einzige Mal im ganzen Feldzug, daß die besondere Stärke der chinesischen Armee an Reiterei bei einem größeren Angriff zum Einsatz gelangte. Ganz ohne Erfolg war er nicht, da wenigstens nach den Berichten der Chinesen ein Theil der Japaner genöthigt wurde, auf Hwang-Ju zurückzugehen. Die Besetzung von Pong-San wurde aber nicht vereitelt.

Phyöng-Yang.

Vom 12. bis 16. September 1894 fanden danach die denkwürdigen Kämpfe um Phyöng-Yang statt, welche im Sinne des noch nicht eingetroffenen Marschalls Yamagata von Generallieutenant Nodzu geleitet wurden. Nachdem Abtheilungen der bei Hwang-Ju ausgeschifften Truppen bereits am 12. September das Nordufer des Tai-Dong im Westen Phyöng-Yangs besetzt, Oberst Sato, der mit einem Theil der Brigade Osako am 10. August bei Wönsan gelandet war, seine schon bei Söng-Chön siegreichen Truppen von Osten her nahe an das befestigte Lager herangeführt hatte, begann am 15. September der entscheidende Angriff auf dasselbe. Die Brigade Oshima, deren Führer durch einen Streifschuß verwundet wurde, hatte

Digitized by Google

wieder schwer in dem durch Reiskultur unwegsamen Gelände der südlichen Front zu kämpfen. Die Schwesterbrigade unter Generalmajor Tatsumi überschritt weiter östlich den Tai-Dong und drang gegen die südöstlichen auf den dort die Stadt beherrschenden Hügeln angelegten Schanzen vor. Von Nordosten nahte Sato, während die Division Katsura wesentlich die Rückzugslinie der Chinesen nach Nordwesten besetzt zu haben scheint.[25] Nachdem schon am 15. die Außenwerke genommen, fiel die Stadt mit sämtlichem Kriegsmaterial und 14 000 Gefangenen, wieder durch Erstürmung in der Morgenfrühe, in die Hände der Japaner. Mehrere tausend Chinesen entkamen jedoch auf den nach der der Mandschurei führenden Wegen.

Auf diese war schon vor dem entscheidenden Schlage auch von Osten her das andere Regiment der Brigade Osako als fliegende Kolonne detachirt worden. Doch soll dasselbe den benutztesten Weg verfehlt haben. Auch der anderen Brigade (Bankahoshi) der Division Katsura gelang es nicht, den Rückzug jener feindlichen Truppen vollkommen aufzuhalten. Von wesentlicher Bedeutung wird wohl wieder das etwas ungewöhnliche Anhalten der Regenzeit in Nordkorea gewesen sein, das schon die Zufuhren der chinesischen Armee kurz vor der Schlacht empfindlich unterbrochen hatte. Genauere Kenntniß der Gegend, nicht zum mindesten aber wieder bessere physische und technische Marschfertigkeit kamen dazu, um den weichenden Chinesen einen bedeutenden Vorsprung auch vor den fliegenden Kolonnen ihrer Verfolger zu sichern. Von diesen wurden sie erst Ende September hart vor dem mandschurischen Grenzfluß Yalu eingeholt, hatten aber Zeit gefunden, sich inzwischen dort in den Städten Wi-Ju und dem nach Playfair etwa 30 km im Nordosten gelegenen Ngan[26] zu verschanzen und eine für Front und Flanke der anrückenden japanischen Marschkolonnen nicht ungefährliche Stellung einzunehmen.

Digitized by Google

Kämpfe am Yalu.

Ueber drei Wochen lang hielt sich deshalb die japanische Vorhut ihnen gegenüber bei Yöng-Chön in beobachtender Stellung, bis die artillerieführende Hauptmacht herangerückt war. Die Chinesen warteten dieselbe aber nicht mehr ab, sondern räumten nach einiger Zeit jene Stellungen auf koreanischem Boden, zogen sich über den im Mündungsgebiet sehr breiten Yalufluß zurück und sammelten sich in den stark befestigten Stellungen seines mandschurischen Ufers bei Hu-Shan und Kiu-LienCheng.[27]

Sie waren wieder auf etwa 20 000 Mann verstärkt, nicht allein durch die mitaufgenommenen Etappenabtheilungen, sondern auch durch einen Transport von 4500 hunanesischen Truppen, deren Landung am 16. September geglückt war. Die Oertlichkeit ist streitig, da auch autoritative Kreise noch zwischen Taku-Shan und der Yalumündung schwanken.[28] Gedeckt wurde diese Landung durch die nordchinesische Kriegsflotte, die für diesen Zweck, zu zwei Treffen formirt, in einem Bogen vor der Landungsstelle ankerte. Wegen des auch hier sehr beengten Fahrwassers mußte dies einige 20 km weit in See geschehen, am nächsten der Insel Tai-Hwa-To (Karte V). Die Treffen waren deshalb weit auseinandergezogen. Die japanische Kriegsflotte, von welcher gegen Mittag die chinesische Stellung gesichtet und sogleich der Angriff eröffnet wurde, gelang es, wiederholt die chinesische Schlachtreihe zu durchbrechen, nach und nach die auf den Flügeln liegenden Schiffe, sechs von acht, abzuschneiden und zum Abschwenken zu veranlassen, die Kernstellung, zuletzt noch zwei Panzerschiffe, mehrmals zu umkreisen und sehr heftig zu beschießen. Andererseits war nach Aufgabe des Gefechts ihnen der Rückzug vor den weit weniger beschädigten beiden stärksten Panzern der Chinesen in die seichteren Gebiete leichter möglich, so daß schließlich, trotz dem unentschiedenen Ausgang, die Chinesen

Digitized by Google

wieder die bei weitem größeren Verluste an Schiffen und Menschen zu tragen hatten. Ein wenig bedeutender Theil des Gefechts fand mit ähnlichem Ausgange zwischen flacher gehenden Fahrzeugen beider Geschwader, dem japanischen armirten Dampfer „Saikyo-Maru" und vier chinesischen Kanonenbooten, weiter nördlich am Strande der der Taku-Reede vorgelagerten Insel Tao-Lu-Tao statt. Wie im Landkriege zeichneten sich in beiden Seetreffen die Japaner ebensowohl durch Ueberlegenheit der Führung und der artilleristischen Schulung, als durch bessere Anpassung ihrer seemännischen Ausrüstung und dieser Schulung an den koreanisch-mandschurischen Küstenkrieg aus. Das trat noch besonders deutlich bei dem Nachspiel der Schlacht hervor. Zwei der abgeschnittenen chinesischen Kreuzer geriethen fliehend auf den Strand, der Yang-Wei bei Tao-Lu-Tao, der Kuang-Chia in der Nähe Port Arthurs, in so hülfloser Lage, daß sie ohne jeden eigenen Schaden von den Japanern in den Grund gebohrt wurden. Der Verlust der Chinesen belief sich auf fünf Schiffe, 36 Todte und 88 Verwundete von den übrigbleibenden, außerdem anscheinend noch die Gesamtbesatzung des Kreuzers „Chi-Yuen" und des Küstenpanzers „King-Yuen", von deren Rettung nichts berichtet wird, wohl an 1000 Mann. Die Japaner dagegen verloren kein Schiff, nur 94 Todte und 160 Verwundete.

Die Befestigungen auf dem rechten Yaluufer[27] waren von dem mandschurischen Generalissimus Sung angelegt und wurden von den Generälen Ma und Y (Yeh?) befehligt. Sie wurden von der auf dem linken Ufer aufgestellten japanischen Artillerie vom 24. Oktober an heftig beschossen. Die japanische Infanterie wurde am 25. Oktober wieder beim ersten Morgengrauen zum Sturm angesetzt. Dies geschah auf das Centrum und die linke Flanke der Chinesen, nachdem dort eine während der Nacht von japanischen Pionieren hergestellte Brücke, hier eine ziemlich weit oberhalb gelegene Furth den Flußübergang er-

Digitized by Google

möglicht hatte. Wie bei den beiden vorgängigen Gelegenheiten, so brachte auch hier der Sturm in der Frühe den entscheidenden Sieg. Am 26. Oktober fiel danach die Stellung der chinesischen Reserven in dem Fort Kiu-Lien-Cheng, am 30. die Grenzfestung Fen-Hwang-Cheng fast ohne Schuß in die Hände der Japaner. Ihre Gegner zogen sich getrennt, ein Theil nach Westen, ein anderer nach Norden, zurück. Wie sich später ergab, faßten sie erst in Hsiu-Yen unter Ma und bei den Mo-Tien-Pässen unter Y wieder festen Fuß.

Anpassung der japanischen Kriegführung an das gegnerische Naturell.

Gleich leichte Erfolge erzielten die Japaner später noch in ähnlicher Weise bei der Erstürmung von Kin-Chou, Port Arthur, Kai-Ping und der Landbefestigungen von Wei-Hai-Wei. Immer gelang, trotz aller Instruktionen der chinesischen Kriegsleitung, die Ueberrumpelung am frühen Morgen, gefolgt von früher oder später vollständigem Sieg. Es lag dies durchaus in dem Gegensatz des behenden japanischen gegenüber dem schwerfälligen, überdies durch abergläubische Riten und Kantschu-Dressur zur Panik geradezu erzogenen chinesischen Naturell, wenn auch der mangelhafte Aufklärungsdienst auf chinesischer Seite die Ueberrumpelung von vornherein erst ermöglichte. Von den schwerfälligen chinesischen Truppen hätte man dann allerdings eine einigermaßen steigende Wucht des Widerstandes erwarten sollen. Physisch blieb dieselbe nicht aus, die Japaner erwähnen wiederholt ein blindes Drauflosgehen und bis zur Stumpfheit hartnäckiges Widerstehen auf gegnerischer Seite, das neben der Panik die Schlachten blutiger gestaltete, als die Kürze ihrer Entscheidung erwarten ließ. Es fehlte zur Ausnutzung jenes zweifellosen Vorzugs aber die von der Führung zu erwartende intellek-

Digitized by Google

tuelle und moraliſche Organiſation ſolchen Widerſtandes. Derſelbe führte ohne dieſe nur zu Opfern.

Er ſteigerte ſich deutlich im Verlaufe des Krieges. Schon um die Weſtforts von Port Arthur wogte der Kampf ſtundenlang hin und her.[29] In Niu-Chwang kam es zu einem erbitterten, blutigen Straßenkampfe von Haus zu Haus. Es ſcheint, als ob auch das entwickelte chineſiſch-mandſchuriſche Heimathsgefühl dem Vordringen der Japaner in das Innere des Vaterlandes gegenüber doch mehr und mehr zur Geltung kam und die in Shin-King und Pe-Chili ihrer harrenden Unternehmungen gegen Mukden und Peking ſehr weſentlich ſchwerer werden ließ, als die vorgängigen in Korea und dem erſt kürzlich beſiedelten, früher neutralen Gebiete an der mandſchuriſchen Südoſtgrenze.

Noch eins darf nicht überſehen werden. In allen bisherigen Landſchlachten waren die Japaner den Chineſen gegenüber mit an Zahl überlegenen Truppen vertreten, bei Aſan ſtanden wenigſtens 6000 Japaner gegen etwa 5000 Chineſen, bei Phyöng-Yang 25000 gegen 20000 Chineſen und 2000 Koreaner, bei Hu-Shan einige 20000 Japaner gegen 16000 Chineſen, da die übrigen 4000 Chineſen als Reſerve in Kiu-Lien-Cheng lagen und am Gefecht nicht theilnahmen. Bei Port Arthur fochten etwa 20000 Japaner gegen 15000 Chineſen, bei Wei-Hai-Wei war das Verhältniß ungefähr dasſelbe. Erſt im Liao-Ho-Gebiet ſtießen die Japaner auf an Zahl überlegene chineſiſche Streitkräfte. Und hier hielten jene ſich monatelang in der Defenſive, bis die natürlichen Verhältniſſe das weitere Vorrücken erleichterten.

Die glänzenden Erfolge des Feldzuges ſind alſo nicht minder einer fein durchdachten Strategie, als der guten Schulung und dem kriegeriſchen Geiſte des Heeres zuzuſchreiben. Und nicht allein entſprach jene Strategie abendländiſchen Grundſätzen, wie getrennt zu marſchiren, aber vereint zu ſchlagen, alle verfügbaren Kräfte

Digitized by Google

thunlichst auf Einen Punkt zu konzentriren und hier zur kritischen Zeit überlegen aufzutreten, sondern sie paßte sich auch in unbeirrter Folgerichtigkeit den besonderen psychischen Schwächen des Gegners an, durch nächtliche Ueberraschung und Sturmangriff. Wohl in keinem neueren Kriege des Abendlandes sind gerade diese Mittel so typisch gehandhabt worden. Aus dem deutsch-französischen ist weder ein größerer Nachtangriff, noch ein umfassender Sturm auf einen stark befestigten Waffenplatz bekannt. Jedenfalls in diesem, speziell auf chinesische Gegner berechneten Kampfmittel waren die Japaner also nicht ausgezeichnete Schüler, sondern selbstschaffende Meister der Kriegführung. Daß auch europäische Strategen in Bezug auf Kriegführung in Ostasien gegen Ostasiaten von ihnen lernen können, dafür bürgt die Niederlage der französischen Expedition 1884/5 vor Tamsui gegen Chinesen.

Aehnliches gilt von der Kriegführung zur See, deren Anpassung an die besonderen geographischen Verhältnisse wiederholt hervorgehoben ist. Es trat die auch zu Lande bewährte Ueberlegenheit der japanischen Ausrüstung und Leistungsfähigkeit in artilleristischer Hinsicht, sowie die Tendenz zu so thatkräftiger, wie wohlüberlegter und geordneter Offensive dazu. Eine Niederlage wie der englischen Marine bei Taku an der Peiho-Barre am 24. Juni 1859, haben die Chinesen den Japanern nirgends beizubringen vermocht.

Es bleibt kaum zweifelhaft, daß der gewandte japanische Geist, der sich innerhalb eines Menschenalters aus einer orientalischen in eine europoide Kulturmacht ersten Ranges umzuwandeln vermochte, auch den besonderen Verhältnissen eines Krieges mit einer europäischen Macht, und sei sie das riesige Rußland, wird Rechnung tragen können. Durch Zusammenschluß mit England ist schon der erste Schritt gethan.

Etwas anderes ist es mit der physischen Leistungsfähigkeit, welche solcher Anpassung die unüberschreitbaren Grenzen steckt.

Digitized by Google

Gerade in dieser hochwichtigen Frage der näheren Zukunft, der Frage eines japanisch-russischen Zusammenstoßes, fallen die physisch maßgebenden natürlichen und besonders klimatischen Verhältnisse mit doppelter und dreifacher Schwere ins Gewicht.

Sehr lehrreich ist da der Verlauf des japanischen Winterfeldzuges in Shin-King, jener südwestlichen der drei mandschurischen Provinzen, sowie in dem chinesischen Shantung.

Oertliche und klimatische Schwierigkeiten.

Die in der Mandschurei dem Vordringen der Japaner gegenüber steigende Defensivkraft durch zahlenmäßig mehr und mehr überlegene und auch hartnäckiger kämpfende feindliche Truppenmassen ist schon erwähnt.

In dem Gebirgsrost der Liao-Tong-Halbinsel trat dazu eine unermüdliche Guerilla der zahlreichen versprengten chinesischen Marodeure, der dort von alters eingenisteten Räuberbanden und der Freischaren, welche meist von chinesischen Großpächtern gegen den Nationalfeind ausgerüstet waren.[14] Hier nöthigte gerade sie die japanische Heeresleitung zur Aufgabe des direkten Vorstoßes gegen Mukden, im Dezember 1894, und zur unverhältnißmäßig starken Besetzung ihrer danach von Hai-Cheng nach Taku-Shan gelegten Etappenlinie, die noch im März 1895 von Banden aus der Gegend von Kiu-Lien-Cheng sehr bedenklich bedroht wurde.

Aehnlich wurde der zwar weniger wichtige, weil durch die dort mögliche Schiffsverbindung gewöhnlich entlastete Ueberlandweg von Fusan durch Korea besonders in den südkoreanischen Gebirgen von den Tong-Hak-Banden beunruhigt. Am empfindlichsten war das dann, wenn die ihm entlang geführte telegraphische Verbindung unterbrochen wurde.

Begünstigt wurde die Guerilla und zu einer Gefahr erhoben, hinter deren Vorbeugung auch höchst wünschenswerthe

Digitized by Google

politische und strategische Gesichtspunkte der Offensive monatelang zurücktreten mußten, durch die Strenge des mandschurischen Winters. Diese gelangte ebensowohl in strategischer, wie in physischer Hinsicht zur Geltung. Durch den noch gar nicht sehr strengen Frost des ersten Wintermonats, bei zuerst auch wenig erheblichem Schneefall wurden die Wegeverhältnisse der chinesischen, hauptsächlich durch das Tiefland des Liao-Ho und der im Westen von ihm dem inneren gelben Meere zuströmenden Küstenflüsse gelegten Etappenlinie, die sogar an eine wohl noch über Shan-Hai-Kwan hinaus auf Kiu-Chou-Fu zu verlängerte Eisenbahnstrecke anschloß, ganz unverhältnißmäßig gegenüber der japanischen verbessert.[30] Der Winter ist auch für Zwecke des Handels seit alters die hauptsächliche Reisezeit im Liao-Gebiet.[31] Nicht allein ist der im Frühjahr tief aufgewühlte, im Sommer und Herbst gänzlich durchweichte Lösboden desselben dann hartgefroren, sondern auch das vielästige Flußnetz ist gewöhnlich in die Bande des Frostes geschlagen und bietet dann natürliche Brücken, oft sogar bequeme Straßen. Das Blachfeld jenseits der bei Hai-Cheng und Kai-Ping erreichten Vorberge der Liao-Tong-Gebirge war also wie geschaffen zur Entfaltung der Marschfertigkeit der Fußtruppen und der der japanischen schon durch ihre Zahl zu Angriffszwecken weit überlegenen tartarischen Reiterei.

Beobachtet sind an der Liao-Mündung schon Wintertemperaturen bis zu — 26° C., bei Kirin in der inneren Mandschurei bis — 39° C. herab. Die Eisdecke des Hafens von Ying-Tse-Kou erreichte im Februar desselben Winters (1887/8) gegenüber dem Zollhaus die Dicke von 72 cm.[32] Ueber den diesjährigen Winter liegen außer allgemeineren Notizen über verhängnißvolle Kältewirkungen Daten nur von der mandschurischen Südküste vor. Bei Ta-Lien-Wan sank der Frost in der zweiten Januarhälfte auf — 16° C., so daß die flache Bai gefroren

Digitized by Google

und für Schiffe unzugänglich war,[33] wie von Anfang Dezember bis Ende Februar der Hafen Ying-Tse-Kou an der Liao-Mündung fast in jedem Jahre.[31] Die allgemeinen Notizen beziehen sich für Dezember und Anfang Januar auf den chinesischen Aufmarsch, dem ein „Graphic"-Berichterstatter nach der Liao-Front folgte.[30] Der Aufmarsch wurde, wie erwähnt, begünstigt durch gelinden Frost.

Wiederholt wird von japanischer Seite, übereinstimmend mit dem Datum von Ta-Lien-Wan, über Erfrieren der Etappenposten berichtet. Sogar schon aus dem milderen Dezember 1894 wurde in dem sicher zuverlässigen Berichte des japanischen Generalarztes Ishigaro[34] über Zunahme der Erkrankungen infolge der Kälte geklagt. Auch waren die Operationen bei Kai-Ping und Hai-Cheng wiederholt durch starke Schneefälle und Schneestürme erschwert. Durch den amtlichen ärztlichen Bericht[34] ist mittelbar zugestanden, daß auch die vorzügliche Winterausrüstung der japanischen Armee die Mängel der physischen Vorbereitung dieser see- und südländischen Truppen nicht wettzumachen vermochte.

Besonders grell trat die verhältnißmäßig geringe Widerstands- oder auch Anpassungsfähigkeit japanischer Mannschaften gegen noch gar nicht ungewöhnliche Frostwirkungen in zwei Fällen hervor.

In der Oktobernacht vor dem Yalu-Uebergange erstarrte ein japanischer Pionier, als er zur Fortführung der Brücke ein Tau nach dem rechten Ufer hinüberbringen sollte, in den Fluthen des nordischen Stromes.

Bei dem zweiten der drei Torpedoangriffe auf den Hafen von Wei-Hai-Wei in der Nacht vom 3. zum 4. Februar erlitten der Offizier Suzaki und zwei Matrosen auf ihrem Posten dasselbe Schicksal. Um jene Zeit wird allerdings große Kälte von diesem Kriegsschauplatz berichtet. Englische Zeitungen erwähnten

Digitized by Google

lakonisch „26° Frost", von deutscher Seite wurden dieselben sogleich „26° unter Null" gelesen,[35] ohne zu bedenken, daß dann die flache Bucht von Wei-Hai-Wei noch härter hätte gefroren sein müssen, als bei — 20° C. deutsche Häfen, bei — 16° C. die Bucht von Ta-Lien-Wan. Aus dem benachbarten und Wei-Hai-Wei ganz ähnlich gelegenen Chifu war schon eine neunzehnjährige Reihe von der dortigen Zollbehörde ausgeführter Temperaturbeobachtungen vorhanden. In diesem Zeitraume, seit 1876, ist die dortige Wintertemperatur überhaupt niemals unter — 13° C. herabgesunken.[36] Schon aus rein meteorologischen Gründen ist jene Verdoppelung des Frostes gar nicht angezeigt. Nach allen Ueberlegungen hat die Annahme das meiste für sich, daß jene 26° einfach + 26° F. sind, die, dieser Eintheilung entsprechend, noch auf der Frostseite liegen und — 3° C. bedeuten. Wenn solche Kältegrade auch in Japan vorkommen, so wurden sie dennoch wohl in den besonderen Verhältnissen des Torpedodienstes, auf niedrigen, mit großer Geschwindigkeit sich vorwärts wühlenden Booten und in der noch immer unter den Nachwehen eines Schneesturmes leidenden Winternacht jenen Japanern lebensgefährlich, belegen aber zugleich die geringe Widerstandsfähigkeit der südländischen Japaner gegen Frostwirkung.

Auch sonst liegen von ostasiatischen „Blizzards"[37] Schilderungen vor, nach denen bei keineswegs sonderlich hohen Kältegraden durch ein Zusammenwirken von Schnee und Meereswogen das Schiff, samt der Takelung dick übereist, die Mannschaft dem Erstarren ausgesetzt war und hülflos die Rettung von anderer Seite erwarten mußte.

Strategische Schwierigkeiten im Winter.

Wie die Verhältnisse des Winters von nordisch-kontinentaler Dauer und Strenge physisch die Chinesen begünstigten, so waren sie auch sonst den Japanern ungünstig deshalb, weil sie

Digitized by Google

das Heranbringen ihrer überlegensten Waffe an den Feind, der Artillerie, hinderten. Das war der Fall in der Mandschurei, wie in Shantung, und besonders wirksam wurden die durch starke und langanhaltende Schneelagen geschaffenen Schwierigkeiten bei der geradezu absichtlich zu nennenden Vernachlässigung der Wege in jenen feindlichem Eindringen ausgesetzten Gebieten.

Diese sind in Shantung, östlich von Chifu, mit Ausnahme einer besser gehaltenen, der kurzen Ostküste entlang von Yung-Cheng südlich nach Chi-Shan-Tsai führenden Strecke, in der Mandschurei südlich und südöstlich von dem Liao-Ho-Thale Saumpfade der ursprünglichsten Art. Oft winden sie sich lediglich in den Betten der Gebirgsbäche entlang.[38] Der mandschurische Transportdienst und ebenso vermuthlich derjenige in Shantung war deshalb vorwiegend auf Schultern und Füße japanischer, chinesischer und koreanischer Kulis angewiesen.

Wenn solche Wege auch noch verschneit, ihre Wasserläufe an abschüssigen Stellen vereist oder auch beim ersten Aufthauen ungewöhnlich geschwollen sind, so müssen sie den artilleristischen Transporten allerdings Probleme von unerhörter Schwierigkeit bieten.

Der hartnäckige Straßenkampf in Niu-Chwang am 4. März 1895 mag deshalb zum guten Theile auch dem Mangel an vorgängiger artilleristischer Fernwirkung zuzuschreiben sein. Von dem ausdauernden Widerstand der Kernstellung von Wei-Hai-Wei auf der Insel Liu-Kung-Tao im vorhergehenden Monat ist es unmittelbar zu beweisen[16] (Karte IV).

Die Japaner hatten sich Anfang Februar 1895 in den vier südlichen Forts der Küste und in dem befestigten Wei-Hai-Wei selbst einrichten können, da die drei nördlichen Küstenforts in der durch das Wüthen des Schneesturms vom 31. Januar bis 2. Februar erzwungenen Gefechtspause von den Chinesen selbst unter Howies Leitung völlig in die Luft gesprengt worden

Digitized by Google

waren. Auch von den südlichen Forts hatten die drei östlichen während der japanischen Beschießung stark gelitten, das vierte westliche, das den Japanern fast unversehrt in die Hände fiel, wurde danach von dem chinesischen Flaggschiff „Ting-Yuen" aus heftig beschossen, seine Geschütze außer Kampf gesetzt. Die schwere Bestückung der Forts mußte so erst von den Japanern erneuert werden, und hier traten die Transportschwierigkeiten ein, da die Hafeneingänge von den Inselforts, Sperren und der chinesischen Flotte vollständig verschlossen, die Japaner auf jene überaus schwierigen Landtransporte und höchstens noch auf kleine Küstenfahrzeuge angewiesen waren. Thatsächlich wird als wirksam noch gegen Ende der Belagerung nur die Aufstellung von japanischen Mörsern berichtet,[39] die in Gemeinschaft mit den japanischen Feld- und Schiffsgeschützen wohl ausreichten, die 3—4000 m von der Küste entfernt befestigte Insel Yi-Tao oder das Westfort von Liu-Kung-Tao wirksam zu beschießen, aber den östlichen Werken auf Liu-Kung-Tao trotz der für schweres Geschütz mit guter Wirkung zu beherrschenden Entfernung von 6—7000 m nichts anhaben konnten. Hieraus entwickelte sich die langwierige Belagerung, und wurde schließlich die Eröffnung des Hafens durch die todesmuthigen Torpedoangriffe und die thunlichste Zerstörung der sonst gern unbeschädigt erbeuteten feindlichen Kriegsschiffe nothwendig gemacht. Charakteristisch ist, daß die Kapitulation am 12. Februar erfolgte, kurz nachdem Admiral Ito nach den erfolgreichen Torpedoangriffen die die Einfahrt in den Hafen im Süden erschwerenden Hindernisse auf eine 400 m breite Strecke hatte beseitigen lassen.[40] Die entgegengesetzten Nachrichten, daß die Kapitulation aus Munitionsmangel erfolgt sei, und daß auch die japanische Taktik eine andere, sogleich auf Landung an Liu-Kung-Tao und Erstürmung der Inselforts vor wirksamer Beschießung gerichtete gewesen sei, wurden durch die späteren genaueren Berichte wider-

Digitized by Google

legt. Nach diesen war die Beute an allerlei Kriegsvorräthen sogar ungewöhnlich groß. Die Landungsberichte wurden als Mißverständniß aufgeklärt, da das auf sie gedeutete Gewehrfeuer von Massenexekutionen meuterischer chinesischer Soldaten herrührte.[16]

Auf Ausnutzung örtlich-klimatischer Verhältnisse führt endlich der für die gründliche Aenderung der japanischen Taktik in der Mandschurei aus der Defensive in die Offensive gewählte Zeitpunkt in erster Reihe zurück. Am Ausgange des Winters, besonders bei der für 1894/95 zutreffenden stürmischen Natur, pflegen sich nach zuverlässig berichteten Erfahrungen die bisher dem Verkehr günstigen Verhältnisse des Liao-Gebietes in ihr Gegentheil umzukehren. Thauwetter und vor allem der Eisgang der Ströme führten Unterbrechungen herbei, die zeitweise jede Verbindung aufhoben. Es scheint, als ob erst dieser Zeitpunkt, nachdem schon zwei Wochen lang Verstärkungen von der Shantung-Armee verfügbar waren, für die japanische Angriffsbewegung abgewartet wurde. Jedenfalls dehnte sie sich vom 27. Februar, an dem die Hauptmacht unter Nodzu von Hai-Cheng aufbrach, bis zu dem am 30. März abgeschlossenen Waffenstillstand, also über mehr als vier Wochen, nicht über die diesseitigen Ufer des Liao-Ho im Nordwesten, des Sha-Ho im Norden aus. Der Liao-Ho wurde nur vorübergehend zur vollkommenen Zerstörung der chinesischen Kernstellung von Tien-Chwang-Tai überschritten.

Endgültige Entscheidung über das volle oder wenigstens theilweise Zutreffen dieser besonderen Schlüsse auf unausweichliche Beeinflussung der Strategie durch die örtlich-klimatischen Verhältnisse wird erst die wohl zu erwartende Bearbeitung der Ereignisse von seiten des japanischen Generalstabes bringen.

Zweifellos steht schon jetzt durch die veröffentlichten Berichte Ishigaros die verhängnißvolle Einwirkung des nordischen Klimas auf den Gesundheitszustand im japanischen Heere fest.

Digitized by Google

Politische Folgerung.

Bei einer kriegerischen Zuspitzung des Konfliktes mit Rußland, die sicherlich, einmal in Gang gesetzt, sich nicht im Laufe eines Sommerfeldzuges erledigen lassen wird, kommen Gebiete von noch ausgeprägterer Nordlandsnatur in Betracht für offensives Vorgehen. Auf dieses wird aber Japan der ganzen Natur seiner Bevölkerungs- und wirthschaftlichen Verhältnisse nach nun einmal nicht verzichten dürfen. Japan bedarf demnach für solche Pläne nothwendig geeigneter Bundesgenossen, besonders für einen wirksam durchzuführenden Landkrieg, der auf Besetzung feindlichen Gebietes als Faustpfand oder Bollwerk des Friedens gerichtet ist. Für diesen besonderen Zweck wird ihm aber weder die Freundschaft Englands, noch gar diejenige Chiles in absehbarer Zeit von Nutzen sein können. Da die auch in solcher Richtung geplanten Organisationen in Korea und wohl auch Liao-Tong eben durch das Eingreifen der im Interesse Rußlands vorgegangenen Protestmächte durchkreuzt sind, wird Hülfe jener Art, abgesehen von dem bitter verfeindeten China selbst, vielleicht in den Vereinigten Staaten oder dem britischen Dominium in Nordamerika mit der Zeit heranzubilden sein. Fertig wird sie nur in der Heeresmacht des europäischen Dreibundes, Deutschlands vor allem, zu finden sein.

Der geheime Wunsch des Anschlusses an diesen im Gegensatz zu Rußland geschlossenen Interessenverband war es wohl, der die aus Tokio berichtete Bestürzung gerade darüber veranlaßte, daß Deutschland mit den Protestmächten Rußland und Frankreich nicht allein gemeinschaftliche Sache gemacht hatte, sondern ihnen sogar vorangegangen war. Daß ein Krieg mit China und Rußland, auch allein auf Einnahme ihrer sehr der Erstarkung bedürfenden ostasiatischen Außenstellungen gerichtet, unter solchen politischen Verhältnissen militärisch ein aussichtsloses

Digitized by Google

Beginnen war, das wird die japanische Regierung wohl aus dem Munde der im Winterfeldzuge thätig gewesenen Nodzu und Oyama selbst erfahren haben. Sonst hätte sie den Besitz von Liao-Tong und Port Arthur sicherlich nicht, entgegen der gesamten öffentlichen Meinung Japans, aufgegeben. Jene sachverständigsten der Rathgeber sind da entschieden gefragt worden. Ihre durch die Rückgabe Liao-Tongs belegte Antwort erscheint so als Zeugniß von ihrer Seite für die von uns ausgeführten Schwierigkeiten eines Winterfeldzuges in ostasiatischen Gebieten.

Anmerkungen und Litteraturnachweise.

[1] Wilhelm Krebs, Dürren, Nothstände, Unruhen in China, in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik", Jahrg. XV, S. 106 ff. Wien 1892.

[2] Chinese Famine Relief Comittee, Letters and Reports. Shanghai 1879. — Wilhelm Krebs, Dürren in Ostasien, in der „Deutschen Rundschau für Geographie ꝛc.", Jahrg. XIII, S. 174, Jahrg. XIV, S. 206. Wien 1890—92. — China Imperial Maritime Customs, Reports on trade for 1879, p. 269—271. Shanghai 1880.

[3] P. Mayet, Japanische Bevölkerungsstatistik. Berlin 1888, S. 255.

[4] Ota-Nitobe, Japanischer Grundbesitz. Berlin 1890. S. 69 ff. — Wilhelm Krebs, Agrarfrage in Japan. „Das Ausland", Jahrg. 1892, S. 138—140, 149—150. — Derſ., Klimatische Faktoren der Weltwirthschaft. Ebenda 1892, Nr. 30 und 31. Stuttgart 1892.

[5] Durch die späteren Ereignisse wurde zwar das Uebergreifen auf die mittelkoreanische Provinz Hwang-Hai-To, aber nicht auf die nordkoreanische Phyöng-An-To, das Reia schon 1894 im Juni berichtete, bestätigt. Vergl. Reia in „Internationale Revue über die gesamten Armeen und Flotten". XII. Dresden 1894. S. 1126.

[6] Nach einer von Herrn C. Wolter, Vertreter der Firma Meyer & Co. in Chemulpo, herrührenden Uebersetzung.

[7] A. E. J. Cavendish, Korea and the sacred white mountain. London 1894 (Reisewerk).

[8] M. A. Pogio, Korea. Aus dem Russischen übersetzt von H. Ritter von Urbyn-Pruszynski. Wien und Leipzig 1895. S. 15 ff.

Digitized by Google

[9] Tsien-La-Fo ist, dem „Fo" nach zu urtheilen, eine Reede des südwestlichen Korea. An der Mündung des Tang-Jin-Yang, dessen Unterlauf die Grenze zwischen Chöl-La-To und Chung-Chöng-To bildet, verzeichnet Satow (Perthes' Geographische Mittheilungen, Jahrg. 1883, Tafel X) die Reede Sö-Chön-Pho. Da die koreanischen Truppen zur See von Chemulpo (= Chemul-Pho) aus transportirt wurden und vor allem nach Chön-Ju, der bedrohten Hauptstadt von Chöl-La-To, bestimmt waren, zu dem der nächste Meereszugang durch jene Flußmündung gebildet wird, kommt dieses Chön-Pho mit jenem Tsien-Pho sehr wahrscheinlich überein.

[10] „Marine-Rundschau". Berlin 1895. S. 108. Vergl. auch ebenda 1894, S. 472, 1895, S. 101.

[11] Nach den Ordres de bataillo der japanischen Armeen, die dem Verfasser von unterrichteter japanischer Seite mitgetheilt wurden. Sie stimmen durchaus mit denen überein, die die Premierlieutenants v. Kunowsky und Frezdorff am Schluß der beiden Theile ihres Werkes „Der japanisch-chinesische Krieg" mittheilen (Leipzig 1895). In der „Kölnischen Zeitung" vom 11. März 1895 sind fünf Divisionen berechnet, mit 90000 Mann.

[12] U. a. nach „Times" vom 6. März 1895, auch nach mündlichen Mittheilungen von unterrichteter Seite.

[13] Die verschiedene Transskribirung chinesischer Namen hat in Reias Artikel-Serien („Internationale Revue über die gesamten Armeen und Flotten", Dresden, Jahrg. 1894 und 1895), S. 739/740 doppelte Darstellung dieser von der ersten Division (Yamagi), der dritten (Katsura), der fünften (Oku) gegen Sung ausgefochtenen Schlacht Anlaß gegeben, einmal als Schlacht von Tienchuangtai, dann von Denschodai.

[14] Von mandschurisch-chinesischen Freischaren wird besonders die 1500 Mann starke Bande eines Großpächters Di als den Japanern bei Niu-Chwang sehr lästig erwähnt („Times" vom 5. Februar 1895). Ueber den Angriff auf das 11. Regiment berichtete „Wolfs Telegraphen-Bureau" unter dem 14. März 1895 von Yokohama.

[15] Nach einem in den „Times" vom 22. März 1895 veröffentlichten Briefe aus Ying-Tse-Kou vom 10. Januar 1895.

[16] In Bezug auf die Belagerung von Wei-Hai-Wei folgen wir in streitigen Fragen dem nach der Information der gefangenen europäischen Offiziere erstatteten Bericht aus Chifu vom 25. Februar, der in den „Times" vom 2. März 1895 veröffentlicht ist.

[17] Einen Tag vor der „Kow-Shing", am 22. Juli 1895, gingen zwei andere Transportdampfer unter britischer Flagge ebenfalls von Taku, dem Hafen Tientsins, ab und landeten glücklich im Jerome-Golf. (Marine-Rundschau, Berlin 1895, S. 105.)

Digitized by Google

[18] Vergl. hierzu die Ausführungen der „Marine-Rundschau", 1895, S. 105. Durch dieselben wurde der vom Verfasser im „Berliner Lokal-Anzeiger" schon am 4. August 1894 vertretene Standpunkt näher begründet und bestätigt.

[19] „Marine-Rundschau", Berlin, 1894, S. 511, 512, 517 ff.; 1895, S. 105, 106. Wenn nicht amtliche Berichte von der ostasiatischen Flottenstation vorlagen, folgten die Darstellungen der „Marine-Rundschau" besonders den Berichten der „Times" und des „New York Herald". („Marine-Rundschau", 1895, S. 107).

[20] Ebbe- und Fluthtabellen für Chemulpo (Jenchuan) in der „Customs Gazette" der „China Imperial Maritime Customs", Jahrg. 1886 ff. Ueber die Schifffahrt im Jerome-Golf berichtet E. Oppert in seinem Reisewerke „A forbidden land", deutsch „Ein verschlossenes Land", London und Leipzig 1880, S. 301, 310.

[21] „Marine-Rundschau", Berlin 1894, S. 513 ff.

[22] Carles, Life in Corea. London 1888 (Reisewerk).

[23] W. Krebs, Der Kriegsschauplatz auf Korea, in „Die Post", Berlin, 18. September 1894.

[24] Vergl. auch v. Kunowsky und Fretzdorff, a. a. O., I, S. 25/26, und „Marine-Rundschau", Berlin 1895, S. 106, 107 und 219.

[25] Diese Annahme gründet sich auf japanische Schlachtschilderungen, nach denen Katsura, nicht Nodzu, am 15./16. September die Rückzugslinie der Chinesen von Phyöng-Yang theilweise besetzt hatte. Nach der vom Spezialberichterstatter des „Graphic" (Bigot?) am 1. Dezember 1894 mitgetheilten Kartenskizze der Schlacht ist Nodzu als Führer dieser westlichen Kolonne genannt. Die beiden Brigaden seiner Division (Oshima und Tatsumi) sind aber auf derselben von Süden, bezw. Südosten angesetzt. Die Differenz hängt anscheinend damit zusammen, daß Generallieutenant Nodzu den noch nicht angekommenen Feldmarschall Yamagata in der Oberleitung vertrat (s. ob. 12) und jene wichtigsten Vorbereitungen zur Vervollständigung der chinesischen Niederlage persönlich leitete.

[26] Playfair, Cities and towns of China, S. 2. An oder Ngan, Ort in Korea, 39° 50′ n. Br., 125° 52′ ö. L. v. Gr. gelegen.

[27] „Times" vom 9. Januar 1895, nach brieflichen Mittheilungen vom 17. November 1894 aus Tokio.

[28] Die Seeschlacht von Hai-Yun-Tau. „Marine-Rundschau", 1895, S. 69 ff. In dieser fachmännischen Darstellung ist Taku-Shan als Landungsstelle angenommen, weil die Yalumündung für größere Schiffe nicht fahrbar sei. Doch ist darin um so weniger eine ausreichende Stütze für jene Annahme zu erkennen, als die Yalumündung überhaupt von europäischer

Digitized by Google

Seite nicht untersucht — Taku-Shan wurde 1869 von dem norddeutschen Kriegsschiff „Arcona“ angelaufen und vermessen —, als andererseits der Landung selbst von den chinesischen Kriegsfahrzeugen nur Torpedo- und Kanonenboote assistirten, während die Flotte zehn Seemeilen entfernt ankern mußte. Auch erscheint die Bezeichnung der Seeschlacht nach Hai-Yun-Tau — nach unserer Transskription Hai-Yan-Tao — verfehlt, da auch nach der eigenen Schilderung der „Marine-Rundschau“ diese Insel etwa 70 km südwestlich vom Schlachtfelde liegt, dieses dagegen nur 45 km von Taku-Shan und der Insel Tai-Hwa-To. Bei Landung an der Yalumündung rückt es dieser Insel noch näher, so daß auf alle Fälle die Bezeichnung „Seeschlacht von Tai-Hwa-To“, die vom Verfasser schon im „Berliner Tageblatt“ vom 21. September 1894 vorgeschlagen wurde, am zutreffendsten ist.

[29] Eingehende und korrekte Darstellung geben v. Kunowsky und Fretzdorff im ersten Theil ihres angeführten Werkes, Kap. 4, S. 46—59, und Karte III.

[30] Nach dem „Graphic“-Korrespondenten (C. E. Fripp?), der sich im Dezember 1894 von Tientsin nach Niu-Chwang zur Front begab, waren die Wege bei leichtem Frost gut, das Wetter schön, die Kälte erreichte nachts nur 20° F., d. s. — 7° C. („Graphic“ vom 2. März 1895, S. 238). Damit stimmen die Angaben überein, welche die „Kölnische Zeitung“ unter dem 30. Dezember 1894 aus Peking erhielt und am 10. März 1895 veröffentlichte. Nach diesen war scharfe Winterkälte bisher nicht, Schneesturm und Vereisung der Flüsse erst in den letzten Tagen des Dezember eingetreten. Auch dann war der Frost nicht übermäßig. Nach der „Customs Gazette“ 1894 betrugen die tiefsten Thermometerstände des Dezember 1894 überhaupt in Chifu — 5,5° C., in Tientsin und Wönsan — 12° C., in Chemulpo — 11° C., in Fusan — 5,5° C. In der südlichen Mandschurei bei Niu-Chwang werden sie demnach kaum niedriger gewesen sein, als in den unter annähernd gleicher Breite gelegenen Städten Tientsin und Wönsan, also — 12° C.

[31] China Imperial Maritime Customs, Med. Rep. on trade, bes. f. 1875 und 1890. Shanghai. F. v. Richthofen, China II. Berlin 1882, S. 156.

[32] China Imperial Maritime Customs, Med. Rep., Nr. 36 (1887—88). Shanghai 1890. S. 8.

[33] „Times“ vom 16. März 1895, nach einem Brief aus Ta-Lien-Wan vom 22. Januar 1895.

[34] Dieser Bericht, der, Ende Dezember verfaßt, sich erst auf den milderen Theil des Winters 1894/5 bezog, wird von Reia auf S. 640 der „Internationalen Revue über die Armeen und Flotten“, Dresden 1895, ziemlich eingehend mitgetheilt.

Digitized by Google

[35] Vergl. Reia, a. a. O., S. 645; v. Kunowsky und Fretzdorff, a. a. O., S. 17. -- Die Nachricht entstammte anscheinend zuerst den „Times“ vom 5. Februar 1895.

[36] China Imperial Maritime Customs, „Customs Gazette“ 1876—94. Chifu, Meteorological table. Shanghai 1876—94. In der folgenden Reihe sind die dort in Fahrenheitgraden angegebenen strengsten Fröste der einzelnen Jahre in Celsiusgrade umgerechnet und zusammengestellt:

Jahre:	1876	1877	1878	1879	1880	1881	1882	1883
Fröste:	— 9°	— 10,5°	— 12°	— 11°	— 10,5°	— 11°	— 10,5°	— 13°
Jahre:	1884	1885	1886	1887	1888	1889	1890	1891	1892
Fröste:	— 9°	— 6,5°	— 8°	— 6,5°	— 8,5°	— 9°	— 8°	— 10,5°	— 10,5°

Jahre:	1893	1894
Fröste:	— 10,5°	— 7°

Es ist doch gar nicht zu erwarten, daß diese Tiefsttemperaturen, die über 19 Jahre allerhöchstens um 6,5° verschieden sind, auf einmal um den doppelten Betrag, auf — 26°, fallen sollen. Das inzwischen eingetroffene Heft der C. G. für das erste Vierteljahr 1895 bestätigt diesen Schluß. Die tiefste Temperatur des Winters erreichte im Februar 1895 zu Chifu nur — 13° C.

[37] Blizzards, amerikanische Bezeichnung für sehr heftige Schneestürme.

[38] Al. Williamson, Journeys in North China. London 1870. Vol. II.

[39] Nach einer Depesche aus Wei-Hai-Wei vom 12. Februar 1895 („Berliner Tageblatt“ vom 12. Februar 1895, Abds.). Die Mörser sind wohl die „Few heavy guns“, von deren Aufstellung vor dem Schneesturm die „Times“ vom 1. Februar 1895 aus Chifu unter dem 31. Januar meldeten.

[40] Nach einer aus Yokohama am 11. Februar 1895 dem Wolffschen Telegraphen-Bureau zugegangenen Depesche. Vergl. auch von Müller, „Der Krieg zwischen China und Japan“. Berlin 1895. II, S. 60/1.

Bemerkungen zu den Karten.

I. Die Uebersichtskarte zur Vorgeschichte des Krieges ist mit Benutzung des kartographischen Materials besonders von Lowett und Carles, des litterarischen von Griffis und Rein, entworfen. Die Schraffuren sind nach der besonderen eigenen Anschauung des Verfassers getroffen, die er sich nach jenem Material und den tagesgeschichtlichen Nachrichten gebildet hat. In Zeitungskarten anderer Herkunft wurden sie danach bis in die der Willkür unterworfenen Einzelheiten kopirt.

Digitized by Google

II. Die Karte von Mittel-Korea — des koreanischen Kriegsschauplatzes — wurde hauptsächlich nach Carles' Karte und Reisebeschreibung entworfen, da dieser Staatsmann jene Gegend nicht allein bereiste, sondern auch in Bezug auf Wege- und sonst strategische Verhältnisse genau beschrieben hat. Mit doppelter Kontur wurde die Gesandtschafts- und Heerstraße von Söul nach der mandschurischen Grenze, zugleich die Hauptstraße des japanischen Aufmarsches, bezeichnet. Andere von Truppen oder Kriegsschiffen benutzte Routen wurden mit einfachen Linien bezeichnet, besonders der Weg, den der denkwürdige Rückzugsmarsch der chinesischen Südarmee, 30. Juli bis 24. August 1894, von Asan über Chung-Ju nach Phyöng-Yang eingeschlagen hat. Die Schlachtfelder sind in üblicher Weise durch gekreuzte Schwerter bezeichnet. Die Festlegung desjenigen bei Poung-To, 25 km östlich So-Pai-Oul, die im August 1894 vom Verfasser getroffen wurde, ist durch die späteren genaueren Nachrichten, u. a., daß die Schiffbrüchigen von der „Kow-Sching" in 4 bis 5 Stunden durch Schwimmen mit dem Ebbestrom So-Pai-Oul erreichten, auf das schärfste bestätigt worden. Unberechtigten Eingriffen in dieses Ergebniß seiner Untersuchungsarbeit entging Verfasser nur dadurch, daß ein zuerst veröffentlichtes, noch nicht ganz richtiges Ergebniß von einem Vertreter des Tagesbedürfnisses aufgegriffen und kopirt wurde.

III. Die Spezialkarte zu den Ereignissen in der Chemulpobucht bezieht sich auf diejenigen vom 22. bis 30. Juli 1894. Der erste Entwurf der Karte vom August bedurfte auch nach Eingang genauerer, theilweise amtlicher Nachrichten nur geringfügiger Aenderungen. Für Unterscheidung der schiffbaren Wasserstrecken wurde der älteren, einfacheren Oppertschen Darstellung vor der verwickelteren der Admiralitätskarten der Vorzug gegeben. Der Hansfluß ist bis Mapu nur für kleinere Dampfer schiffbar.

IV. Die Karte von Wei-Hai-Wei wurde hauptsächlich nach den in den „Times", dem „Graphic", den „Illustrated London News" und der „Illustration" von Augenzeugen oder nach Mittheilungen der an den Kämpfen betheiligten europäischen Offiziere gegebenen Darstellungen oder Skizzen entworfen. Diese stimmen allerdings untereinander nicht ganz überein.

V. Die Spezialkarte der wesentlich den Kriegsschauplatz bildenden Küstengebiete des gelben Meeres wurde hauptsächlich nach den Karten von Carles, Lowett, Satow, von Richthofen zusammengestellt, die Tiefenlinie von 10 m nach den Admiralitätskarten eingetragen. Die mit den landesüblichen Ochsen- oder Maulthierkarren fahrbaren Straßen sind mit doppelten, die Fuß- und Saumpfade mit einfachen Linien, die Schlachtfelder durch gekreuzte Schwerter bezeichnet. Die Schreibart der Namen trug der landesüblichen Aussprache, außerdem der Einfachheit thunlichst Rechnung. Für Tsch und Tsj wurde aus letzterem Grunde überall das

Digitized by Google

Ch der internationalen Transskription gesetzt. Sonst ist phonetisch geschrieben.

Das Gradnetz der Karte ist nach der von dem Verfasser zuerst im Jahre 1887 vorgeschlagenen Pyramidenprojektion entworfen. Ursprünglich wegen der erforderten geringfügigen Hülfsmittel für den Unterrichtsgebrauch bestimmt, eignet sich dieselbe, wie aus der Vorlage ersichtlich, durchaus auch für wissenschaftliche Karten. Das Gradnetz der Karte setzt sich wesentlich aus vier regelmäßigen Trapezen zusammen, welche den Seitenflächen einer abgestumpften Pyramide entsprechen. Konstruirt werden sie aus den Meridian- und Parallel-Strecken, von denen sie geradlinig begrenzt werden. Die ersteren sind in ihrer Größe unmittelbar durch den Maßstab der Karte bestimmt, da die Breitengrade nahezu unveränderlich je 110,3 km betragen. Die Parallelkreisstücke sind nach dem Cosinusverhältniß ihres Breitenwinkels, in welchem sie als Längengradstrecken zu den entsprechenden Breitengradstrecken stehen, entweder zu berechnen oder aber durch eine einfache Konstruktion zu gewinnen. Diese ist in der nordwestlichen Ecke der Karte angegeben und beruht darauf, daß die Breitenwinkel in einem über der entsprechenden Breitengradstrecke geschlagenen Halbkreise, an dem einen Ende derselben angetragen, mit den freien Schenkeln, die bis zur Berührung des Halbkreises verlängert sind, unmittelbar die entsprechenden Längengradstrecken der Parallelkreise angeben. Nachdem so alle vier Seiten bestimmt, wird zunächst eines der Trapeze entworfen, danach die übrigen mit Hülfe einer Papierschablone angetragen und endlich die genauere Eintheilung des Gradnetzes ausgeführt. Dasselbe kommt an Genauigkeit mit demjenigen einer Schnittkegelprojektion nach den Grenz-Parallelen des Gradnetzes überein.

Digitized by Google

I.

Uebersichtskarte zur Vorgeschichte

Maßstab 1 : 10 000 000.

Digitized by Google

Schillers Realismus.

Von

Professor **Dr. Hermann Conrad**
in Gr.-Lichterfelde bei Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Der Lyriker mag uns in Regionen führen, die nie ein menschliches Auge gesehen hat, nie ein menschlicher Fuß betreten wird; dem Epiker verzeihen wir leicht einige Verstöße gegen die Gesetze der Wirklichkeit, da wir seine Schöpfungen gewissermaßen nur aus der Ferne betrachten, da das Bild der erzählten Handlung, das unsere Phantasie erst nachzuschaffen hat, je nach der Kraft derselben mehr oder weniger an Deutlichkeit verliert; der Dramatiker hingegen steht und fällt mit dem Realismus seiner Darstellung. Da wir im Drama eine wirkliche Handlung sich vor unserem leiblichen Auge abspielen sehen, so müssen wir verlangen, daß das nach den Gesetzen geschehe, die für das Leben, das nachgeahmt werden soll, Gültigkeit haben: dem Anstoß muß die Bewegung folgen, und wir wollen keine Bewegung ohne Anstoß sehen. Wenn auf der Bühne eine in Gestalt und Tracht, in Miene und Geberde distinkte, wirkliche Persönlichkeit sich bewegt, soll sie denken und fühlen, sprechen und handeln, wie ihr Urbild im Leben es gethan haben würde. Das ist so selbstverständlich, daß man Dichter, die das Leben wahrheitsgemäß nachzuahmen nicht die Gabe hatten — wie z. B. die beiden Schlegel und Tieck — als Dramatiker nicht anerkennt. Auf der Richtigkeit der Nachahmung beruht eben zu einem Theile die dramatische Wirkung, die für den Zuschauer jedesmal dahin ist, sobald sich ihm der Ausruf auf die Lippen drängt: „Das ist unmöglich!“ — Und das Urtheil: Er ist

Digitized by Google

kein Realist — schließt das andere: Er ist kein Dramatiker — in sich.

Diese allgemeine Formulirung der Theorie ist freilich unzulänglich und würde geeignet sein, die widrigen Mißgeburten des heutigen Naturalismus zu lebensfähigen Kunstorganismen zu stempeln. Und nichts darf einer Auffassung, die in der Kunst eine der hohen, heiligenden und befreienden Mächte des Lebens sieht, ferner liegen.

1. Der unkünstlerische Realismus.

Was man naturalistische „Dichtung" nennt, ist insofern überhaupt keine Kunst, als sie einer bestimmten und bewußt erstrebten Kunstform, d. h. der technischen Gesetze, die wir uns im Laufe einer tausendjährigen Kunstentwickelung erobert haben, entbehren zu können vermeint. Man denke sich, ein bildender Künstler oder gar ein Musiker wollte die technischen Gesetze, welche geniale Vorgänger in ihrer fortschreitenden Kunstübung entwickelt haben und in denen die Adepten jahrelang geschult werden, einfach in den Wind schlagen und ohne ihre Kenntniß, allein aus eigener Kraft Farben auf der Leinwand ausbreiten, Steine zusammenfügen und Tonstücke setzen! — Nun, das geschieht ja allerdings, wenn auch nicht mit absoluter, so doch mit ungenügender Kenntniß der formalen Gesetze! Und der wirkliche Künstler mag auch in solchen Produktionen Talente entdecken, die der Ausbildung in jenen formalen Gesetzen werth gewesen wären. Aber Niemand denkt auf diesen Gebieten daran, derartige Machwerke als Kunstwerke zu bezeichnen; Jeder nennt die Urheber derselben Dilettanten; und wenn diesen die Bescheidenheit einer gesunden Verstandeskraft nicht abgeht, so thun sie es selbst. Stellen wir uns nun vor, daß einer von diesen aufträte und der Welt erklärte, er kümmere sich nicht um ihre Phidiasse und Michelangelos, ihre Rafaels und Rembrandts, ihre

Digitized by Google

Mozarts und Beethovens, er verachte ihre Akademien und Konservatorien; was er schaffe, wolle er mit absoluter Abstraktion von dem bisherigen Kunstschaffen, rein aus sich selbst erzeugen. Was würden wir von einem solchen Menschen halten? — —

Wir müssen uns nun von dem Partei-Phrasengeklingel, der wohlorganisirten Propaganda gewisser politischer, sozialer und religiöser Richtungen nicht den Sinn benebeln lassen, wie es leider viele sonst hochgebildete, künstlerisch aber unvorbereitete Geister gethan haben; sondern uns klar machen, daß das auf jedem anderen Kunstgebiete Unerhörte auf dem der Poesie von der neuesten, sehr gut als „gründeutsch" bezeichneten Litteraturrichtung thatsächlich unternommen worden ist: sie hat es wirklich versucht, aus dem Verlaufe der tausendjährigen Kunstentwickelung — sozusagen — mit einem Saltomortale hinauszuspringen und die Kunst noch einmal aus sich heraus zu beginnen. Die Anhänger dieser Richtung haben sich in der That nicht klar gemacht, daß das, was sie allein aus sich heraus erzeugen können und müssen, falls sie überhaupt zu originalem Schaffen befähigt sind, nur der Inhalt ist, daß sie auf dem Gebiete der Form aber hinnehmen und weiterentwickeln müssen, was ihre Vorgänger geschaffen haben, daß sie hier nur Glieder in der Kette einer allmählichen und nothwendigen Entwickelnng sein können. Diese Thatsache ist kennzeichnend für den Grad der Denkfähigkeit, die Tiefe der litterarhistorischen Bildung und — natürlich auch — für die Quantität der dichterischen Begabung, wie sie unter den Anhängern dieser Richtuug herrscht.

Sie haben eine „neue Kunst" aus sich heraus schaffen wollen und haben nichts anderes erreicht und erreichen können, als die Kunst auf ein unglaublich niedriges, pygmäenhaftes Niveau hinabzudrücken. Die Kunst aber, die vor ihnen bestand, die große, hoch entwickelte, echte, die können sie mit ihrem Zeter-

Digitized by Google

geschrei aus den tiefsten Abgründen nicht von dem erreichten Gipfel stürzen; und wenn sie zu klein und zu schwach waren, um zu der Höhe empor- und auf ihr weiterzuschreiten, so werden Größere und Stärkere kommen, die vermögen, was ihnen die Natur versagt hatte.

Wenn heute Jemand Shaksperes „Heinrich VI." als ein Musterdrama hinstellte und aus dem unausgebildeten Kunstverständniß der Stürmer und Dränger heraus einen zweiten „Götz von Berlichingen" schüfe, so würde man ihm aus den Reihen der Gebildeten zurufen: „Du stehst auf einem längst überwundenen Standpunkte, du hättest hundert Jahre früher eben sollen; heute können so re elloſe Dramen keinen Beifall mehr finden." Daß die gründeutschen Dramatiker weit hinter den „Götz" zurückgewichen sind, das mag ein Beispiel unter zwanzig und mehr beweisen. Hauptmanns „Biberpelz" ist ein lose Zusammenreihung von Gesprächen über alles Mögliche, unter anderem auch über einen gestohlenen Biberpelz. Sind die ersteren uns nicht interessanter, als die Gespräche wildfremder und zum Theil sehr roher Leute über gleichgültige Gegenstände, die wir zufällig oder gezwungen mitanhören; so wird selbst die Spur eines dramatischen Interesses von dem Verfasser sorgfältig entfernt, indem er auch die einen gewissen Zusammenhang verrathenden Gespräche über den Biberpelz zu keinem Resultate kommen, sondern in der Mitte abbrechen läßt. Wenn diese Zusammenreihung von langweiligen Gesprächen ein Drama sein soll, so ist es eins, das von der Mysterienbühne weit übertroffen wird. Die einzelnen Theile eines Mysteriums haben doch alle einen bestimmten, nennbaren Gegenstand; der Verfasser hat in jedem ein erkennbares Ziel vor Augen, das er — mit wie harmlosen Kunstmitteln es auch sei — erreicht. Der „Biberpelz" hat keine dramatische Pointe; er ist überhaupt keine Kunstleistung. Viel eher könnte man noch jene Erzählungen

Digitized by Google

von Bauern und Arbeitern, die einen für ihre Zuhörer interessanten Vorgang mit den begleitenden Gesprächen, in denen die charakteristische Redeweise der Handelnden nachgeahmt wird, eine Kunstleistung nennen; denn sie erfreuen nicht nur durch das Nachahmungstalent des Erzählers, sondern sie haben auch eine Pointe. Der „Biberpelz" ist von allen Dramen, die mir aus einer zweitausendjährigen dramatischen Entwickelungsperiode bekannt sind, das künstlerisch roheste.

Die dramatische, wie die epische Kunst, muß nothwendig realistisch sein; denn sie ist eine Nachahmung der Wirklichkeit. Der intellektuelle Standpunkt der Gründeutschen hat es ihnen ermöglicht, daraus den Fehlschluß zu ziehen, daß jede Nachahmung der Wirklichkeit Kunst sei. Daß sie diese Anschauung allen Ernstes für richtig halten, zeigen neben dem klassischen Beispiel des „Biberpelz" alle ihre Dramen und Romane; sie sind ganz oder theilweise ein phantasieloser Abklatsch der verschiedenartigsten Lebenserscheinungen. Gerade diesem Grundprinzip ihres „Kunst"schaffens aber schlagen sie dennoch fortgesetzt ins Gesicht: sie stellen in ihren Dichtungen mit nichten das ganze Leben dar. Wenn man die Wirklichkeit nach jenen beurtheilen wollte, so müßte sie keine schönen und erfreulichen, sondern nur abschreckende, jammervolle und ekelhafte Erscheinungen bieten, und das Menschengeschlecht müßte aus Dummköpfen, Lumpen, Schurken und Verrückten bestehen. Nun aber giebt es doch gute, edle, starke und sogar einzelne gewaltige Menschen; und es giebt Situationen, die das Menschenherz erfreuen, beglücken, erheben, ja solche, in denen es sich der ganzen Größe und Herrlichkeit der Menschennatur bewundernd bewußt wird. Warum stellen sie solche Situationen und solche Menschen niemals dar und machen sich damit einer Unwahrheit schuldig, die eine eklatante Verletzung ihres oben formulirten Hauptprinzips in sich schließt und als solche von der Masse der

Digitized by Google

Schriftsteller nicht unwissentlich begangen werden kann? — Da ihnen irgend eine künstlerische Ueberzeugung die wahrhaftige Lebensdarstellung nicht verbieten kann, so muß es eine unkünstlerische sein; höchstwahrscheinlich die Ueberzeugung, daß das Gute und Edle in der That schwer darzustellen ist und, selbst vollendet dargestellt, die große Masse der Menschen nicht in demselben Grade anzieht, wie das Schlechte, das Scheußliche und das Ungeheuerliche, das Gemeine und das Viehische. Und es scheint ihnen nicht in Betracht zu kommen, daß die kleinere Masse, welche ihre Machwerke verabscheut, gerade die der höher gebildeten, der feiner gesitteten, der zarter empfindenden Menschen ist. Die Wirkung dieser Dramen ist also genau dieselbe, wie die jener ausländischen Offenbachiaden in Vers und Prosa, welche die frivole, die cynische Behandlung sittlicher und zu heiligender Verhältnisse, d. h. die guten Einnahmen, welche solche Darstellungen bringen, als alleinige Existenzursache offen zur Schau tragen. Es liegt nun keine Veranlassung vor, weshalb wir die Gesamtheit einer solchen Dramatik, die — von einzelnen Ausnahmen abgesehen — ihr einziges Ziel in der gemeinen, der widrigen Sensation sieht, höher schätzen sollten, als die sog. Hintertreppenlitteratur.

Aber auch in der einseitigen Darstellung des Häßlichen halten diese Schriftsteller — wieder im Widerspruche mit ihrem Schaffensprinzip — eine bestimmte Grenze inne. Der Bauer in „Vor Sonnenaufgang" wälzt sich betrunken auf der Erde; weiter aber geht die Ausstellung der Folgen der Trunksucht nicht. In „Sodoms Ende" schleicht der von einer üppigen Gesellschaft heimkehrende Held in das Schlafzimmer seiner kaum erwachsenen Pflegeschwester, die in ihm den älteren Bruder verehrt, um sie zu verführen. Das ist gewiß die sittlich ekelhafteste Handlung, die je auf der Bühne dargestellt worden ist — denn die tollsten Obscönitäten antiker Possen sind nichts dagegen —, aber noch

Digitized by Google

nicht die denkbar ekelhafteste. Nachdem er in das Schlafzimmer eingetreten ist, schließt er die Thür. — Warum also, wenn diese Verfasser das Viehische in der menschlichen Natur als einen würdigen Gegenstand theatralischer Darstellung betrachten, gehen sie, die doch alles für erlaubt halten, nicht bis an die letzte Grenze des Viehischen? — Ich kann keinen anderen Grund finden, als die Erwägung, daß, wenn sie noch weiter gingen, auch der roheste der sittenlosen Zuschauer, welche solche Ausstellungen anziehen, aus dem Theater laufen würde.

Also? — Sie erkennen doch eine Grenze für das Kunstschaffen an. Und die Behauptung von der unbegrenzten Darstellung der Wirklichkeit, welche der Naturalismus als neues Kunstprinzip in die Welt hinaustrompetet, wird von der Praxis seiner Bekenner Lügen gestraft. Und zwar sind diese Grenzen weit enger gezogen, als die des älteren, des echten Kunstschaffens: aus dem naturalistischen Gebiet ist alles Gute und Große der menschlichen Natur ausgeschlossen; von dem Schlechten und Niedrigen allerdings nur das, was selbst den rohesten Gemüthern unerträglich sein würde.

Es kann also nicht davon die Rede sein, daß der Naturalismus ein neues Prinzip des Kunstschaffens gefunden hätte. Er erkennt thatsächlich, wie die ältere Kunst, Grenzen für die Darstellung der Wirklichkeit an; er hat diese nur nach der niedrigen, der unkünstlerischen, weil unwahren Seite hin verschoben. Uns aber erscheint es wesentlich, da es sich hier um einen wirklichen und großen Dichter handelt, das Gebiet des künstlerischen Realismus in Kürze uns zu vergegenwärtigen.

2. Der künstlerische Realismus.

Eine Handlung, die auf das Piedestal der Bühne hinaufgehoben wird, muß wenigstens sehenswerth, interessant sein. Daß ein junger Mensch von einer Gehirnkrankheit befallen wird,

Digitized by Google

d. h. ernstlich erkrankt, ist ein so alltägliches Ereigniß, daß es in dem unbetheiligten Zuschauer keine tiefgehende Rührung, keine nachhaltige Erschütterung erregen kann. Von Ibsen wird dieses Ereignisses in den „Gespenstern" vorsichtig jedes leisesten dramatischen Interesses entkleidet, indem er den Helden nicht selbst als schuldig an seinem Unglück hinstellt, sondern als ein durch einen liederlichen Vater belastetes Opferthier des Vererbungsmolochs. Hartlebens „Hanna Jagert" ist trotz ihrer „modernen" Ueberzeugungen ein hausbackenes, langweiliges Weib,[1] ob sie mit drei oder zwölf Männern nacheinander mehr oder weniger freie, aber ganz uninteressante Liebesverhältnisse unterhält, läßt uns vollkommen kalt.

Eine ernste Handlung muß auch innere Größe haben. Ein „großer" Maler, welcher in den sinnlichen Genüssen, die ihm eine verkommene Protzengesellschaft beiderlei Geschlechts zu bereiten vermag, die Kraft zum Malen verliert; ein „begabter" Gelehrter, der keinen inneren Drang verspürt, ein hoffnungsvoll begonnenes Werk fortzusetzen, und dem es nach dem urtheil- und willenlosen Faseln, das wir fünf Akte hindurch anhören müssen, offenbar an dem besten Hülfsmittel zur Geistesarbeit fehlt; ein „starkes" Weib, das als einzige und wahre Stärke die Genußkraft verehrt und lüstern in den Bildern der Genüsse schwelgt, die sie sich aus selbstsüchtiger Aengstlichkeit, verbunden mit Herzenskälte, versagt, eine geborene Courtisane, die einen mittellosen Mann ruinirt, da ihr der reiche „Freund" ausblieb — — diese „Helden" und „Heldinnen" von „Sodoms Ende", von „Einsamen Menschen", von „Hedda Gabler" sind zu unbedeutende, flache und sittlich zu tief stehende Menschen, als daß ihr Schicksal dramatisches Interesse erregen könnte. Im Hintergrunde mögen sie dem Gemälde Stimmung und Kolorit geben, in der grellen Beleuchtung des Vordergrundes kann ihr verlumptes und durchseuchtes Wesen nur Ekel erregen.

Digitized by Google

Eine dramatische Handlung kann auch nicht einen Vorgang mit all den Nebensächlichkeiten und fremdartigen Bestandtheilen, die ihn in der Wirklichkeit um- und durchwuchern, darstellen; sie muß diejenigen Elemente heraussuchen und in Zusammenhang setzen, die zur Herbeiführung des beabsichtigten Ausganges mitwirken. So realistisch die dramatische Handlung in ihren Einzelheiten sein mag, als Ganzes soll sie im Gegensatz zu der wirklichen ein Gebilde von absoluter Zweckmäßigkeit, eine kondensirte, idealisirte Handlung sein. Wenn also Ibsen in seiner „Wildente" den Helden, einen hervorragend dummen Menschen, mit seinem halbverrückten Vater und seiner beschränkten Ehehälfte eine Reihe von stupiden Gesprächen führen läßt, die die Handlung nicht einen Zoll weiter bringen, so beruht dieser Realismus auf einem Mangel an Kunstverstand, und es gehört die ganze Verblendung seiner Anhänger dazu, um die poetische Impotenz solcher Theaterabendfüllsel nicht einzusehen. Die meisten seiner Dramen sind aber zähe Wildenten, mit derselben widerlichen Farce gestopft.

In ähnlicher Weise müssen auch die Charakterbilder idealisirt werden und vor allen anderen diejenigen Eigenschaften zeigen, die für die Handlung von Bedeutung, für ihren Verlauf bestimmend sind. Wenn die Naturalisten ihre dramatischen Charaktere trotz der kurzen Spanne Zeit, in der sie sich auszuleben haben, mit allen möglichen Eigenheiten, Schrullen, Widersprüchen, wie sie sich bei wirklichen Menschen finden, kompliziren, so erhöhen sie nicht ihre Naturwahrheit, sondern machen sie nur unverständlich, da die Auflösung dieser Widersprüche in der höheren Einheit einer anderen Charaktereigenschaft aus Mangel an Raum nicht gegeben werden kann. Unter dieser künstlerischen Unbesonnenheit leiden die meisten Figuren der gründeutschen Dramatiker. Die Pedanterie, mit der sie gleichgültige Aeußerlichkeiten an ihren Charakteren betonen, wird vielfach geradezu

Digitized by Google

lächerlich. Hauptmann stellt uns in seinen „Einsamen Menschen" den alten Fockerath als einen korpulenten, asthmatischen Mann vor, dem die Laute gequetscht aus der Kehle kommen; um das zu veranschaulichen, läßt er ihn seine Reden immerfort mit einem „tja, tja" (ja, ja) unterbrechen, darunter auch diejenige, in welcher er seinem Sohne, dem „begabten" Gelehrten, die Vernünftigkeit des Gottesglaubens auseinandersetzt. Da er nun ohne Korpulenz und Asthma und ohne sein „tja, tja" der nämliche vernünftige, gottesgläubige Mensch sein könnte, so verstößt dieses Detail gegen das oberste Prinzip der Zweckmäßigkeit und ist unkünstlerisch.

Das Drama soll, wie überhaupt die Kunst, durch die dargestellte Empfindung auf unsere Empfindung wirken. Es ist daher die hohe Aufgabe und das herrliche Vorrecht des Dichters, die Empfindung mit aller Fülle, Kraft und Schönheit der Sprache, die ihm ein Gott gegeben hat, zur Geltung zu bringen, und keinem wirklichen Dichter kann es einfallen, um eines mißverstandenen Realismus willen auf einen solchen Empfindungsausdruck zu verzichten, seine beste Kraft ungebraucht zu lassen. Wenn die modernen Naturalisten nun ihre Bühnenmenschen immer nur in unvollendeten, abgerissenen, zusammenhanglosen Sätzen sprechen lassen, so belügen sie die Natur und Wirklichkeit, in der nur wirre Köpfe sich solcher Redeweise bedienen. In der Liebesscene zwischen Loth und Helene in „Vor Sonnenaufgang" kommt es zu keiner zusammenhängenden Rede: die Liebenden drücken und küssen sich anhaltend und unterbrechen diese Thätigkeit nur durch liebkosende Zurufe und sinnlos abgebrochene Worte, wie es Liebhaber mittleren Bildungsstandes wohl in Wirklichkeit auch gethan haben würden. Hauptmann schreibt also die äußerlichen Symptome der Liebesempfindung ab und glaubt, sie selbst damit wahrheitsgemäß dargestellt zu haben. Und Professor Litzmann, der in seinem Werke über

Digitized by Google

das modernste Drama seine Liebe zu der wahren mit seiner Begeisterung für die falsche Kunst in seltener Harmonie zu vereinigen weiß, vermag nicht genug Rühmens zu machen von dem dramatischen Genie, das gerade in dieser Scene zu Tage tritt. Ich glaube dagegen, daß er und ich und Jeder, der eine gesunde Sehkraft und die Fertigkeit, orthographisch zu schreiben, besitzt, eine solche Scene zu Papier bringen kann. Ich habe ähnliche Scenen ohne Text und von ganz ungebildeten Personen ex tempore aufführen sehen — im Cirkus; und die etwas chargirte, aber im ganzen naturgetreue Wiedergabe dessen, was Liebende thun, erregte das stürmische Gelächter der Zuschauer. Auf der ernsten Bühne wollen wir aber keine Clownspossen aufführen sehen. Wenn der Dichter die Liebe darstellt, muß er uns nicht zeigen, wie sie sich geberdet, sondern was sie ist. Romeo und Julie äußern in der herrlichen Gartenscene kein Wort, das sie in Wirklichkeit so gesprochen haben würden; aber ihre Liebe, die lernen wir kennen, wie sie in Wahrheit ist: eine heiße, verzehrende Jugendliebe, die unwiderstehlich zu schneller Vereinigung drängt; ein Feuer, an dem sie vergehen würden, wenn es nicht im Glücke der Befriedigung gelöscht werden könnte. Die Krankheit jugendlicher Liebessehnsucht, die ihrem Leben später verhängnißvoll wird, ist hier mit unerreichter Meisterschaft und Wahrheit geschildert. Die Liebesscene in „Vor Sonnenaufgang" sagt uns über das Wesen von Loths und Helenens Liebe radikal nichts.[2]

Das dargestellte Drama tritt in das Gebiet der bildenden Kunst über; und was Lessing von der Vorführung des Gräßlichen auf Bildern und in Statuen sagt, gilt im wesentlichen auch für die scenische Kunst. Der Eindruck des Gräßlichen, des Ekelhaften in einem Bühnenbilde ist zwar kein dauernder, wie der eines Werkes der bildenden Kunst, aber er bleibt länger, als das ihn hervorrufende Bühnenbild, und die besondere Schärfe

Digitized by Google

und Nachhaltigkeit dieſer Empfindungen verdrängt angenehmere und edlere. Der Anblick der klaffenden Schädelwunde, mit der Talbot einmal auf einer im übrigen durchaus ſtilvollen Berliner Bühne erſchien, lenkte alle Aufmerkſamkeit von den bedeutungsvollen Worten des ſterbenden Helden ab. Wenn ſo viel eine aufgemalte Wunde wirkt, was ſoll dann der Eindruck von Vorgängen und Erſcheinungen ſein, wie ſie in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", „Friedensfeſt" und „Weber", in Sudermanns „Ehre" und „Sodoms Ende", in Holz und Schlafs „Familie Selicke", in Hartlebens „Angele" und „Schule der Ehe", in Halbes „Jugend", in Flaiſchlens „Toni Stürmer" und Strindbergs „Fräulein Julie" ſein? — Alle ſchönen und edlen Empfindungen, mit denen die Kunſt das Menſchenherz erfreuen und erheben ſoll, werden hier ertränkt in dem Sumpfe des Abſcheus und des Ekels.

3. Schillers und Shakſpares Realismus.

Schiller muß Hervorragendes in dem künſtleriſchen Realismus leiſten, weil er ein großer Dramatiker iſt. Das Weſen ſeiner dramatiſchen Größe beſteht eben in der Gabe, bedeutungsvolle und ausgedehnte Handlungen mit täuſchender Aehnlichkeit dem Leben nachzubilden und Menſchen zu ſchaffen, die im Denken und Empfinden, in Rede und That, in ihrer inneren Konſiſtenz den Eindruck wirklicher Menſchen machen. Es ſoll daher auch nicht die Aufgabe dieſer Zeilen ſein, den Nachweis ſeiner dramatiſchen Größe, d. h. ſeiner realiſtiſchen Geſtaltungskraft in Bezug auf Handlung und Charakteriſtik zu erbringen — das hieße Eulen nach Athen tragen. Nein, ich möchte vielmehr ſeinen Realismus an dem Shakſperes meſſen und auf eine Seite ſeiner Kunſtübung hinweiſen, in der er von dem großen Briten verdunkelt wird.

Dieſe eine Seite finde ich nicht in der Organiſation der

Digitized by Google

Handlung. Wenn wir sehen, wie er im „Fiesko“ und im „Wallenstein“ einen überreichen Handlungsstoff klar und folgerichtig disponirt, wie er, ein besonnener Meister der dramatischen Oekonomie, die Wirkungen richtig vertheilt und steigert, wie er die Massen der handelnden Personen mit unfehlbarer Sicherheit nach seinen Zwecken lenkt; wie er in „Kabale und Liebe“ aus einem unbedeutenden Stoffe ein erschütterndes tragisches Gemälde zu entwickeln und in der „Maria Stuart“ eine bloße Situation in eine interessante dramatische Handlung umzusetzen versteht — so müssen wir bewundernd die Macht seines dramatischen Genies anerkennen. Größeres im Hinblick auf dramatischen Bau und dramatische Wirkung ist niemals geleistet worden, als der dritte Akt von „Wallensteins Tod“. — Halten wir Shaksperes Werk daneben, so zeigt sich auch bei ihm eine geniale Meisterschaft in der Organisation der Handlung im „Romeo“, „Othello“ und vor allem im „Macbeth“; andere Handlungen, die bis zum Höhepunkt mit wunderbarer Kraft emporgeführt sind, wie „Cäsar“ und „Hamlet“, erlahmen gegen das Ende. Daneben aber war es Shakspere möglich, Tragödien, wie „Antonius und Kleopatra“ und „Lear“, im Historienstile zu behandeln und in einem Schauspiel, dem „Wintermärchen“, uns sogar die Schicksale zweier Generationen vorzuführen. Das wäre einem Kunstschaffen nach klar erkannten Gesetzen, wie es Schiller übte, unmöglich gewesen.

Auf dem Gebiete der Charakteristik ist das Verhältniß ein umgekehrtes: hier ist Shakspere in seiner Reife der unerreichte Meister, sowohl was Schärfe und Klarheit der Zeichnung, als Mannigfaltigkeit der Figuren anbetrifft. Wir dürfen freilich auf diese Seite der Dramatik nicht ein größeres Gewicht legen, als sie es verdient. Es ist zweifellos ein hoher Vorzug, wenn die Menschen auf der Bühne uns als distinkte Individuen unmittelbar entgegentreten, wie es bei Shakspere der Fall

Digitized by Google

ist; die Naturwahrheit der Gestalten erhöht unzweifelhaft die Wirkung. Aber es ist zu bedenken, daß eine so feine Nuancirung der charakteristischen Eigenthümlichkeiten, wie der Roman sie zu bieten vermag, im Drama unmöglich ist, weil den dramatischen Menschen eben der Raum und die Zeit fehlen für ein allseitiges Sichausleben. Selbst für die Helden wird es darauf ankommen, einzelne für das Ziel der Handlung bedeutungsvolle Charaktereigenschaften kräftig und greifbar herauszuarbeiten; eine feine Komplikation von vielleicht heterogenen Elementen, wie sie der Epiker darzustellen vermag, wird in den meisten Fällen auf der Bühne unverständlich sein. Die dramatische Charakteristik wird im Gegensatz zu der individualistischen Kunst des Epikers immer etwas Typisches haben. Und es ist keine Frage, daß Dramatiker, welche es verstehen, eine große Handlung klar und effektvoll aufzubauen, welche poetische Empfindung und die Kraft, ihr Ausdruck zu geben, haben, große Bühnenwirkungen hervorzubringen vermögen, auch wenn die Kunst ihrer Charakteristik über die Umrißzeichnung der alten Holzschnittmanier kaum hinausgeht. Hängt doch die dramatische Wirkung nicht allein von dem Dichter, sondern auch von dem Schauspieler ab, der es verstehen muß, für den angedeuteten Typus eine greifbare Individualität einzusetzen.

Wie weit aber auch unsere Nachsicht in dieser Beziehung gehen mag, etwas müssen wir von dem dramatischen Charakter unter allen Umständen fordern: er muß das dreifache Milieu der Zeit, des Ortes oder der Situation und seiner eigenen Persönlichkeit wahren; er darf nicht Gedanken und Empfindungen zur Schau tragen, die für die Zeit, in der er lebt, für den Ort oder die Situation, in der er handelt, unmöglich sind, oder die dem Typus, den er darstellt, widersprechen würden. Mag man dem äußeren Kostüm der Zeit und des Ortes noch so viel Freiheiten zugestehen: das innere — wenn man so sagen darf —

Digitized by Google

muß korrekt sein. Um einige handgreifliche Beispiele für diese Gattung von psychologischen Unmöglichkeiten anzuführen — so darf z. B. ein mittelalterlicher Bauer sich nicht das Hirn an sozialdemokratischen Wahnbildern erhitzen; der rauhe Sohn des Nordens darf seine Herrin nicht in zierlichen Sonetten angirren; ein Schurke von raffinirtem Egoismus darf sich im Laufe eines Abends nicht zum Weltbeglücker entwickeln.

4. „Don Carlos".

Gegen diese Forderung hat Schiller, so groß er im übrigen auch als Charakterschöpfer ist, in einigen Fällen meiner Ansicht nach verstoßen. Im „Don Carlos" brauchte Schiller einen Freund und Helfer für den Helden, der zugleich als Mittler zwischen Vater und Sohn auftreten und dem Konflikte zwischen beiden zeitweise wenigstens eine Wendung zum Guten geben konnte. Zu diesem Zwecke schuf er nicht eine Figur, die einerseits ihrer Natur nach der Freundschaft eines Carlos würdig war, andererseits Welt- und Hofkunde genug besaß, um auf Philipp Einfluß gewinnen zu können, sondern einen Marquis Posa, einen Freiheitsschwärmer, der den denkbar aussichtslosesten Weg wählt, um sich des Despoten Vertrauen zu erwerben, indem er nämlich sein liberales Programm vor diesem entwickelt. Nun gab es in den monarchisch regierten Ländern jener Zeit wohl Empörer genug gegen die königliche Autorität, Liberale aber im Sinne des achtzehnten und unseres Jahrhunderts gab es nirgends, nicht einmal in England, am wenigsten in Spanien. So steht denn Posa in der finsteren, eisigen Atmosphäre des spanischen Hofes als der seltsamste Anachronismus. Das ist ein Fehler, der jedoch einen zweiten, größeren unmittelbar nach sich zieht. Schiller darf natürlich den Weg, den er seinem Helden zuweist, nicht so aussichtslos erscheinen lassen, wie er es in Wirklichkeit gewesen wäre; Philipp darf

Digitized by Google

nicht thun, was er unfehlbar gethan hätte, er darf Posa nicht als Irrsinnigen in den Kerker werfen oder als Ketzer verbrennen lassen; er muß vielmehr von dessen Ideen bis zu einem Grade erwärmt, hingerissen werden, daß er dem „sonderbaren Schwärmer" sein Vertrauen schenkt und ihn zu dem mächtigsten Manne im Staate macht. Freilich — da das Drama tragisch werden soll und die historische Wahrheit nicht auf den Kopf gestellt werden kann — nur für kurze Zeit; freilich ist der Wechsel in den Anschauungen Philipps nur ein momentanes, schnell unterdrücktes Aufleuchten seiner besseren Natur. Aber wieviel hat dieser Wechsel dem dramatischen Charakter, dem Drama selbst geschadet! Ein Porträt von großer Auffassung und herrlicher Ausführung ist durch einen falschen Strich zur Karrikatur geworden; und das imposante Gebäude dieser dramatischen Handlung ist durch einen unheilbaren Riß ins Schwanken gebracht.

5. „Wallenstein".

Im „Wallenstein" brauchte Schiller eine Figur, die gegenüber dem rauhen Kampfe materieller Interessen, den das Drama zeigt, das selbstlos Edle darstellen sollte. Er brauchte sie als Folie für das treulos wüste Treiben der Heerführer und als Fassung für den edlen Kern in Wallensteins Charakter. Begeistert zu der Heldengröße seines Feldherrn emporschauend, sollte der junge Krieger sein Freund und in der ahnungslosen Reinheit seiner Natur sein guter Genius sein. Er sollte eine feurige Leidenschaft für die eben erblühte Tochter Friedlands fassen, und — der stürzende Felsen sollte den prangenden Liebesfrühling zu seinen Füßen dann zermalmen. So sollte die Tragödie des Ehrgeizes eine zweite aus sich gebären und uns zugleich das harte „Los des Schönen auf der Erde" zeigen. Ein dramatischer Gedanke so mächtig, wie wir ihn für die größte deutsche Tragödie nur wünschen können.

Digitized by Google

Max wird ein Mensch sein, der, wenn er auch, wie der Prinz von Homburg, die Fanfare mitunter etwas zu früh blasen läßt, doch den scharfen, klaren Blick des geborenen Soldaten für die Wirklichkeit hat. Er wird seine Thekla lieben mit dem tiefinneren Drange seiner sittlichen Natur nicht allein, sondern auch mit der ganzen Kraft seiner frischen Sinne. Denn so gewiß, wie der edle Mensch von der Sinnenliebe allein nicht befriedigt werden kann, so gewiß kann der gesunde nicht bloß platonisch lieben. Eine solche Figur hat Schiller unzweifelhaft vorgeschwebt: Max ist im Lager groß geworden, seine Erfahrung kennt nichts als den Krieg, sein Streben hat vor der Bekanntschaft mit Thekla kein höheres Ziel als kriegerischen Ruhm gekannt; und die aus der Komplikation höchst verschiedenartiger Charakterseiten hervortretenden Züge einer Hotspurnatur sind es, aus denen wir uns die begeisterte Liebe seiner Untergebenen und das hohe Ansehen unter den älteren Truppenführern erklären müssen. Schade nur, daß der Dichter sich nicht damit begnügt hat, einen edlen Krieger zu zeichnen, daß er die geistige und die sittliche Seite seines Max bis zu einer Höhe herausgearbeitet hat, wo sie das Menschheitsideal aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts darstellen könnte, das Ideal, wie es in den Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen", in „Wilhelm Meister" und in der Fichteschen Philosophie aufgestellt wird. Es sind infolgedessen zwei Persönlichkeiten, in der einen Figur zusammengebunden, die, wie sie sich im Leben immer abstoßen müssen, sich auch innerlich ausschließen: der Kriegsheld und der Held der ästhetischen Revolution. Der rücksichtslose Draufgänger, dem es nicht darauf ankommt, sein ganzes Regiment in den Tod zu jagen, weil er selbst unglücklich ist, ist zugleich erfüllt von dem Bewußtsein seiner unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit und bestrebt, das Humanitätsideal in sich zu verwirklichen; ein reines Geschöpf des Krieges,

Digitized by Google

schwärmt er, wie von allem Schönen und Hohen, auch vom Frieden und dem idyllischen Liebesglück, das er sich mit seiner Hülfe bereiten will; und seine Liebe ist nichts weniger als soldatisch; von jedem körperlichen Verlangen befreit, schwebt sie hoch über dem gemein Menschlichen als ein die Geliebte und mit ihr sich selbst verhimmelnder Enthusiasmus, der ein überschwenglicheres Liebesglück, als das ungestörte Ineinanderweben der Geister, sich nicht vorzustellen vermag. Merkwürdig ist die erste Wirkung, welche die Liebe in ihm hervorbringt:

O Tante Terzky! Ist denn alles hier
Verändert, oder bin nur ich's! Ich sehe mich
Wie unter fremden Menschen. Keine Spur
Von meinen vor'gen Wünschen mehr und Freuden.
Wo ist das alles hin? Ich war doch sonst
In eben dieser Welt nicht unzufrieden.
Wie schal ist alles nun und wie gemein!
Die Kameraden sind mir unerträglich ....
Der Dienst, die Waffen sind mir eitler Tand.
So müßt' es einem sel'gen Geiste sein,
Der aus den Wohnungen der ew'gen Freude
Zu seinen Kinderspielen und Geschäften,
Zu seinen Neigungen und Brüderschaften,
Zur ganzen armen Menschheit wiederkehrte.

Gräfin: Doch muß ich bitten, ein'ge Blicke noch
Auf diese ganz gemeine Welt zu werfen,
Wo aber jetzt viel Wichtiges geschieht.
„Die Piccolomini" III, 3.

Dieser Bitte schließt sich auch der Verehrer Schillers gerne an. Aehnlich spricht Max sich auch seiner Geliebten gegenüber aus, dem „starken Mädchen" Wallensteins:

Auf einer Insel in des Aethers Höhe
Hab' ich gelebt in diesen letzten Tagen;
Sie hat sich auf die Erd' herabgelassen,
Und diese Brücke, die zum alten Leben
Zurück mich bringt, trennt mich von meinem Himmel.
Ebenda III, 4.

Digitized by Google

Niemand wird behaupten wollen, daß dieses die normalen Empfindungen sind, welche die alle inneren Kräfte belebende Macht der Liebe in dem Soldaten erzeugt. Während sich in diesen Worten der Weltüberdruß einer nach ungestörten seelischen Genüssen verlangenden, einer einseitig idealistischen Natur ausspricht, leiht die Liebe dem Ruhmesstreben des Prinzen von Homburg neue Schwingen: in einer Schlacht will sich der Jüngling den Heldenlorbeer erobern, der sonst der Lohn vieler Thaten ist. Das erscheint natürlicher.

Der Oberst der wilden Pappenheimer weiß das Glück des Friedens, der auch ihm jene ersehnten stillen Freuden bringen soll, unbeschreiblich schön zu schildern:

Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Fürs erste Veilchen, das der März uns bringt,
Das duftige Pfand der neu verjüngten Erde.

Die Soldateska ist ihm ein „umirrend Räubervolk", das nur die „öde Küste des schönen Lebens befährt" und von dem „Köstlichen, was in den innern Thälern das Land verbirgt", nichts kennt. Die Kriegsarbeit hat „das Herz ihm öde gelassen"

und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket.
Es giebt ein andres Glück und andre Freuden. —
O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!

Nun die herrliche Beschreibung der Heimkehr des Kriegers:

Und schamhaft tritt die Jungfrau ihm entgegen,
Die er einst an der Amme Brust verließ.
O! glücklich, wem dann auch sich eine Thür,
Sich zarte Arme sanft umschlingend öffnen.

Ebenda I, 4.

Digitized by Google

Und der steife, kalte Höfling, der Questenberg, darf nicht lächeln über die Ergüsse dieses seltsamen Kriegsmannes, er muß von ihnen „gerührt" werden.

Eine andere Rede wäre werth, in den „Göttern Griechenlands" vorzukommen:

O, nimmer will ich seinen Glauben schelten
An der Gestirne, an der Geister Macht....
Auch für ein liebend Herz ist die gemeine
Natur zu eng, und tiefere Bedeutung
Liegt in dem Märchen meiner Kinderjahre,
Als in der Wahrheit, die das Leben lehrt.
Die heit're Welt der Wunder ist's allein,
Die dem entzückten Herzen Antwort giebt,
Die ihre ew'gen Räume mir eröffnet,
Mir tausend Zweige reich entgegenstreckt,
Worauf der trunk'ne Geist sich selig wiegt.
Die Fabel ist der Liebe Heimathwelt,
Gern wohnt sie unter Feen, Talismanen,
Glaubt gern an Götter, weil sie göttlich ist.
Die alten Fabelwesen sind nicht mehr,
Das reizende Geschlecht ist ausgewandert;
Doch eine Sprache braucht das Herz; es bringt
Der alte Trieb die alten Namen wieder,
Und an dem Sternenhimmel geh'n sie jetzt,
Die sonst im Leben freundlich mitgewandelt;
Dort winken sie dem Liebenden herab,
Und jedes Große bringt uns Jupiter
Noch diesen Tag, und Venus jedes Schöne.

Hier tritt aus der Verkappung des Wallensteinschen Reitersmannes der reine Schiller unbefangen hervor.

Wie gesagt, der dramatische Dichter muß die Empfindung in vollen Klängen austönen lassen — wozu wäre er sonst Dichter, wenn er uns nicht mehr zu sagen wüßte, als das alltägliche Leben uns lehrt! Die Art der Empfindung aber muß er der Natur des Wesens anpassen, das er beseelen will. Der Held der That soll von ritterlichen Empfindungen erfüllt sein:

Digitized by Google

mag sein Herz in Kampfeslust erglühen, mag er schwärmen vom Kriegesruhm, mag er für Freundes- und Vasallentreue sich begeistern und schwelgen in stürmisch erobertem und genossenem Liebesglück. Die Zartheit der Empfindung, welche einen treibt, das erste Veilchen auf der Flur zu suchen, um einen geliebten Busen damit zu schmücken, welche die Segnungen des Friedens preist und den Krieg verwünscht, weil er Herz und Geist leer läßt, welche sich nach idyllischem Liebesleben als dem höchsten Glücke sehnt und über die rauhe Wirklichkeit klagt, die der Sehnsucht ihre Erfüllung verwehrt — diese Zartheit ist auch berechtigt und mag jedes anderen Jünglings Gemüth zieren; das Herz des jungen Kriegers muß aus härterem Stoff gebaut und früh schon männlich gefestet sein.

Heinrich von Kleist war ebenfalls Soldat. Als er aber ein Anhänger der neuen Lehre wurde, nach der jeder Einzelne seine irdische Glückseligkeit durch Herstellung des Menschheitsideales in sich erreichen konnte und die gesamte Menschheit aus den Banden der körperlichen und geistigen Knechtschaft erlöst werden sollte durch die Kunst — da glaubte er mit Recht, den soldatischen Beruf mit einem solchen Lebensziele nicht vereinen zu können, und nahm seinen Abschied.

Sollte eine Persönlichkeit von der Komposition Max Piccolominis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges möglich gewesen sein, so wäre sie doch unter Wallensteins Soldateska unmöglich gewesen. Den jeder Art von Bildung entbehrenden, derb materialistischen Heerführern wäre die ästhetische und ätherische Seite in seinem Wesen nicht bloß unverständlich und lächerlich, sondern verächtlich gewesen; und von irgend welchem Ansehen, das er sich durch derartige Eigenschaften unter ihnen hätte erwerben können, kann keine Rede sein. Und auch Wallenstein, bei dem wir eine höhere Bildung voraussetzen müssen, hätte einer Persönlichkeit wie ihm sicher kein Kommando über einen

Digitized by Google

größeren Truppenkörper übertragen. Wie ein Mensch, der niemals in ruhiger Besonnenheit auf dem Boden der Wirklichkeit wandelt, den ein gewohnheitsmäßig erregter, ekstatischer Gemüthszustand immerfort in höhere Sphären fortreißt, in einem gegebenen praktischen Falle handeln wird, kann Niemand vorausberechnen; er könnte als Soldat z. B. sehr wohl in sinnloser Tollkühnheit einen Angriff machen, dessen Aussichtslosigkeit der Mann der Wirklichkeit erkennen würde, und nutzlos Tausende von Menschenleben opfern. Das thut Max, und unter höchst erschwerenden Umständen. Als die Pappenheimer ihn von seiner Geliebten fortholen, ruft er ihnen zu:

> Bedenket, was ihr thut. Es ist nicht wohlgethan,
> Zum Führer den Verzweifelnden zu wählen.
> Ihr reißt mich weg von meinem Glück, wohlan,
> Der Rachegöttin weih' ich eure Seelen!
> Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
> Wer mit mir geht, der sei bereit, zu sterben!

Sie „reißen ihn indessen nicht weg" — es ist sein eigener, von Thekla gebilligter Entschluß, sich von ihr, wie von ihrem Vater zu trennen. Er schiebt also die Schuld für ein Unglück, das er selbst sich durch eigene Willensentscheidung bereitet, seinen armen, treuen Pappenheimern zu und will sie für diese nicht vorhandene Schuld mit dem Tode bestrafen. — Das klingt wie Wahnsinn. Da aber der Sprecher sich in der That im Zustande der Verzweiflung befindet, so verzeihen wir ihm diese wahnsinnigen Worte; daß er ihnen die entsprechende wahnsinnige That folgen läßt, das kann ihm Niemand verzeihen.

Vergeblich sucht Bellermann in seinem übrigens bewundernswerthen Buche über Schillers Dramen auch diese Opferung der zehn Menschenhekatomben zu rechtfertigen. Auf dem Felde der Rechtfertigungsmöglichkeiten giebt es nicht ein Fleckchen, auf dem er sicher fußen könnte. Auch die der

Digitized by Google

Dichtung fremden Motive, die er ohne Recht der Handlungsweise Maxens unterlegt, können diesen nicht retten. Wenn Max wirklich den Willen gehabt hätte, den Feind zu schwächen, seinen Marsch aufzuhalten, so hätte er seine kleine, dreimal schwächere Truppe wenigstens zusammenhalten sollen. Aber zwölf Regimenter mit einem Einzelnen angreifen, während der Hauptrupp so weit zurück ist, daß jenes vernichtet werden kann, ehe dieser herankommt, das ist und bleibt Wahnsinn. Da nun der Dichter in Max nicht einen zum Wahnsinn prädisponirten Menschen, der schließlich darin versinkt, hat schildern wollen, sondern vielmehr ein vernünftiges, verantwortliches Wesen, so können wir einem solchen, wenn es in einem Augenblicke der Verzweiflung sich zu einem so unerhörten Verbrechen hinreißen läßt, keine Achtung zollen. Und wie über den Menschen, so müssen wir auch über den Militär den Stab brechen: den vielen unsoldatischen Zügen, die Max im Laufe der Handlung entfaltet, setzt diese That die Krone auf; der vollkommene Mangel an Selbstbeherrschung und Besonnenheit zeigt seine eminente Unfähigkeit als Heerführer.

Der Fehler des Stückes ist es nun — der eine große Fehler in dieser einzig großen Schöpfung —, daß dieses Urtheil, welches der gemeine menschliche Verstand und das landläufige sittliche Empfinden mit Grund fällen darf, von den Personen des Dramas nicht unterschrieben wird. Die Feldherren sind blind gegen die militärischen Defekte in seinem Wesen, selbst der tiefe Menschenkenner Wallenstein erkennt nicht das Ungesetzte, Haltlose dieser schäumenden Natur. Max steht ihnen Allen als Mensch und als Soldat gleich hoch, so hoch, daß sie ihm eine exceptionelle Stellung über sich einräumen. Der Dichter scheint ihn mit dem Freibrief eines Genies aus dem achtzehnten Jahrhundert ausgestattet zu haben, das in der ästhetischen Republik, welche seine Welt ihm darstellt, kein Oben und Unten kennt.

(737)

Digitized by Google

Eh' du sprichst,
Bedenk' es wohl! Wenn von Vermuthungen
Die Rede sein soll — und ich fürchte fast,
Es ist nichts weiter — spare sie! Ich bin
Jetzt nicht gefaßt, sie ruhig zu vernehmen.
„Die Piccolomini" V, 1.

Du steigst durch seinen Fall. Octavio,
Das will mir nicht gefallen.
„Wallensteins Tod" II, 7.

Das sind Worte, wie sie ein Vater einem Sohne gegenüber, der eine Zurechtweisung verdient hat, brauchen mag. Daß der Sohn in dem Tone pädagogischer Autorität zu seinem Vater spricht — er nennt ihn bei seinem Vornamen! — ist den Verhältnissen der Wirklichkeit entgegengesetzt; und doch sind dies nur die harmlosen Anfangsworte langer und scharfer Episteln, die der Sohn seinem Vater liest.

Seinen obersten Feldherrn duzt Max, und in dem Tone der eindringlichen Ermahnungen, die er an ihn richtet, merkt man nichts von den Schranken, welche die militärische Subordination dem Tieferstehenden auferlegt. Wallenstein hingegen begiebt sich seines Oberbefehls diesem Jünglinge gegenüber ohne Bedenken. Danach kann es uns denn auch nicht wunder nehmen, daß Max andere, ältere und über ihm stehende Männer, wo sich die Gelegenheit bietet, derb abkanzelt, und daß kriegsergraute Feldherren auf seine jugendlichen Worte ungemessenes Gewicht legen. Und selbst die Meisterfigur der Gräfin Terzky, jene in eine humanere Zeit und ein milderes Volk übersetzte Lady Macbeth, die sich das ganze Stück hindurch so wundervoll treu bleibt, fällt einmal ab von ihrem gesunden Urtheil, wo es sich um die Schätzung Maxens handelt:

Es braucht ein großes Beispiel, die Armee
Ihm nachzuzieh'n. Die Piccolomini
Steh'n bei dem Heer in Ansehn; sie beherrschen

Digitized by Google

Die Meinung, und entscheidend ist ihr Vorgang.
Des Vaters sind wir sicher durch den Sohn.
„Wallensteins Tod" III, 2.

Bei den Figuren zweiter Größe braucht man von diesem falschen Einzelurtheil kein großes Aufheben zu machen: es ist wie ein Bläschen in einem sonst soliden Guß. Die Haupthandelnden aber, die mit Max in fortgesetzter intimer Beziehung stehen, wie sein Vater und seine Geliebte, können nicht umhin, ihr ganzes Verhalten zu ihm, ihre Handlungsweise diesem Urtheil entsprechend einzurichten. Mit der unbegrenzten Liebe und Verehrung, die sie ihm entgegenbringen, zeigen sie das fromme Bestreben, seinen Beifall zu erringen durch zeitweises Aufgeben ihrer eigensten Natur und Angleichung an die ihnen so fernstehende. Bei ihnen wird das Bläschen allerdings zum Bruch.

Octavio ist ein kalt berechnender Schurke; versteckt unter der Maske eines Freundes, weiß er das wachsame Auge seines Feldherrn einzuschläfern; den wehrlos ihm Hingegebenen verräth und vernichtet er dann, um sich selbst mit dessen Macht zu bekleiden. Irdischer Besitz um jeden Preis! — Diese Lebensmaxime, welche die Verbrecher erzeugt, ist die seinige. Niemand klärt ihn und uns über seinen wahren Charakter besser auf, als sein eigener Sohn. Dieser Octavio ist eine so vollendete Gleißnergestalt, daß man ihn mit König Claudius vergleichen kann; und er würde auch aus einem Stücke sein, wie dieser, wenn — Max nicht wäre; wenn der Dichter ihn nicht dazu zwänge — was er von selbst nicht thun würde —, dem in Max verkörperten Prinzip des Guten seine Huldigung darzubringen. Von selbst wäre es ihm nicht eingefallen, seinen Sohn zum Mitwisser seines furchtbaren Geheimnisses zu machen — den am allerwenigsten. Er hätte auf eine oder die andere Weise bewerkstelligt, daß Max nicht zugegen gewesen wäre, ihn

Digitized by Google

nicht hätte sehen können, wenn er seinen heimtückischen Streich gegen den großen Freund führte; dann hätte er ihn vor die vollendete Thatsache gestellt, und schließlich, wenn sein väterliches Machtwort keine Wirkung haben, wenn Max sich schaudernd von ihm abwenden sollte, was konnte ihm so Besonderes an der Liebe eines Sohnes liegen, da er doch im Besitze dessen war, das er von allen Dingen am höchsten schätzte? — Statt dessen fühlt er sich gedrungen, seinen schändlichen Plan vor der Ausführung dem Sohne gegenüber zu rechtfertigen — ein Unternehmen, das selbstverständlich fehlschlägt und das in der Wirklichkeit sein feiner Verstand ihm als gänzlich aussichtslos gezeigt haben würde. Die Treue gegen den Kaiser kann wohl die Abkehr von dem Freunde, aber nicht den Verrath, die Vernichtung desselben rechtfertigen.

Du wärst
So falsch gewesen? — — — — —
Ich kann nicht zuseh'n, daß mir einer
Als seinem Freunde traut, und mein Gewissen
Damit beschwichtigen, daß er's auf *seine*
Gefahr thut, daß mein *Mund* ihn nicht belogen.
Wofür mich einer kauft, das muß ich sein.
„Die Piccolomini" V, 1. 3.

Trotz dieses unumstößlich richtigen Urtheils des Sohnes über das Verfahren des Vaters betont der Letztere später mit einer sittlichen Selbstgewißheit, die uns lächeln macht, das patriotische Motiv seiner Handlungsweise:

Max! Max! Wenn das Entsetzliche mich trifft,
Wenn du — mein Sohn — mein eig'nes Blut — ich darf's
Nicht denken! — dich dem Schändlichen (!) verkaufst,
Das *Brandmal* aufdrückst *unsers Hauses* Adel,
Dann soll die Welt das Schauderhafte seh'n u. s. w.
„Wallensteins Tod" II, 7.

Geradezu schreiend tritt diese innere Zwiespältigkeit in Octavios Worten gegen das Ende des Dramas hervor:

Digitized by Google

Gott der Gerechtigkeit! Ich hebe meine Hand auf!
Ich bin an dieser ungeheuren That
Nicht schuldig.

Buttler, der unglücklicherweise zugegen ist, führt ihn mit den Worten ab:

Eure Hand ist rein. Ihr habt
Die meinige dazu gebraucht.

Wie sollen wir jene Worte auffassen? — Als Gleißnerei? — So weit kann sie nicht gehen, daß der Mörder im Angesichte des hingeschlachteten Opfers Gott als Zeugen seiner Unschuld anruft. — Als Selbstbelügung? — Vor dieser entsetzlichen demonstratio ad oculos, vor dem Ruin des ganzen Hauses Wallenstein kann sie nicht standhalten, die eingelullte Stimme der Wahrheit muß hervorbrechen oder sich mindestens durch Schweigen vernehmlich machen. — Nein, wenn wir seine weiteren Worte, die nicht alle hierher gesetzt werden können, lesen, so wird es uns klar, daß Octavio im Ernste spricht. Nun aber kann der Mann, welcher Buttlers Wuth gegen Wallensteins bis zu dem Ausrufe: „Er soll nicht leben!“ erhitzt hat, jene Worte nicht ernsthaft meinen. Das ist ganz unmöglich. Aber es ist auch nicht der Octavio, der mit einer ästhetisch bewunderns-werthen Kraft der Bosheit sich Wallensteins Liebe erschleicht und gleichzeitig alle seine Freunde ihm abwendig zu machen weiß, es ist nicht der feine, herzlose Intriguant aus den Scenen mit Isolani und Buttler, der hier spricht. Es ist der andere Octavio, der Vater Maxens, der die Verpflichtung zu sittlichem Handeln sehr wohl anerkennt und das Streben nach innerer Vervollkommnung noch keineswegs aufgegeben hat; der ver-zweifeln würde, wenn er seinen Sohn von der Erlaubtheit seines Verfahrens nicht überzeugen könnte, wenn er dessen Liebe auf immer verlieren sollte; und der es jetzt nicht ertragen könnte, von den Manen des dahingegangenen Max durch das

Digitized by Google

Bewußtsein eines furchtbaren Verbrechens auf ewig getrennt zu sein. So sind auch hier zwei verschiedene Personen — der schlangenkalte Verräther, der dem Manne, welcher ihn an seinem Busen gehegt hat, den Todesbiß versetzt, und der liebevolle, für seinen Sohn als den Inbegriff alles Guten schwärmende Vater — in eine zusammengeschweißt, und geschaffen ist jene lebensunfähige, chimärische Mißgestalt, die in krankhaften Litteraturepochen, zur Zeit der Stürmer und Dränger, der Romantiker, des jungen Deutschlands und jetzt wieder, so häufig geboren wird: der sentimentale, der moralische Schurke.

Thekla ist nichts weniger als ein „wesenloser Schatten"; und wenn Julian Schmidt von ihr sagt, „jede ihrer Empfindungen wetteifere mit der anderen an Ueberspanntheit", so begreife ich nicht, wie er diese Behauptung für den ganzen Umfang des Dramas erweisen will. Sie ist die echte, auf dieser Erde wandelnde Tochter Wallensteins; obgleich im Kloster aufgewachsen, zeigt sie doch von Anfang an ihren angeborenen Wirklichkeitssinn; die Liebesleidenschaft vermag ihr scharfes Verstandesauge nicht zu trüben, und, ein Neuling in der Welt, durchschaut sie mühelos die Absichten und Pläne der Menschen, unter denen Max wie ein Träumender wandelt. Sie erkennt, was Max nicht ahnt, daß ihre Liebe schwere Hindernisse zu überwinden haben wird, ehe sie ans Ziel gelangt, aber sie baut fröhlich auf ihre eigene Kraft in dem bevorstehenden Kampfe; sie erkennt wiederum, als Max noch von Furcht und Hoffnung hin und her getrieben wird, daß alles für sie verloren ist. In der wunderbaren Mischung ihres Wesens, mit ihrer tiefen Empfindung einer- und ihrem klaren Kopfe und festen Willen andererseits, ist sie zweifellos die bedeutendere Natur und macht einen erfrischend gesunden Eindruck neben der Ueberspanntheit ihres Liebhabers.

Aber bei der dominirenden Stellung, die der Dichter seinem

Digitized by Google

Max in der Komposition zugewiesen hat, muß sich der degenerirende Einfluß dieser Figur auch in ihrem Handeln bemerkbar machen. Zunächst kann man nicht einsehen, was das „starke Mädchen" aus der festen Umschriebenheit der irdischen Dinge, ihrem Element, empor in die Wolken, zu dem Sittlichkeitsenthusiasten, dem einseitigen Idealisten zieht. Man sollte meinen, ihre beiderseitigen Naturen müßten sich bei näherer Berührung um so nachhaltiger abstoßen. Sie liebt jedoch in ihm „das zarte Herz", „den schönen Frieden seiner Seele", Eigenschaften, die sonst gewöhnlich nur bei Frauen und für Männer anziehend sind. Und sobald sie die Todesnachricht empfangen, da scheint sie sich verpflichtet zu halten, dem todten Freunde das Opfer ihrer ganzen Persönlichkeit zu bringen. Von diesem Zeitpunkte ab wird sie ganz so überspannt und rücksichtslos gegen ihr Nahestehende, wie Max.

Der schwedische Hauptmann, der ihr die Todesnachricht bringt, fängt die Zusammenbrechende in seinen Armen auf. Daß sie, wieder zu sich gekommen, die Einzelheiten von Maxens Ende erfahren will, ist sehr natürlich. Nach ihren Worten aber treibt sie noch ein anderer Grund, die Erlaubniß zu einer Zusammenkunft mit dem Hauptmann von ihren Eltern zu verlangen:

> Ich wurde überrascht von meinem Schrecken,
> Mein Herz verrieth mich bei dem fremden Mann,
> Er war ein Zeuge meiner Schwachheit, ja,
> Ich sank in seine Arme — das beschämt mich.
> Herstellen muß ich mich in seiner Achtung,
> Und sprechen muß ich ihn nothwendig, daß
> Der fremde Mann nicht ungleich von mir denke.
> „Wallensteins Tod" IV, 9.

Welch ein fremder Zug in ihrem Wesen! — Ein vorgegebener Grund, der die Eltern zur Gewährung ihres Wunsches bewegen soll, kann das nicht sein; dazu hat er zu wenig überzeugende Kraft; und wer von ihren Angehörigen könnte sich

Digitized by Google

denn ernstlich ihrem nur zu berechtigten Verlangen entgegenstellen?

Es ist mein starkes Mädchen, nicht als Weib,
Als Heldin will ich sie behandelt sehen —

sagt Wallenstein zu der Herzogin. — Jene Worte sollen also das Heldenhafte in ihrem Wesen bloßlegen. — Seltsam! Eine Frau, die bei dem Verlust des Liebsten auf der Erde vom Schmerze überwältigt wird, schämt sich dieser „Schwachheit"? — Nun, eine solche Schwachheit ist dem stärksten Manne noch nie verdacht worden; sie ehrt ihn mehr, als die Schwäche einer Empfindung, die sich in allen Situationen leicht bemeistern läßt. Als Heinrich I. von England hörte, daß sein Sohn und seine Tochter, sein Neffe und seine Nichte und die ganze jugendliche Blüthe des Adels mit dem „schönen weißen Schiffe" zu Grunde gegangen war, „fiel er zur Erde wie ein Todter, und niemals, niemals hat man ihn wieder lächeln sehen". Ich habe nirgendwo diesen König einen Schwächling nennen hören, weil er sich von einem Keulenschlage des Schicksals zu Boden strecken ließ. Der Held Odysseus saß mehr als einmal, nach seiner Heimath jammernd, laut weinend am Meeresgestade. Und eine Frau, welche die „Kraft" hätte, bei dem Tode ihres Geliebten eine kalte Unbewegtheit zu bewahren, würde unsere Achtung verlieren. Wenn in solchem Gebaren etwas Heldenhaftes zu finden ist, dann ist es doch nur die Pose. Das deutsche Mädchen zeigt hier etwas von der geschraubten Unnatur der Französin Chimene, von dem Fanfaron-Heroismus Corneilles.

An dieses Vorbild erinnert auch die Art, wie sie sich über die ganz kompakten Hindernisse, die ihrer Reise nach dem Grabe Maxens entgegenstehen, in der Idee hinwegsetzt.

Neubrunn. Und wir allein, zwei hülflos schwache Weiber?
Thekla. Wir waffnen uns, mein Arm soll dich beschützen.
Neubrunn. Bei dunkler Nachtzeit?

Digitized by Google

Thekla. Nacht wird uns verbergen....
Neubrunn. O Gott! Und dann die vielen Feindesposten!
Man wird uns nicht durchlassen.
Thekla. Es sind Menschen.
Frei geht das Unglück durch die ganze Erde!
Neubrunn. Die weite Reise —
Thekla. Zählt der Pilger Meilen,
Wenn er zum fernen Gnadenbilde wallt?....
Neubrunn. Wenn man uns kennt?
Thekla. In einer Flüchtigen,
Verzweifelnden sucht Niemand Friedlands Tochter....
Neubrunn. Ach! und was wird aus Ihrer Mutter werden,
Wenn Sie verschwunden sind?
Thekla (sich besinnend und schmerzvoll vor sich hinschauend).
O meine Mutter!
Neubrunn. So viel schon leidet sie, die gute Mutter,
Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?
Thekla. Ich kann's ihr nicht ersparen! — Geh' nur, geh'

Sie könnt's ihr nicht ersparen? — Sie müßt' es ihr ersparen, wenn sie das Herz noch auf demselben Fleck hätte, wie im ersten Theile des Dramas. Einer Schwächeren mag sie es überlassen, dem Geliebten in den Tod zu folgen, das „starke Mädchen" muß leben bleiben, um in der hereinbrechenden Unglücksfluth die betäubte Mutter zu stützen. Held Fanfaron opfert auf dem Scheiterhaufen seiner Liebe tausend Soldaten; seine Geliebte sucht es ihm gleichzuthun, sie opfert etwas Theureres, das Herz einer sie über alles liebenden Mutter, das nach diesem letzten Verlust verzweifeln wird.

Auch der große Wallenstein, nach Hermann dem Cherusker die gewaltigste Heldengestalt, die das deutsche Drama geschaffen hat, kann sich der sentimentalen Infektion, die von Max ausgeht, nicht ganz entziehen. Zwar sind bei ihm die Züge überragender Kraft und dämonischer Männlichkeit zu mächtig ausgeprägt, als daß sie von den Beweisen einer weicheren Gemüthsart verdunkelt oder auch nur merklich abgeschwächt werden

Digitized by Google

könnten. Auch soll ja gewiß nicht behauptet werden, daß der Mann der großen Interessen und Thaten niemals eine zartere Regung verrathen dürfte. Die Grenze aber, bis zu der bei einem Manne, wie Wallenstein, diese Weichheit gehen darf, scheint mir in seinem Verhalten Max, und nur ihm allein, gegenüber wiederholt überschritten zu sein. Er zeigt sich uns nicht bloß als der Feldherr, der seine Freude an der kriegerischen Tüchtigkeit des jungen Obersten hat, nicht bloß als der im Grunde edle Mensch, der von der gleichartigen Gesinnung in dem Jünglinge angezogen wird; auch er unterliegt dem Zauber, den die überschwengliche Gefühlsseligkeit Maxens auszuüben von dem Dichter bestimmt ist, er schwärmt für ihn in sentimentaler Freundschaft, und Max bedient sich in seinen Reden oft genug des Vorrechts, das ein solches Verhältniß ihm giebt.

Es ist der echte Wallenstein, der da ruft: „Ist der Junge toll!“ als er von Maxens Liebe zu seiner Tochter hört; oder der ihn mit Drohungen empfängt, als Max zum letzten Male erscheint, um Abschied von Thekla zu nehmen:

> Denkst du, ich soll der Thor sein und dich ziehen lassen,
> Und eine Großmuthsscene mit dir spielen?
> Dein Vater ist zum Schelm an mir geworden,
> Du bist mir nichts mehr, als sein Sohn, sollst nicht
> Umsonst in meine Macht gegeben sein.
> Denk' nicht, daß ich die alte Freundschaft ehren werde,
> Die er so ruchlos hat verletzt. Die Zeiten
> Der Liebe sind vorbei, der zarten Schonung,
> Und Haß und Rache kommen an die Reihe.
> Ich kann auch Unmensch sein, wie er —

oder der ihm klar macht, daß er nichts als ein willenloses Werkzeug in seinen Händen sei:

> Wer bist du?
> Wenn ich am Kaiser unrecht handle, ist's
> Mein Unrecht, nicht das deinige. Gehörst

Digitized by Google

Du dir? Bist du dein eigener Gebieter,
Stehst frei da in der Welt, wie ich, daß du
Der Thäter deiner Thaten könntest sein?
Auf mich bist du gepflanzt, ich bin dein Kaiser,
Mir angehören, mir gehorchen, das
Ist deine Ehre, dein Naturgesetz.
Und wenn der Stern, auf dem du lebst und wohnst,
Aus seinem Gleise tritt, sich brennend wirft
Auf eine nächste Welt und sie entzündet,
Du kannst nicht wählen, ob du folgen willst,
Fort reißt er dich in seines Schwunges Kraft,
Samt seinem Ring und allen seinen Monden.

Wie aber stimmen zu diesen im Augenblicke unbeherrschter Leidenschaft hervorbrechenden Enthüllungen einer kalt rechnenden Ueberlegung diejenigen Aeußerungen derselben Scene, welche nur von einer wirklich zärtlichen Liebe eingegeben sein können? — Die Schilderung ihres beiderseitigen Verhältnisses von Maxens Kindheit an, die Stelle z. B., wo er erzählt, wie er den erstarrten Knaben in seinem Zelte mütterlich gepflegt hat?

Ich selbst war deine Wärterin, nicht schämt' ich
Der kleinen Dienste mich, ich pflegte deiner
Mit wirklich sorgender Geschäftigkeit,
Bis du, von mir erwärmt, an meinem Herzen,
Das junge Leben wieder freudig fühltest....
Ich habe viele Tausend reich gemacht,
Mit Ländereien sie beschenkt, belohnt
Mit Ehrenstellen — dich hab' ich geliebt,
Mein Herz, mich selber hab' ich dir gegeben....
Ein Liebesnetz hab' ich um dich gesponnen,
Zerreiß es, wenn du kannst — du bist an mich
Geknüpft mit jedem zarten Seelenbande,
Mit jeder heil'gen Fessel der Natur,
Die Menschen aneinanderketten kann.

Es sind schöne, pathetische Worte, die an den Scheidenden gerichtet werden:

Max, bleibe bei mir. — Geh' nicht von mir, Max!

Digitized by Google

aber Wallenstein hat sie nie gesprochen, weder der wirkliche, noch der des Schillerschen Dramas; es ist der freundschaftbegeisterte Bürger des ästhetischen Staates, Schiller selbst, der sie seinem Jünglingsideal aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts nachruft.

Wir sehen also, daß die Figur des Max auf die Charakterzeichnung der übrigen Personen, die mit ihm in Berührung treten, degenerirend einwirkt, oder — genauer ausgedrückt — daß die bewundernde Werthschätzung eines Wesens, wie Max, welche der Dichter den anderen Figuren auferlegt, in die so gänzlich heterogene Verfassung ihres Denkens, Fühlens und Wollens ein fremdartiges, widersprechendes Element hineinträgt, daß sie ihm zuliebe aus dem Milieu ihrer Zeit und ihrer ursprünglichen Persönlichkeit heraustreten und sprechen und handeln, wie sie in Wirklichkeit nicht gesprochen und gehandelt haben würden. — Wie erklärt sich diese Erscheinung?

Zu behaupten — wie es geschehen ist —, daß es Schiller an realistischer Gestaltungskraft, wie an tieferer Lebenskenntniß gebrach, ist barer Unsinn. In keinem Schillerschen Drama treten uns die intuitive Durchdringung der Menschennatur, die Unbegrenztheit der menschenschöpferischen Kraft — die sicheren Kennzeichen des dramatischen Genies — mit überwältigenderer Wirkung entgegen, als im „Wallenstein". Ein Dichter, der es verstand, die ganze Menschheit des dreißigjährigen Krieges, den Holkschen Jäger und den Pappenheimer Kürassier, wie den bigotten Mönch, den derben Haudegen und Saufaus, wie den italienischen Intriguanten, und über sie alle hinweg das Bild eines der gewaltigsten Menschen aller Zeiten in plastischer Handgreiflichkeit auszuprägen — ein solcher *μυριόνους* sollte nicht im stande gewesen sein, einen Max Piccolomini zu schaffen, der in den Rahmen des Gemäldes gepaßt hätte? — Diese Möglichkeit muß, sobald gedacht, auch verworfen sein.

Digitized by Google

Nicht ein Mangel an poetiſcher Kraft zeigt ſich in dieſer Erſcheinung, ſondern ein Mangel an künſtleriſcher Beſonnenheit. Schiller, wie jeder andere große Dichter, empfindet einen unwiderſtehlichen Drang, das, was ſeine Seele in ihren Tiefen bewegt, aus ſich heraus zu geſtalten. In den achtziger Jahren iſt er von heiligem Unwillen erfüllt über die politiſchen und ſozialen Verhältniſſe ſeines Vaterlandes, über die Willkürherrſchaft der Fürſten, welche Millionen elend macht; er ſchwärmt für Freiheit und Menſchenwürde und möchte die Millionen alle glücklich ſehen. So verſetzt er den Bedrückern der Menſchheit einen grimmigen Hieb in „Kabale und Liebe“, einem Drama, das die Verhältniſſe ſeiner eigenen Zeit und ſeines Vaterlandes ſchildert. Aber warum ſollte ſich ſein Zorn nicht noch einmal entladen? — In der zweiten Hälfte der Achtziger wird er zu einer nie gekannten Daſeinsfreude, zu einem beſeligenden perſönlichen Hochgefühl emporgehoben durch ſein Verhältniß zu Körner, ein Verhältniß ſo groß und edel, daß der Bericht desſelben uns Heutige in der troſtloſen Oede des herrſchenden Materialismus anmuthet, wie ein Märchen aus einem verſchollenen Wunderlande. Dieſer Freundſchaft treibt es ihn ein Denkmal zu ſetzen. In ſeiner Begeiſterung achtet er der Schranken der Zeit und des Ortes nicht und verkörpert ſeine Freundſchafts- und Freiheitsſchwärmerei in einer Figur, die, im ſechzehnten Jahrhundert und am Hofe Philipps II. von Spanien lebend, keine dieſer beiden Empfindungen in dem Grade in ſich entwickeln konnte. Des Dichters ſittlicher Enthuſiasmus ſtrebt fort und fort nach dramatiſcher Geſtaltung; was wir aber an einem Ferdinand Walter ſchön finden können, verletzt uns an einem Geſchöpfe des dreißigjährigen Krieges, weil es ein Widerſpruch in ſich, unmöglich iſt. Goethe, der bei aller inneren Erregtheit niemals ſeine kühle Ueberlegung verlor, hätte nie daran gedacht, als er den „Götz“ zum erſten Male über-

Digitized by Google

arbeitete, seine Wetzlarer Erlebnisse in das sechzehnte Jahrhundert zu verlegen und den Sickingen etwa in einen Werther umzuschmelzen. Und in dieser Rücksichtnahme auf die Forderungen der Wirklichkeit, in ihrer unbedingten Anerkennung für die Organisation der Handlung nicht bloß, sondern auch für die Schöpfung der Charaktere zeigte er die größere künstlerische Besonnenheit.

Es ist übrigens ein schlagender Beweis für die Höhe der dichterischen Gesamtleistung, die uns im „Wallenstein" vorliegt, daß die unverhältnißmäßig ausgesponnene Max-Episode dem Eindruck des Ganzen so geringen Eintrag thut. Wir können zwar zu keiner Zeit an der Erscheinung dieses aus zwei heterogenen Naturen zusammengezwungenen Doppelwesens eine ungemischte Freude empfinden; es stört uns jedesmal, wenn in die schwere Wucht der irdischen Verhältnisse, in den Kampf ausschließlich materieller Interessen Max wie ein Geschöpf aus einer anderen, höheren, luftigen Welt hineinschneit: aber jene Verhältnisse und Interessen sind so groß und packend, daß wir den Fremdling unter ihnen vergessen, sobald er unseren Augen entrückt ist.

Der Fehler der Charakteristik, der hier in größeren Dimensionen auftritt, wiederholt sich in kleineren öfters, indem Empfindungen, welche das Dichterherz augenblicklich lebhaft bewegen, Personen in den Mund gelegt werden, welche nach dem Stande ihrer inneren Entwickelung derselben nicht fähig sind. Ich erinnere an jenen herrlichen lyrischen Erguß im „Tell", in welchem der Jammer des Blindseins geschildert wird; über der Schönheit der Worte pflegen wir zu vergessen, daß der Sprecher der Bauer Melchthal ist, zu dessen einfach biderbem Wesen sie nicht im mindesten passen.

6. Die Schillerschen Monologe.

Einen gleichartigen, häufig vorkommenden Fehler weist die Behandlung des Monologes bei Schiller auf. Man könnte

Digitized by Google

argumentiren: der Monolog, ein für den dramatiſchen Dichter unentbehrliches Darſtellungsmittel, kommt in der Wirklichkeit überhaupt nicht vor — geſunde Menſchen wenigſtens halten keine Monologe —, die Wirklichkeit kann alſo keinen Maßſtab für ſeine Behandlung in der Kunſt hergeben. Dieſe Argumentation iſt nicht ganz korrekt. Der Monolog kommt doch, auch in Wirklichkeit hin und wieder vor; und wenn der Monolog der Wirklichkeit für den dramatiſchen auch nicht — wie das einige der „Moderne" ergebene Dichter zu glauben ſcheinen — ein Vorbild ſein darf, ſo kann man doch verlangen, daß dieſer jenem, ſoweit die beabſichtigte künſtleriſche Wirkung nicht geſchädigt wird, angenähert werde. In Augenblicken hoher geiſtiger oder ſeeliſcher Erregung brauchen wir auch im wirklichen Leben den Monolog, der freilich ſehr kurz, ein Ausruf, ein abgeriſſener Satz, iſt und ſo, wie er iſt, auf der Bühne nachgeahmt, nicht im ſtande ſein würde, die Zuhörer über die Gedanken oder Empfindungen, die den Sprechenden bewegen, aufzuklären. Länger muß der Bühnenmonolog ſein, aber doch ſo kurz wie möglich. Zu einer ausgedehnten, wohl disponirten Rede ſollte er niemals anſchwellen. Im übrigen muß auch er ſich den Geſetzen der Wirklichkeit unterordnen. Er darf nur äußerſt ſelten vorkommen und nur der Ausdruck eines heftigen Gedanken- oder Empfindungskampfes ſein. Dem Zuſchauer durch den Monolog Mittheilung von Vorgängen und Verhältniſſen zu machen, die er entweder auf der Bühne ſelbſt erleben oder aus den Wechſelreden der Handelnden entnehmen ſollte, iſt ein kindiſches Auskunftsmittel einer naiven Kunſtübung. Dieſes Fehlers, den das engliſche Drama ſelbſt in ſeiner Blüthezeit und die ſog. „klaſſiſche" Tragödie der Franzoſen ſo häufig aufweiſt, wie die antike, hat ſich Schiller niemals ſchuldig gemacht. Man kann auch nicht behaupten, daß er den Monolog zu oft verwandt hätte. Dagegen ſind faſt alle ſeine Monologe zu lang; am meiſten trifft dieſer

Digitized by Google

Vorwurf den berühmteſten, Tells Selbſtgeſpräch in der hohlen Gaſſe zu Küßnacht.

Man pflegt die Länge desſelben zu entſchuldigen, indem man ſagt: Schiller brauchte ſie, um die bevorſtehende Ermordung Geßlers vor unſerem ſittlichen Bewußtſein zu rechtfertigen. Ich weiß nicht, ob Schiller irgendwo etwas dieſer Begründung Aehnliches ausgeſprochen hat; ich halte es kaum für möglich. Das hieße nichts anderes, als einen Fehler als die Konſequenz eines anderen hinſtellen, und würde die Frage heraufbeſchwören: warum wurde der erſte Fehler überhaupt gemacht? Wenn der Mord Geßlers durch die Verhältniſſe nicht entſchuldigt werden kann, ſo liegt ein Fehler, ſei es der Kompoſition oder der Charakteriſtik, vor, der durch den längſten Monolog nicht hinwegargumentirt werden könnte. Was könnte denn Schiller mehr vorbringen, als irgend ein Tyrannenmörder neuerer Zeit zur Begründung ſeiner Gewaltthat vorgebracht hat? Daß die perſönliche Sicherheit des Thäters gefährdet war, oder auch daß das Volk in unerträglicher Knechtſchaft lebte, der Staat am Rande des Abgrundes ſtand, das ſind für unſere heutige ſittliche Anſchauung keine Gründe, welche die Ermordung eines fürſtlichen Frevlers rechtfertigen können. So weit ſind wir ja, Gott ſei Dank, fortgeſchritten, daß die meuchleriſche Vernichtung eines fremden Lebens, auch wenn ſie aus politiſchen Rückſichten unternommen wird, uns immer nur ein gemeines Verbrechen iſt. Wenn heute ein Geßler lebte — was unter den Kulturverhältniſſen unſeres Abendlandes wenigſtens undenkbar iſt — und er fände ſeinen Tell, ſo wäre dieſer ein politiſcher Mörder, wie jeder Andere, und ich begreife nicht, wie man anders als auf ſophiſtiſchem Wege ſein Verbrechen entſchuldigen könnte. Es liegt aber auch nicht die geringſte Veranlaſſung vor, eine That von unſerem heutigen Standpunkte aus zu rechtfertigen, die von einem ganz anderen ausgeführt

Digitized by Google

wurde, von dem Standpunkte einer barbarischen Zeit, in der Macht vor Recht ging und wo gegenüber der Brutalität, mit der jene sich Geltung verschaffte, Selbsthülfe häufig das einzig Mögliche war. In dieser Zeit leben wir, solange wir uns mit „Tell" beschäftigen, und fühlen mit dem ganzen Schweizer Volke die Nothwendigkeit der Vernichtung des Tyrannen. Einer weiteren Begründung bedarf es nicht.

Der Monolog ist indessen aus anderen Gründen nothwendig. Einerseits gehört er als ein wesentlicher Theil zu der genialen dramaturgischen Veranstaltung, vermittelst deren Tells That ein über die ganze Handlung erhabenes Relief gegeben wird; andererseits muß der Dichter uns zeigen, daß die Gewaltthat nicht in blinder Rachsucht, sondern mit voller Ueberlegung ausgeführt wird. Tell wird also den Gedanken und Empfindungen, die ihn zu der That treiben, einen der Situation angemessenen knappen, leidenschaftlichen Ausdruck geben müssen. Er thut jedoch viel mehr als das: in über neunzig Versen spinnt er eine elegische Betrachtung aus, in der er der Furchtbarkeit seiner gegenwärtigen Situation sein früheres harmloses Lebensglück und der ungestörten Seelenruhe anderer Menschen sein von finsterer Leidenschaft zerrissenes Herz wehmüthig gegenüberstellt; und er führt nicht bloß seine persönlichen Gründe für den Mordplan an, er sucht diesen als eine höhere Nothwendigkeit hinzustellen — eine Motivirung, die dem einfachen Manne ebenso fern liegen muß, wie jene elegische Betrachtung. Früher habe er ein stilles Dasein, rein von jedem sündlichen Begehren, geführt, der Landvogt habe ihn aus seinem Frieden aufgeschreckt. Früher, wenn er ausgezogen, habe er immer nur an die Seinigen gedacht und wie er bei der Heimkehr seinen Kleinen eine Freude bereiten könnte; jetzt, da er mordsinnend am Wege lauere, seien alle schönen Bilder aus seiner Seele verdrängt. Die Bank, auf der er sich niederläßt, diene Wanderern aller Stände zum Ruhe-

Digitized by Google

sitze; sie alle gingen gleichmüthig ihren Geschäften nach, nur sein Herz sei von Mordgedanken aufgewühlt. Der Vogt sei zwar sein Herr; aber er sei ins Land gesandt, um das Recht zu schützen, und nicht, um jeden Greuel straflos zu verüben; Gott habe ihn, den Tell, zum Werkzeug seiner Bestrafung auserlesen. Schließlich ermuthigt er sich zur Ausdauer im Warten mit dem Gedanken, daß er öfters bei der Erjagung eines armseligen Gemsbockes tagelange Strapazen und Gefahren bestanden habe. — Es ist überhaupt nicht denkbar, daß ein Mensch, der im Begriff ist, einen Mord zu verüben und vielleicht ein furchtbares Verhängniß auf sich und die Seinigen herabzuziehen, alle diese ruhigen Betrachtungen anstellen könnte; selbst von einem sentimentalischen Dichter, falls er sich in einer gleichen Situation befände, könnte man das nicht erwarten, am wenigsten aber von dem wort- und gedankenarmen Tell. Es ist denn auch in der That nicht er, welcher den Monolog hält, sondern Schiller selbst, der die Lage eines einfachen, wohldenkenden und dennoch durch den Zwang der Verhältnisse zum Morde getriebenen Mannes nach allen Seiten hin beleuchtet und unser Mitleid für ihn zu wecken sucht. Tell selbst aber fällt in diesem Monologe aus dem Milieu seiner Zeit, seiner Situation und — vor allem — seiner Persönlichkeit vollkommen heraus.

7. Triumph des elegischen über den dramatischen Dichter.

Wollte Jemand angesichts dieser und gleichartiger Fälle, in denen der Charakter einer bestimmten Persönlichkeit nicht festgehalten erscheint, Schiller die Fähigkeit zu realistischer, d. h. lebenswahrer Charakteristik überhaupt absprechen, so müßte das ein so oberflächlicher Kritiker sein, daß man sein Urtheil unbeachtet lassen darf. Schiller hätte kein bedeutendes Drama zu stande bringen können, wenn er diese Fähigkeit nicht im

Digitized by Google

höchsten Maße beſeſſen hätte. Sie zeigt ſich überall; nur ſtellenweiſe wird ſie von einer anderen großen, nach Bethätigung ringenden Kraft zurückgedrängt und überflügelt: von der herrlichen Gabe empfindungsvollen Denkens. Dieſe Kraft, die Schiller zu einem der größten Elegiker aller Zeiten gemacht hat, bricht ſich auch in ſeinen Dramen an vielen Stellen Bahn ohne Rückſicht auf Ort und Zeit und den Charakter der Perſönlichkeit, der er ſeine herrlichen poetiſchen Ergüſſe in den Mund legt. Sollen wir alſo den dramaturgiſchen Fehler, der hier zweifellos vorliegt, ſeinem wahren Urſprunge nach beſtimmen, ſo dürfen wir ihn nicht auf einen Defekt der Anlage, ſondern auf einen Fehler des Temperaments zurückführen. Das Feuer der Empfindung, angefacht von ſchönen und erhabenen Gedanken, bricht eben an vielen ungewählten Stellen feſſellos hervor.

Vielleicht aber war es ein Akt künſtleriſchen Bewußtſeins, wenn Schiller ſeine Geſchöpfe zu Zeiten oder dauernd über ihr natürliches irdiſches Maß und — man könnte faſt ſagen — über die bekannten drei Dimenſionen hinauswachſen ließ. — Dieſe Möglichkeit erſcheint nicht ausgeſchloſſen, wenn wir in dem Vorwort der „Braut von Meſſina“ die — niederſchmetternden Worte leſen, daß die Poeſie „das Wirkliche verlaſſen und rein ideell werden ſoll“. — — Ein Glück iſt es, daß der richtige Inſtinkt ſeiner kerngeſunden Kraft ihn von der Durchführung dieſer Idee zurückgehalten hat. Wenn man für eine als wirklich vorgeführte Handlung nicht mehr die Wirklichkeit als Maßſtab nehmen ſoll, dann giebt es keinen Weg mehr, auf dem ſich die Seelen des Dichters und ſeines Publikums begegnen können; dann hört mit dem Verſtändniß auch die Wirkung der Poeſie auf; und die krankhaften Erzeugniſſe der romantiſchen Schule, aus deren „Ironie“ uns mitunter der Irrſinn entgegenzugrinſen ſcheint, ſind dann lebensberechtigte Kunſtleiſtungen.

Digitized by Google

Wie dem auch sein mag — die schwache Seite in Schillers Kunstübung, die ich hier zu entwickeln versucht habe, giebt keine Veranlassung zur Geringschätzung weder des Dichters, noch des Menschen; selbst diese Schwäche ist, wie alles an Schiller, zugleich liebenswerth und groß. Ueber der Schönheit und Erhabenheit der Empfindungen, über der wunderbaren Harmonie, dem heiligen Feuer der Sprache, in die sie gekleidet sind, vergessen wir die Stelle, an der sie uns entgegentreten. Und wenn er dem strengeren Beurtheiler durch ein Gefühl des Widerspruchs zu Zeiten den reinen Genuß trübt, so weiß er ihn andererseits, nachdem der Anstoß überwunden ist, reichlich für die erlittene Störung zu entschädigen. Es sind wahre Zaubergärten der Poesie, in die er uns so unverhofft führt; wir verweilen in ihnen mit Entzücken und möchten uns um keinen Preis daraus vertreiben lassen. Die in Form und Inhalt herrlichen Chorreden der „Braut von Messina", von denen zahlreiche Sentenzen in den idealen Gemeinbesitz unseres Volkes übergegangen sind, würde Niemand darum entbehren wollen, weil die Einführung des Chores in unser modernes Drama durchaus als ein verfehltes Beginnen zu bezeichnen ist. Und vor die Frage gestellt, ob wir im „Wallenstein" mit der Figur des Max die poetischen Ergüsse, die so reichlich, im Widerspruche mit seiner Zeit und seiner Lebensstellung, seiner Seele entströmen, missen möchten, würden wir Alle antworten: Man lasse uns die ganze Fülle der Schönheiten dieser Dichtung, und das andere Schälchen, auf dem ihre Fehler liegen, wird leicht emporschnellen.

Anmerkungen.

[1] Schicksale und Charakter des Originals sind mir vollkommen unbekannt.

[2] Daß Hauptmann nicht die Fähigkeit hätte, die Liebe oder eine andere Empfindung der Wahrheit gemäß zu schildern, soll damit nicht gesagt sein. Im Gegentheil: er ist ein hervorragender Charakteristiker und in der That das einzige bedeutende Talent der Richtung. Das Unkünstlerische in seinem Schaffen entspringt leider nur der Verkehrtheit seiner Kunstanschauung.

Digitized by Google

England in Indien.

Von

Th. Marx,
Königl. Reallehrer in Speyer.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1895.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

„Fate looks after the Indian Empire
because it is so big and so helpless."
Rudyard Kipling.

Indien[1] bildet gleich Italien eine Halbinsel mit zwei langgestreckten Seeküsten und einem mächtigen Gebirgswall, der dieselbe im Norden gegen das Festland hin abschließt. Obwohl das Ganze einen einheitlichen Eindruck hervorruft, wäre doch nichts irrthümlicher, als die Annahme, Indien bilde ein Land.[2] Vielmehr ist es als ein selbständiger Kontinent zu betrachten, wie etwa Europa oder Afrika; giebt es doch in den einheimischen Sprachen nicht einmal einen gemeinsamen Namen dafür. Hindostan, wie es oft genannt wird, ist ein persisches Wort, das eigentlich nur die obere Gangesebene bezeichnet.

In physikalischer Beziehung zerfällt Indien in mehrere scharf voneinander getrennte Theile. Das nördliche Gebirgsland, das die höchsten Gipfel der Welt enthält, gehört in seiner Gesamtheit nicht zu Indien, so wenig wie die Alpen zu Italien. Das eigentliche Indien, der Sitz seiner dichtesten Bevölkerung und seines größten natürlichen Reichthums, besteht aus der ungeheuren Ebene, die sich zu Füßen des Himalaya ausdehnt und von den Flußsystemen des Indus und Ganges bewässert wird, mit Delhi als historischem Centrum. Hier ließen sich zuerst die halbmythischen Arier nieder, hier lebte, lehrte und starb Gautama

X. 234.

Digitized by Google

Buddha, hier schufen sich die muhammedanischen Dynastien ihre Reiche, hier wurde der letzte Kampf der Engländer um die Herrschaft in Indien gefochten, und hier, in Delhi, wurde schließlich die Königin Viktoria als Kaiserin von Indien ausgerufen. Wer die große Ebene von Peshawer (Peschauer) bis Calcutta hält, ist Herr der ganzen Halbinsel.

Südlich von dieser Ebene erhebt sich ein Tafelland — das Deccan oder Südland, das sich vom Ganges bis zum Kap Comorin erstreckt. Auf beiden Seiten wird das Deccan, den Küsten entlang, von fruchtbaren Niederungen umsäumt, welche die Verbindung mit dem Meere vermitteln. Obgleich dieses Tafelland die größere Hälfte der Halbinsel darstellt, spielte es doch nur eine untergeordnete Rolle in der Geschichte und war von jeher in viele kleine, unabhängige, stets einander feindliche Reiche getheilt.

Wenn wir die Halbinsel in die beiden genannten großen Theile zerlegen, so haben wir damit nur die allerallgemeinsten Umrisse gewonnen; denn jeder Theil bietet wieder in sich die größten Verschiedenheiten dar. Die Sandwüste des Sind trägt einen ganz anderen Charakter, als das nördlich davon gelegene Punjab; die Nordwestprovinzen und Oudh bieten wieder ganz andere Lebensbedingungen, als Bengalen, dieses wieder andere, als das schwach bewässerte Deccan, und in diesem wiederum zeigen die Küstenstriche weder Aehnlichkeiten unter sich, noch mit dem eigentlichen Tafelland.

Dieser Mannigfaltigkeit in physikalischer Beziehung entsprechen auch die ethnographischen Verhältnisse, aber nicht in der Weise, daß beide sich decken und einander entsprechen. Im Gegentheil. Gerade wie Indien nicht als ein Land aufgefaßt werden darf, sondern als eine Vielheit von Ländern, so begreifen auch seine vielen Länder nicht gesonderte Nationalitäten in sich. Vielmehr bildet die Bevölkerung in ethnologischer Hinsicht ein

Digitized by Google

fast unentwirrbares Gemisch, in das auch heute noch nur wenig klare Einsicht besteht, dank dem ungeheuer großen und äußerst komplizirten Material, das zu bewältigen ist. Mit einiger Sicherheit steht das Folgende fest:

Die Nachkommen der Urbevölkerung haben wir vermuthlich vor uns in den Bergstämmen des Centrums der Halbinsel. Im allgemeinen gehören sie dem Negritotypus an und sind alle geborene Jäger; aber die meisten von ihnen betreiben auch den Ackerbau. Man schätzt ihre Zahl auf 20—30 Millionen.

Die Brüder dieser halbwilden Stämme, die in der Ebene wohnten, wurden durch die einströmenden Fremden nicht ausgerottet, sondern nur unterworfen. Sie bilden jetzt die Sudras oder untersten Kasten im sozialen System der Hindus und sitzen vornehmlich in Niederbengalen, sowie in den Präsidentschaften Bombay und Madras. Aus ihnen rekrutiren sich in ganz Indien, mit Ausnahme des Nordwestens, die Ackerbauer, Handwerker und Arbeiter. Die Gesamtzahl dieser untersten Kasten — Hindus und Muhammedaner — beläuft sich auf etwa 200 Millionen, oder vier Fünftel der Totalbevölkerung.

Sehr schwer ist eine Schätzung des arischen Elements. Es findet sich mehr oder weniger mit der vorerwähnten Klasse vermischt, besonders mit dem Theile, der im Norden ansässig ist; sicherlich hat es der Masse der Bevölkerung Sprache und Civilisation gegeben. Aber in Bezug auf Reinheit des Blutes finden wir die ungemischten Arier nur noch in der priesterlichen Kaste der Brahmanen. Helle Hautfarbe, anmuthige Gestalt, geistige Ueberlegenheit verrathen zu gleicher Zeit den Eingewanderten und den Eroberer. Wenn das Kastenwesen weiter nichts gethan hat, so hat es doch durch drei Jahrtausende einen Menschenschlag rein erhalten, trotz aller Einwirkungen des Klimas, des Bodens, wie aller politischen Wechselfälle. Die Brahmanen sind die Aristokraten Indiens und leben unter den stets gleichen

Digitized by Google

Verhältnissen in allen Theilen des Landes, im höchsten Norden, wie im tiefsten Süden; am häufigsten sind sie in der Nähe der heiligen Stadt Benares anzutreffen. Sie zählen etwa 10 Millionen. Mit den Brahmanen beanspruchen die Rajputen die Prärogative, „zweimal geboren" zu sein. Ueber den Ursprung der Rajputen oder „Königssöhne" ist nichts bekannt, außer daß sie immer eine herrschende Klasse waren. Heute sitzen sie am dichtesten in den Nordwestprovinzen und in Oudh. In den Eingeborenenstaaten, die nach ihnen benannt sind (Rajputana), bilden sie nur das herrschende Element unter Anführern, die ihre Abstammung auf die Sonne und den Mond zurückführen. Die Rajputen zählen ungefähr 6 Millionen.

Zur Vervollständigung dieser ethnographischen Skizze der indischen Völkerschaften muß noch zweier oder dreier Elemente in Kürze gedacht werden. Die zahlreichen dravidischen Stämme im Süden und die kriegerischen Mahratten, die in dem Gebirge hinter Bombay ihren Wohnsitz haben, mögen nur genannt sein. Ueber ihren Ursprung ist absolut nichts bekannt; es sind hinduisirte Eingeborene. Aber zwei andere Stämme, die bisher nicht erwähnt wurden, haben innerhalb der historischen Zeiten einen gewaltigen Einfluß in Indien ausgeübt. Es sind dies die muhammedanischen Eindringlinge, die vom Nordwesten her in das Land einbrachen, und die indochinesischen Schwärme, die aus dem Nordosten kamen. Die muhammedanischen Eroberer gehörten verschiedenen Stämmen an — es waren Araber, Afghanen, Mongolen, Perser und andere. Die meisten dieser wurden entweder von der eingeborenen Bevölkerung allmählich aufgesogen oder blieben in kleinen Gruppen inmitten derselben isolirt. Die Afghanen allein, in Indien unter dem Namen Pathanen bekannt, scheinen fähig gewesen zu sein, sich ihre Nationalität bis zu einem gewissen Grade zu wahren. Sie sitzen natürlich am dichtesten längs der Grenze des unabhängigen Afghanistan.

Digitized by Google

Stämme indo-chinesischer Abkunft wurden theils durch stärkere Gegner, theils durch den Himalaya vor einem weiteren Vordringen in das eigentliche Indien abgehalten. Sie bevölkern hauptsächlich die Provinz Assam.

Wie in ethnographischer, so herrscht auch in religiöser Hinsicht ein buntes Gemenge. Die Mehrzahl der Einwohner, etwa 208 Millionen, bekennt sich zur Religion Brahmas; Muselmänner giebt es ungefähr 57 Millionen, Sikhs 2 Millionen. Gegenüber der Anzahl der Anhänger dieser Religionen verschwinden die des Parsismus (90 000), des Christenthums, des Judenthums und anderer Bekenntnisse. Das Christenthum zählt beiläufig 1½ Millionen Bekenner, von denen 13 Fünfzehntel dem Katholizismus angehören.[3]

Eine, wenn auch noch so gedrängte, Uebersicht über die gesamte historische Entwickelung Indiens würde hier zu weit führen. Die geschichtliche Betrachtung kann erst an dem Punkte einsetzen, wo Indien mit dem modernen Europa in Beziehung trat, und nur in Umrissen die Ereignisse zeichnen, die es in Verbindung mit England brachten.

Vasco de Gama landete im Jahre 1498 in Calicut, und die Portugiesen waren ein ganzes Jahrhundert die europäische Macht, die sich des Monopols des indischen Handels erfreute. Ihnen folgten die Holländer, die es aber weniger auf das Festland, als auf die gewürztragenden Inseln des indischen Ozeans abgesehen hatten. Am letzten Tage des Jahres 1600 erhielt die ein Jahr vorher gegründete Ostindische Handelscompagnie ihren Freibrief. Die Absicht der Londoner Kaufleute war, die Holländer aus ihren Besitzungen zu vertreiben. Dies gelang ihnen jedoch nicht, und so setzten sie sich im Jahre 1639 auf dem Kontinente fest und bildeten dort die erste englische Niederlassung, das Fort St. George, das heutige Madras. Von einem eingeborenen Häuptling erlangten sie die Erlaubniß, diese

Digitized by Google

Besitzung zu befestigen. Die Insel Bombay erhielt Karl II. als Theil der Mitgift seiner Frau, einer portugiesischen Prinzessin, im Jahre 1661; Fort William, das heutige Calcutta, wurde im Jahre 1686 erbaut. Allein die territoriale Macht Englands entsprang erst seiner Rivalität mit Frankreich. Dupleix, der französische Gouverneur von Pondicherry, war zwar nicht der Erste, der einsah, daß der Zusammenbruch der Herrschaft der Moguls einer europäischen Macht die Gelegenheit zu bieten vermöge, auf ihren Trümmern ein neues Reich zu gründen; das erkannte Leibnitz schon im Jahre 1672. Wohl aber war er der erste, der die Küste verließ, um den Krieg ins Innere des Landes zu tragen, und der Eingeborene gegen Eingeborene ausspielte.[4] Seine geistreichen Pläne wurden jedoch durch die überlegene Kraft Clives vereitelt, der die Franzosen aus dem Süden der Halbinsel vertrieb und Bengalen durch die Schlacht von Plassey (1757) eroberte. Dem Beispiele Dupleix' folgend, suchte Clive durch die vorhandenen muhammedanischen Fürsten zu regieren und erwarb dazu die schriftliche Ermächtigung von seiten des Großmoguls im Jahre 1765. Der Nachfolger Clives, der erste Generalgouverneur von ganz Indien, Warren Hastings (1772—1785), dessen Genie sich bald in allen Zweigen der Verwaltung Bahn brach, führte ein europäisches Regierungssystem ein. Lord Cornwallis (1786—1793) organisirte die Verwaltung; der Marquis of Wellesley (1798—1803) bezwang Tippu und führte das System der Subsidienverträge mit den eingeborenen Mächten ein, welches System die Engländer zu Herren von ganz Indien machte. Lord Bentinck (1828—1835) hat das Verdienst, den Versuch gemacht zu haben, den Prinzipien der Humanität im Verkehr mit den Eingeborenen einen breiteren Boden zu verschaffen. Dieses Bestreben wurde fortgesetzt von Lord Dalhousie (1848—1856), nur auf andere Weise. In seinen Augen war die englische Herrschaft so gut

Digitized by Google

und die eingeborene so schlecht, daß man keine Gelegenheit verlieren dürfte, um die erstere auf Kosten der letzteren zu befestigen. Wie die Eingeborenen dies aufnahmen, zeigte der Aufstand im Jahre 1857, welcher eine neue Epoche in der englischen Geschichte einleitet. Die Ostindische Compagnie brach unter dem Aufstand zusammen, die Regierung Indiens wurde durch Parlamentsakte im Jahre 1858 der Krone anvertraut, und mit der Ausrufung der Königin von England zur Kaiserin von Indien (Kaisar-i-Hind) am 1. Januar 1877 wurde die immerwährende Zugehörigkeit Indiens zu England aller Welt proklamirt.

Dieses ungeheure Land mit seinen beinahe 300 Millionen Einwohnern ist also heute England unterthan. Durch das Schwert gewonnen, ruht die britische Herrschaft über Indien auf keinem anderen Rechtstitel, als dem der Gewalt,[5] wenn man nicht die Fiktion aufrechterhalten will, daß, wie früher die Ostindische Handelscompagnie, jetzt die Königin oder vielmehr Kaiserin von Indien als Erbfolgerin des Großmoguls zu gelten hat.

Politisch wird Indien in zwei scharf zu scheidende Theile getrennt: in die britischen Territorien und in die eingeborenen Staaten. Die ersteren werden direkt durch englische Beamte verwaltet, ihre Bewohner allein sind Unterthanen der Königin von England. Die eingeborenen Staaten werden auch Vasallenstaaten (feudatory states) genannt, um so ihre losen Beziehungen zur englischen Krone zu bezeichnen. Diese Beziehungen genau zu definiren, dürfte unmöglich sein. Zu verschiedenen Zeiten entstanden, durch verschiedene Methoden herbeigeführt, variiren sie zwischen halber Unabhängigkeit und vollständiger Unterwerfung. Einige Fürsten sind die Repräsentanten derjenigen, die zur Zeit der Ankunft der Engländer herrschten; andere wurden durch diese erst geschaffen; mit einigen

Digitized by Google

wurden, als mit gleichwerthigen Mächten, Verträge geschlossen; andere nahmen ihre Bestallung als Vasallen aus den Händen des Oberherrn entgegen; mit einigen wurden schriftliche Uebereinkommen getroffen, mit anderen nicht; einige zahlen Tribut, andere nicht. Wie ihr politischer Status, variirt auch ihre Macht und ihr Gebiet: der Nizam von Hyderabad herrscht über ein Reich von 80 000 (englischen) Quadratmeilen mit 10 Millionen Einwohnern; einige der kleinen Häuptlinge von Kathiawar schwingen das Scepter über ein paar Hufen Landes.

Die Zahl dieser eingeborenen Fürsten wird verschieden angegeben: die obengenannte Halbinsel Kathiawar (nördlich von Bombay) besitzt davon fast 200; Manche reden von im ganzen 600, Andere gar von mehr als 1000. Die Art der Verträge mit ihnen ist ebenso bunt und mannigfaltig, wie ihre Menge. Jedoch hat sich im Laufe der Zeit ein allgemeiner Typus herausgebildet, dessen Merkmale also charakterisirt werden können:

In erster Linie haben alle eingeborenen Fürsten das Recht verloren, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, sowie Gesandte zu einander oder zu einem auswärtigen Staat zu schicken. Dieses oberste Zeichen der Souveränität wohnt einzig und allein der britischen Macht inne, die dafür den Frieden auf der Halbinsel garantirt. Als zweites und aus dem ersten fließendes Merkmal gilt, daß allen einheimischen Fürsten, mit Ausnahme eines einzigen, verboten ist, eine über eine festgesetzte Zahl hinausgehende militärische Macht zu unterhalten; auch darf kein Europäer sich in einem Eingeborenenstaat aufhalten ohne Genehmigung der Engländer. Drittens wird ein gewisses Maß von guter Regierung verlangt bei Strafe der temporären oder dauernden Entthronung des Fürsten. (Als Beispiel für dieses Prinzip mögen die Verordnungen gegen die Witwenverbrennung und das Tödten weiblicher Kinder angeführt werden.) Schließlich

Digitized by Google

ist, wie in England selbst, die Krone die Quelle aller Ehren, und die Fürsten sind stolz darauf, unter die Ritter des „Stern von Indien" gezählt oder in der Liste der englischen Generale geführt zu werden. Von den erwähnten Einschränkungen abgesehen, besitzen die mächtigeren einheimischen Fürsten fast alle Prärogative der Souveränität: sie können Gesetze erlassen, die Todesstrafe verhängen und aufheben, eine bestimmte Zahl Soldaten anwerben, Geld prägen, Steuern erheben. Sie führen den Titel „Königliche Hoheit" und unterstehen nicht der gemeinen englischen Gerichtsbarkeit. Was nun das äußere Band anlangt, das die einheimischen Staaten mit der englischen Obermacht verknüpft, so giebt es hierfür keine einheitlich geregelte Methode. Die meisten der größeren Staaten verkehren direkt mit der Regierung, andere ressortiren von den Gouverneuren der Provinzen, innerhalb deren sie liegen; wieder andere können nur direkt mit dem Distriktsvorsteher verkehren. Aber in allen großen Hauptstädten und an gewissen Orten, um welche herum mehrere kleine Staaten gruppirt sind, ist ein britischer Beamter unter dem Namen Resident oder Agent stationirt, der alle politischen Fäden in seiner Hand hält und zugleich Gesandter und Kontrolleur ist. Seine Aufgabe ist, die suzeräne Macht zu repräsentiren, ein wachsames Auge auf alle Mißbräuche zu halten und Reformen zu ermuthigen. Aber er tritt nie nominell als Minister oder Rathgeber auf; und wenn er einmal einen Rath ertheilt, so steht ihm kein Mittel zu Gebote, demselben Eingang zu verschaffen, wiewohl Macaulay recht haben mag, wenn er meint, daß der Resident seine Befehle in der Form von Rathschlägen ertheilt.[6] Seine Stellung verlangt viel Geschicklichkeit und Takt, zumal ihm das glückliche Gedeihen des Staates, bei dem er beglaubigt ist, nicht zu Gunsten geschrieben wird, während die Mißregierung in demselben ihm in gewissem Grade zur Last fällt.

Digitized by Google

Als Muster eines Eingeborenenstaates mag Mysore angeführt werden, das von einem durch englische Lehrer herangebildeten Prinzen beherrscht wird, welches Experiment hier zum ersten Male ausgeführt wird, und zwar zur vollen Zufriedenheit aller Betheiligten. Der Maharajah[7] regiert mit Hülfe einer Volksvertretung, die alljährlich in seiner Hauptstadt zusammentritt, bei welcher Gelegenheit der eingeborene Premierminister ausführlichen Bericht über das abgelaufene Verwaltungsjahr erstattet. In der am 4. Oktober 1892 abgelegten Rechenschaft wird hervorgehoben, wie die Einnahmen sich vermehrt, ja einen Ueberschuß ergeben haben, und zwar nicht durch vermehrte, direkte Belastung des Volkes, sondern aus den Ergebnissen des Goldbergbaues, der Forstwirthschaft, der Eisenbahnen und des regulirten Schanksystems. Dem durch Mißernte herbeigeführten Mangel wurde abgeholfen, so daß kein Fall von Hungertod vorkam, wie überhaupt die Sterblichkeitsziffer unter der der letzten fünf Jahre blieb. Die Zahl der Schulen wurde erheblich vermehrt und besonderes Augenmerk der weiblichen Erziehung zugewendet. „In den Prüfungen für den höheren Staatsdienst," sagt der Minister, „werden höhere Anforderungen gestellt, als in den indischen Universitäten." Eine staatliche Lebensversicherung wurde organisirt, die in der kurzen Zeit ihres Bestehens von mehreren Monaten für 341 525 Rupien Policen ausgegeben hat.. Den Tempeln und den damit in Verbindung stehenden Wohlthätigkeitsanstalten wurde erhöhte Sorgfalt zugewendet, besonders in der Zuführung von Luft und Licht. Die schwierige Frage der Kinderheirathen wurde in Angriff genommen und, wie der zwei Jahre jüngere Verwaltungsbericht bestätigt, erfolgreich gelöst. Kein Wunder, daß der Vizekönig Lord Lansdowne bei seinem Besuch in Mysore seine größte Zufriedenheit mit dem Wahrgenommenen äußerte und erklärte, daß die Centralregierung die Vorgänge in Mysore mit ganz besonderem Interesse verfolge.

Digitized by Google

Die zweite der Hälften, in welche Indien in administrativer Hinsicht zerlegt wird, steht direkt unter britischer Verwaltung. Diese Verwaltung ist eine der größten Anomalien, die die Geschichte uns kennen lehrt, eine der riesigsten Aufgaben, welche je eine Nation übernommen. Das römische Reich war größer an Ausdehnung, China mag mehr Einwohner zählen, als Indien; allein in keinem Falle finden wir eine herrschende Rasse von Fremden, deren Heimath in so weiter Ferne jenseits der See liegt. Denken wir uns Europa mit seinen vielen Völkern, Sprachen, Religionen und mannigfaltigen Gesittungen von Japan aus regiert, und wir haben ungefähr ein analoges Verhältniß. Daß ein Regierungssystem, auf solcher Basis aufgebaut, in seinen Einzelheiten nicht immer einer strengen Kritik Stand halten kann, versteht sich von selbst. Allein es ist unmöglich, nicht von Bewunderung erfüllt zu werden für die Art und Weise, wie England seiner selbstauferlegten Aufgabe Genüge leistete, und für die Hingabe und Tüchtigkeit Derer, die sie ausführten und noch ausführen.

Die indische Verwaltungsmaschine ist äußerst komplizirt. Das Wort „Verwaltung" schon bedeutet in Indien etwas ganz anderes als in Deutschland oder, noch mehr, als in England, in welch letzterem der Staat kein anderes Geschäft betreibt, wenn man so sagen darf, als das der Posten und Telegraphen. Während sich in Europa die Verwaltung mehr oder weniger auf die Oberaufsicht beschränkt, greift sie dort in alle Verhältnisse ein.[8] Das gesamte öffentliche Leben, alles, was nicht reine Privatsache ist, untersteht dort der Regierung. Der Begriff „Bürger" hat keine Geltung; öffentliche Pflichten existiren nicht; die Gesamtheit der Individuen bildet nichts als eine große Herde unter der Aufsicht eines Exekutivbeamten — der Zukunftsstaat unserer Sozialdemokraten ist in einer Hinsicht hier verwirklicht.[9] Dem war zwar nicht immer so. Allein es

Digitized by Google

ſcheint, daß das jetzige Syſtem dem Gefühl der Verantwortlichkeit entſprang, das auf den engliſchen Behörden laſtete. Beim Vergleich der europäiſchen mit der indiſchen Civiliſation ſtellten dieſe ein Ideal auf, das weniger den wirklichen Verhältniſſen als einem Reich Utopien entnommen zu ſein ſchien. Deswegen waren es gerade die thätigſten Reformer unter den maßgebenden Engländern in Indien, die ſtets die vermehrte Einmiſchung des Staates verlangten; ſie alle (wie Munro in Madras, Thomaſon in den Nordweſtprovinzen, Lawrence im Punjab) glaubten das Los des Volkes günſtiger zu geſtalten dadurch, daß ſie Pflichten und Aufgaben der Regierung vermehrten. Daher kommt es, daß, wie geſagt, die Regierungsmaſchine ſo komplizirt iſt, daß ſie nur ſehr ſchwer verſtanden werden kann und daß ſie überdies von dem Volke mehr als Laſt, denn als Wohlthat empfunden wird; das letztere deswegen, weil ſie auf Theorien beruht, die unſerer weſtlichen Civiliſation entnommen ſind, und für welche die Orientalen weder Verſtändniß haben, noch Verlangen tragen, eine Thatſache, die den Engländern ſchon viel zu denken und zu thun gab und noch giebt, wie dies die jüngſten Vorgänge in Behar (Beſchmieren der Mangobäume) und die vorjährigen Unruhen in Poonah zeigen.

Die Adminiſtrationseinheit bildet der Diſtrikt (district), der ungefähr unſerem Regierungsbezirk oder dem franzöſiſchen Departement entſpricht. Allein in dem Maße, als der Begriff „Verwaltung“ in Indien von dem abweicht, was wir darunter verſtehen, in demſelben Maße iſt auch der Diſtrikt verſchieden von ſeinem europäiſchen Gegenbild, und wenn es möglich wäre, eine adäquate Erklärung von allem dem zu geben, was der Begriff „Diſtrikt“ in ſich ſchließt, ſowie von den Obliegenheiten des oberſten Diſtriktsbeamten, ſo wären auch die Geheimniſſe der indiſchen Regierung offenbart.

Digitized by Google

Die Distrikte weichen an Größe und Bevölkerungszahl sehr voneinander ab. Trotzdem steht an der Spitze eines jeden, des größten, wie des kleinsten, nur ein Beamter, der alle Seiten der Verwaltung repräsentirt. Dieser oberste Beamte führt entweder den Titel Collector (Einnehmer) oder Deputy Commissioner (Vizekommissar), ist entweder direkt dem Gouverneur seiner Provinz oder einem unter diesem stehenden Kommissär verantwortlich und mag selbst wieder viele oder wenige Unterbeamte haben.[10] Wie der Name sagt, sind die Obliegenheiten des „Einnehmers" ursprünglich rein fiskalischer Natur; er erinnert an die Zeiten, da die Hauptaufgabe der Regierung, nach dem Vorbild ihrer muhammedanischen Vorgänger, war, die Steuern anzulegen und einzuziehen. Da nun, wie später ersichtlich sein wird, der Haupttheil der Steuern die Bodensteuer ist, so ist es für den Einnehmer eine Hauptaufgabe, die Bodenbesitzverhältnisse seiner Provinz genau kennen zu lernen — an sich eine Lebensarbeit.[11] Außerdem hat er aber auch richterliche Funktionen; für manche Fälle ist er erstinstanzieller Richter, für andere schlußinstanzieller; für andere wiederum hat er nur das Verfahren einzuleiten. Ihm sind, wie erwähnt, Hülfseinnehmer und Hülfsrichter unterstellt, deren Zahl nach der Größe des Distrikts wechselt; die Hauptverantwortlichkeit lastet natürlich auf ihm. Der „Einnehmer" ist also Regierungspräsident, Richter und Obereinnehmer in einer Person. Allein während er in früheren Zeiten ein selbständiger kleiner Despot in seinem Bezirk war und alles von seiner Initiative abhing, hat sich dies mit der Centralisirung der Regierung geändert: er ist nur mehr noch ein Rad in der Maschine; an die Stelle der freien Charakterentwicklung ist bei ihm, wie bei der übrigen Beamtenschaft, die offizielle Pflicht getreten.[12] Durch diese Centralisirung wurde die Aufgabe des Collectors noch erhöht. Will die Centralregierung Ver-

Digitized by Google

besserungen eintreten lassen, so hat er die Mittel zu beschaffen; wünscht sie Informationen, so hat er sie zu geben; unter einem Gesichtspunkt ist er der Leiter der lokalen Verwaltungsmaschine, andererseits ist er nur der Chef eines Heeres von Beamten. Zu seinen angeführten Obliegenheiten gesellt sich noch die Verantwortlichkeit für Polizei, Gefängnisse, Schulen, Straßen. Ueber alles seinen Distrikt Betreffende muß er Auskunft zu geben wissen, — über Kasten, Ernten, Fabriken, Handels- und Verkehrsverhältnisse, Wälder und wilde Thiere. Nie und nirgends vielleicht hat es einen Beamten gegeben dessen Verantwortung so schwer und dessen Pflichten so mannigfaltig sind, wie die eines indischen Collectors.

Wie der Distrikt die kleinste, so ist die Provinz die größte Verwaltungseinheit.[13] An ihrer Spitze steht der Provinzialgouverneur, der sozusagen Niemanden über sich hat, obwohl er in der Theorie dem Vizekönig untersteht. Er ist gewissermaßen ein Oberbefehlshaber in Civil, dem in seinem Sekretariat eine Art von Generalstab zur Seite steht. Und ein Autokrat muß er sein. Denn während für das ganze indische Reich wohl ein einheitlicher Kriminalkodex existirt und außerdem ein einheitliches Civilprozeßverfahren vorhanden ist, so wechseln doch die administrativen Systeme mit jeder Provinz, da diese die bunteste Mannigfaltigkeit in Bezug auf Rassen, Religionen, gesellschaftliche Einrichtungen und geschichtliche Ueberlieferungen in sich schließen. Der Charakter des Gouverneurs drückt sich seiner ganzen Provinz auf und kann den Fortschritt hemmen oder beschleunigen; von ihm hängt das Wohl und Wehe von Millionen ab. — Dem Gouverneur zur Seite steht, wie gesagt, das Sekretariat, oder, wie wir sagen würden, ein Rathskollegium. Die Sekretäre sind die Vollzugsorgane des Gouverneurs; durch sie vermittelt er seine Befehle an die untergebenen Distriktsbeamten; ihnen obliegt es, die eingehenden

Digitized by Google

Berichte dieser zu bearbeiten und ihrem Chef vorzulegen; schöpferisch greifen sie in die Verwaltung nicht ein.

Nachdem nun ein, wenn auch flüchtiger, Einblick in das Innere des indischen Verwaltungsapparates gewonnen, geziemt es, auch das Aeußere der Betrachtung zu unterwerfen.

Die heutige politische Verfassung Indiens ist das Ergebniß einer Reihe von Parlamentsakten, die in dem Gesetz von 1858 gipfeln, welches die Regierung Indiens der Ostindischen Compagnie abnahm und der Krone übertrug. Kraft dieses Gesetzes wird Indien von der Königin regiert und in deren Namen von einem Minister, dem ein Rath zur Seite steht. Dadurch, daß dieser Minister dem Kabinett angehören und in einem der beiden Häuser des Parlaments sitzen muß, während sein Unterstaatssekretär Mitglied des anderen ist, ist ausgesprochen, daß er dem Parlament von Großbritannien und Irland verantwortlich ist, so daß man sagen kann: der eigentliche Souverän Indiens, wie Englands selbst, ist das Parlament, da es ja das indische Budget im allgemeinen zu verbescheiden hat und im besonderen Indien diejenigen Lasten auferlegen kann, die erforderlich sind, um Kriege jenseits seiner Grenzen zu führen. Der formelle Beherrscher Indiens ist jedoch der Minister, welcher an Stelle der Königin-Kaiserin handelt, während andererseits das Gesamtkabinett sich in die Verantwortlichkeit theilt, wie denn auch, zum Beweis hierfür, nicht der Minister für Indien, sondern der Premier den Vizekönig ernennt und der Oberbefehlshaber der indischen Truppen dem der englischen unterstellt ist.

Dem Minister zur Seite steht ein aus 15 Mitgliedern zusammengesetzter Rath.[14] Die Räthe müssen gute Erfahrung in indischen Angelegenheiten besitzen, werden auf zehn Jahre ernannt und beziehen ein Gehalt von 1200 Pfund jährlich. Aus Zweckmäßigkeitsgründen erhält jedes Mitglied eine Sparte

Digitized by Google

zur Bearbeitung. Sie leiſten dem Staatsſekretär Hülfe, aber ohne politiſche Verantwortlichkeit. Da ſie nicht mit dem Miniſterium wechſeln, mögen ſie einen Sitz im Parlament haben, oder nicht. Der Miniſter kann ihre Entſcheidungen umſtoßen, und ſie haben dann nur noch das Recht, Proteſt zu erheben.

Stellvertreter der Königin in Indien ſelbſt iſt der auf ſechs Jahre ernannte Vizekönig, der wohl dem Miniſter untergeordnet, aber praktiſch ganz ſelbſtändig iſt, weiß er doch an Ort und Stelle, unterſtützt von ſeinen Organen, beſſer, was noth thut, als der Miniſter zu Hauſe. Dem Vizekönig zur Seite ſtehen wieder zwei Räthe, ein exekutiver und ein legislativer, die mehr oder weniger die Autokratie desſelben verbergen. Rechtsgültige Erlaſſe von ihm können nur unter Mitwirkung des einen oder anderen Rathes ergehen, daher iſt ſein offizieller Titel heute noch Governor General in Council. Außerhalb des Staatszimmers iſt er nur eine Privatperſon; im Innern desſelben allein kann er ſeine Autorität geltend machen. Da aber auch ausgiebig. Denn, wie zu Hauſe der Miniſter, iſt der Vizekönig nicht an das Votum ſeiner Räthe, die man auch Miniſter nennen könnte, gebunden; vielmehr iſt er befugt, „wenn es nöthig iſt“ (in cases of emergency), unabhängig von denſelben zu handeln.[15] Der exekutive Rath beſteht aus ſechs ordentlichen Mitgliedern, zu welchen noch der Oberkommandirende als außerordentliches tritt, und wird nicht vom Vizekönig, ſondern vom Miniſter ernannt. Das Juſtiz- und Finanzdepartement liegen gewöhnlich in den Händen von dazu abgeordneten engliſchen Beamten, während die übrigen Zweige indiſchen Civilbeamten anvertraut ſind. Die Sitzungen, in welchen die Fragen der inneren und äußeren Politik, ſowie die dem legislativen Rath zu unterbreitenden Maßnahmen beſprochen und erledigt werden, ſind geheim.

Digitized by Google

Der legislative Rath schließt den vorigen in sich; außerdem sitzen in ihm sechs bis zwölf weitere Mitglieder, denen die Aufgabe zusteht, Gesetze und Verordnungen zu erlassen. Diese „weiteren Mitglieder" werden vom Vizekönig aus der Zahl der hohen Beamten, der angesehenen seßhaften Engländer und der hervorragenden Eingeborenen, auserlesen; dem Provinzialgouverneur kann auch ein Sitz zuertheilt werden. Den öffentlichen Sitzungen präsidirt der Vizekönig; die Geschäftsordnung gestattet Debatte und Abstimmung. Ein durch die Majorität angenommenes Gesetz erhält Gültigkeit durch die Zustimmung des Vizekönigs, die jedoch auch versagt werden kann, in welchem Falle die Entscheidung beim Minister ruht. Ein neues Gesetz aber kommt auf folgende Weise zu stande. Wenn eine Provinzialregierung findet, daß eine Bevölkerungsklasse irgend eine berechtigte Beschwerde hat, oder daß sich Verhältnisse entwickelt haben, auf welche die bestehenden Gesetze keine Anwendung finden können oder für die sie nicht ausreichen, so wendet sie sich an die Centralregierung und bittet um Erlaß eines bezüglichen Gesetzes. Diese untersucht nun die Nothwendigkeit des neuen Gesetzes in Verbindung mit der beantragenden Regierung, wie auch mit anderen Lokalbehörden, innerhalb deren Bereich sich ein ähnliches Erforderniß einstellen könnte. Ist das Bedürfniß nachgewiesen, so legt die Centralregierung dem legislativen Rath den einschlägigen Antrag vor. Auf diese Weise erhält die Legislatur und zugleich das indische Publikum eine detaillirte Geschichte aller derjenigen Schritte, die unternommen wurden, um sich zu vergewissern, daß die vorgeschlagenen Maßregeln in Wirklichkeit aus den Bedürfnissen des Volkes hervorgehen und ihnen nach jeder Richtung entsprechen. Ist die Sache so eingeleitet, dann legt der legislative Rath den Vorschlag allen Provinzialregierungen zur Begutachtung vor, oder doch denjenigen unter ihnen, auf welche möglicherweise das zu schaffende Gesetz auch

Digitized by Google

einmal Anwendung finden könnte. Außerdem werden verschiedene öffentliche Körperschaften und anerkannte Vereine um ihren Rath befragt. Nachdem nun alles Material gesammelt und gesichtet, gelangt der Vorschlag von neuem an den legislativen Rath, der, wenn nothwendig, die Bill so umarbeitet, daß sie in absoluten Einklang mit den Thatsachen gebracht wird. Irgend ein Mitglied der Legislative, welches annehmen zu können glaubt, daß dies nicht geschehen, oder welches vermuthet, daß die wirkliche Geschichte der Maßregel nicht vollständig bekannt gegeben wurde, hat in der Rathssitzung, in welcher der Vorschlag zum Gesetz erhoben wird, volle Gelegenheit zu ausgiebiger Kritik.

Die Gouverneure von Madras und Bombay haben ebenfalls zwei Räthe zum Beistand, während der Gouverneur-Lieutenant von Bengalen nur den legislativen Rath zur Verfügung hat. Die übrigen Gouverneure haben weder den einen, noch den andern. Das eben Gesagte gilt aber nicht mehr in seinem vollen Umfange, denn die gesetzgebenden Körperschaften sind im gegenwärtigen Augenblick im Begriff, eine vollständige Umbildung zu erfahren, indem das einheimische Element auf Grund eines liberalen Wahlsystems stärker in ihnen vertreten werden soll, als bisher der Fall war, so daß also den einzelnen Provinzen eine Art Homerule gewährt würde. Dieses Experiment beruht auf der sogenannten Croß-Akte vom Jahre 1892, welche jedoch nur die allgemeinen Prinzipien feststellt, während deren Anpassung an die lokalen Verhältnisse und Bedürfnisse der indischen Regierung selbst vorbehalten bleibt. Im Jahre 1893 wurden den neuen Gesetzen gemäß die ersten Wahlen abgehalten. Die Hauptzüge der nunmehr geltenden Einrichtung für Bengalen, das hier als Muster genommen werden mag, waren folgende. Auf Bengalen mit seinen 71 Millionen Einwohnern entfallen sieben auf die Dauer von zwei Jahren zu wählende Abgeordnete zum

Digitized by Google

legislativen Rath. Zum Zwecke der Wahl behielt der derzeitige Gouverneur von Bengalen, Sir Charles Elliot, die höchst einfache, uralte Eintheilung seiner Provinz bei, nach welcher dieselbe in zwei Theile zerfällt: in Calcutta und in das Land außerhalb der Hauptstadt (Mofussil). Calcutta nun stellt drei Deputirte, und zwar derart, daß einer durch die Stadtvertretung, der zweite durch die Universität und der dritte durch die Handelskammer von Calcutta gewählt wird. Die vier übrigen Abgeordneten werden indirekt von den Stadtvertretungen und den Distriktsämtern der Provinz gewählt, in der Weise, daß jede Stadtvertretung und jede Division wechselweise alle acht Jahre einen Repräsentanten entsendet, der auch zwei Jahre im legislativen Rath sitzt. In den rein ländlichen Bezirken ist das Wahlsystem das nämliche, so daß zwei Divisionen alle zwei Jahre einen Abgeordneten wählen und jede Division innerhalb acht Jahren an die Reihe kommt. Die Namen der Erwählten werden dem Gouverneur vorgelegt, der von seinem Rechte, die Bestätigung der Wahl zu versagen, nur im äußersten Falle Gebrauch machen wird. Die Erfahrungen, die man mit dem, allerdings erst seit zwei Jahren bestehenden, System gemacht hat, sind befriedigend, da man in der neuen Einrichtung eine Stärkung der Regierungsgewalt erblickt, nicht, wie man vielleicht erwarten sollte, eine Schwächung.

Diese gesetzgebenden Körperschaften sind jedoch nicht die einzigen Quellen, aus denen das indische Recht erfließt. Außer den Räthen des Vizekönigs und der Gouverneure von Madras, Bombay und Bengalen ist auch das englische Parlament Rechtsquelle; ebenso haben die von den Räthen älterer Organisation geschaffenen Gesetze Gültigkeit; außerdem das einheimische indische und muhammedanische Recht, das jedoch den Auslegungen der obersten englischen Gerichtshöfe unterworfen ist und die Gewohnheitsbestimmungen der Kasten und einzelnen Stämme in sich begreift.

(777)

Digitized by Google

Mit Ausnahme der Fälle, wo der Collector als Richter handeln kann, und eines nachher noch zu erwähnenden ist die richterliche Funktion von der administrativen getrennt. Calcutta, Madras, Bombay und Allahabad sind die Sitze von Obergerichten, an deren Spitze ein Oberrichter steht und deren Beamte und Anwälte theils Engländer, theils Eingeborene sind: ein Richter muß Eingeborener sein. Sie sind sowohl erste als zweite Instanz, während der geheime Rath in London der oberste Appellhof ist. Die niedere Gerichtsbarkeit ist zum größten Theil den Eingeborenen anvertraut, neun Zehntel aller Civilprozesse und drei Viertel aller Strafsachen gehen durch ihre Hände.[16]

Was bis jetzt über das indische Verwaltungssystem gesagt wurde, ist die Theorie desselben. Die Praxis entspricht dieser nicht immer, eine Thatsache, die nicht allein hier, sondern im gesamten englischen Verfassungsleben zu beobachten ist. Der Engländer ist eben, im Gegensatz zum Franzosen, in solchen Dingen kein Systematiker, ein abgesagter Feind jeder Schablone und Prinzipienreiterei; seine ausgeprägte Individualität scheut nicht davor zurück, mit den nackten Thatsachen handgemein zu werden und sich mit ihnen abzufinden, ohne Beiziehung theoretischer Hülfen. Daher ist der Vizekönig, obwohl Chef der gesamten indischen Verwaltung, in der That nichts weniger als dieses. Mit seinem Hof im fernen Simla residirend, muß er sich darauf beschränken, die Dinge zu kontrolliren, viel mehr als sie in ihren Einzelheiten zu lenken. Ihm obliegt die Leitung der allgemeinen Reichsangelegenheiten, die Regelung der Beziehungen zu auswärtigen Mächten und die Begleichung sich etwa gegenüberstehender Interessen der einzelnen Landestheile.

Das Schwergewicht der eigentlichen Verwaltung liegt in der Provinz, und die Tendenz nach Selbständigmachung der Provinz gegenüber dem Reich tritt immer mehr zu Tage. Aber auch die Provinzen zeigen wenig Aehnlichkeit in administrativer

Digitized by Google

Beziehung, da sie immer noch zu sehr die Spuren ihres geschichtlichen Wachsthums an sich tragen. Man unterscheidet gewöhnlich, etwas vage zwar, drei Provinzen, die den Namen Präsidentschaften führen, welcher Name noch aus der Zeit stammt, da die ersten Faktoreien unter der Leitung eines Präsidenten standen: Madras, Bombay und Bengalen. Nun haben die beiden ersteren noch denselben Umfang, wie zu Anfang des Jahrhunderts; aber eine Präsidentschaft Bengalen existirt nur dem Namen nach, d. h., was man so nennt, ist viel umfangreicher, als das, was in der Geographie diesen Namen führt. Bengalen umfaßt in der That alle Landestheile, die nicht zu Bombay und Madras gehören, das Punjab, die Centralprovinzen, die Nordwestprovinzen, Oudh und jetzt auch noch Britisch-Birma. Die Gouverneure von Madras und Bombay werden vom Minister ernannt, korrespondiren in gewissen Fällen mit diesem direkt und haben jeder, wie bereits erwähnt, einen exekutiven und legislativen Rath zur Seite. Ein Uebertritt der Beamten von einer dieser Provinzen in die andere oder nach Bengalen findet nicht, oder nur sehr selten statt. Diejenigen Provinzen, die man unter dem Namen Bengalen zusammenfaßt, stehen mehr oder weniger direkt unter dem Vizekönig, bieten aber unter sich wieder große Verschiedenheiten dar. Das eigentliche Bengalen untersteht einem Gouverneurlieutenant mit einem legislativen Rath. Die Nordwestprovinzen werden getrennt verwaltet; der dortige Gouverneurlieutnant, der seit 1886 einen legislativen Rath neben sich hat, ist zugleich Oberkommissär von Oudh; das Punjab bildet ein drittes Gouvernement ohne legislativen Rath; die Centralprovinzen, Britisch-Birma und Assam, stehen unter Oberkommissären, und fernliegende Theile, wie Ajmeer, Berar und Coorg werden von besonderen Beamten verwaltet.

Aber damit ist die Buntheit der Administration noch nicht zu Ende. Das ganze System beruht wieder auf einer Zwei-

Digitized by Google

theilung in reglementirte und nicht-reglementirte Provinzen oder Distrikte. (Regulation und non regulation system). Regulations nannte man die gesetzgeberischen Akte der Präsidentschaftsräthe der Provinzen, sie bildeten die ersten Versuche der Verwaltungsorganisation und sollten den Beamten des ganzen Reiches als Norm dienen. Mit der Zeit aber sah man ein, daß allgemeine Sätze nicht überall Anwendung finden könnten, und man war genöthigt, gewisse Landstriche auf anderer Basis zu regieren. So unterliegen alle neuerworbenen Provinzen, wie z. B. das Punjab, nicht mehr dem Regulationssystem, das überhaupt im Aussterben begriffen ist, zumal die Bevölkerung sich nach und nach an die englische Herrschaft gewöhnt hat und viele Einrichtungen für das Gesamtreich Gültigkeit besitzen. Unterschiede zwischen den reglementirten und nicht-reglementirten Landestheilen bestehen jedoch immer noch. So liegen in den letzteren die administrative und richterliche Funktion noch in einer Hand, während in der ersteren Einnehmer und Richter getrennte Personen sind; der Oberbeamte führt den Titel „stellvertretender Kommissär" (Deputy Commissioner), und die höchsten Beamtenstellen sind nicht nur den dazu befähigten Civilisten, sondern auch Militärs zugänglich.

Wie schon erwähnt, macht sich in der jüngsten Zeit die Tendenz bemerkbar, die Provinz etwas mehr auf eigene Füße zu stellen. Der im Jahre 1872 (von einem afghanischen Sträfling in Port Blair auf den Andamaneninseln) ermordete Vizekönig Lord Mayo war der Erste, der einen diesbezüglichen Versuch machte, und alle seine Nachfolger sind ihm in derselben Richtung gefolgt, dem ausgesprochenen Talent der eingeborenen Bevölkerung für Selbstverwaltung Rechnung tragend, welches Talent sich in jeder Dorfgemeinde mit ihrem Vorsteher (Headman) und Fünferrath (panchayat) ausdrückt. Der Versuch bestand zunächst darin, daß die Centralregierung einen Theil ihrer Kontroll-

Digitized by Google

befugnisse über die Finanzen der Provinzen aufgegeben hat. Diese steuern wohl noch zur allgemeinen Reichskasse bei, allein ein bestimmter Theil der Einnahmen fließt ihnen wieder zurück zur Bestreitung lokaler Bedürfnisse; außerdem steht es ihnen frei, selbst Hülfsquellen zu entdecken, die nur ihnen und besonders ihrem Erziehungswesen zu gute kommen sollen. Und da es in Indien gerade so ist, wie überall, so ist leicht ersichtlich, daß mit der finanziellen Kraft auch die politische Bedeutung der Provinz wächst.

Diese Bemerkung führt zur Betrachtung der Finanzverwaltung des indischen Reiches im allgemeinen.

Nach ungefährer Berechnung beziffern sich die laufenden Einnahmen und Ausgaben auf 60 Millionen Pfund Sterling oder 1200 Millionen Mark, also etwa so hoch, wie die des deutschen Reiches, dessen Etat für das Jahr 1895/96 in Einnahmen und Ausgaben mit 1 247 256 063 Mark abschließt. Zwanzig Millionen Pfund, oder ein Drittel der Gesamteinnahmen, erfließen aus der Bodensteuer; zehn weitere aus den Ergebnissen der Eisenbahnen, Bewässerungsanstalten und Posten; zehn Millionen bringt das Opium, sechs Millionen das Salz;[17] der Rest wird durch die Stempel- und Spirituosensteuer, sowie durch die Zölle aufgebracht, während die direkte Steuer nur ungefähr eine halbe Million einbringt. Unter den Ausgaben figuriren die für das Heer mit etwa 20 Millionen, 5 Millionen erfordert die Verzinsung der sich auf 150 Millionen belaufenden Staatsschuld; aus dem Reste werden die Gehälter für Beamten,[18] die öffentlichen Arbeiten, die Erziehungs- und Schulanstalten ꝛc. bestritten.

So einfach sich dies nun anhört, so schwierig ist es, es in den Details zu fassen. Einmal wegen der Währungsverhältnisse. In Indien bildet bekanntlich die Rupie[19] die Münzeinheit, eine Silbermünze, die nominell zwei Shillings werth ist; von diesem Nominalwerth weicht jedoch der Marktwerth oft

Digitized by Google

bedeutend ab, und es ist bekannt, daß er in der jüngsten Zeit auf einen Shilling zwei Pence gesunken ist, ein Umstand, der sehr unheilvolle Wirkungen im Gefolge hatte und augenblicklich noch hat und zur Verwirrung der indischen Finanzen nicht wenig beiträgt. Ein weiterer Umstand, der einen klaren Einblick in dieselben hemmt, ist der, daß, wie bereits bemerkt, in Indien der Staat der größte Arbeitgeber, alles in allem ist. Nicht genug damit, daß er das Land verwaltet und die Justiz ausübt: er ist auch der alleinige Grundbesitzer, insofern der alte Grundsatz Geltung hat, daß die Regierung Anrecht auf einen Theil des Ertrages von jeder bighá Land hat;[20] er ist der alleinige Opium- und Salzproduzent; er baut und unterhält Eisenbahnen, Straßen, Bewässerungswerke; leitet Posten, Telegraphen und Schulen — und hat infolge hiervon auch das finanzielle Gebahren aller dieser Anstalten und Veranstaltungen zu überwachen und zu lenken.

Am meisten Eigenthümlichkeiten bietet die Erhebung der Bodensteuer dar. Im Jahre 1832 wurde mit der Vermessung und Klassifizirung des Landes begonnen; im Laufe der folgenden Jahrzehnte wurde die Riesenarbeit fortgesetzt, und heute ist das Katasterwesen in Englisch-Indien so geregelt, wie bei uns.[21] Auf Grund dieser Regelungen wird die Bodensteuer erhoben, aber, wie das eigentlich bei einem Lande wie Indien selbstverständlich ist, nicht überall auf die gleiche Weise, sondern unter steter Berücksichtigung der geschichtlich gewordenen, den Eingeborenen über alles gehenden örtlichen Verhältnisse. Und so lassen sich drei große Systeme der Grundsteuererhebung unterscheiden. In Bengalen, d. h. in ganz Nordindien, mit Ausnahme des Nordwestens wurde im Jahre 1793 durch das Permanent Settlement des Lord Cornwallis das Land an eine Art von Generalpächtern als Quasieigeigenthum übertragen. Dieser Modus besteht noch zu Recht: die Generalpächter, die Zemindars,

Digitized by Google

wie sie genannt werden, liefern eine permanent festgelegte Rente an den Staat ab, also heute noch so viel wie vor hundert Jahren, und erheben die ebenfalls festgelegte Steuer von ihren Unterpächtern, ungeachtet der inzwischen eingetretenen Steigerung der Bodenwerthe und ohne Rücksicht auf den jeweiligen Ertrag.

Anders ist es in Madras oder Bombay; hier herrscht das sogenannte Raiyatwari-System. Die Raiyats sind Pächter, welche von der Regierung Land auf bestimmte Zeit, gewöhnlich 30 Jahre, ausgeliehen erhalten, wogegen sie alljährlich eine Rente zahlen, die bemessen ist nach der Bonität des Bodens, einem Ertragsdurchschnitt und nach dem Ertragswerth mit Einbeziehung aller möglichen Umstände und schließlich nach der Antheilsquote, die dem Staate billig zufallen sollte. Nach langen, ungemein schwierigen Versuchen ist man hier auf ein System gerathen, bei dem Bauer und Regierung scheinen gleich gut bestehen zu können.

Im Nordwesten herrscht ein gemischtes System; hier wird die Bodenrente dorfweise (Mahál Settlement) erhoben, d. h. von dem Dorfeigenthümer, der entweder ein Großgrundbesitzer, oder ein kleinerer bäuerlicher Eigenthümer oder auch die Gesamtgemeinde sein kann. In anderen Landschaften wiederum herrschen Systeme, die mit den eben beschriebenen größere oder geringere Aehnlichkeit haben. — Der Gesamtertrag der Bodensteuer beläuft sich, wie erwähnt, auf 20 Millionen Pfund, was einen Durchschnitt von zwei Shillings auf den Kopf der Bevölkerung und den Morgen Landes repräsentirt und sechs Prozent des Ertragswerthes, gegen 33 1/3 Prozent, welche die Regierung der Moguls beanspruchte.

Das Opium bringt, wie erwähnt, zehn Millionen, die thatsächlich zum größten Theile von den Chinesen beigesteuert werden und die auch den Hauptgrund abgeben dürften dafür, daß der neuerdings von einzelnen Eiferern unternommene Feldzug gegen den Gebrauch des Giftes seinen Zweck verfehlen

Digitized by Google

wird. Das Pflanzen des Mohns ist Monopol des Staates, der in Bengalen, in der Nähe von Patna und Benares große Kulturen angelegt hat, wo er auch die Bereitung des Opiums vornimmt, das er dann an die Calcuttaer Kaufleute abläßt. Der Ueberschuß über die Produktionskosten figurirt dann im Budget als direkte Einnahme. Während aber im ganzen britischen Territorium, von den erwähnten Ausnahmen abgesehen, der Anbau des Mohns streng verboten ist, florirt er in einigen Eingeborenen-Staaten Centralindiens, hier wird beim Uebergang über die Grenze ein Zoll erhoben, der sich nach dem Marktpreise von Calcutta richtet. — Bodensteuer und Opiummonopol liefern also die Hälfte des gesamten Staatsaufwandes, während die andere Hälfte aus den oben bezeichneten Quellen versorgt wird.

Vor und mitten in der eben beschriebenen politischen und finanziellen Verwaltungsmaschine steht zum Schutze derselben im Innern und zur Vertheidigung nach außen die Armee. Dieser ihrer doppelten Aufgabe entspricht die Organisation des Heeres, die während der letzten acht Jahre (unter den Lords Dufferin, Lansdowne und Roberts) ihre jetzige Gestaltung erhielt. Das Gesamtheer zählt beiläufig 100 000 britische Mannschaften und 180 000 Eingeborene, im ganzen also 280 000 Mann, die gegebenenfalls noch durch die Hülfstruppen der Eingeborenen-Staaten vermehrt werden können. Der größere Theil dient als Occupationstruppe, während 70 000 Mann jeden Augenblick in Bereitschaft gesetzt werden können, um an die Grenze zu marschiren, wenigstens ist nach den jüngsten offiziellen Versicherungen der Mobilisirungsplan bis in die letzten Einzelheiten geregelt. Seeküste und Landgrenze sind genügend bewacht, die Eingänge zu den Häfen von Calcutta, Bombay, Karachi und Rangoon sind stark befestigt; ebenso im Norden die Hauptstraßen, die vom Kontinent herein-

Digitized by Google

führen. Die eine Befestigungslinie deckt Quetta, eine zweite faßt die Brückenköpfe des Indus bei Sukkur und Attock in sich, während eine dritte von Rawal Pindi bis Multan die Zugänge zum Punjab versperrt. Die Schlagfertigkeit der Armee wurde erhöht durch die Neuorganisation vom Jahre 1893, die, den veränderten Umständen Rechnung tragend, an Stelle der drei bis dahin getrennten und selbständigen Armeen von Madras, Bombay und Bengalen vier Armeecorps setzte, die einem Oberkommandirenden unterstellt sind, unter welchem vier Generallieutenants die einzelnen Corps befehligen.

Nachdem nun ein, naturgemäß nur flüchtiger Einblick gewonnen in die Natur Indiens und seiner Bewohner, sowie in das Verwaltungssystem, unter welchem die Engländer ihre Herrschaft ausüben, drängt sich von selbst die Frage auf: Welche Wirkung hat diese Herrschaft auf die indischen Völker ausgeübt? Haben die Indier Ursache, den Engländern dankbar zu sein für das, was sie an ihnen gethan oder nicht?

Es giebt unter den Betheiligten wohl keine Frage, über welche die Ansichten weiter auseinandergehen, als diese. Auf der einen Seite stehen die Pessimisten, welche nicht müde werden, zu behaupten: Indien wird von den Engländern zu ihrem eigenen Vortheil ausgebeutet; der Eigennutz der regierenden Klasse wird nur erreicht von ihrer Unwissenheit und Gewissenlosigkeit; Besteuerung ist gleichbedeutend mit Ausraubung; die Rechtspflege ist privilegirter Meineid; der Boden wird immer mehr ausgesogen; das Volk steht beständig am Rande des Hungertodes und bildet eine Herde Sklaven in den Händen des Geldverleihers. — Demgegenüber stehen die optimistischen Ansichten hauptsächlich der offiziellen Kreise, welche ausführen: Vor allem zieht England keinen direkten Nutzen aus Indien, wenn man nicht die Beamtengehälter hierher rechnet, die zum Theil ins Mutterland fließen und dort verzehrt werden; „kein

Digitized by Google

englischer Arbeiter, kein englischer Steuerzahler hat einen Pfennig direkten Nutzen oder zahlt einen Pfennig weniger zu den Landeseinkünften, weil wir Indien besitzen";[23] die pax britannica schützt das Land nicht nur nach außen, sondern erhält auch im Innern Ruhe und Ordnung; die Regierung wendet Millionen um Millionen auf, um die aus Mißernten entstehende Noth zu lindern; sie baut Eisenbahnen und Bewässerungsanstalten, unterstützt weitgehendst Schulen und Erziehungsinstitute und verhilft dem letzten Bauern zu ein wenig Eigenthum. Der Handel entwickelt sich ungemein rasch; die Einnahmen steigen trotz der Herabsetzung der Steuern; fortwährend entstehen unter dem Schutz und der Förderung des Staates neue industrielle Unternehmungen; die Bevölkerung mehrt sich stetig.

Wenn es nun leicht und billig ist, sich auf die eine oder andere Seite zu schlagen und, je nachdem, uneingeschränkt zu loben und zu tadeln, so ist es, weil gerechter, weit weniger einfach, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die Gegensätze versöhnt erscheinen, zumal bei einem solchen Versuch es sich als nothwendig erweist, altes und neues zu vergleichen und gegeneinder abzuwägen. Erst bei einem solchen Verfahren gelangt man zu einer unparteiischen Werthschätzung der Dinge. Und auch dann noch muß das Urtheil vorsichtig und zurückhaltend sein.

Wohl nichts springt dem Betrachter der indischen Geschichte mehr in die Augen, als der Kontrast zwischen der Unbeständigkeit der Throne und der Stetigkeit der sozialen Verhältnisse. Sieht man daher von den häufigen dynastischen Veränderungen ab, so kann man sagen: die materielle Lage des Volkes zu irgend einer Zeit war typisch für das, was sie zu aller Zeit war,[24] so daß also in dieser Hinsicht das, was wir Fortschritt nennen, in Indien gar nicht oder, bestenfalls, nur wenig und

Digitized by Google

sehr allmählich Platz greifen kann. Schon die ältesten Besucher des Landes, Griechen, Araber, Italiener, drückten ihr Erstaunen aus über die hohe Civilisation, die sie dort antrafen. Volkreiche Städte, fleißige Ackerbauer, geschickte Handwerker, lebhafter Handel, geschmackvolle Architektur — alles dies scheint dem indischen Boden eingeboren zu sein. Im achtzehnten Jahrhundert war Surat das Emporium des Handels mit Europa, und die Zahl seiner Bewohner wird auf 800000 angegeben. Als Clive im Jahre 1757 in Murschidabad, der Hauptstadt Bengalens, einzog, schrieb er: „Diese Stadt ist so ausgedehnt und volkreich wie London, nur mit dem Unterschied, daß es dort unendlich mehr sehr reiche Leute giebt, als in London." Es wird von fabelhaften Summen geredet, die jeweils den indischen Eroberern als Beute in die Hände fielen, und der Pfauenthron des Shah Jahan (1628—1658) wurde auf 130 Millionen Mark gewerthet.[25] — Nun läßt sich allerdings sagen: Neben dem in wenigen Händen aufgehäuften Reichthum kann die größte allgemeine Armuth hergehen. Von dieser Armuth haben wir jedoch keinen Beweis. Die natürlichen Hülfsquellen Indiens waren unter der Herrschaft der Eingeborenen ebenso entwickelt, wie zu irgend einer Zeit nachher, und ihre Ergebnisse lieferten immer einen großen Ueberschuß, der zudem im Lande verblieb. Was zuerst die europäischen Händler anzog, waren nicht die Rohprodukte, sondern die Erzeugnisse des Gewerbes. Und wer je in der indischen Abtheilung des Kensington-Museums in London einen Blick gethan hat auf die dort aufgehäuften Schätze — von der in Holz geschnitzten Hausfront aus Lahore und der Marmorkolonnade aus Agra, von den wunderbaren Geweben und Stickereien mit ihren blendenden Färbungen vorbei bis zu den herrlichen Metallarbeiten und Elfenbeinschnitzereien und dem goldenen Throne des Runjeet Singh — der muß sagen:

Digitized by Google

in kunstgewerblichen Dingen haben die Indier von den Engländern und den Europäern überhaupt nichts zu lernen.

Der Ackerbau hat seit Jahrhunderten keine Veränderungen erlitten. Die traditionellen, einfachen Methoden sind dem Boden und dem Klima ausgezeichnet angepaßt. Mit Ausnahme der Kartoffel in einigen Strichen wurde keine neue Kulturpflanze eingeführt; vor wie nach bilden Hirse, Reis und Weizen die Hauptnahrung der Bevölkerung, neben welchen noch allerlei Arten von Hülsenfrüchten, Gewürzen, Küchenkräutern und Oelsaaten angepflanzt werden. Der Bauer ist schon lange aufs genaueste vertraut mit der Zeit der Aussaat und der Ernte, mit der Wechselwirthschaft und dem Düngen, wie mit der für ihn so unendlich wichtigen Kunst der Bodenbewässerung, in welch letzterer Hinsicht die erfolgreichsten modernen Einrichtungen ganz auf der Grundlage der alten ruhen. Nur eins hat die englische Verwaltung dem indischen Bauern gegeben — die Sicherheit, um welche sein irischer Bruder ihn beneiden könnte; aber sie hat nicht vermocht, ihn aus den Händen des an die Stelle des ehemaligen Eroberers getretenen Geldverleihers zu befreien und ihn vor den periodisch wiederkehrenden Mißernten und deren Gefolge, der Hungersnoth, vollständig zu schützen — kurz, die drückende Armuth zu beseitigen, unter welcher der Kleinbauer seufzt. Eine Armuth, deren Vorhandensein wohl manchmal geleugnet wird, die aber doch existiren muß, wie das besonders aus den gründlichen Untersuchungen Dadabhai Naorojis hervorgeht, welcher das jährliche Durchschnittseinkommen auf den Kopf der indischen Bevölkerung auf 20 Rupien berechnet.

Aehnlich verhält es sich mit denjenigen Bevölkerungsklassen, die nicht mit dem Ackerbau zusammenhängen. Die Weber z. B., ehemals eine blühende Zunft, haben sicherlich gelitten; in einigen Gegenden sind sie, wie in Europa, ganz verschwunden; in

Digitized by Google

anderen fristen sie ein kümmerliches Dasein. Die Baumwollenfabriken von Manchester haben die eingeborene Textilindustrie vernichtet, und wenn in der neuesten Zeit die Indier laut Einsprache erhoben gegen die zollfreie Einfuhr von Geweben aus Lancashire,[26] so verhindern doch die in ihrem Lande selbst entstandenen Fabriken ein Wiederaufleben der alten einheimischen Gewerbethätigkeit. — Mit den Webern sind die Färber dahingegangen, und wie Weberei und Färberei sind die Künste des Teppichwirkens, der Feinstickerei, der Holz- und Elfenbeinschnitzerei, der Bearbeitung des Leders und der Metalle und viele sonstige Hantierungen von ihrer früheren Höhe herabgesunken, ja zum Theil in Vergessenheit gerathen, nicht allein zum Schaden Indiens; und wir können uns nicht wundern, daß es viele einsichtige Leute giebt, die mit Mißmuth zusehen, wie, mit jedem Tage mehr, Indien an England seine Rohprodukte ausführt, um dagegen Industrieerzeugnisse einzutauschen. Ebenso wird, und, wie es scheint, mit Recht Klage geführt über den Umstand, daß die gesamten Kosten, welche die Verwaltung und Vertheidigung Indiens erfordern, ausschließlich auf die Schultern der Eingeborenen abgewälzt werden, während doch ein gut Theil des Reichthums, der Größe und der Bedeutung Englands auf seiner Verbindung mit Indien beruht.[27]

Haben nun diejenigen recht, welche behaupten, daß der Fortschritt der weitaus zahlreichsten, und zugleich allerdings auch konservativsten Bevölkerungsklassen, der Ackerbauer und Gewerbetreibenden, unter der englischen Herrschaft nicht in sehr hohem Maße gediehen, so stehen denn doch auch sicherlich und unbestreitbar lichte Momente gegenüber. Vor allem läßt sich nicht in Frage stellen, daß die Einwohnerzahl des Landes gestiegen ist, und daß Sicherheit, Ordnung und Recht im Innern herrschen, während eine mächtige Armee bereit ist, die Unabhängigkeit nach außen zu behaupten, und alle Einwohner

Digitized by Google

des ganzen Landes von Loyalität gegen ihre Kaiserin erfüllt sind, wie das aus Kundgebungen aller Art hervorgeht. Das Verkehrswesen hat sich in sehr hohem Maße entwickelt. Im Jahre 1856 zählte man 300 (englische) Meilen Eisenbahnen, die zwei Millionen Passagiere und 250 000 Tonnen Güter beförderten; heute besitzt Indien ein Eisenbahnnetz von mehr als 18 000 Meilen Länge, auf welchem jährlich 121 Millionen Passagiere und 26 Millionen Tonnen Güter befördert werden. 1858 betrug die Einfuhr etwa 40 Millionen Rupien; 1892 hingegen erreichte der Import einen Werth von 79 Millionen und der Export einen solchen von 113 Millionen Pfund.[28]

Der Erziehung widmet die Regierung die größte Sorgfalt; drei nach dem Londoner Muster eingerichtete Universitäten zu Madras, Bombay und Calcutta, die jede von Tausenden Studirender besucht wird, nebst einer Anzahl affiliirter kleinerer Anstalten (Colleges) vermitteln die höhere Bildung. Volksschulen zählte man im Jahre 1893 142 000 mit etwa 4 Millionen Schülern gegen 400 000 im Jahre 1864. Eine Folge der zunehmenden Bildung ist wohl das allmählich beginnende Nachlassen der Spannung zwischen den verschiedenen Rassen und Religionen. In den letzten 30 Jahren haben Hindu und Muhammedaner sich daran gewöhnt, miteinander auf derselben Schulbank zu sitzen, auf der Eisenbahn zu fahren, zusammen den Richterstuhl einzunehmen, gemeinsam im gesetzgebenden Körper zu tagen und so die unabwendbare Thatsache der religiösen Verschiedenheiten ruhig hinzunehmen in einem Grade, wie das in den vielen Jahrhunderten, die der englischen Herrschaft vorangingen, nicht geschah. Wenn auch noch ein weiter Weg ist bis zur vollkommenen Harmonie, so sind die religiösen Streitigkeiten, die allerdings jeden Augenblick auflodern können, doch weniger häufig und weniger blutig geworden, als früher.

Mit der Bildung ist auch die Werthschätzung des Einzel-

Digitized by Google

lebens gestiegen. Die im August des Jahres 1894 stattgehabte Katastrophe am Ghona-See ist hierfür ein lehrreiches Beispiel. Als einige Monate vorher infolge eines Erdrutsches die Gefahr entstand, daß der genannte See über seine Ufer trete, das umgebende Land überschwemmen und so unermeßlichen Schaden anrichten werde, da ergriff die Regierung in aller Stille mit einem Kostenaufwand von mehr als 6000 Pfund umfassende Maßregeln mit dem Ergebniß, daß, als der Durchbruch erfolgte, kein einziges Menschenleben zu Grunde ging, während einem ähnlichen Ereigniß im Jahre 1840 am oberen Indus ungezählte Tausende zum Opfer fielen.

Die Verallgemeinerung der Bildung, die neben den Schulen einer mächtigen Presse zu verdanken ist, hatte aber noch eine andere Wirkung. In immer weiteren Kreisen macht sich das Streben nach mehr oder weniger Selbständigkeit, nach einer Art Selbstverwaltung bemerkbar. Dieses Bestreben gewann in den letzten Jahren greifbare Gestalt in den sogenannten Nationalkongressen, wo man anfängt, sich, unabhängig von der Regierung, mit der Lösung heimischer Fragen zu befassen, als da sind: Verringerung der Heirathskosten, in deren Höhe die Hauptwurzel der bäuerlichen Verschuldung zu suchen ist; die Wiederverheirathung der Witwen; die Abschaffung der uralten schwesterlichen Erbfolge, gemäß welcher Erben eines Mannes nicht *seine* Kinder, sondern die seiner Schwester sind; die Erziehung der weiblichen Kinder, die Kinderehen, die Seereisen u. dergl. m. Auch der Ruf: „Indien für die Indier", läßt sich bereits vernehmen als Folge der Begünstigung, welche die Regierung den Dezentralisationsbestrebungen hat angedeihen lassen.

Wiederholen wir nun die Frage: Welches sind die Folgen der englischen Herrschaft für Indien? so werden wir sagen können: Die Bevölkerung hat sich vermehrt, und der Durchschnitt der Lebensführung hat sich gehoben; das ganze Volk,

Digitized by Google

ob direkt unter englischer Herrschaft oder unter eingeborenen Fürsten stehend, ist gegen die Mißbräuche der Gewalt geschützt und kann in Ruhe genießen, was es hervorbringt. Während aber die Macht der Regierung gestärkt wurde, steht die Bevölkerung im Begriff, ihr Jahrhunderte altes Gleichgewicht zu verlieren, und damit ist eine Bewegung inauguriert, die die ganze bisherige geschichtliche Entwickelung Indiens auf den Kopf zu stellen geeignet ist. Mit der Einführung des europäischen Staatenbegriffs und einer bis ins einzelne organisirten Verwaltung hat man, unstreitig von den wohlmeinendsten Absichten geleitet, zu viel neuen Wein westlicher Gedanken und Sitten in die alten Schläuche indischer, festgefugter Formen und Ideen gefüllt. Niemand wird sich unterfangen können, vorauszusagen, zu welchen Resultaten dieser Prozeß führen wird. Ob, vorausgesetzt, daß England dem von Norden her immer heftiger anpochenden Feind stand halten kann, wie Einige meinen, das zwanzigste Jahrhundert in Indien eine Anzahl sich selbst regierender, unabhängiger Staaten sehen wird, deren Oberhoheit in englischen Händen ruht; oder ob Indien sich ganz losreißen wird und man in dem gegenwärtigen Verhältniß Englands zu demselben späterhin nur eine romantische Episode der englischen Geschichte erblicken wird, wie Spencer Walpole meint; oder ob Indien mit Großbritannien und seinen Kolonien zu einem einheitlichen Riesenreich, dem Greater Britain, zusammenwachsen wird — das liegt außerhalb menschlicher Gesichtsweite. Zunächst wohl wird in dem Verhältniß beider Länder zu einander keine Aenderung eintreten. Aber dann bleiben auch die Verpflichtungen Englands gegen Indien ungemein große und schwierige — Verpflichtungen, die einer der besten Kenner Indiens, der frühere Oberkommandirende, Feldmarschall Lord Roberts, wie folgt programmatisch formulirt: „Wir müssen fortfahren, Indien in derselben Weise zu regieren,

Digitized by Google

die sich seit mehr als einem Jahrhundert wirksam gezeigt hat für die Wohlfahrt und Sicherheit der Millionen, über die wir herrschen und für die Festigkeit unserer eigenen Macht; wir müssen daher mit der äußersten Vorsicht jeden Vorschlag prüfen, der eine radikale Aenderung in den Prinzipien bezwecken möchte, welche bisher unsere Verwaltung geleitet haben. Wir dürfen nie die Thatsache aus dem Auge verlieren, daß die Interessen und Neigungen, die Sympathien und Vorurtheile dieser Millionen sehr von einander abweichen, ja oft einander zuwiderlaufen. In vielen Beziehungen liegt zwischen dem Muhammedaner des Punjab und dem Bengalen, dem Sikh und dem Madrasi, dem Pathan und dem Mahratten eine viel weitere Kluft als zwischen dem Engländer und dem Russen, dem Deutschen und dem Portugiesen, dem Griechen und dem Schweden, so daß, wenn die Leute von einer repräsentativen Verfassung nach englischem Muster reden, oder von „Indien für die Indier", ich immer gerne fragen möche, welcher Volksgruppe oder welcher Provinz man die Interessen der übrigen anvertrauen, wie man die ungeheure Menge, welche das indische Reich bildet, als eine einzige geschlossene Nationalität behandeln möchte. Dieses erinnert mich an das Wort eines einsichtigen, wohlunterrichteten Eingeborenen aus Madras, der, nach seiner Ansicht über die Theorie des „Indien für die Indier" befragt, also antwortete: „„Gehen Sie in den zoologischen Garten und öffnen Sie sämtliche Käfige. Alle Thiere fallen übereinander her und über die Leichen der Zerfleischten schreitet der Tiger."" Unter dem Tiger verstand er die rauhen Muhammedaner des Nordens, die, in Gemeinschaft mit den übrigen nördlichen Völkerschaften Indiens, jene kriegerischen Eigenschaften besitzen, die dem friedliebenden, sanften Südländer abgehen, und denen er nicht widerstehen könnte. Die Moral dieser Allegorie ist, daß Indien nicht sich selbst überlassen werden kann, und daß eine überlegene Macht

Digitized by Google

die verschiedenartigen Rassen zusammenhalten muß. Die Macht, die Indien den inneren und äußeren Frieden bewahren kann, ist England. Aber die äußerste Vorsicht ist nöthig. Denn, obgleich England die Aufgabe übernommen hat, seinen östlichen Unterthanen die Segnungen westlicher Civilisation zufließen zu lassen und sein Regierungssystem den jeweils durch dieselbe Civilisation veränderten Umständen in den Lebensverhältnissen der Völker anzupassen, darf es nie außer acht lassen, daß die westliche Erziehung zur Zeit nur einen unendlich kleinen Theil der Bevölkerung beeinflußt, und daß die große Mehrheit in ihren Sitten und Gewohnheiten, in ihrem Fühlen und Denken immer noch dieselbe ist, die ihre Vorväter vor Jahrhunderten waren: Stärke, Ordnung und besonnener Fortschritt muß daher die Losung sein.

Anmerkungen.

[1] Als Quellen wurden vorzugsweise benutzt: Cotton, India (1883); Wheeler, Indian History (1892); Lyall, Rise of the British Dominion in India (1893); Baden-Powell, A short account of the Land Revenue and its Administration in British India; with a Sketch of the Land tenures (1893); Dadabhai Naoroji, Poverty of India (1888); derselbe: Speech, delivered in the House of Commons 14th August 1894 derselbe: Indian Exchanges and Bimetallism (1886); derselbe: Presidential Address, delivered at Lahore 27th December 1893; the Parliamentary Debates; mehrere Jahrgänge der „Weekly Times"; Macaulay, Essays; Green, A short History of the English People; M'Carthy, A History of our own Times; Seeley, The Expansion of England.

[2] Vergl. Baden-Powell, S. 5.

[3] Vergl. Parliamentary Debates, 2th June 1893, Kol. 128.

[4] Vergl. Lyall, S. 77.

[5] „Disguise the matter how we might, there is no hiding the fact that India is held at present by the sword." General Chesney in der Parlamentsverhandlung am 2. Juni 1893.

[6] Macaulay, Lord Clive, S. 11 (Tauchnitz Ed.). Bemerken wir nicht zur Zeit ein ähnliches Verhältniß in Aegypten?

[7] Der Maharajah, von dem hier die Rede ist, starb am 28. Dezember 1894.

Digitized by Google

[8] Sie beruht also ganz auf den Prinzipien des Absolutismus, wie ihn Hobbes lehrte. Vergl. Paulsen, Ethik, Bd. II, S. 496—498.

[9] In der allerneuesten Zeit scheint die Selbstthätigkeit der Eingeborenen in etwas zu erwachen, wie das die Ende März 1895 eröffnete Eisenbahn zwischen Tarakeswar und Magra beweisen dürfte. Es ist dies die erste Eisenbahn in Indien (mit Ausnahme der Lehensstaaten natürlich), die ihre Entstehung ausschließlich dem Kapital und der Arbeit der Eingeborenen verdankt. Vergl. „Weekly Times", 1895, S. 262 und 383.

[10] Deputy Commissioner heißt der oberste Distriktsbeamte in den sog. Non-Regulation Provinces (wovon weiter unten). Die Unterbeamten sind der Assistent Collector und der eingeborene Deputy Collector.

[11] To assess and to collect the Land Revenue has been the chief care of all past governments for many centuries; and for this purpose territorial divisions and official agencies have been devised; and these, however modified, still form the basis of modern arrangements, and naturally have affected all other departmental jurisdictions and official forms. To understand the Land Revenue System, is to gain a greater knowledge of Indian government than could be acquired in any other way.....; and the assessment and collection of such a widely levied impost demand an intimate knowledge of land customs and the social features of country life. Baden-Powell, l. c., S. 2.

[12] Ein ausgezeichneter Kenner indischer Dinge, der hervorragende Novellist Rudyard Kipling, sagt einmal: „Die Beamten in Indien thun ihre Arbeit, für sie giebt es nichts als Arbeit, nichts, das ihrer Arbeit gleichkäme. Hier ein Beispiel dieses Gefühls: Ein halbbürtiger Schreiber liniirte Formularien auf einem Steueramt. Er sagte zu mir: „Wissen Sie, was geschehen würde, wenn ich von diesem Bogen eine Linie wegnähme oder eine hinzufügte?" Und mit der Miene eines Verschwörers fuhr er fort: „Die ganze Finanzverwaltung in der ganzen Präsidentschaft würde aus den Fugen gehen. Bedenken Sie das!" Plain Tales from the Hills, S. 287.

[13] In allen Provinzen, mit Ausnahme von Madras, werden eine gewisse Anzahl von Distrikten — drei, vier oder mehr — in Divisions zusammengelegt, an deren Spitze ein Commissioner steht, der die Mittelbehörde zwischen dem Distriktsbeamten und der Regierung bildet.

[14] Vergl. hierüber und über das Folgende: Traill, Central Government, S. 109 ff.

[15] Vergl. Dadabhai Naoroji, Presidential Address, Lahore 1893.

[16] Vergl. Bibliothèque universelle, Octobre 1894.

[17] Am 12. Februar 1895 betonte der Minister für Indien, daß die einzige Taxe, die der indische Bauer nothwendigerweise zu zahlen habe,

Digitized by Google

die Salzsteuer sei, die sich auf ungefähr 5 Pence oder etwa 40 Reichspfennige pro Kopf belaufe. Parliamentary Debates.

[18] Der Gesamtaufwand für die Civilbeamten beträgt 11,726000 Rupien, die Zahl aller Beamten ist: 7991 Europäer, 5347 Eurasier und 119514 Eingeborene. „Weekly Times", 1895, S. 127.

[19] 100000 Rupien = 1 Lakh; 100 Lakhs = 1 crore.

[20] Vergl. Bleibtreu, Persien, S. 111, 127, 130, 139.

[21] Vergl. Wheeler, Indian History, S. 93. Einige Bemerkungen bei Baden-Powell scheinen jedoch dem zu widersprechen. Vergl. z. B. S. 165.

[22] Vergl. „Times", 26. September 1894.

[23] Sir John Lubbock, The use of life, S. 141.

[24] Eine merkwürdige Illustration zu diesem Satze finde ich bei Alexander Burnes, Reise nach und in Bokhara ꝛc. in den Jahren 1831, 32, 33 (aus dem Englischen, Weimar 1834), Bd. I, S. 66. Dort heißt es: „Bei unseren Forschungen nach den Ueberresten der alexandrinischen Städte werden wir zu Betrachtungen über den Zustand des Landes in heutiger Zeit veranlaßt, und eine Vergleichung dieser letzteren mit der damaligen Zeit liefert ein merkwürdiges Ergebniß. Die Geschichtsschreiber berichten, daß Porus, mit welchem Alexander an den Ufern des Hydaspes kämpfte, ein Heer von 30000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, nebst 200 Elefanten und 300 Schlachtwagen, unterhielt, und daß er sämtliche benachbarte Völker unterworfen hatte. Gegenwärtig haben wir, wenn wir die Schlachtwagen in Kanonen verwandeln, damit genau die regelmäßige Streitmacht Runjeet-Singhs, des neueren Porus, welcher ebenfalls sämtliche Nachbarn sich unterworfen hat. Dasselbe Land wird im allgemeinen stets dieselbe Truppenzahl ernähren, sofern nicht die Bevölkerung durch zufällige Umstände vermindert wird."

[25] Vergl. Leopold v. Orlich, Reise in Ostindien, Bd. II, S. 27.

[26] In der Parlamentssitzung vom 21. Februar 1895 wurde die Erhebung eines Importzolles beschlossen.

[27] Einen beredten Ausdruck erhielten diese Klagen in der Eröffnungsrede Dadabhai Naorojis zum neunten Indian National Congress, abgehalten am 27. Dezember 1893. — Gerne ergreife ich diese Veranlassung, um Mr. Dadabhai Naoroji, dem ersten Indier, der je im englischen Parlament saß, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die freundliche Hülfeleistung, die er mir durch Uebersendung einiger seiner Werke zu Theil werden ließ.

[28] Vergl. „Times", 15. Februar 1895. Angabe des Ministers.

Digitized by Google

Demosthenes

als

Redner und Staatsmann.

Vortrag

von

W. Roesch,
Professor in Heilbronn.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

M. f. W.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

„Demosthenes, Demosthenes' Sohn aus Päania, spricht also" — diese Worte, womit die von Demosthenes veranlaßten Volksbeschlüsse eingeleitet waren, soll der König Philipp von Macedonien auf der Wahlstatt von Chäronea (338 v. Chr.) höhnisch deklamirt haben, triumphirend über seinen großen Gegner, dessen patriotischer Eifer und unermüdliche Thätigkeit das Waffenbündniß der zwei bedeutendsten griechischen Staaten, Athen und Theben, zu stande gebracht und damit jenen Entscheidungskampf herbeigeführt hatte. Die Hellenen waren unterlegen, und Demosthenes selbst war unter Denen, die aus der Schlacht fliehend entkamen. Dennoch war die Niederlage für ihn so wenig ein Schimpf, daß der ehrenvolle Auftrag, den Gefallenen die Leichenrede zu halten, ihm übertragen wurde, und wenn er auch von da an vom Schauplatz der großen Politik abgetreten ist, hat er doch auch noch ferner seiner Vaterstadt solche Dienste geleistet, daß ihm auf Ktesiphons Antrag der Kranz für das Verdienst zuerkannt wurde (330 v. Chr.).

Daß er unter die großen Männer Athens gehört, hat ihm Niemand bestritten, wenn er auch an Größe einen Perikles nicht erreicht, der Athens Glanzzeit geschaffen hat. Aber schon in alter und wieder in neuester Zeit hat es nicht an Tadlern und Widersachern gefehlt, von denen seine Zuverlässigkeit als Mensch und als Redner angezweifelt und die Verdienstlichkeit seines staatsmännischen Wirkens bestritten worden ist, so daß es sich

wohl verlohnt, uns das Bild des Mannes in seinen Hauptzügen zu vergegenwärtigen.

Die Zeit, der Demosthenes angehört, das vierte Jahrhundert v. Chr., ist die der sinkenden Gestirne Griechenlands, eine Zeit voll Wirren und Nöthen mancher Art, zugleich aber voll des bewegtesten Lebens, großer Ereignisse, größter geistiger Schöpfungen. Ist er doch ein großer Zeitgenosse der großen Thebaner Epaminondas und Pelopidas, der berühmten atheniſchen Heerführer Iphikrates, Timotheos, Chabrias, der unvergleichlichen Philosophen Platon und Aristoteles. Haben diese Beiden sich vom thätigen Staatsleben fern gehalten und sich ausschließlich ihren wissenschaftlichen Forschungen hingegeben, so ist dagegen Demosthenes eine durchaus praktische Natur, auch er ein Heros des Geistes, ein Held des Wortes, aber auf dem Boden der That und Wirklichkeit stehend, ein Mann des Kampfes von seinen ersten Anfängen an. Und wenn in dieser Zeit der Gärung neben den Ueberlieferungen des alten Griechenlands und seiner Größe bereits die Keime des Neuen, des Hellenismos, der berufen war, die geistigen Errungenschaften Griechenlands zum Gemeingut der ganzen Welt zu machen, sich zu entwickeln anfingen, so steht Demosthenes ganz und ungetheilt auf der Seite des Alten und hat für dessen Bestand und Erhaltung den ganzen Feuereifer seiner patriotischen Seele eingesetzt.

Geboren (wahrscheinlich im Jahre 384 v. Chr.) als der Sohn eines vermöglichen atheniſchen Bürgers, der eine Waffenfabrik besaß, hatte er das Unglück, in seinem siebenten Lebensjahre verwaist, durch ungetreue Vormünder um den größten Theil seines Vermögens gebracht zu werden, so daß die erste Aufgabe des herangereiften Jünglings wurde, seines Hauses Recht und Besitz zu wahren, indem er jene vor Gericht belangte. Damit war er gleichsam vom Schicksal auf die redneriſche Laufbahn hingewiesen, der er sich nun auch mit Vernachlässigung

Digitized by Google

der Uebungen, welche sonst der junge Grieche vornehmlich betrieb, Turnen, Kriegsspiele, Jagd, und mit Verzicht auf die Freuden der Jugend widmete, mit solcher Ausdauer und solcher Enthaltsamkeit, daß seine Gegner spotteten, er sei ein Wassertrinker, und seine Reden riechen nach der Lampe.

Nach den ersten Versuchen in gerichtlichen Reden gegen seine Vormünder beschäftigte er sich zunächst mit schriftlicher Abfassung von Reden für Andere, d. h. er wurde Logograph. Seltener trat er selber als Sprecher vor Gericht für Andere auf als Ankläger oder Vertheidiger, in eigener Sache in der Rede gegen Meidias und zweimal gegen seinen persönlichen und politischen Widersacher und Nebenbuhler in der Beredsamkeit, Aeschines. In öffentlichen Angelegenheiten hielt er seine erste Rede im Jahre 354. Die Zahl der unter Demosthenes' Namen überlieferten Reden beträgt etliche und sechzig, als echt aber ist nur die Hälfte anerkannt, und auch von diesen werden noch mehrere von einzelnen Gelehrten angefochten. Es läßt sich denken, daß ein Redner von solchem Ruf unter dem jüngeren Geschlecht bald Schule machte, und diese seine Verehrer und Nachahmer haben dann seinen Nachlaß an Reden und Schriften in die Hand bekommen und nicht bloß herausgegeben, sondern auch von sich aus beeinflußt und verschiedentlich benutzt und vermehrt: so entstand schon früh eine Vermischung von Echtem und Unechtem, und später wurden dann sowohl von Autoren, als von Verbreitern ihrer Schriften mit Absicht andere Erzeugnisse fälschlich unter dem berühmten Namen des Demosthenes eingeführt und vertrieben. Unter den echten Reden sind elf Staatsreden, acht öffentliche Gerichtsreden, die übrigen in Privatsachen.

Eine feste Grenze der Zeit nach, bis zu welcher Demosthenes für andere Reden geschrieben oder vor Gericht gehalten hat, läßt sich nicht ziehen, wiewohl er selbst sagt, seit

Digitized by Google

er in öffentlichen Angelegenheiten das Wort führe, habe er das Geschäft eines Sachwalters in Privatstreitigkeiten aufgegeben: dies scheint wohl nur das persönliche Auftreten als Anwalt zu betreffen; daß er auch später noch Reden für Andere geschrieben hat, ist vielfach bezeugt.

Wollen wir uns nun das Wesen der demosthenischen Beredsamkeit vergegenwärtigen, so werden wir die verschiedenen Gattungen der Reden zu unterscheiden haben. Es ist ja natürlich, daß gerichtliche Reden eine andere Art haben, nach anderen Gesichtspunkten angelegt, in anderem Ton gehalten sind, als Staatsreden, und unter den gerichtlichen selbst wieder die Reden in Privathändeln anders, als diejenigen, bei denen es sich um das öffentliche Recht und die Staatsgesetze handelt. In den Reden der ersteren Art nun, welche das Privatrecht betreffen, wird dem Demosthenes von den alten Erklärern übereinstimmend umfassende Gesetzeskenntniß, eindringende Schärfe in der Erfassung des Streitpunktes, allseitige Aufhellung dessen, was zum Verständniß und zur richtigen Auffassung der Sache selbst und der obwaltenden Umstände gehört, strenge Sachlichkeit nachgerühmt, seinen geschriebenen Reden außerdem, wie meisterhaft er sich in die Lage und Verhältnisse der Parteien bis in den Ton und die Sprechweise hineinzuversetzen verstand, z. B. also den einfachen schlichten Bürger, der sein Recht verlangt, und andererseits den erzürnten Beleidigten, der seinem Groll und Haß gegen den Beleidiger Ausdruck giebt, trefflich zeichnete. Wenn auch neuere Beurtheiler, wie der Engländer Lord Brougham, selbst ein hervorragender Redner, sonst ein begeisterter Bewunderer des Demosthenes, zugeben, daß in Beziehung auf das Sachliche die alten Redner uns nachstehen, während sie im Formalen überlegen seien, so gesteht doch derselbe, daß viele von Demosthenes' Reden mit Fug und Erfolg vor unseren Gerichtshöfen oder Parlamenten gehalten

Digitized by Google

werden könnten. Im Beweis geht es allerdings nicht immer ohne Künstelei und Kunstgriffe ab, allein das wird bei gerichtlichen Reden wohl kaum zu vermeiden sein, da der Redner doch immer der Sache seines Klienten eine möglichst günstige Seite abgewinnen muß, wenn nur die Sache an sich keine schlechte ist, und davon ist bei Demosthenes keine Rede. Besonders scharfsinnig und schlagfertig zeigt sich unser Redner aber in der Abwehr und Widerlegung der von der Gegenpartei vorgebrachten oder vorzubringenden Einreden, sei es, daß er beides, Beweis und Widerlegung, auseinanderhält und getrennt behandelt, oder, was ein bemerkenswerthes Kunststück von ihm ist, beides ineinander verflicht, wodurch die Aufmerksamkeit des Zuhörers ganz besonders angesprochen und in fortwährender Spannung erhalten wird. Von einem Mittel, das die gerichtliche Beredsamkeit sonst besonders ausgiebig verwendete, der Erregung des Mitleids für den Klienten, macht Demosthenes einen äußerst sparsamen Gebrauch, es ist seinem Ernst und seiner Gewissenhaftigkeit zuwider, durch Rücksichten, die außerhalb der Sache liegen, Wirkung und Erfolg zu erzielen.

Höher als die Privatreden stehen vermöge der Bedeutung des Gegenstandes und der persönlichen Leistung die gerichtlichen Reden in Sachen des öffentlichen Rechts und vollends die eigentlichen Staatsreden vor der Volksversammlung. Hier hat der Redner Gelegenheit, großartige Gesichtspunkte, persönliche Antheilnahme, seine politische Stellung, seine patriotische Gesinnung in glänzender Weise hervortreten zu lassen. Unter den Reden in öffentlichen Rechtssachen sind hervorragend die Rede gegen Leptines, der die Befreiung von öffentlichen Leistungen für den Staat, die verdienten Männern als Belohnung gewährt wurde, abschaffen wollte; die gegen Meidias, der den Demosthenes in amtlicher Eigenschaft, als er einen Festchor aufführte, öffentlich

Digitized by Google

beschimpft und thätlich beleidigt hatte; die gegen Aristokrates, der dem Feldherrn Charidemos eine Ausnahmestellung gegenüber den Landesgesetzen eingeräumt haben wollte; endlich die zwei umfangreichsten von allen Reden, die gegen Aeschines wegen der sog. Truggesandschaft, und die für Ktesiphon, oder für den Bürgerkranz.

Die Rede gegen Leptines athmet besonders eine wohlthuende Wärme; frei von leidenschaftlicher Heftigkeit wahrt sie der Bürgerschaft das Recht, Wohlthaten und edle Gesinnung gegen den Staat zu belohnen und so nicht bloß durch Strafen dem Unrecht und dem Schlechten zu steuern, sondern auch den Ehrgeiz und edle Bestrebungen durch Aussicht auf Dank und Anerkennung anzuspornen. In ganz anderem Ton ergeht sich die Rede gegen Meidias. Hier bricht die Kraft des Hasses und der Erbitterung gegen den Beleidiger ungezügelt hervor, er wird als einer der vornehmen reichen Herren an den Pranger gestellt, der sich im Uebermuth über Gesetz und Billigkeit gegen seine Mitbürger glaubt wegsetzen zu dürfen. Aber nicht bloß die persönliche Kränkung giebt dem Sprecher Worte der Entrüstung und niederschmetternde Anklage ein, sondern die That des Beklagten wird von höherem Gesichtspunkte aufgefaßt: er ist ein Verbrecher gegen das Volk; er hat sich an Demosthenes in dessen Eigenschaft als öffentlicher Person, als Dem, der im Dienste der Gottheit eine Festfeier leitete, vergriffen; er ist ein Gottloser, ein Frevler am Heiligen.

Noch entschiedener tritt das öffentliche Interesse hervor in der Anklagerede gegen Aeschines. Es handelt sich um Thun und Lassen der Gesandschaft, die im Jahre 346 von Athen zum König Philipp geschickt wurde, um ihm den Eid auf den sog. philokratischen Frieden abzunehmen. Die beiden Gegner waren Mitglieder der Gesandschaft, und Demosthenes spricht in eigenster Sache aus persönlichster Erfahrung. Die Anklage gegen Aeschines

Digitized by Google

lautet, daß er in trügerischer, gegen den eigenen Staat verrätherischer Absicht den Abschluß der Sache hinausgezogen, dem Philipp Zeit und Gelegenheit zu bedeutenden Vortheilen gelassen, die Bürgerschaft durch falsche Vorspiegelungen und lügenhafte Versprechungen geschädigt habe: das alles könne nur geschehen sein, weil er von Philipp bestochen sei. Und nun ergießt er die ganze Schale seines Zornes, seiner Verachtung und seiner Schmähungen über die Bestochenen und Verräther aus, welche die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes um eigenen Gewinnes und Vortheiles willen verkaufen. Wir haben die Reden der beiden Gegner in dieser Angelegenheit und können die Jedem eigene Art der Beredsamkeit und die Kunst, womit sie gegeneinander stritten, Schritt für Schritt verfolgen. Man vermißt an der Rede des Demosthenes eine einfach klare Disposition, er hält sich nicht an die von ihm selbst zuerst angekündigte Anordnung, stellt die Theile um, berührt dieselben Punkte wiederholt, erlaubt sich Abschweifungen, so daß die Ausleger in der Verzweiflung zu dem beliebten Mittel gegriffen haben, durch kritischen Scharfsinn die Rede zu zerpflücken, Einschiebsel aus anderem Zusammenhang anzunehmen, einzelne Partien auszuscheiden, andere umzustellen, u. dergl. Aber wenn man sich die Mühe nimmt, tiefer einzudringen, findet man die große Kunst eben darin, daß der Redner mit voller Absicht auf die Hauptsache lossteuert, Aeschines' falsche Berichte und verderbliche Rathschläge, und von hier aus dann alles übrige so anfügt und einfügt, daß die Hörer wie gefangen genommen von seiner Ueberzeugung und Darstellung seinen Schlüssen folgen müssen. Daß es dabei nicht ohne Künstelei abgeht, ist nicht zu leugnen, und die Hauptsache, welche Demosthenes nicht stark genug hervorheben und brandmarken kann, auf die er immer wieder zurückkommt, die Bestechung des Aeschines, ist nicht bewiesen. Auch wurden die Richter nicht überzeugt, Aeschines wurde der Täuschung des Volkes nicht

Digitized by Google

schuldig gefunden, und Demosthenes hatte höchstens die Genugthuung, daß doch nur eine kleine Mehrheit seinen Gegner von der Strafe gerettet habe.

Noch einmal fanden die beiden Gegner und Nebenbuhler Veranlassung, ihre Kräfte zu messen. Zwei Jahre nach der Schlacht bei Chäronea brachte, wie schon erwähnt, ein gewisser Ktesiphon den Antrag an das Volk, dem Demosthenes für seine Verdienste um den Staat den Bürgerkranz zu verleihen. Die Sache zog sich aus unbekannten Gründen jahrelang hin und wurde erst im Jahre 330 wieder aufgenommen und zum Austrag gebracht. Diesmal war der Kläger Aeschines; er bekämpfte den Antrag als gesetzwidrig, aber die formelle Begründung war Nebensache, die Hauptsache war, zu zeigen, daß die Politik, welche Demosthenes verfolgt und vertreten habe, für den Staat verderblich und die Ursache alles Unheils geworden sei, das Athen seit jenem Frieden des Philokrates getroffen. Demosthenes selbst war nicht angeklagt, sondern er war Fürsprecher des Ktesiphon, führte aber die Vertheidigung so, daß sie zugleich die heftigste Anklage gegen den Ankläger wurde. Zugleich giebt er in großartigem Stil eine Rechtfertigung von seiner eigenen Staatsleitung und den Grundsätzen derselben, hebt die Erfolge hervor, die er gegen Philipps Eroberungspläne errungen, die Einigung der zwei Hauptmächte Griechenlands zur Rettung der gemeinsamen Freiheit, leugnet nicht, daß er schließlich unterlegen, aber er hat sich dessen nicht zu schämen: nicht der Erfolg, sondern die Gesinnung und das Streben ist es, was das Thun des Menschen adelt und rechtfertigt; die unterlegene Sache ist die bessere gewesen. Und diesmal war das Ergebniß günstig für Demosthenes; der Kläger Aeschines wurde abgewiesen, verfiel in eine hohe Geldstrafe und sah sich genöthigt, Athen zu verlassen.

Noch bedeutsamer und inhaltsvoller, ergreifender und hin-

Digitized by Google

reißender, als diese gerichtlichen, sind die eigentlichen Staatsreden, alle aus den Jahren 354 bis 341; aus der Zeit, da Demosthenes die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten förmlich in die Hand bekommen hatte, den folgenden Jahren bis zur Schlacht von Chäronea, haben wir keine. Es scheint, daß der Redner in dieser Zeit seine ganze Kraft aufs Handeln verwendete und sich zur sorgfältigen Ausarbeitung seiner Reden keine Zeit mehr nahm, wie denn auch die Veröffentlichung der früheren Staatsreden von alten und neuen Erklärern unter den Gesichtspunkt gestellt wird, daß er damit vorbereitend auf die öffentliche Meinung wirken, Stimmung für sich und seine Partei machen wollte. Von den elf echten Staatsreden stehen die drei ersten, über die Symmorien, d. h. Steuervereine, für Megalopolis, für die Freiheit der Rhodier, außerhalb der unmittelbaren Beziehung auf den Krieg mit Macedonien, die anderen acht werden insgesamt als philippische Reden bezeichnet, nämlich drei gegen Philipp, drei olynthische, eine für den Frieden und eine über die Angelegenheiten im Chersones. Es sind Ansprachen an das Volk, bestimmt, die Bürgerschaft über die Fragen der äußeren und der inneren Politik aufzuklären, insbesondere aber den König von Macedonien als den Feind der athenischen und der griechischen Freiheit darzustellen, das Volk zur Wachsamkeit, zum Ernst des Handelns, zur thatkräftigen Pflichterfüllung aufzurufen, den Kampf gegen den fremden Eroberer und Unterdrücker vorzubereiten. In diesen Reden prägt sich nun die ganze Hoheit und Wärme der patriotischen Gesinnung, der Eifer um die Ehre und Würde des Vaterlandes, die Begeisterung für die Freiheit der Nation aus, wodurch die Beredsamkeit des Demosthenes so hinreißend und unwiderstehlich wirkt. Für die Kraft und die nachhaltige Wirkung dieser Redekunst geben nicht bloß die übereinstimmenden Urtheile der Alten und so bedeutender Staatsmänner und Geschichtsschreiber, wie

Digitized by Google

die Engländer Brougham und Macaulay, Zeugniß, sondern auch die Thatsache, daß noch im Anfang unseres Jahrhunderts ein Niebuhr und Jacobs kein kräftigeres Mittel wußten, um den patriotischen Sinn des deutschen Volkes gegen den Unterdrücker Napoleon anzufeuern, als die Uebersetzung und Verbreitung der philippischen Reden, ja, noch im Jahre 1870 wurden in öffentlichen Blättern ganze Abschnitte derselben abgedruckt, um das Vaterlandsgefühl, die Begeisterung für die Freiheit und Einheit des deutschen Volkes zu entflammen.

Doch wir greifen hiermit schon hinüber in die Betrachtung der staatsmännischen Wirksamkeit des Demosthenes, kehren wir zurück zum eigentlich Rednerischen, zur Darlegung des eigenthümlichen Wesens und der Vorzüge seiner Redekunst. Wir werfen zunächst einen kurzen Rückblick auf den Entwickelungsgang der Beredsamkeit in Athen vor Demosthenes. Im perikleischen Zeitalter hatte sich neben den bildenden Künsten und der Poesie auch die Kunst der prosaischen Rede rasch ausgebildet. Die Geschichtsschreibung weist einen Herodot und Thukydides auf, die Beredsamkeit wurde durch Perikles in glänzender Weise vertreten. Aber die kunstmäßige Rede datirt hauptsächlich aus der Zeit des peloponnesischen Krieges von dem Auftreten der Sophisten, die sich als Redelehrer in Athen aufthaten, namentlich eines Protagoras und Gorgias. Der erste von diesen kunst- und handwerksmäßig ausgebildeten Rednern ist Antiphon, der die von den Sophisten gerühmte Fertigkeit, die schlechtere Sache zur besseren zu machen, auf die gerichtliche Rede anwendete und es in dieser Kunst so weit brachte, daß er in einer und derselben Sache zwei Klage- und zwei Vertheidigungsreden verfaßte. Auf ihn folgt Lysias, der im letzten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts in Athen auftrat und für die gerichtliche Rede eine eigene Schule eröffnete. Er gilt für das Musterbild des schlichten Stils, genus tenue, dessen Merkmal

Digitized by Google

die Angemessenheit und einfache Klarheit der Rede ist. Eine andere Gattung der Rede bildete hauptsächlich Isokrates aus. Durch persönliche Schwächlichkeit und Schüchternheit vom öffentlichen Auftreten zurückgehalten, ist er desto bedeutender und wirksamer gewesen als Redelehrer, sowie als Verfasser von Kunstreden, die theils in der Form von Prunk- und Festreden, theils eigentlicher Staatsschriften gehalten, weniger für den Vortrag bestimmt waren, sondern mehr als litterarische Erzeugnisse in weiteren Kreisen auf Leser wirken sollten. Er zeigt große Kunst in der Periodenbildung und dem Aufbau der Rede, stellte auch besondere Regeln auf über sprachliche, grammatische, stilistische Einzelheiten und Schönheiten. Aber als Redner fehlt ihm der Affekt, das Seelenvolle, die persönliche Wärme. Ein weiterer Name, der in diesen Zusammenhang gehört, ist Isäos, dessen Unterricht Demosthenes genoß. Er schließt sich wieder mehr an Lysias an und hat besonders die gerichtliche Rede in Privathändeln ausgebildet, stark durch Rechtskenntniß und Schärfe der Beweisführung; sein Ausdruck ist ungesucht natürlich und angemessen, aber er ist trocken und matt, mehr in die Grenzen der handwerksmäßigen Technik eingeschränkt.

Auf diesen Vorgängern nun ruht Demosthenes und vereinigt, können wir sagen, das, was Jene in einseitiger Weise Jeder für sich angestrebt und ausgebildet haben, ein Isäos, Lysias, Antiphon in strenger gesetzmäßiger Schulung, ein Isokrates in kunstvoller Beherrschung und Pracht der Sprache, ein Perikles in Großartigkeit und Tiefe der Gedanken. Mit welchem Fleiß er sich der Ausbildung zum Redner unterzog, lehren die bekannten Anekdoten, wie er gewisse natürliche Mängel, die ihm anhafteten, die Schwerfälligkeit in der Aussprache einzelner Laute, eine schwache Stimme und Lunge, Unsicherheit und Schüchternheit in der Haltung, bekämpfte und überwand. Seine Gewissenhaftigkeit und der Ernst, womit er

Digitized by Google

seine Aufgabe erfaßte, machten ihm eine äußerst sorgfältige Vorbereitung auf seine Reden zur Pflicht, und selbst, als er ein geübter und gewiegter Redner war, sprach er nicht aus dem Stegreif, außer soweit die Erwiderung auf gegnerische Reden vor Gericht es unumgänglich nothwendig machte. So werden wir uns auch nicht wundern, wenn wir in seinen gehaltenen und geschriebenen Reden die Sorgfalt im einzelnen schon in der Form durchgeführt finden, worauf die Alten, zumal das schönheitssinnige Griechenvolk mit seiner ebenso klangvollen als wunderbar geschmeidigen Sprache, viel höheren Werth legten, als wir Neueren in unseren formloseren Sprachen gewöhnt sind.[1]

So finden wir bei Demosthenes mit wenigen Ausnahmen einzelner nicht ganz ausgefeilter Reden besondere Formgesetze in der Zusammenstellung der Silben und Wörter eingehalten. Er vermeidet das Zusammentreffen zweier Vokale im Auslaut und Anlaut beisammenstehender Wörter, den sog. Hiatus, ebenso nach Möglichkeit die Aufeinanderfolge von mehr als zwei bis drei kurzen Silben, wodurch die Rede etwas Weichliches, Leichtfertiges zu bekommen schien. Ueberhaupt ist ihm der Tonfall von großer Wichtigkeit, man findet selten Sätze, in denen nicht in besonders gewählter Weise Silben nach Aehnlichkeit von Versfüßen zusammengestellt sind, so daß das Ohr einen wohlthuenden rhythmischen Eindruck bekommt. Rhythmus, Takt- und Tonfall in der Rede ist eben bei den Alten nicht bloß in eigentlichen Versen, sondern auch in der prosaischen Rede ein nothwendiges Erforderniß, ein gewisses Ebenmaß, das die Rede gliedert und die einzelnen Glieder untereinander und zum Ganzen des Satzes in ein ähnliches Verhältniß setzt, wie die architektonischen Gebilde an einem Bauwerk. Strenge Gesetze lassen sich hierfür freilich nicht aufstellen, aber Gefühl und Geschmack für das Gefällige und Schöne in der Rede so zu

Digitized by Google

üben und auszubilden, daß der Hörer angenehm berührt, gefesselt und entzückt wird, das ist die Aufgabe des kunstmäßigen Redners, und dieser ist Demosthenes in ganz unvergleichlicher Weise gerecht geworden.

In der Anordnung der Worte im Satz herrscht das Gesetz der Steigerung, die Rede soll allmählich anschwellen, es soll keine Abnahme bemerkt werden, das Bedeutendere, Kräftigere soll immer folgen. Besondere Sorgfalt erfordern der Anfang und der Schluß der Sätze und Abschnitte der Rede, und hier ist Demosthenes namentlich stark in der Wahl des Satzschlusses, wo er oft sozusagen mit einer ganzen Schar von schwergepanzerten Silben auf das Gemüth des Zuhörers einstürmt. Im übrigen ist der Satzbau außerordentlich mannigfaltig und vielgestaltig. Ist der Charakter der Rede heftig, kämpfend, andrängend, so werden häufige, kleinere Einschnitte durch energisch geschnittene Glieder am Platze sein; in der ruhigen Erzählung und Erörterung ist die Vertheilung von Haupt- und Nebenumständen in wichtigere und nebensächlichere, schwerere und leichtere, kürzere und längere Glieder angemessen. Besonders in der Kranzrede finden sich Beispiele für alle Spielarten des Ausdruckes und des Satzbaues, lockere, aufgelöste Glieder, lange, erschöpfende Erzählung, mächtiges Pathos, überströmende Fülle des Ausdruckes. Bald schwillt der Satz mächtig an, wie ein durch Bäche und Zuflüsse fortwährend wachsender Strom, bis er am Ende in breiter Fülle dahinfließt, bald folgen sich rasche Einzelsätze Schlag auf Schlag, wie Blitz auf Blitz, oder Schlag und Gegenschag, wie Blitz und Donner. Ebenso mannigfaltig und kunstvoll abwechselnd ist die Anordnung der ganzen Rede nach ihren Theilen: bald einfach von Punkt zu Punkt fortschreitend, bald, wie oben erwähnt, in eigenartiger Verschlingung oder auch Verstellung der Theile den Hörer verblüffend, überrumpelnd, gefangen nehmend, bis der Knoten

Digitized by Google

wieder gelöst und die Fäden mit Sicherheit zum siegreichen Ende geführt werden.

Was endlich den Schmuck der Rede betrifft, so herrscht auch hier bei Demosthenes das Angemessene. Wir kommen hier auf das Kapitel der sog. Figuren und Tropen der Rede, die in der Rhetorik dee Alten eine so große Rolle spielen. Man unterscheidet Wort- und Sinnfiguren: bei jenen handelt es sich um die Wahl der Worte nach ihrer Form und Zusammenstellung, Gleichklang im An- oder Auslaut, Häufung von Wörtern mit oder ohne Bindeglieder, Wiederholung der Satztheile in gleicher oder umgekehrter Ordnung, die Wahl gewöhnlicher oder gewählter, besonders nachdrücklicher, eigentlicher oder uneigentlicher Ausdrücke, Gegenüberstellung von positiven und negativen Wendungen, zugespitzten Gegensätzen oder Antitheſen. Bei den Sinnfiguren kommt mehr in Betracht, wie der Redner seine Vorstellungen oder Empfindungen zum Ausdruck bringt, um Abwechselung und Belebung in die Rede zu bringen durch Ausrufe, Fragen und Antworten, scheinbares Uebergehen oder Verschweigen, Vergegenwärtigung von Abwesendem, Vergangenem, Unpersönlichem, Wendungen, welche dem Affekt der Angst, der Freude, des Zornes, des Mitleids dienen, Verstellung, Spott, Ironie. Endlich gehören hierher die eigentlichen Bilder und Gleichnisse. Wir sind gewöhnt, diese als eine ganz wesentliche Zugabe der kunstvollen Rede anzusehen, und wir finden z. B. bei Cicero dieses Kunstmittel außerordentlich ausgiebig verwendet. Bei Demosthenes aber herrscht in diesem Stück große Sparsamkeit, ja Enthaltsamkeit, ihm erschien eine mit Blumen (flosculi) ausgeschmückte Rede geziert und gekünstelt und nicht dazu angethan, was ihm stets die Hauptsache war, zu überzeugen und den Hörer mit fortzureißen. Seine Bilder sind daher erstens nicht weit hergeholt, von den einfachsten nächstliegenden Dingen hergenommen, zweitens

Digitized by Google

nicht umständlich und ins einzelne ausgemalt, ein kurzer Strich, ein bezeichnendes Merkmal genügt, um das Bild fertig vor das geistige Auge hinzustellen.

Von allen diesen Kunstmitteln der Rhetorik ist Demosthenes in vollkommenem Besitz, aber er beherrscht sie mit solcher Sicherheit und Besonnenheit, daß nirgends das Gesuchte hervortritt, überall der Eindruck des Treffenden und Angemessenen erzeugt wird. Nur eines suchen wir vergebens bei ihm, den leichten Witz, das heitere Spiel mit Worten: dazu war seine Natur zu ernst und herbe. Ebensowenig ist er ein Freund hohler Phrasen, oder putzt er seine Rede mit Gemeinplätzen auf, die den Eindruck der Gelehrsamkeit, geschichtlicher oder philosophischer, machen sollen. Selbst einer seiner Verkleinerer rühmt ihm nach: „Er sagt nichts, was nicht zur Sache gehört, geht nicht darauf aus, durch Blumen und Floskeln und Gleichnisse unklare Gefühle zu erwecken, statt klaren Begriff und Verständniß." Das eigentlich Bezeichnende der Redeweise des Demosthenes wird von den Alten δεινότης genannt, die packende Gewalt der Rede. Damit ist theils die überlegene Gewandtheit gemeint, womit er alles zu seinen Gunsten zu wenden weiß, theils das, daß er im Besitz gründlicher Menschenkenntniß und Vertrautheit mit den Seelenzuständen und Gemüthsbewegungen der Zuhörer immer die Aufmerksamkeit und Theilnahme anzuregen und zu fesseln, festzuhalten und zu steigern versteht. Er tritt dem Hörer, sagt ein feiner Kenner, mit der ganzen Erfülltheit seiner Person, mit der ganzen Wärme der Ueberzeugung, mit der ganzen Tiefe seines ernsten Gemüthes entgegen und trägt seine Einsicht in den Geist des Hörers hinein.

Hinzu kommt noch das, wovon Demosthenes selbst sagt, daß es das erste, zweite und dritte beim Redner sei, der Vortrag. Während sich die älteren Redner, wie Perikles, mit ruhiger Würde, gesammelter Haltung, fester Geschlossenheit

Digitized by Google

in Gebärden und Mienenspiel auf der Rednerbühne darstellten, und auch Aeschines diese Ruhe und Leidenschaftslosigkeit bewahrte, war Demosthenes voll Leben und Feuer, auch in der Haltung des Körpers, in Gebärde und Aktion über das gewöhnliche Maß hinausgehend. Von der Wirkung und Gewalt dieses Vortrages giebt uns sein Gegner Aeschines selbst das treffendste Zeugniß. Als er in der Verbannung sich in Rhodos aufhielt, trug er zuerst seine Anklagerede gegen Ktesiphon vor, dann auf den Wunsch seiner Zuhörer die Kranzrede des Demosthenes, und als Jene von staunender Bewunderung ergriffen waren, rief er aus: Was würdet ihr erst sagen und empfinden, wenn ihr die Bestie selber gehört hättet?

Nachdem aber die Vorzüge und Glanzpunkte der demosthenischen Beredsamkeit genügend hervorgehoben sind, erfordert die Billigkeit, hinzuzufügen, daß es in alter und neuer Zeit auch nicht an Solchen gefehlt hat, die an dem Redner zu tadeln fanden. Dies betrifft zuerst die Art, wie er persönlich mit seinen Gegnern umgeht. Wir müssen sagen, daß die Leidenschaft und der Eifer des Kampfes den Redner mitunter weiter fortrissen, als geziemend scheint und als er selbst für geziemend erklärte. In der Kranzrede sagt er selbst, Anklagen und Schmähungen seien etwas Verschiedenes, die Gerichtshallen seien nicht dazu da, damit die letzteren angehört werden; und doch überschüttet er in derselben Rede den Gegner mit Schmähungen nicht bloß seiner Person, sondern seiner Herkunft, seiner Eltern und Angehörigen in einer Weise, daß es für uns etwas Verletzendes hat, wenn wir auch zugeben, erstens, daß er herausgefordert war, zweitens daß die Alten in dieser Hinsicht weniger Zartgefühl hatten, und zumal die Athener, die in der Komödie das Unglaublichste derart von einem Aristophanes hörten, an diesem leidenschaftlichen Hervortreten des Persönlichen weniger Anstoß nahmen. Auch hat z. B. Cicero in seinen Reden gegen Verres, Piso und

Digitized by Google

Antonius den Demosthenes noch weit übertroffen. An derselben Rede hat Spengel[2] nachgewiesen, daß die Beweisführung und die Schlußfolgerung von sophistischer Verdrehung nicht ganz freizusprechen ist. Wie wir oben gesehen haben, daß in der Rede über die Truggesandschaft die behauptete Bestechung des Aeschines nicht durch wirkliche Beweise und Zeugnisse erhärtet ist, so bringt auch die Kranzrede keine eigentlichen Beweise, um die gegnerische Anklage zu entkräften, daß Bekränzen nicht ins Theater gehöre, und daß die Bekränzung unstatthaft sei, wenn der zu Bekränzende noch nicht Rechenschaft als Inhaber eines öffentlichen Amtes abgelegt habe. Dagegen richtet Demosthenes seine Vertheidigung gegen den ersten Punkt der Anklage, daß der Antrag des Ktesiphon auf unwahre Thatsachen gegründet sei, denn Demosthenes habe sich nicht um die Stadt verdient gemacht, vielmehr trage er die Schuld an allem Unheil, das die Stadt betroffen. Dies benutzt er nun, um mit stolzem Selbstgefühl und vornehmer Haltung seine Verdienste um die Stadt, seinen Muth in den Gefahren, seine Klugheit im Ersinnen von Maßregeln, seine persönliche Hingebung und Opferfreudigkeit ins Licht zu stellen, und wenn schließlich der Sieg verloren ging, so steht er gleichsam als die tragische Gestalt am Ende der griechischen Freiheit, nur überwunden vom Schicksal, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Als Sachwalter hat man ferner unseren Redner in einem oder zwei Fällen der Doppelzüngigkeit und Unzuverlässigkeit beschuldigt. Dies bezieht sich auf den Prozeß des Phormion, den Demosthenes gegen Apollodoros vertheidigte: da soll er dem Letzteren seine Vertheidigungsrede vorher mitgetheilt haben. Mit Recht bemerkt aber Blaß, daß das keine Schädigung für seinen Klienten war, Demosthenes zeigte dem Andern seine Rede für Phormion, um Jenem die Thorheit und Nichtigkeit seiner Klage begreiflich zu machen. In derselben

Digitized by Google

Angelegenheit soll er aber, wie Plutarch sagt, „aus derselben Waffenfabrik zwei Dolche entnommen" haben, indem er zuerst den Phormion vertheidigt, später aber für Apollodoros eine Rede gegen einen Zeugen des Phormion geschrieben habe. Ist diese Rede gegen Stephanos echt, woran aber namhafte Gelehrte Zweifel hegen, so dürfte sich die Sache so erklären, daß Demosthenes damit dem Apollodoros, der sich in seiner politischen Stellung ihm näherte und in Demosthenes' Sinn einen Antrag auf Abschaffung der Schaugelder einbrachte, einen Gefallen als Parteigenossen erweisen wollte. Auch von Cicero wissen wir, daß er aus politischen Rücksichten für sonst keineswegs befreundete Männer Reden übernahm.

Eine ähnliche Geschichte ist die mit Meidias (vergl. oben S. 7 fgd.), den Demosthenes in seiner Anklagerede so schlecht als möglich gemacht und jeden Vergleich mit ihm als seiner unwürdig erklärt hatte, und doch zog er nachher seine Klage zurück, nicht aber, wie böswillige Verkleinerer sagen, weil er von Meidias „lumpige" dreißig Minen erhielt, — dies kann bei der Geringfügigkeit der Buße für eine öffentlich zugefügte thätliche Injurie nicht der wirkliche Grund gewesen sein, — sondern er lag ebenfalls in der politischen Parteistellung. Wie nämlich die Verhandlungen wegen des philokratischen Friedens begannen, näherte sich Demosthenes der Gegenpartei des Eubulos, zu der Meidias gehörte, und brachte der Rücksicht auf das Gemeinwesen seine persönliche Feindschaft zum Opfer. Außerdem ist sicher, daß die Rede gegen Meidias weder wirklich gehalten, noch von Demosthenes selbst veröffentlicht worden ist.

Endlich hat man in den beiden Reden gegen Aeschines und in einigen Stellen aus den Staatsreden Entstellung geschichtlicher Thatsachen finden wollen. Hiegegen ist erstens, was die Reden gegen Aeschines betrifft, zu sagen: die einzigen sicheren Quellen, welche wir über die dort besprochenen Vor-

Digitized by Google

gänge haben, sind die Reden der beiden Gegner, beides Parteischriften, aus denen die streitigen Punkte nur durch eingehende Vergleichung und großentheils nur durch Muthmaßungen zu entscheiden sind. Die Stellen in den Staatsreden aber, aus denen Holm[3] so viel Wesens macht, sind durchaus unerheblich und erklären sich theils durch rednerische Uebertreibung, theils durch den jeweiligen Zweck, der dem Redner vorschwebte, theils durch ihre Stellung als Glieder in einer Reihe zusammenhängender Beweisführung. So sagt Holm: „Kein Kenner der Verhältnisse konnte behaupten, was in der dritten philippischen Rede steht: nicht durch die Phalanx der Schwerbewaffneten, sondern indem er Leichtbewaffnete ꝛc. verwendete, sei Philipp in den Stand gesetzt, zu gehen, wohin er wolle." Der Redner will aber hier nichts weiter als gegenüber früheren und sonstigen Kriegen, die Athen zu führen hatte, begreiflich machen, wieviel gefährlicher Philipp ist, der nicht in der alten Weise den Krieg führt, sondern eine vielgestaltige Truppenmacht zur Verfügung hat und, indem er je die geeignete Waffengattung verwendet, alle Hindernisse der Jahreszeit und der Oertlichkeit überwindet. Es ist also das Gegentheil einer Unterschätzung des Gegners und der Täuschung seiner Mitbürger. Ferner soll es im Widerspruch mit den geschichtlichen Thatsachen stehen, wenn Demosthenes sagt, daß Philipp gegen die Phokier als gegen Bundesgenossen gezogen sei.[4] Nun hat aber Philipp durch seine Parteigänger, wie Aeschines und Genossen, den Athenern Vorspiegelungen in dem Sinne gemacht, daß er mit den Phokiern unterhandle, und ausgestreut, er komme zu ihnen als zu Freunden, und schließlich werde er sich gegen die Thebaner und nicht gegen die Phokier wenden. Endlich heißt es in der dritten philippischen Rede,[5] Philipp habe den Frieden beschworen gehabt, ehe er zur Eroberung der thrakischen Plätze abging. Dies ist, wie alle gewissenhaften Ausleger gestehen, dem Buchstaben nach

Digitized by Google

nicht wahr, der Friede war von der einen Partei, den Athenern, beschworen, von Philipp noch nicht. Aber offenbar will Demosthenes mit den Worten: „Frieden hatte er geschworen", (so sind die Worte gestellt) sagen: indem er durch seine Abgeordneten auf den Abschluß des Friedens einging, war er eigentlich schon auf denselben verpflichtet. Setzen wir also ein: „Eigentlich" hatte er Frieden geschworen, so ist der Anstoß im wesentlichen beseitigt.

Nachdem wir nun Demosthenes als Redner nach verschiedenen Gesichtspunkten geschildert, sein Werden und Streben, seine Werke, die Kunstmittel, mit denen er wirkte, seine Vorzüge und etwaigen Schattenseiten kennen gelernt haben, gehen wir zur Betrachtung seiner staatsmännischen Wirksamkeit über und werfen zunächst einen Blick auf die Lage der Dinge, wie sie sich in Griechenland seit der Thronbesteigung Philipps von Macedonien gestaltet hat (359 v. Chr.). Der Schlacht bei Mantinea (362) hatte der thebanischen Hegemonie ein Ende gemacht, gespannter und eifersüchtiger als je standen die griechischen Staaten wieder neben- und gegeneinander. Im Peloponnes war Sparta durch die Unterstützung von Argos, die Aufrichtung des arkadischen Staates und die Wiederherstellung Messeniens, welches alles das Werk des Epaminondas war, in wirksamer Weise beengt und gehemmt. In Mittelgriechenland waren seit 356 Thebaner und Phokier in einen hartnäckigen Krieg, den sog. heiligen, verwickelt, den Theben angestiftet hatte. Der athenische Seebund war durch den Bundesgenossenkrieg, der im gleichen Jahre entstand, erschüttert und seiner bedeutendsten Mitglieder beraubt. Die Vergrößerung des maecdonischen Reichs, die sich Philipp als Ziel gesteckt hatte, bedrohte Griechenland in unmittelbarer Nähe, seitdem er, durch die Adelspartei in Thessalien gegen die Tyrannen von Pherä herbeigerufen, bis zu den Thermopylen vorgerückt war. Am meisten

Digitized by Google

aber war Athen in seinen auswärtigen Besitzungen an der thrakischen Küste bis zum Hellespont hin gefährdet. Nicht bloß Amphipolis am Strymon, eine Pflanzstadt Athens aus der Zeit vor dem peloponnesischen Kriege (i. J. 437), um welche schon in jenem viel gestritten worden war, fiel gleich in den ersten Jahren in seine Hände, und Olynth auf der chalkidischen Halbinsel sollte bald dasselbe Schicksal haben, sondern auch der Besitz des Chersones, der den Schlüssel zum Hellespont und Bosporus bildete und den Seehandel Athens mit den Pontusländern sicherte, war in ernstlicher Gefahr.

In Athen selbst war gegenüber dem vorigen Jahrhundert hauptsächlich die Aenderung eingetreten, daß die Regierenden und die Regierten sich mehr voneinander schieden: Bürgerfeldherren und Bürgerheere wurden seltener; die Vereinigung von Staatsmann und Feldherr war nicht mehr so häufig und so leicht möglich, seit der Krieg zum Handwerk und zur Kunst ausgebildet war; ebenso brauchte man mehr technisch geschulte Truppen, und mehr und mehr wurden es die Söldner, welche die Kriege führten. Hierzu aber brauchte man viel Geld, und wenn man keins gab oder hatte, so nahmen die Söldner wo und was sie konnten, und der Krieg mußte sich selbst ernähren. In der Stadt selber war das Leben so ziemlich das gleiche geblieben, wie zur Zeit des Alkibiades, nur hatte alles einen mehr kleinstädtischen Anstrich. Man lebte im ganzen in geordneten Zuständen: die Selbstregierung war bis ins kleinste durchgeführt, die Verwaltung der Gemeindebezirke der Demoi war eine Vorschule für die Staatsverwaltung, zahlreiche Vereine trugen außerdem dazu bei, das Interesse an öffentlichen Dingen lebendig zu erhalten, für die Zwecke des Gottesdienstes, der Künste und des Staates zu sorgen. Die Bürger hatten noch immer, wie zu Perikles' Zeiten, gerne ihre Besitzungen auf dem Lande, während im Piräus der Handel seinen Sitz hatte. Aus-

Digitized by Google

schreitungen des Pöbels und Gewaltthätigkeiten kamen nicht häufig vor, jedenfalls nicht häufiger, als in dem letzten Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts; aber das Gerichtswesen lag im Argen, die Rednerei war übermächtig geworden und beherrschte den Markt und die mit Recht und Gesetz wenig vertraute und wenig darum bekümmerte Masse der Bürger. Was die Politik betrifft, welche Athen damals befolgte, so war seit den fünfziger Jahren des vierten Jahrhunderts die herrschende Partei die des Eubulos und Aeschines, zu der eigentlich auch Isokrates und Phokion gehörten, aber ihr Hauptvertreter ist Eubulos, „ein Mann der Vorsicht und des Verzichts". Man hat dieser Partei und speziell dem Eubulos früher viel Unrecht gethan, indem man ihn beschuldigte, daß er das Volk in eigennütziger Absicht, bloß um die Herrschaft zu behaupten und ihre Vortheile zu besitzen, an Vergnügen und Wohlleben gewöhnt und durch Genuß habe erschlaffen wollen. Neuerdings ist man ihm gerechter geworden und hat anerkannt, daß auch das eine aufrichtige Politik war, gegründet auf die Einsicht, daß Athen unter den ewigen Händeln und Kriegen, in die es seit den siebziger Jahren wieder verwickelt war, seinen Handel und Wohlstand, sein geordnetes Staatswesen und seine Machtstellung nicht erhalten könne, daß vor allem die ruhige Entwickelung der inneren Verhältnisse, die Finanzen und die Verwaltung gesichert sein, und daß diesem Zweck zuliebe auf manchen Besitz, manche Gelegenheit, manche Unternehmung verzichtet werden müsse, die Denen wichtig erschien, welche den Einfluß Athens im weitesten Umfang der griechischen Angelegenheiten zur Geltung bringen, also großgriechische, hegemonische Politik treiben wollten.

Gegen dieses Verzichten und Verzagen nun kämpft Demosthenes mit aller Macht an, denn er erkennt darin den Untergang Athens und seiner Freiheit. Seit ein

Digitized by Google

ſo thatkräftiger und thatenluſtiger, ſo ſcharfblickender und rückſichtsloſer Gegner, wie der macedoniſche König, für Griechenland und Athen erſtanden iſt, kann es ſich für dieſes nur noch um Sein oder Nichtſein handeln. Entweder muß Athen, freiwillig und für alle Zeiten auf eine gebietende Stellung in Griechenland verzichtend, Frieden halten, d. h. ſich dem Willen des Königs fügen: das wollten die Friedensfreunde und macedoniſch Geſinnten, ein Iſokrates und Phokion, Eubulos und Aeſchines; oder muß man Widerſtand leiſten, wo und wie es eine Gelegenheit giebt, den Krieg mit Philipp aufnehmen und kräftig durchführen, die eigene und Griechenlands Freiheit behaupten und damit die Vorherrſchaft über die griechiſchen Staaten verdienen. Demoſthenes, eine ebenſo begeiſterte als kraftvolle Natur, begeiſtert für die Freiheit und für die Herrlichkeit ſeiner Vaterſtadt und ihrer Geſchichte, konnte keinen Augenblick im Zweifel ſein, das letztere zu wählen, obwohl er ſich der Schwierigkeiten, die damit verbunden, der Gefahren, die dabei zu beſtehen waren, bewußt war. Alſo hat er unabläſſig und immer wieder von neuen Geſichtspunkten aus auf Philipp als den Feind des atheniſchen Staates und der griechiſchen Freiheit hingewieſen und ſeine Mitbürger einerſeits zur Wachſamkeit, zum Widerſtandsmuth im Kampfe um die höchſten Güter, andererſeits zur Erneuerung des Staates, zur Abſtellung der Mißbräuche und Uebelſtände, die einem thatkräftigen, erfolgſicheren Handeln hinderlich waren, und zur alten Hochherzigkeit helleniſcher Geſinnung aufgerufen, wie er ſelbſt es als die Aufgabe des Staatsmannes bezeichnet, die Dinge in ihren Anfängen wahrzunehmen, ihre Bedeutung im voraus zu erkennen und anzuzeigen, den im Gemeinweſen liegenden Mängeln abzuhelfen, dagegen Eintracht und Wohlwollen zu erzeugen und den Bürgern den Eifer in der Pflichterfüllung einzuflößen.

Digitized by Google

Schon in den drei ersten Staatsreden, die vor die philippischen fallen, über die Steuervereine (Symmorien), für Megalopolis und für die Freiheit der Rhodier, deutet er auf die eigentliche Gefahr hin, die am allermeisten Aufmerksamkeit erfordert, giebt zweckmäßige Rathschläge für die Verwaltung der Stadt und die Ordnung der Leistungen der Bürger, zeigt, wie Athen Vertrauen und Zuneigung, gute Freunde und zuverlässige Verbündete gewinnen könne.

Nach diesen Vorgefechten, wie E. Curtius treffend diese Reden nennt, läßt er dann die Kriegstrompete kräftig erschallen und tritt — in der ersten philippischen Rede — mit einem vollständigen Programm auf, wie der Krieg gegen Philipp zu führen sei. Dabei müssen die Bürger bittere Wahrheiten hören über ihr Verhalten gegenüber der drohenden Gefahr: Ihr lasset euch vom Feinde die Kriegführung vorschreiben, begnüget euch mit einzelnen Aussendungen, wenn etwas Neues sich ereignet hat, und versäumet die meiste Zeit durch umständliche Förmlichkeiten, eure Feldherren und Truppen werden ohne Unterstützung gelassen und, wenn sie nichts ausrichten, ihnen Prozesse und Strafurtheile bereitet. So habt ihr dem Feinde Vorschub geleistet, weil ihr nicht thut, was eure Pflicht und Schuldigkeit ist.

Bald kam ein noch dringenderer Anlaß, diesen Aufruf an die patriotische Pflicht der Bürger zu wiederholen. Die Stadt Olynth auf der Halbinsel Chalkidike, dem macedonischen Festland vorliegend, welche das Haupt eines bedeutenden Städtebundes in den nördlichen Gewässern gewesen war, früher in eifersüchtiger Spannung mit Athen, jetzt von Philipp rings umstellt, suchte Hülfe und Bündniß mit Athen. Da seht ihr, ruft Demosthenes dem Volke zu, durch die Gnade des Himmels euch eine Gelegenheit dargeboten, wie ihr sie nicht besser wünschen könntet, dem Feinde unserer Stadt entgegenzutreten. Wollt ihr auch diese versäumen gegenüber einem Feinde, der

Digitized by Google

mit solcher Klugheit und Entschossenheit alle eure Fehler sich zu nutze macht und mit jedem gelungenen Streiche euch näher auf den Leib rückt? Dann macht er dem Volke wieder Muth, indem er Philipps schwache Seiten aufdeckt: Niemand kann Vertrauen zu ihm haben, eine auf List und Trug gegründete Macht kann von keiner Dauer sein; sein Glück darf euch nicht muthlos machen, denket an die herrlichen Thaten eurer Vorfahren. Erhebet euch wieder zu solcher Gesinnung, verbannet den engherzigen Parteigeist und tretet ein für die Rechte der Hellenen, wo überall sie auf dem Spiele stehen. Endlich weist er auf die Ursache hin, wodurch die kleinliche Gesinnung erzeugt und genährt wird: Ihr seid verwöhnt dnrch die Schönrednerei und Wohlrednerei der Herrschenden, die sich hüten, euch die Wahrheit zu sagen, weil sie durch eure Gunst sich in vortheilhaften Aemtern, in Ehren und Gewinn erhalten wollen. Das Volk darf sich nicht länger am Gängelbande solcher selbstsüchtigen Bestrebungen führen lassen, es muß seine Angelegenheiten wieder selber in die Hand nehmen, und es wird sich wieder Achtung und Ansehen erwerben.

Wie kommt es nun aber, müssen wir fragen, daß Demosthenes, wenn er in dieser nachdrücklichen und begeisternden Weise den Krieg gegen den Erzfeind gepredigt hat, doch den sog. philokratischen Frieden (i. J. 346) schließen half? Waren denn die Verhältnisse für Athen günstiger geworden, hatte ihm Philipp Zugeständnisse gemacht, Verluste vergütet, vortheilhafte Aussichten eröffnet? Keineswegs. Aber die Gefahr wurde dringender, die Lage immer bedenklicher, es galt, zu retten, was zu retten war, es galt, Zeit zu gewinnen und dem Philipp die Gelegenheit zu weiterer Einmischung in die griechischen Angelegenheiten abzuschneiden. Olynth war gefallen, durch die mangelhafte Unterstützung Athens preisgegeben, der phokische Krieg wüthete immer noch, aber die Parteien waren beiderseits

Digitized by Google

erschöpft, und alles deutete darauf hin, daß der König mit starker Hand eingreifen und von sich aus die Entscheidung bringen werde. Deswegen mußte man ihm die Hände binden, und darum stimmte Demosthenes den Vertretern der Gegenpartei zu, mit Philipp über Frieden und Bündniß zu unterhandeln. Aber freilich, der Abschluß fiel nicht in Demosthenes' Sinn aus, ihm war vor allem daran gelegen gewesen, dem verheerenden Kriege zwischen Theben und Phokis Einhalt zu thun und die Phokier zu retten, nicht aber den Thebanern und noch weniger dem fremden Eroberer preiszugeben. Aber der König bestand auf der Ausschließung der Phokier aus der Zahl der Verbündeten Athens und damit von der Wohlthat des Friedens, und Demosthenes ließ es geschehen: das können wir nicht umhin ihm als Fehler anzurechnen, er mußte wenigstens, was wir nirgends finden, sich laut und kräftig dagegen verwahren, daß die Verbündeten aufgeopfert wurden. Freilich, nachdem das Schicksal der Phokier besiegelt war, hat er um so entschiedener wieder die Kriegsfahne aufgesteckt, wie es ihm niemals rechter Ernst gewesen war mit dem Frieden mit Philipp, und das Schicksal der Phokier brachte auch die Entscheidung für Athen. Bald war es vorbei mit der Herrschaft des Eubulos, Aeschines und Genossen, deren Wahlspruch war „Frieden um jeden Preis", da Demosthenes immer eindringlicher seine Stimme gegen den Unterdrücker griechischer Städte und Völker erhob und die Bürger ihm immer mehr zufielen. In diese Zeit fallen die zwei großartigsten seiner Staatsreden, die über den Chersones und die dritte philippische. In jener handelt es sich um das Verhalten gegenüber dem athenischen Feldherrn Diopeithes, der, zum Schutze des Chersones ausgesandt, sich Eingriffe in Besitzungen Philipps erlaubt hatte. Da rief Demosthenes dem Volke zu: Statt ihn abzuberufen, wie die feigherzigen Friedensfreunde verlangen, solltet ihr einmal froh sein, eine schlagfertige

Digitized by Google

Truppe und einen schlagfertigen Führer zu haben, und ihn kräftig unterstützen mit Geld und Vorräthen, damit er nicht Freibeuterei treiben muß. Nur so könnt ihr den Philipp zwingen, Frieden zu halten, der freilich das höchste Gut ist. Es handelt sich in erster Linie um den Schutz eures Eigenthums, aber freilich nicht bloß um dieses, sondern um eure Freiheit, und nicht bloß um die eure, sondern die aller Griechen. Lieber wollte ich sterben, als dazu rathen, daß ihr Griechenland in Knechtschaft sinken lasset.

Mit gleichem Nachdruck in noch viel schärferen Worten das bisherige Verhalten des Volkes und seiner Führer geißelnd, spricht er es in der dritten Philippika aus: Nicht an Mitteln und Rüstung fehlt es der Stadt, sondern an dem alten Geist, der den Verrath und die Verräther — so nennt er die macedonisch gesinnte, zum Frieden um jeden Preis bereite Partei — gehaßt hat. Ich habe euch stets die Augen zu öffnen gesucht gegenüber dem Feinde, den eure Lässigkeit so groß gezogen hat, ich rathe auch jetzt das beste, das eine, was noth thut: Ermannet euch, eure volle Schuldigkeit zu thun, und, wo Alle sich knechten lassen, wir wenigstens wollen für die Freiheit kämpfen und ganz Griechenland aufrufen zum Widerstand gegen die Unterdrücker.

Und so hat der Redner denn auch gehandelt, mit allem Eifer und Fleiß wurde in der Stadt gerüstet, die Steuervereine und die Leistung der Trierarchie neu geordnet, die Ueberschüsse der Staatsverwaltung wieder den Schaugeldern entzogen und zu Kriegsgeldern bestimmt, auch persisches Gold erbeten und angenommen, gleichzeitig Bundesgenossen im Peloponnes und im westlichen Griechenland, wie auf den abgefallenen Inseln angeworben, und dem von Philipp belagerten Byzanz kräftige Unterstützung geleistet, so daß der König, wie vorher von dem benachbarten Perinth, unver-

Digitized by Google

richteter Dinge abziehen mußte. Und endlich, als ein neuer heiliger Krieg entzündet und Philipp wieder zum Vollstrecker des amphiktyonischen Urtheiles gegen die Lokrer in Amphissa bestellt war, trug Demosthenes keinen Augenblick Bedenken, sich auf Seite der Thebaner, der bisherigen Feinde Athens, zu stellen und die Gefahr, die jene zuerst treffen mußte, mit ihnen zu theilen. In großherziger und ebenso kluger Weise bot er der Nachbarstadt die vortheilhaftesten Bedingungen, um das Bündniß zu stande zu bringen, das allein geeignet war, ein Heer aufzustellen, welches dem Könige im Felde die Spitze bieten konnte. Unglücklich, aber nicht unrühmlich kämpften die Verbündeten in der Entscheidungsschlacht bei Chäronea, die der griechischen Freiheit ein Ende machte (i. J. 338).

Mit der Schlacht bei Chäronea hatte Demosthenes seine eigentliche Rolle ausgespielt. Zwar finden wir ihn auch in der Folge wiederholt gegen die macedonische Herrschaft thätig, zuerst bei den Rüstungen Athens für einen Angriff, den man von Philipp auf die Stadt erwartete, sowie nach Philipps Tod (i. J. 336), um Theben, das sich gegen den jungen Alexander erhob, zu unterstützen, endlich nach dem Tode Alexanders (i. J. 323), als das gesamte Griechenland, außer Sparta, wieder den Krieg gegen Macedonien unternahm, um sich frei zu machen. Demosthenes befand sich damals als Verbannter im Peloponnes. Er war im Jahre 324 in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt worden wegen der sog. harpalischen Gelder. Ein Feldherr Alexanders, Harpalos, war mit großen Schätzen und zahlreichen Söldnern aus Babylon entwichen und suchte um Aufnahme in Athen nach. Zuerst abgewiesen, wurde er später auf Demosthenes' Antrag, aber ohne Truppen, aufgenommen, sein Geld auf der Burg aufbewahrt und er selbst bewacht. Nun fand sich bald, daß die ihm abgenommene Summe, die er selbst auf 700 Talente an-

Digitized by Google

gegeben hatte, um die Hälfte vermindert war. Demosthenes, der bei der Beschlagnahme des Geldes mitgewirkt hatte, verlangte selbst eine Untersuchung durch den Gerichtshof des Areopags, um zu ermitteln, wohin das Vermißte gekommen sei. Wir kennen den Hergang der Untersuchung nicht mehr, bloß das Ergebniß, daß Demosthenes auf der Liste Derer stand, welche von den harpalischen Geldern sollten bekommen haben, er wurde zu einer hohen Geldbuße verurtheilt und, da er diese nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß gesetzt. Von Bestechung kann aber überall keine Rede sein, höchstens, daß Demosthenes nicht vorsichtig genug war in der Ueberwachung des Geldes, oder wenn etwas davon durch seine Hände ging, es für öffentliche Zwecke geschah. Man nimmt jetzt ziemlich übereinstimmend an, daß er dem vereinten Hasse der beiden Parteien, der macedonisch Gesinnten und der extremsten Freiheitsmänner, denen er gegenüber den kriegerischen Hetzereien zu besonnen schien, zum Opfer fiel. Aus dem Gefängniß entflohen, begab er sich in den Peloponnes, und als die Rüstungen zum Kriege gegen Macedonien gemacht wurden, unterstützte er diese eifrig und wurde zum Dank dafür zurückberufen und im Triumph in die Stadt aufgenommen. Die Streitkräfte der Griechen sammelten sich in Thessalien, wo es zu dem sog. lamischen Kriege kam, der durch den Sieg des macedonischen Reichsverwesers Antipater in der Schlacht bei Krannon entschieden wurde im Jahre 322. Antipater rückte sofort gegen Athen und verlangte die Auslieferung der Freiheitsmänner, darunter Demosthenes. Dieser entfloh auf die Insel Kalauria an der argolischen Küste, wo er von den Häschern des Antipater aufgefunden wurde und sich durch einen freiwilligen Tod, indem er Gift aus seinem Schreibgriffel sog, der Gefangennehmung entzog (i. J. 322).

Kehren wir nach diesem Ausblick auf die späteren Schicksale des Redners zurück zum Jahre 338, zu der Niederlage bei

Digitized by Google

Chäronea, womit die griechische Freiheit ihr Ende gefunden hatte, so schien freilich Aeschines recht zu haben, wenn er in der Rede gegen Ktesiphon den Demosthenes beschuldigte, er habe alles Uebel über Athen gebracht, und auch neuere Beurtheiler, Weidner, Holm, Beloch, brechen den Stab über Demosthenes' Politik. Da müssen wir nun doch zunächst die hämische Art abwehren, in welcher Weidner[6] den Mann bemäkelt, indem er ihn zu einem bloßen Oppositionsmann ohne positive Zwecke und praktische Ideen, zu dem Gernegroß eines Kleinstaates macht, der großen Ehrgeiz, aber unklare Begriffe im Kopf hatte, voll von Selbstwidersprüchen, prahlerischer Ueberhebung, demagogischer Leichtfertigkeit u. dergl. Auch Holm enthält sich nicht, ihn in wegwerfender Weise zu verunglimpfen, indem er z. B. die Reisen, die Demosthenes nach der Schlacht bei Chäronea machte, um Geldbeiträge und Getreidevorräthe zu beschaffen, so deutet: er schlug seine Befähigung für Geld und Handelsgeschäfte höher an, als seinen sittlichen Einfluß auf das Volk.[7] Heißt das nicht, auf zweifelhafte Notizen hin allem, was des Mannes eigene Worte atmen, den Stempel der Heuchelei aufdrücken?

Freilich geht auch andererseits Curtius[8] zu weit, wenn er behauptet: der Mangel eines schließlichen Erfolgs ist es allein, was dem Verdienste des Demosthenes die Anerkennung entzogen hat. Es ist durchaus nicht bloß die Erfolglosigkeit seiner Politik, die mit der Niederlage bei Chäronea endete, was der Kritik und dem Tadel ausgesetzt ist, sondern auch die Ziele selbst, die er sich steckte und die Mittel, die er dazu hatte, können angefochten werden. Man kann sagen: wofür trat Demosthenes ein? was heißt die von ihm proklamirte Freiheit der Griechen? Doch im Grunde nichts anderes, als die Fortdauer des Kleinstaaterei, der Eifersüchteleien und Händel der einzelnen Staaten und Städte, wobei der Löwenantheil, nach-

Digitized by Google

dem die drei mächtigsten Staaten in ihren hegemonischen Bestrebungen nacheinander abgewirthschaftet hatten, einem Dritten zufiel. Ein schlimmes Licht wirft ferner auf den nationalen Patriotismus die Rolle, welche das persische Gold auch wieder in dem Kriege gegen Philipp spielt. Im Widerspruch mit den gepriesenen Großthaten der Vorfahren, welche von den Barbaren kein Geld und keine Gnade annahmen, tragen die Patrioten kein Bedenken, von dem Nationalfeinde Unterstützung anzunehmen gegen einen näheren Feind, der doch griechische Sitte und Bildung mit ihnen gemein hat. Was war aber von diesem zu fürchten? meinen Die, welche dem Philipp das Wort reden. Nichts weiter, als was die Athener, die Spartaner, die Thebaner auch besessen und ausgeübt hatten, die Hegemonie, aber keine Knechtschaft; dafür aber war unter macedonischem Schutz Sicherheit des Handels sowohl, als freie Bewegung im Gemeinwesen gewährleistet, natürlich mit Beschränkung auf die inneren Angelegenheiten. Endlich, wenn wir nach den Mitteln fragen, mit denen der Redner die gewaltige Umänderung und Erneuerung des atheniſchen Staates und die Niederwerfung eines so starken Gegners erreichen wollte, so können wir nicht umhin, etwas stutzig zu werden, wenn er selbst die Lässigkeit und den Wankelmuth des Volkes, den Leichtsinn und den Mangel an Hingebung und Opfermuth nicht stark genug schildern kann, und wenn wir hören, wie es mit den ins Feld gestellten Truppen, eigenen und Söldnern, bestellt war, und bedenken, daß, selbst wenn Heer und Bürgerschaft allen Anforderungen gerecht und gewachsen gewesen wären, das Haupt und die Seele dazu fehlte, ein großer Feldherr. Suchen wir, nach beiden Seiten abwägend, ein unbefangenes Urtheil zu gewinnen, so werden wir wohl zuvörderst sagen dürfen, daß Demosthenes nicht in eitler Großmannssucht oder in eigensinnigem Trotz, verblendet gegen die Macht des Gegners und die eigenen Mängel, seinem

Volke den Kampf gegen Philipp aufgezwungen hat, sondern daß er in der berechtigten Ueberzeugung von der geschichtlichen Würde Athens als wohlgesinnter Bürger seiner Vaterstadt, als hochherzig denkender Grieche den Kampf gegen den überlegenen Feind unternahm, der zwar der Form nach die Hegemonie über die griechischen Staaten anstrebte, in der That aber als Eroberer und Gebieter über Griechenland herrschen wollte. Sodann giebt Holm selbst zu, daß das atheniſche Volk sich keineswegs in sittlichem Zerfall befand, daß es physische und moralische Kraft genug übrig hatte, daß das zuletzt zu stande gebrachte Bündniß zwischen Athen und Theben einen trefflichen Kern bildete, vor dem, wenn sich das übrige Griechenland anschloß, Philipp wohl hätte zurückweichen müssen. Athen war noch immer die schönste, reichste und mächtigste Stadt von Griechenland, seine Flotte beherrschte das Meer von Korinth bis zum Pontus und hatte ohne Schwierigkeit dem Philipp im Jahre 352 den Durchgang durch die Thermopylen gewehrt. Aber doch hat sich Demosthenes von dem damaligen Athen ein Idealbild gemacht, wenn er die Bürgerschaft und die Bürgertugend von der Zeit der Perserkriege und des Perikles in dieser Periode des Niederganges wieder zu erwecken hoffte, in einer Zeit, welcher die Hinrichtung des Sokrates, der Feldzug der Zehntausend, der antalkidische Frieden, die Besetzung der Kadmea, der Bundesgenossenkrieg zum Hintergrund dienten,

Was aber den anderen Gesichtspunkt betrifft, den Holm hervorhebt,[9] Demosthenes habe die Person und das Werk Philipps nicht verstanden, der dazu berufen gewesen sei, die in sich zerklüftete Griechenwelt zu einigen und zu dem hohen Ziele, das die Griechen in ihrer Zersplitterung versäumt und vergessen hatten, zu führen, in einem Nationalkrieg der griechischen Gesittung den Sieg über asiatische Barbarei zu verschaffen, so wäre das ja ein herrliches Werk gewesen, das geeinigte

Digitized by Google

Griechenland in freiem Bunde mit dem starken Königthum die alte Feindschaft zwischen Hellenen und Barbaren zum Austrag bringend. Nur müssen wir hiergegen zweierlei bemerken: erstens dürfen wir uns diesen „freien Bund" doch nicht so ideal vorstellen: ohne Unterwerfung, d. h. ohne Verzicht auf politische Selbständigkeit und politischen Einfluß von seiten Athens und aller griechischen Staaten ging es nicht. Sodann aber setzt diese Betrachtung eben etwas voraus, was bei den Griechen ein Ding der Unmöglichkeit war, den Einheitssinn; Freiheit war ihnen alles. Für die Freiheit mit Gut und Blut einzustehen, das war die Bedingung, unter der Demosthenes seinem Volke den Erfolg versprach. Daß er an diese Bedingung glaubte, macht seinem Patriotismus Ehre, aber die staatsmännische Klugheit und Einsicht kommt doch etwas zu kurz. Freilich sucht Hartel[10] den Redner auch in dieser Hinsicht zu rechtfertigen, indem er sagt: „Uns, die wir das Ende der Entwickelung überschauen, liegt der Irrthum des Mannes vor, daß er mit idealen Mitteln, einer Wiederbelebung der alten Hochherzigkeit Athens eine Macht wie Philipp zu besiegen hoffte; aber wer möchte, mitten im Zuge der Bewegung stehend, diesen Irrthum erkannt haben? Jedenfalls es so auszusprechen, wagte niemand." Richtiger aber wird wohl sein, was O. Müller bezeugt: „Gerade auf diesem Irrthum, der sowohl für ihn selber, als für Griechenland verhängnißvoll geworden ist, beruht die Größe des Mannes. Je ungünstiger die Hoffnung des Erfolges, je unwahrscheinlicher nach unserer Einsicht in den Gang der Ereignisse der Sieg war, um so bewundernswerther ist das, was er schließlich geleistet hat."

Ja, mag er geschwärmt haben für die alte Größe Athens und die Kraft seines Volkes überschätzt, die Zeitlage nicht so, wie wir es jetzt nach dem Ergebniß der Geschichte im stande sind, erkannt haben, wo ist in der Welt je etwas Großes geschaffen worden

Digitized by Google

ohne die Erhebung der Seele zur Begeisterung? Gerade deswegen ist Demosthenes auch in so hervorragender Weise ein Schriftsteller für die Jugend, weil ihm nichts ferner lag, als das pessimistische Verzichten auf große Leistungen und hohe Ziele, auf die höchsten Anforderungen an die Kraft des Willens, und wir preisen uns glücklich, in unseren höheren Schulen die Schriften eines Mannes zu lesen, der mit solcher Wärme der persönlichsten Ueberzeugung, mit solcher Begeisterung die Seelen zu ergreifen versteht.

Anmerkungen.

[1] Im folgenden Abschnitt ist hauptsächlich benutzt: Blaß, Geschichte der griechischen Beredsamkeit. Bd. III.

[2] In den Abhandlungen der bayrischen Akademie, Bd. X. 1864: Zur Beurtheilung der Rede des Demosthenes für Ktesiphon. Vergl. Bd. IX. 1860: Die Demegorien des Demosthenes.

[3] Holm, Griechische Geschichte. Bd. III. S. 313—315.

[4] Ebenda. S. 294.

[5] Ebenda. S. 502.

[6] A. Weidner, Die Staatsreden des Demosthenes. Philologus, Bd. XXXVI, XXXVII.

[7] Holm, Griechische Geschichte, Bd. III. S. 320.

[8] Curtius, Griechische Geschichte, Bd. III. S. 737.

[9] Holm, Griechische Geschichte. Bd. III. S. 279, 317—319.

[10] Hartel, Demosthenische Studien. Sitzungsberichte der Wiener Akademie. Bd. 87. 1877.

Benutzt sind außer den Reden des Demosthenes (besonders der Ausgabe von H. Weil, Harangues et plaidoyers de Demostène, Paris 1881) folgende Werke:

Blaß, Geschichte der griechischen Beredsamkeit. Bd. III. Leipzig 1877.
A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit. 3 Bde. Leipzig 1885.
O. Müller-Heitz, Geschichte der griechischen Litteratur. Bd. II. Stuttgart 1882.
Grote, Griechische Geschichte, deutsch von Meißner. Bd. VI. Leipzig 1856.
E. Curtius, Griechische Geschichte. Bd. III. Berlin 1867.
A. Holm, Griechische Geschichte. Bd. III. Berlin 1891.
Hartel, Demosthenische Studien. Sitzungsberichte der Wiener Akademie Bd. 87.
L. Spengel, Zur Beurtheilung des Demosthenes. Abhandlungen der bayrischen Akademie. Bd. IX. X.
A. Weidner, Die Staatsreden des Demosthenes. Philologus, Bd. XXXVI, XXXVII.

Digitized by Google

Die Bildung

des

Harzgebirges.

Von

Otto Lang
in Hannover.

Mit Tafeln in Buntdruck.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Der Harz gehört zu den geologisch interessantesten deutschen Gebirgen; von jeher ist ihm mehr Beachtung geschenkt worden, als manchem anderen gleich großen oder selbst noch bedeutenderen Bergzuge; dies erklärt sich nicht allein aus seiner Lage inmitten des Gebietes, in welchem die Geologie zur Wissenschaft entwickelt wurde und die ihm schon früh scharfsinnige Beobachter verschaffte, sondern auch und vielmehr daraus, daß er seine Erforscher durch die Mannigfaltigkeit und Verflochtenheit des Untersuchungsmateriales dauernd zu fesseln vermochte. So hatte denn bereits eine lange Reihe verdienter Geologen, aus der hier nur die Namen Lasius, Buch, Hausmann und F. A. Römer genannt werden mögen, an ihm ihre Meisterschaft erwiesen, ehe für ihn eine einheitlich geleitete Centralstelle der Erforschung in der preußischen geologischen Landesanstalt entstand; aber, obwohl diese ihre Arbeiten schon vor mehr denn zwanzig Jahren begann und dem Harz immer ihre Gunst erwies, auch mehrere ihrer besten Kräfte mit der Untersuchung betraute, so ist doch bis jetzt weder die geologische Kartenaufnahme im Maßstabe 1:25000 abgeschlossen,[1] noch der Bau des Gebirges bis in alle Einzelheiten erkannt. Daß aber überhaupt jemals ein Zeitpunkt eintreten könne, an welchem man behaupten dürfe, der Harz sei für die geologische Forschung ausgebeutet und erschöpft, läßt sich gar nicht absehen.

Digitized by Google

Der Grund hiervon beruht weniger in der für ein Gebiet von so geringem Umfange ganz ungewöhnlichen Mannigfaltigkeit der Gesteine, als vielmehr darin, daß der Harz ein verhältnißmäßig sehr altes Gebirge ist, sehr alt auch im geologischen Sinne, wo es auf einige Jahrtausende mehr oder weniger nicht ankommt und überhaupt nicht nach diesen gerechnet, sondern nur die Zeitfolge in Betracht gezogen wird.

Im Laufe der Zeiten haben eben nicht allein Verwitterung, Ausnagung und Abtragung auf ihn zerstörend gewirkt, sondern auch wiederholt gebirgsbewegende Energien. Trotz letzteren ist zwar der Bau wesentlich der alte geblieben, doch haben dieselben an vielen Stellen die Züge des ersten Bauplanes so zerstört und die Gebirgstheile („Bausteine") so umgelagert, daß es sehr schwierig ist, die Geschichte des Baues und Umbaues bis ins einzelne genau zu bestimmen und womöglich die ursächlichen Beziehungen zu ermitteln.

Geologische Konstruktion und Spekulation muß denn da oft die Lücken der direkten Erkenntniß ausfüllen; da nun aber das bekannte Wort von der kurzen Lebensdauer wissenschaftlicher Theorien auch von den geologischen Lehrmeinungen gilt, so hat jede der letzteren, als sie zur Geltung gelangte, dem für den Harz vorliegenden Stückwerke geologischen Wissens ein andres geistiges Band gegeben.

So kommt es denn, daß nicht allein die allmählich anwachsende Summe geologischer Befunde und Bestimmungen das innere Bild, welches wir uns vom Aufbau des Harzes machen, abändert, sondern auch der Wechsel unserer Meinungen über gebirgsbildende Vorgänge und Kräfte überhaupt.

Deshalb wird aber wohl eine Darstellung dieser Bildungsgeschichte vom modern-geologischen Standpunkte aus Interesse in größeren Leserkreisen zu finden erwarten dürfen, da sie Demjenigen, welcher sich darüber nach älteren Quellen schon unter-

Digitized by Google

richtet hatte, die Fortschritte der Harzerforschung vorführen und dem Neuling gleichzeitig einen Einblick in die derzeit geltenden, den Auf- und Umbau von Gebirgen behandelnden Theorien in annehmlicherer Weise als durch deren abstrakte Entwickelung bieten wird.

Wie eine Insel erhebt sich der Harz aus dem norddeutschen Flachlande, zumal an seiner Nordseite jäh, als ein bis 250 m hoher Wall emporsteigend; auch sonst ist er orographisch scharf umschrieben bis auf seinen südöstlichen Theil, dessen Außengrenze schon vom Oberthale (bei Scharzfeld) an, aber ganz besonders im Mansfeldischen verwischt ist. Geographisch ist er von Südost nach Nordwest gerichtet; er deckt dabei eine Basis von etwa 42 □ Meilen; dieselbe ist einem Kreisabschnitte ähnlich mit dem etwa 13 Meilen langen Nordoststrande als Sehne. Im großen ganzen betrachtet verflacht der Harz als eine schiefe Ebene mit ost-, nord- und westwärts gerichteten Steilabfällen in südöstlicher Richtung; die größten Höhen (Brocken 1141 m, Bruchberg mit Acker 900 m üb. d. M.) scheiden die etwa ein Drittel des Gebietes darstellende Hochebene (575 m üb. d. M.) des nordwestlichen sog. „Oberharzes" von dem niedriger (380 m) gelegenen, sich allmählich nach Osten senkenden Ost- oder Unterharze.

Eine Betrachtung des Gebirgsbaues muß natürlicherweise ihren Ausgang nehmen von derjenigen des Baumaterials. Von diesem interessiren zunächst weniger die eruptiven Massen, als die im Wasser abgelagerten Gesteine, und zwar diese nicht so sehr deshalb, weil sie ihren Massenverhältnissen nach vor jenen vorwalten, als vielmehr der Altersermittelung halber; die in ihnen enthaltenen organischen Reste bestimmen nämlich nicht allein direkt diejenige Zeit, in welcher das betreffende Gestein gebildet wurde, sondern auch indirekt, zu welcher Periode der Aufbau des Gebirges stattfand; die Lage- und Verbandsverhältnisse

Digitized by Google

dieser Gesteine erlauben denn auch weiter Schlußfolgerungen auf die Art und Weise der Gebirgsbildung.

Die das eigentliche Harzgebirge aufbauenden Schichtgesteine, welche man zur Unterscheidung von den dasselbe nur umrandenden (Randgebirgsschichten) als Kerngebirgsschichten bezeichnet, sind nun alle von hohem paläozoischem Alter. Von den verschiedenen Systemen dieser Altersgruppe nehmen sogar die jüngsten (Rothliegendes und Zechstein) nicht einmal mehr am Kerngebirge theil, sondern sind wesentlich nur auf das Randgebirge beschränkt. Dagegen ist aber auch das älteste paläozoische System (Silur, inkl. Cambrium) im Harz nicht nachzuweisen. Es ist allerdings wenig mehr als ein Jahrzehnt her, daß viele und sehr verbreitete Kerngebirgsschichten als von silurischem Alter galten, seitdem wurde jedoch ihre jüngere Altersstellung geltend gemacht; zunächst rechnete man sie zwar noch nicht dem folgenden devonischen Systeme zu, sondern einer Mittelstufe von zwar nachsilurischem, aber noch vordevonischem Alter, der man die Bezeichnung „Hercyn" gab, zur Zeit aber werden sie für wirklich devonisch (unter- und zum Theil sogar mitteldevonisch) erklärt. Diese insbesondere durch Kayser's Arbeiten bewirkte Altersverschiebung hat ihren Grund sowohl darin, daß sich über die Altersstellung gewisser „Leitfossilien" die Ansichten geändert haben, als auch in neuen Petrefaktenfunden. An gut erhaltenen Versteinerungen (welche bekanntlich zur Altersbestimmung dienen) sind die meisten Schichtgesteine des Harzes sehr arm, und zwar deshalb, weil Kalksteine und kalkhaltige Schichten, welche die organischen Reste am besten bewahren, am Aufbau des Harzes nur in sehr untergeordnetem Maße theilnehmen.

Die Kerngebirgsschichten sind vielmehr vorwiegend quarziger Natur; neben nur aus Quarzkörnern (d. i. Kieselsäure), stellenweise auch mit kieseligem Bindemittel, bestehenden festen und

Digitized by Google

vorzugsweise hellfarbigen „Quarziten" und dunklen bis schwarzen „Kieselschiefern" (welchen letzteren sich strichweise hellgraue bis lebhaft buntfarbige „Adinole" gesellen, die jenen gegenüber durch einen Natronfeldspathgehalt gekennzeichnet sind) treten in ungeheuren Massen Sandsteine und besonders „Grauwacken" auf; diese unterscheiden sich von den ihnen verwandten Sandsteinen wesentlich durch einen mehr oder weniger reichlichen Gehalt an dunklen Thon- und Kieselschieferspliittern, der auch ihre dunkle graue Färbung vorzugsweise bedingt. Nächst den Grauwacken herrschen aber unter den Gesteinen Thonschiefer, deren Kieselsäuregehalt auch meist 60 % erreicht.

Während es von diesen fraglich sein kann, ob sie in tiefer oder seichter See, im Ozean oder in einem Meerbusen abgelagert wurden, was für jeden gegebenen Fall besonders und zwar zumeist nach den eingeschlossenen Organismenresten zu entscheiden ist, kann es von den Grauwacken gar nicht zweifelhaft sein, daß dieselben in stark bewegtem Küstenwasser gebildet wurden; die Nähe des Landes setzen insbesondere die sowohl in den ältesten wie den jüngsten Schichtsystemen des Kerngebirges untergeordnet auftretenden, sog. „konglomeratischen" Grauwacken voraus, welche vorzugsweise erbsen- bis haselnußgroße Kiesel, die erwähnten jüngsten sogar bis überfaustgroße Gerölle von Milchquarz, Gneiß, Granit und Porphyr enthalten. Nach welcher Himmelsrichtung aber vom Harzgebiete aus das Land gelegen habe, welches das Gesteinsmaterial zum Aufbau der Grauwacken lieferte, darüber fehlt uns jede Kunde; auch für die erwähnten Gerölle ist bislang die Heimath noch nicht zu ermitteln gewesen.

Diese Gesteine sagen uns also, daß zu Beginn der devonischen Periode das Harzgebiet von einem seichten Küstenmeere bedeckt war, dessen weitere Erstreckung sich östlich bis über den jetzigen Elblauf und westlich bis in die rheinischen Lande ver-

Digitized by Google

folgen läßt; in diesem Meere lebten, nach Funden in anderen Gegenden zu urtheilen, schon Wirbelthiere, nämlich die ersten Fische; die Flora war noch dürftig, hauptsächlich vertreten in Pflanzen von niedrigsten Formen; doch bekleideten schon Gefäßkryptogamen (Knorrien, Sagenarien, Lepidodendren, Kalamiten) das benachbarte Land, von dem aus Pflanzentheile auch in die zunächst, als ältestes bekanntes Harzgestein, in der Bildung begriffene Grauwacke eingeschwemmt wurden; letztere, die zum Theil in mächtigen Bänken, zum Theil in dünnen Schichten (Grauwackenschiefer) in einem den Harz quer von SW. nach NO., aus der Gegend von Herzberg und Lauterberg bis Alexisbad und Gernrode durchziehenden Bande an die Oberfläche tritt, wird nach dem Städtchen Tanne als „Tanner Grauwacke" von andern jüngeren unterschieden.

Dieselbe wird überlagert von einem mächtigen Systeme von Thonschiefer, der „Wieder-Schiefer" nach dem Orte Wieda genannt wird. Verlangen Thonschiefer zu ihrer Ablagerung schon an sich ein ruhiges Wasser, welches vorzugsweise nur große Meerestiefen bieten, so spricht für Tiefseebildung auch die Fauna, deren Reste außer in manchen Schieferschichten selbst (Tentakuliten, Graptolithen) in mehreren der linsenförmigen Kalksteineinlagerungen enthalten sind, die sich fast ausschließlich, dabei aber immerhin spärlich, im untersten Horizonte dieser Schiefer finden. Daß aber die Meerestiefe und die örtlichen Strömungsverhältnisse häufig wechselten, bezeugen andererseits neben jenen Kalksteinen nicht seltene Einlagerungen von Grauwackenschichten, Quarzitlagern, Wetz- und Kieselschiefern.

Gegen Schluß der unterdevonischen Zeit stellte sich auch vulcanische Thätigkeit, und zwar in sehr ausgedehntem Maße ein; es trat vorzugsweise Diabas (vulgo „Grünstein") mit einigen Abarten vielorts in Strömen, wahrscheinlich aber noch unterseeisch, hervor, die wir, oft begleitet von ihren jetzt meist

Digitized by Google

zu „Schalsteinen“ umgebildeten Tuffen, nunmehr als Lager innerhalb der Schiefer finden; manche Diabasvorkommen entsprechen jedoch „Lagergängen“, d. h. zwischen schon abgelagerte Schieferschichten zwischengedrängten Massen; dagegen sind solche Diabasgänge sehr selten, welche die Schiefer quer durchsetzen, mithin Querspaltenräumen der letzteren entsprechen. Nach ihrem Mineralbestande wie nach ihrem Gefüge (Struktur) hat man unter diesen Altersvorläufern der Harzgranite, die man hier deshalb auch oft als „vorgranitische Eruptivgesteine“ zusammenfaßt, Unterscheidungen zu machen versucht, die zugleich verschiedenen Altersstufen entsprechen sollen; diese Bestimmungen verlieren aber sehr an Werth dadurch, daß die Gesteine sich nirgends mehr „frisch“ und unverändert, sondern immer stark verwittert oder auch noch von anderen Veränderungen befallen erweisen.

Diese eruptive Thätigkeit hielt bis in die Karbonzeit hinein an. Daß dieselbe, abgesehen von der Hervorbringung der Gesteinsmassen, „gebirgsbildend“ gewirkt und etwa die möglichst horizontal und gleichsinnig aufeinander abgelagerten älteren Schichten in ihrer Lage wesentlich gestört habe, läßt sich nicht erkennen; hingegen fällt auf, daß von der Zeit an, wo sie zur größten Entwickelung gelangte, im östlichen Harzgebiete Gesteine anderer Art entstanden als im westlichen; während dort vom oberen Unterdevon an bis in die mitteldevonische Zeit hinein der „Haupt-Quarzit“, die „oberen Wieder-Schiefer“, der „Haupt-Kieselschiefer“, die „Zorger-Schiefer“ und „Elbingeroder Grauwacke“ abgelagert wurden, finden wir im westlichen Harze nur Sandsteine und Quarzite, denen gegenüber Thonschiefer ganz zurücktreten. Darauf, daß die eruptiv hervorgebrachten Materialien, besonders der Diabas und der zugehörige, der Verwitterung schnell verfallene Vulcanschutt (vulcanische Schlacken, Asche, Tuff), reich an Kalkerde (und Eisen) waren, läßt sich ungezwungen zurückführen, daß in den mittel- und

Digitized by Google

oberdevonischen Zeiten, insbesondere in Gesellschaft von den aus Vulcanschutt hervorgegangenen Schalsteinen, nun auch Kalksteine in größerer Entwickelung und Verbreitung auftreten, oft begleitet von Eisenerzlagern, deren Mehrzahl jedoch erst nachträglichen Umsetzungsvorgängen ihre Entstehung verdanken mag; Thonschieferbildungen erweisen sich da ziemlich auf den Oberharz beschränkt, wo sie besonders in den „Goslarer Schiefern", die das berühmte Erzlager des Rammelsberges eingeschaltet enthalten, zu ausgedehnterer Entwickelung gelangten.

Mit der Devonperiode endete für den größten Theil des Harzes die Ablagerung mariner Schichtgesteine; in der folgenden Karbonperiode erhob sich allmählich das Harzgebirge, und ist dasselbe danach niemals wieder vollständig oder auch nur zu einem größeren Theile unter den Meeresspiegel gesunken. Letzteres schließen wir aus dem Fehlen entsprechender Ablagerungen; nun kann man zwar diese Folgerung anzweifeln mit dem Hinweise, daß die Meeresablagerungen späterer Zeiten der Abnagung und Abtragung durch fließende Wasser bis zur Vernichtung anheimgefallen sein möchten, doch liegen die Verhältnisse im Harze derart, daß dies als ganz unwahrscheinlich bezeichnet werden darf.[2]

Die Trockenlegung der bisher in übereinstimmender Lagerung gebildeten marinen Schichten erfolgte jedoch, gleichviel, ob wir uns dieselbe durch deren Hebung oder durch Zurückweichen des Meeres bewirkt denken, nicht plötzlich und auf einmal für das ganze Harzgebiet, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach allmählich und schrittweise, und dauerte die Ablagerung neuer Schichten von Kieselschiefern (und sog. „Adinolen", sowie etwas Kalkstein), Thonschiefern, Wetzschiefern, sowie von an Masse ganz überwiegenden Grauwackenbänken im Gebiete des jetzigen Oberharzes noch durch die ganze ältere Karbonzeit („Culmperiode") fort. Da diese Schichten nicht allein gleichsinnig („konkordant") au

Digitized by Google

den älteren devonischen aufruhen, sondern auch von dem gebirgsbildenden Vorgange in ganz derselben Weise erfaßt und in ihrer Lagerung gestört wurden, wie letztere, so darf man die eigentliche Geburtsstunde des Harzes als erst nach Ab- und Umlagerung derselben abgelaufen ansehen. Wir sind eben jetzt, im Gegensatze zu früheren Zeiten, durchaus abgeneigt, geologische Vorgänge von Art der Gebirgsbildung katastrophenmäßig hereinbrechen und von ihnen größere Landstriche gleichzeitig und mit gleicher Intensität ergreifen zu lassen; vielmehr denken wir uns diese Kraftentwickelnng sowohl zeitlich allmählich in die Wege geleitet, anschwellend bis zum Höhepunkte, um gemildert oder in abgeschwächten Rückfällen auszuschwingen, als auch örtlich in ihren Angriffspunkten wandernd. So begann hier wahrscheinlich der Unterharz dem Meere schon zu unterkarbonischer Zeit zu entsteigen, während diese Bewegung den Oberharz erst nach Ablagerung der unterkarbonischen Schichten ergriff; dagegen war der Bildungsvorgang vielleicht im Oberharzgebiete noch nicht beendet zu derselben Zeit, als im Osten die Ruhe schon in dem Maße zurückgekehrt war, daß sich in den neu entstandenen Gebirgsmulden wiederum Schichtgesteine gleichmäßig ablagern konnten.

Die Bildung des Harzgebirges erfolgte also im Wesentlichen nach Ablagerung der unterkarbonischen Schichten und noch vor Schluß der Karbonperiode; sie geschah durch *Faltung und Aufsattelung der Schichtgesteine*. Ob und in welchem Maße auch die Unterlage, auf welcher alle vorbeschriebenen Schichten ruhten, an der Aufsattelung theilnahm, wissen wir nicht, da jene eben nirgends zur Erdoberfläche gedrängt wurde. Die Richtung der Sattel- und Muldenlinien, das „Streichen" der gefalteten Schichten, entspricht aber nicht etwa der jetzigen Längsrichtung des Harzgebirges (SO. nach NW.), sondern läuft im Gegentheil senkrecht dazu von SW. nach NO.; der Harz

Digitized by Google

gehört mithin nicht zu den „Kettengebirgen", sondern zu den als „Horste" bezeichneten Gebirgsschollen, die, während ihre Umgebung zusammenstürzte oder niedersank, stehen blieben oder gar an Niveauhöhe gewannen.

Diese Faltenwerfung und Auffattelung erfolgte naturgemäß auch nicht ohne zahlreiche Längs- und Querſprünge und -riſſe, bedingt durch die örtlichen Verſchiedenheiten der gefalteten Geſteine bezüglich Maſſenentwickelung und Zähigkeit (Tenacität.) Die Auffattlung des ganzen Schichtenſyſtems wurde von einer vielfachen Nebenfältelung, insbeſondere der verhältnißmäßig plaſtiſcheren Geſteine (Schiefer) begleitet. Der faltende Gebirgsdruck oder -ſchub kam, wie man aus der Richtung der „Ueberſchiebungen" von Gebirgsmaſſen übereinander und der noch häufigeren oder ſogar gewöhnlichen „Ueberklippungen" der Falten, bei denen die Sattelſchenkel bis zur Parallelität und durch die Senkrechtſtellung hindurch zur gemeinſamen Neigung gedrängt wurden, folgern darf, aus ſüdöſtlicher Richtung.

War aber dieſer gebirgsbildende Vorgang auf das Harzgebiet allein beſchränkt? Dieſe Frage kann man in Anbetracht ſeiner Art und Weiſe, der Faltung, von vornherein verneinen; in der That finden wir denn auch im „Streichen" der Schichten, d. h. in Richtung der in dieſe hineinlegbaren Horizontallinien, ſüdweſtwärts, jenſeits der Weſer, im ſog. Kellerwalde nicht nur die gleichen Schichtgeſteine wie die des Harzes, ſondern dieſelben auch in entſprechender Lagerung. Nach NO. zu iſt allerdings der Harz ſo ſcharf abgeſchnitten, daß man annehmen muß, es liege hier eine bei dieſer Gebirgsbildung ſelbſt entſtandene „Verwerfungsſpalte" vor, an welcher die ſie ſüdweſtlich begrenzenden Schichten durch die Faltung gehoben wurden, während der Gebirgstheil öſtlich von ihr, vielleicht ungefaltet, liegen blieb oder in die Tiefe ſank; dieſe Annahme gewinnt ſehr an Wahrſcheinlichkeit durch den Umſtand,

Digitized by Google

daß wir diese Verwerfungsspalte weithin zu verfolgen vermögen, nämlich über die Gegend von Dresden hin längs des ganzen Südwestrandes des sudetischen Gebirgssystems; dabei fällt zugleich das bei Verwerfungen, d. i. gegenseitigen Lageverschiebungen der von einer Spalte getrennten Gebirgsmassen, sehr gewöhnliche schaukelförmige Umschlagen der „Sprunghöhen" in die Augen, indem nämlich, während im Harz das Gebirge westlich von der Verwerfungsspalte gehoben ist, und zwar je weiter nördlich, desto mehr, jenseits der Dresdener Gegend umgekehrt der östliche Gebirgstheil immer weiter in die Höhe strebt und dafür der westliche in die Tiefe gegangen ist. Dafür, daß dieser große „sudetische Verwerfer", wie wir ihn bezeichnen wollen, gleichzeitig mit den anliegenden Gebirgen und durch deren Bildung bedingt entstanden ist, kann man übrigens noch mehrere Beweisgründe aus dem Gebirgsbau des Riesengebirges und der Sudeten anführen, doch sei hier nur noch darauf hingewiesen, daß sich wie in anderen entsprechenden Fällen, die die Gebirgsbildung begleitenden eruptiven Massenergüsse an seine Nähe gebunden finden.[3]

Alle die in Verbindung mit der Bildung des Harzgebirges entstandenen Gebirge, nämlich die rheinischen Gebirge von den Ardennen an bis zu den Vogesen und Schwarzwald, ferner Thüringer- und Frankenwald sowie sächsisches Erzgebirge bis zu den Sudeten, sind neuerdings von Sueß (Antlitz der Erde, II) unter der Bezeichnung des variscischen Gebirges zusammengefaßt worden, so genannt nach der Stadt Hof in Bayern, (Curia Variscorum), in deren Gegend die alten Gebirgskerne am deutlichsten hervortreten; es bildete dasselbe also einen großen Bogen mit den Gipfelhöhen (Elsässer Belchen, Schwarzwald bis Erzgebirge und Riesengebirge) an der Innenseite, von welcher aus der Gebirgsschub nach außen erfolgte. Dieser variscische Bogen stand westlich in Verbindung mit dem ziemlich gleichzeitig entstandenen

Digitized by Google

und ebenfalls im allgemeinen nordwärts gefalteten, jetzt auch nur noch in Bruchstücken (Kohlengebirge von Valenciennes bis Boulogne, Cotentin, Bretagne, Cornische Halbinsel, Mendips-Hügel, irische Südküste) erhaltenen „armoricanischen" Gebirgsbogen, mit welchem er sich im französischen Centralplateau „scharte".

Nach diesem Seitenblick auf die Geschwistergebirge des Harzes und seine Verbindung mit denselben, welcher Sueß in dem Satze Ausdruck gegeben hat: „der Harz ist in der That nur ein Stück des rheinischen Schiefergebirges", wollen wir auf Grund der Kartenskizze (Abb. 1) den Gebirgsbau eingehender betrachten.

Wir finden da die ältesten der Kerngebirgsschichten, die Tanner- oder, wie sie nach ihrer Stellung im Gebirgsbau auch bezeichnet wird, „Achsen"-Grauwacke in einem fast ununterbrochenen Zuge, der sich vom Südwestrande bei Lauterberg und Herzberg nordöstlich zur Brockengegend erstreckt, von da an sich nach O. und selbst SO. wendet, schließlich aber in die Nordostrichtung zurückkehrt und solchergestalt die Granitmasse des Rammberges umfaßt. Nordwestlich und südöstlich von diesem Achsensattel sind die übrigen Kerngebirgsschichten ihrer Altersfolge entsprechend im großen ganzen symmetrisch angeordnet; beiderseits begleiten ihn aber auch große Muldenbildungen, welche das gemeinsam haben, daß sie sich nach dem Gebirgsrande zu senken und breit öffnen; so stellen denn ihre Gebiete auf der Karte Dreiecke mit sehr bedeutenden Randabschnitten als Basislinien dar. Auf der Südostseite des Achsensattels haben wir da die gegen SW. geöffnete Ilfelder Mulde, deren Verhältnisse die, wie die anderen ebenfalls schematisirten und insbesondere auf Hervorhebung der Schichtenfältelung verzichtenden Darstellungen des Längs- und Querschnittes (Abb. 2 u. 3) wiedergeben, und die nach NO. schauende Selke-Mulde; zwischen ihre Gebiete und den südlichen Harzrand schiebt sich nun noch der in Abb. 4 skizzirte Schichtensattel ein. Auf der

Digitized by Google

Nordseite des Hauptzuges der Tanner-Grauwacke aber finden wir die große, ebensoviel Raum, wie jene beiden vorgenannten zusammen, umfassende Elbingeroder Mulde; diese beginnt mit ihrem oberen, zwiegespaltenen Ende am südwestlichen Harzrande zwischen Herzberg und Lauterberg und tritt in ihrem nördlichen Flügel, sowohl bis zum Brockengranit hin, als wie von Ilsenburg bis Heimburg, sogar die Tanner-Grauwacke wieder zu Tage, die im Südharze bedeckt bleibt; an ihrer breiten nordöstlichen Mündung werden ihre Schenkel von den großen Granitmassen des Brockens und Rammbergs überhöht. Nordwestlich von ihr, wo man der Symmetrie im Gebirgsbau zufolge eine nach Westen geöffnete große Mulde zu finden erwartet, treffen wir aber auf ein Gebiet, dessen Gebirgsbau noch nicht vollständig ermittelt ist: Das ist der Oberharz. Abgesehen von dem nördlichen, etwa eine Meile breiten und zwei Meilen langen Randstreifen zwischen Oker und Innerste, an dem devonische und unterkarbonische Schichten in ziemlich gleichem Maße theilnehmen (Abb. 5), wird seine, von jenem durch Verwerfungsspalten getrennte Hochebene hauptsächlich von vielfach gefalteten unterkarbonischen (Culm-) Schichten aufgebaut (Abb. 6), in welche nur unbedeutende devonische Gebirgstheile hineinragen, nämlich eine schmale, an Diabaslagern reiche Zone, der von Osteroder Gegend in die von Altenau ziehende sog. Lerbacher Diabaszug, und das oberdevonische Korallenriff des Ibergs bei Grund. Unermittelt und strittig ist aber die geologische Altersstellung der Schichtgesteine des Acker- und Bruchberges, welche zusammen, allein im Harze, die Bezeichnung als Gebirgskette beanspruchen können und die das Gebiet des Oberharzes vom übrigen abtrennen; solange, wie der Bau dieser Kette (wegen Mangel an Aufschlüssen und Versteinerungen) nicht sicher ermittelt ist, müssen auch bezüglich der Tektonik des übrigen Oberharzes noch einige Fragen offen bleiben; zur Zeit hat die Annahme den

Digitized by Google

meisten Anklang in Fachkreisen, daß längs genannter Kette eine Hauptfaltenverwerfung läuft und in ihr eine bedeutende Verdrückung und Ueberschiebung der Schichten (sog. „Wechselstörung“ s. u.) stattgefunden hat.

Dieser nach seinen großen Zügen dargestellte Gebirgsbau ist aber im einzelnen und kleinen meist sehr unkenntlich, geändert und verwischt. Die Schuld daran tragen nicht allein spätere Gebirgsstörungen, sondern auch schon der faltende übermäßige Seitendruck aus SO., welcher sich nicht damit begnügte, daß Mulden und Sättel mit einander schneidenden Schenkeln entstanden, sondern die Schichtenfalten meist nordwestwärts „überkippte“ und so bewirkte, daß die von der Abtragung verschonten Sattel- und Muldenschenkel einander nun parallel lagern und sämtlich südöstlich einfallen, dabei nicht selten verdrückt, ausgewalzt, zerrissen und zuweilen sogar durcheinandergeknetet wurden, wie es die in Abb. 8 dargestellte Fältelung des Kieselschiefers im kleinen zeigt. Selbst von einem verhältnißmäßig einfach und gesetzmäßig gebauten Landstriche, wie der Gegend von Lauterberg, sagt deshalb Kayser, welcher diese für die Landesanstalt geologisch aufgenommen hat: „Im allgemeinen stellt das Schiefergebirge ein System zahlloser, stark zusammengepreßter Sattel- und Muldenfalten dar, deren Flügel überall gleichmäßig nach SO. einfallen, so daß das ganze Faltensystem als ein nach NW. überkipptes zu bezeichnen ist. Eine Folge dieses gefalteten Schichtenbaues ist die häufige Wiederkehr älterer Schichtenglieder inmitten der jüngeren und umgekehrt, sowie der überaus stark zerlappte, fortwährend kleine Aus- und Einbuchtungen zeigende Verlauf der Grenzlinie der verschiedenen Schichtglieder. Aber auch bis ins kleinste hinein läßt sich die starke Zusammenpressung, welche sämtliche Schichten erfahren haben, verfolgen und giebt sich hier in den vielfachen Biegungen, Knickungen und Stauchungen zu erkennen, welche

Digitized by Google

namentlich die schiefrigen Gesteine fast überall zeigen." Als Wirkungen stärksten Gebirgsschubs erkennen wir die durch Verdrückung und bis zum Zerreißen übertriebene Auswalzung überkippter Faltenflügel entstandenen „Faltenverwerfungen" (Ruscheln oder Wechselstörungen), bei denen ältere Schichten auf jüngere nicht nur gleichgerichtet, sondern vollkommen gleichsinnig (d. h. die Unterfläche der älteren Schicht auf die Oberfläche der jüngeren) zu lagern kommen; von diesen hat Klockmann eine nicht unerhebliche Anzahl innerhalb des Oberharzes nachgewiesen und von den Spaltenverwerfungen unterschieden (skizzirt sind solche Faltenverwerfungen in Abb. 6 beim Lerbacher Diabaszuge indem sich einmal Mitteldevon mit Diabas und dann nochmals Oberdevon ohne Diabas auf Culm-Grauwacke gelagert zeigen).

Diese Auffattelung der Schichten erfolgte also zu einer geologisch bestimmt umschriebenen Zeit, nämlich nach Ablagerung der vor- und unterkarbonischen oder Culm-Schichten und vor derjenigen der oberkarbonischen Stufe, soweit letztere am Harze vertreten ist. Trotz dieses engbegrenzten Zeitraumes darf man eben doch annehmen, daß die Gebirgsbildung nicht plötzlich, sondern allmählich erfolgt ist und daß sie nach menschlichem Ermessen einen ungeheuren Zeitraum beansprucht hat.

Wahrscheinlich zu derselben Zeit oder nur wenig später fand die Eruption des Granits statt, dessen Massen das eigenthümliche Landschaftsbild des Harzes mit bedingen. Wie schon erwähnt, ist der Granit an die Nähe des sudetischen Verwerfers (Nordostrand) gebunden, und vergrößern seine beiden, getrennten Massive die beiden Schenkel der Elbingeroder Gebirgsmulde; die vom nördlichen Schenkel nordwärts auch noch übergreifende Masse ist die größere: das Brockenmassiv; als zu diesem gehörig dürfen wir auch die im Mineralbestande vom Granit abweichenden, meist an Kieselsäure ärmeren und sich dergestalt an die vorgranitischen Eruptivgesteine anschließenden Gesteine

Digitized by Google

(z. B. Gabbro) an seinem Ost- und Nordrande, sowie den an der Oker auftretenden Granit betrachten; auch schließen sich ihm nach Eruptionszeit, wie Mineralbestand die sog. „grauen Porphyre des Harzes", sowie der Porphyr des Auersberges (bei Stolberg) an. Man behauptet, daß der Brockengranit in einem durch die Faltung der Schichten entstandenen großen Hohlraume, einem Gewölbe unterirdisch (als sog. „Lakkolith") erstarrt sei, von dem die stellenweise (z. B. der Achtermannshöhe) aufruhenden Schichtschollen noch Reste seien, doch ist dies nicht erwiesen, denn der Granit kann sehr wohl die auf seinem Rücken schwimmenden Schichtschollen emporgetragen und das für seine eigenthümliche Struktur nöthige Druckstadium durch eine nunmehr der Verwitterung erlegene Schale von seiner eigenen Substanz erhalten haben; auch ist gerade für unsre Harzgranitvorkommen die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Bildung so ungeheurer und bis zu ihrer Erfüllung stabilgebliebener unterirdischer Hohlräume nach der Stellung der überlagerten Schichten ziemlich ausgeschlossen. Auf die umgebenden Schichtgesteine hat der Granit weithin umwandelnd gewirkt und einen breiten sog. „Kontakthof" gebildet; aus dessen Form um das südlichere Granitmassiv des Rammbergs bei Thale hat Lossen nachzuweisen vermocht, daß sich dieses unter den bedeckenden Schichtgesteinen nordwärts steil, südlich dagegen flach absenkt. Die beiden Granitmassen hängen möglicherweise unterirdisch zusammen, wie dies ein vom Rammberg ausgehender Ausläufer andeutet (der „Bodegang").

Daß der Granit die Gebirgsbildung thätig beeinflußt habe, läßt sich nicht nachweisen. Allerdings behauptet dies Lossen wenigstens vom Granit des Rammberges; dieser sei erst nach der Gebirgsaufsattelung zur Eruption gelangt, und die „Auszwängung" der Granitmasse, welche Raum verlangte, habe „die bereits in der Südwest-Nordoststrichtung mehr oder weniger

Digitized by Google

gefalteten Schichten zu abermaliger Faltung gezwungen, die sich theils als eine mit Verbiegung und Verdrückung verbundene Aufstauung, theils als eine Umstauung der alten Falten in die neue Faltungsrichtung oder als eine oft mit Verwerfung verbundene Zerreißung im Sinne letzterer Richtung zu erkennen giebt"; hierdurch sei der sog. windschiefe Bau des Harzgebirges, bedingt, der im großen in der Ausbuchtung der Sattelachse, bezw. der Tanner-Grauwacke, südlich um den Rammberg herum, (vergl. Kartenskizze) in der angenäherten Parallelrichtung der meisten Erzgänge des Südharzes zur Haupterstreckung des Rammbergs (NW.—SO.), in dem fächerförmigen Auseinanderweichen der Schichten beiderseits einer Zone steilster Schichtenstellung (s. Abb. 4), ferner in der vom nordöstlichen Schichtenstreichen, welchem entsprechend man gleichmäßig geformte Bergketten zu finden erwarten sollte, nach S. abweichenden Entwickelung der Berghöhen, der Wasserscheide und Thalerosion, sowie endlich der Zonen eigenthümlicher Gesteinsumwandlungen, letzteres alles am südöstlichen Harzrande zur Erscheinung kommt.

Diese gewaltige Bethätigung des Rammberg-Granites, die eine außergewöhnliche Eruptionswirkung darstellen würde, ist aber nicht außer allem Zweifel; man kann das Granitmassiv auch für bei Hervorbringung jener Verhältnisse nur passiv betheiligt, für einen dabei nur mitwirkenden „Umstand", nämlich als Widerlager eines von S. oder SO. aus wirkenden Gebirgsdruckes betrachten.

Dafür, daß nach jenem Hauptbildungsakte der Harz noch mehrfach von den Gebirgsbau ändernden Störungen betroffen wurde und nicht in vollkommener Ruhe die zahlreichen geologischen Perioden seitdem überdauert hat, bieten schon die von Erzen oder Eruptivgesteinen, welche jünger als der Granit sind, erfüllten und demnach wahrscheinlich ebenfalls jüngeren Spalten (sog. „Gänge") den Beweis, deren Zahl verhältnißmäßig sehr groß ist, (vergl.

Digitized by Google

Kartenskizze, in welche jedoch nur eine geringe Anzahl derselben, zur Kennzeichnung des typischen Verlaufes derselben, aufgenommen werden konnte); doch ist die Füllung mit jüngerem Material an sich kein unumstößlicher Beweis für die größere Jugend der Spalten selbst, und thatsächlich ist gerade für den Harz dieser Umstand sehr wichtig, da man voraussetzen darf, daß auch unvernarbte ältere Gebirgsrisse bei jüngeren Gebirgsstörungen „wieder lebendig" werden, d. h. sich als Linien geringster Kohärenz erweisen. Die Uebereinstimmung in der Richtung oder die Verknüpfung solcher nachgranitischer Gangspalten im westlichen Harze mit derjenigen der oben erwähnten Erscheinungen im Südostharze, welche nach Lossen's Darstellung die Graniteruption bewirkt haben soll, hat deshalb zu der gegentheiligen Behauptung geführt, daß letztere ebensowenig an der Hervorrufung dieser, wie jener die Schuld trägt. Die Granitmassen müssen dagegen, wie schon angedeutet, durch ihren Widerstand bei späteren geodynamischen Angriffen und Störungen von Wichtigkeit gewesen sein, indem die in der Druckrichtung vor ihnen liegenden Gebirgstheile stark gequetscht wurden, während sie den hinter ihnen befindlichen Theilen einen Schutz in ihrem „Druckschatten" boten und unter Umständen die drückende Energie zwangen, ihre Richtung in Komponenten zu zerlegen. Für das Brockenmassiv wenigstens machen derartige Beziehungen wahrscheinlich einmal der von dem des übrigen Oberharzes so sehr abweichende Gebirgsbau (s. Abb. 5 und 6) des nordwestlich von jenem gelegenen Randstreifens, und dann der Verlauf der Netze von Erz erfüllter Spalten (d. i. „Erzgänge") des Oberharzes und von Andreasberg, die durch eine lange, nordsüdliche, den Brockengranit durchsetzende Verwerfungsspalte verbunden sind, welche auch die fjordähnliche Schluchtform des oberen Oderthales bedingt. Mit ihr stimmt in der Richtung überein, außer einem Eruptivgesteinsgang im nordwestlichsten

Digitized by Google

Gebiete zwischen Lautenthal und Langelsheim, ein ganzes System von (14) Spalten zwischen Brocken und Rammberg, die von porphyrischen, zum Theil an Kiefelsäure ärmeren, zum Theil an solcher reichen Eruptivgesteinen erfüllt sind; für letztere stellt die Porphyrkuppe des Auerbergs bei Stolberg einen Scharungs- oder Ausstrahlungspunkt dar. Alle diese Gangspalten sind wohl erst nach der Eruption des Granits und nach der eigentlichen Gebirgsauffattelung entstanden und großentheils gleich ausgefüllt worden, doch hat man Gründe für die Annahme, daß ihre Bildung sich diesen Vorgängen nahe angeschlossen habe. Für jünger als die betrachteten von Eruptivgesteinen erfüllten Spalten dürfen die erzeführenden Gebirgsspalten des Harzes schon deshalb gelten, weil jener vorerwähnte Gesteinsgang von Lautenthal von den ihn kreuzenden Erzgängen zertheilt und verworfen wird. Dieselben „streichen" im Unter-, wie im Oberharze im allgemeinen einander parallel in „hercynischer" Richtung, d. h. sie sind von WNW. nach OSO. gerichtet, jedoch mit so vielen einzelnen Abweichungen, daß z. B. für die Oberharzer Erzgänge auch die Behauptung ihrer Konvergenz verfochten werden kann, wobei sie verlängert, nach Groddeck, sich an der Steilen Wand bei Altenau, also Brocken-wärts, schneiden würden. Von ihnen, die meist zu Spalten- oder Gangzügen geschart auftreten, sind diejenigen des Oberharzes auch jetzt noch von ökonomischer Bedeutung; diese durchqueren die Schichtfalten schräg („spießeckig") und geben sich alle, bei steilem südlichem Einfallen, als „Verwerfer" zu erkennen, da an ihnen immer die südwärts belegene Gebirgsscholle abgesunken ist; daraus ergiebt sich denn für den ganzen nordwestlichen Oberharz trotz angenähert ebener Oberfläche ein treppenförmiger Schollenbau.[4]

Bevor wir die Betrachtung der verschiedenen Spalten verlassen, kann ich aber nicht umhin, darauf noch besonders hinzuweisen, daß nicht nur die Bestimmung ihres relativen

Digitized by Google

Alters Schwierigkeiten bereitet und Meinungsverschiedenheiten erregt, sondern auch Richtung und Verlauf derselben bezüglich der Frage, ob dieselben durch den dem Drucke einer einzigen geodynamischen Energie entsprechenden Zug bedingt seien oder aber durch Verknüpfung zweier selbständiger; in Anbetracht des verschiedenen Widerstandsvermögens der Gebirgstheile, sowie der Existenz unverkitteter älterer Spalten wird zumeist der Annahme eines einzigen durch die Gebirgszerstückelung oder durch Torsion aus seiner ursprünglichen Richtung abgelenkten Druckes und durch diesen bedingten Zuges gefolgt.

Stand nun aber der Harz gleich fertig in seiner Erhabenheit da? Die Erwägung, daß Ausnagung und Abtragung durch Wasserläufe seither an ihm gearbeitet haben, ferner die oben erwähnte Wahrscheinlichkeit der Ueberhöhung der neu gebildeten Granitmassen, wird die Vermuthunng nahe legen, daß das junge Harzgebirge eine viel größere Höhe über dem Meeresspiegel besessen habe, als das jetzige, welches vielleicht nur als eine dürftige Ruine desselben zu betrachten sei. Trotzdem dürfen wir annehmen, daß der Harz zunächst doch nur eine niedrige Insel darstellte; denn da die in dem ihn allseitig umgebenden Meere, dessen Wellen sein jetziges Gebiet randlich an vielen Stellen noch überspielten, abgelagerten Gesteinsschichten schon von der Periode des untersten Zechsteins an keine Gerölle von Harzgesteinen mehr aufweisen, kann das Gebirgsgefälle kein bedeutendes gewesen sein.

Diese Harzinsel sowohl, wie alle übrigen, bei der Bildung der varsicischen und armorikanischen Gebirgsbögen entstandenen Inselreihen und Länder müssen bei ihrem Auftauchen aus dem Meere der Schauplatz lebhafter Thätigkeit der abnagenden („abradirenden") Brandungswellen gewesen sein; trotzdem mögen sich dieselben verhältnißmäßig rasch mit einer Vegetation bedeckt haben, welche wir uns in Anbetracht der höheren Tem-

Digitized by Google

peratur und Feuchtigkeit recht üppig und dicht entwickelt vorstellen dürfen. Die Lagunen der flachen Küsten, sowie Landseen gaben so in dem ganzen Gebiete zu Ablagerungen Gelegenheit, denen die Fortdauer gesteins- oder gebirgsbildender Vorgänge auch Schutzdecken verschaffte und die uns diese Periode technisch hoch schätzen heißt und ihr allgemein die Bezeichnung als „productive Karbon- oder Steinkohlenzeit" eingetragen hat; ihre Schichten überlagern wegen der vorausgegangenen Gebirgsfaltung diejenigen des unteren Karbons und der anderen älteren Systeme diskordant (d. h. die Schichtungsebenen letzterer schneidend).

Von dieser reichen Ausstattung erhielten auch die Küsten des Harzgebirges ihren Theil, allerdings einen sehr bescheidenen; möglicherweise sind ja manche zu dieser Ztit entstandene vegetabilische Anhäufungen der Verwitterung und Abtragung erlegen; hauptsächlich mag aber die Steinkohlenarmuth des Harzes ihren Grund darin haben, daß seinen Küsten das hinreichend ausgedehnte Hinterland fehlte; so finden wir denn das obere, produktive Karbon nur an einer Stelle des Südrandes (Grillenberg), sowie in den Mündungen der beiden Südharzmulden. Geringe, bereits wieder geschwundene technische Bedeutung erlangten nur die beiden letzterwähnten, in den Buchten der Muldenöffnungen entstandenen Ablagerungen, von denen diejenigen der Selkemulde ein 52 bis 78 cm, die der Ilfelder aber ein außer von Geröll-, Tuff- und Thonschichten in der Periode des „Rothliegenden" auch von mächtigen eruptiven Melaphyr- und Porphyritdecken überlagertes, 0,88 bis 1,44 m mächtiges Kohlenflötz enthalten, zu deren Abbau vorzugsweise nur die auf große Erstreckung regelmäßige Lagerung einlud.

Auf diesen Karbonschichten lagern diejenigen des eigentlichen „Randgebirges", nämlich zunächst das eben erwähnte „Rothliegende" mit seinen Geröllanhäufungen, Schieferthonen und aus dem vulcanischen Schutte eruptiver Gesteine ge-

Digitized by Google

bildeten Tuffen, sowie der „Zechstein“ mit seinen Kalksteinen und Gipsmassen, beides typische Küstenbildungen, gleichsinnig auf und finden sich durch spätere Erosion isolirte Schollen beider Systeme, sowie mit Tufflagern verknüpfte Porphyrkuppen und SO.—NW. streichende Porphyrgänge vom Alter des Rothliegenden, ebenso wie die schon genannten Melaphyr- und Porphyritdecken mehrorts noch innerhalb des Südwestrandes auf dem Kerngebirge; ein Untertauchen des ganzen Harzgebietes unter den Meeresspiegel zu diesen oder folgenden Zeiten ist aber, wie schon angedeutet, unwahrscheinlich.[2]

Nach diesen Perioden ist ein allmähliches Zurückweichen des Meeres von dem Harzrande, wenigstens nach Süden und Westen zu, zu vermuthen, da wir nach diesen Richtungen hin die gleichsinnig aufgelagerten Schichten der folgenden geologischen Perioden bis zur älteren Jurazeit in immer zunehmendem Abstande von jenem finden; der Umstand, daß die Randgebirgsschichten längs des ganzen Südrandes von der Nordwestecke bis ins Mansfeldische, vom Harze hinwegfallen, läßt annehmen, daß diese Trockenlegung ihren Grund in einer allmählichen Hebung des Harzgebirges hatte. Nach Ablagerung der unteren Jura- (oder Lias-) Schichten zog sich das Meer sogar völlig aus dem Landstriche zwischen dem Harz und seinen Nachbargebirgen (Kellerwald und Thüringer Wald) zurück, und nur der Nordrand blieb noch Meeresküste bis zu Ende der Kreideperiode, wo auch er binnenländisch wurde; zur späteren Kreidezeit dürfte sich allerdings entweder von Norden her um das Westende oder aber von Osten her um das Südende des Harzes herum ein Meeresarm erstreckt haben, welcher die entsprechenden Ablagerungen des Ohmgebirges bei Duderstadt auf dem Eichsfelde zurückließ. Die Meere der Tertiärzeit jedoch bespülten an keiner Stelle das Harzgebirge.

Im Harz und seinen nach ihm aus dem Meere auftauchenden

Digitized by Google

Randgebieten begannen also von der Zeit der Trockenlegung an die Vorgänge der Verwitterung, sowie der Ausnagung und Abtragung durch die Wasserläufe; letztere arbeiteten die Höhenzüge und Thalwege aus, zu denen ihnen durch die Lage der Schichten, den Faltenbau des Gebirges und die zahlreichen Spalten und Risse die Leitlinien gegeben waren.

Demgemäß finden wir im Gebiete der Kerngebirgsschichten die Thäler vorzugsweise an den Verlauf von Mulden- und Sattellinien, sowie an dieselbe verbindende Querspaltenrisse gebunden, im Granit aber wohl nur an Spalten, z. B. oberes Oberthal, die ja nicht nothwendig immer zugleich Verwerfungen entsprechen müssen, was wenigstens vom Bodethale bei Thale bestritten wird.

Die Wasserläufe der Harzthäler schleppten natürlich viele Gerölle mit sich fort, von denen sie einen Theil bei oder nach ihrem Austritte aus dem Kerngebirge wieder ablagerten (sog. „hercynische Schotter"). Im Randgebirge behalten nur die den Nordrand verlassenden Flüsse ihre bisherige Richtung bei. Am ganzen Südrande aber wird die Richtung der Flüsse durch tektonische Linien des Randgebirges bestimmt und nicht selten wesentlich geändert. Hier, wo, wie vorher erwähnt, die geneigt liegenden Randgebirgsschichten vom Harze hinwegfallen, gab jedoch naturgemäß diese Fallrichtung die erste Leitlinie, die auch alle innerhalb des Gebietes entstehenden Wasserläufe verfolgen und ungezwungen nicht verlassen. Vielorts fällt nun genannte Richtung zusammen mit derjenigen der aus dem Kerngebirge austretenden Flüsse und Bäche, wird aber trotzdem von ihnen nur an den wenigsten Stellen benutzt und macht das Fehlen von Harzgeschieben in den ihren Fortsetzungen entsprechenden Strichen wahrscheinlich, daß die Flüsse von dieser Uebereinstimmung der Fallrichtungen schon seit sehr alter Zeit keinen Nutzen gezogen haben. Ihre Wasser werden eben durch

Digitized by Google

Randthäler abgelenkt, innerhalb deren sie in älteren Zeiten wahrscheinlich gesammelt und aufgestaut wurden, um dieselben erst, nachdem sie sich ihrer Fracht an mitgeschleppten Geröllen, Sand und Schlamm zum größten Theile entledigt, an wenigen Ausflußpunkten zu verlassen. Diese Randthäler entsprechen ersichtlich Verwerfungsspalten, an denen das Randgebirge gehoben wurde und so seine geneigte Lage erhielt; den vorerwähnten Umständen nach zu urtheilen, müssen dieselben schon alt sein; die hauptsächlichsten von ihnen sind durch zwei Linien bestimmt, von denen die eine sich von Gittelde bis Osterhagen, vielleicht sogar bis ins obere Helmethal, die andere von Rottleberode über Niedersachswerfen und Osterhagen bis in das untere Oberthal verfolgen läßt; die am Schnittpunkte beider (bei Scharzfeld) naturgemäß eingetretene vielfache Zertrümmerung und Verstürzung des Gebirges gestattete der Oder, ungeheure Massen von Geschieben weiter zu verfrachten. Leicht möglicher- oder sogar wahrscheinlicherweise hat die Verwerfung längs genannter Randspalten in Verbindung gestanden mit der Aufsattelung aller jener Bergzüge, welche sich nördlich und nordwestlich vom Harz bis in die Gegend von Osnabrück hinziehen, im Gegensatze zu den enggefältelten Harzschichten einfacheren, weit ausladenden Sattelbau aufweisen bei nach NW. gerichteten Sattellinien, und fast ausschließlich aus mesozoischen Schichtenmassen bestehen.

Außer in genannten Randthälern scheinen stagnirende Wasser in nächster Umgebung des Harzes selten gewesen zu sein, wie uns wenigstens das nur spärliche Vorkommen von Braunkohlen verräth.

Nach Ablagerung der letzteren trat eine neue Reihe gewaltiger Gebirgsstörungen ein, welche wir als Begleiterscheinungen der Alpenbildung betrachten dürfen und die sich vorzugsweise im Aufreißen nördlich gerichteter, gewaltiger Spalten äußerten, in

Digitized by Google

denen, den sog. „Gräben", oft mächtige und nicht selten noch gefältelte Schichtenstreifen versanken, längs deren aber die gehobenen (oder in ihrem Niveau erhaltenen) Gebirgsschollen als sog. „Horste" Hochebenen darstellen; vielorts ergossen sich dabei junge Eruptivgesteine (Basalte, Phonolithe u. a.). So sehen wir einen großen „Graben" zwischen Vogesen und Schwarzwald, nämlich das Rheinthal von Basel bis Mainz entstehen, als dessen Fortsetzung derjenige gelten kann, der im Hessischen beginnt, zwischen Meißner und Hirschberg durchzieht und noch das Leinethal bei Göttingen umfaßt.[5] Während die bisher den Harz und sein Randgebiet ergreifenden Störungen außer den zumeist auf die vom Brocken und Rammberg begrenzte Querzone beschränkten Eruptivgesteinsgängen vorzugsweise von SO. nach NW. gerichtete Spalten erzeugten — ich erinnere an den Sudetischen Verwerfer, die Querspalten der Falten, die Porphyrgänge der Rothliegenden-Periode und die Thalspalten des Randgebietes, treten nun im Randgebirge auch Süd-Nord-Spalten auf, welche im Westen des Harzes die Richtung der Wasserläufe ersichtlich nicht selten änderten und z. B. wohl auch den auffälligen Rücklauf der unteren Söse bedingten, welche aus der Nordwestrichtung plötzlich nach Süden umbiegt.

Auch das Kerngebirge blieb von diesen Erschütterungen der Tertiärzeit nicht unberührt, es reagirte auf dieselben nur in anderer Weise, indem es sich nämlich anscheinend im ganzen erhob und über die am Nordrand vor ihm liegenden Schichten, letztere überfaltend, überschob. Diese Ueberschiebung oder Darüberwalzung ist eine sehr auffällige Erscheinung, welche sich besonders gut in der Gegend von Goslar beobachten läßt (Profil 7). Da fallen nämlich alle Schichten des Randgebirges scheinbar unter diejenigen des Kerngebirges ein, aber in umgekehrter Altersfolge. Daß diese Ueberschiebung nun ungefähr gleichzeitig mit vorerwähnten Störungen erfolgte,

Digitized by Google

nämlich jünger, als die Braunkohlenablagerungen ist, geht daraus hervor, daß sich in der Gegend von Thale eine große Scholle von letzteren in die Randkluft eingezwängt findet. So kann man denn behaupten, daß die Bildung der Alpen zur Erhöhung des Harzes wahrscheinlich mit beigetragen habe. Dasselbe Ereigniß liegt wohl auch der auffälligen Erscheinung zu Grunde, daß, obwohl der Harz sich im allgemeinen südwärts abdacht, seine wahrscheinlich eben unter anderen Verhältnissen angelegten Flußläufe zumeist andere Richtungen einschlagen, und daß gerade am Nordrande, der doch die höchsten Gebirgserhebungen aufweist, die mit dem reichlichsten und mannigfaltigsten Entwässerungssysteme ausgestatteten Flüsse münden, von der Innerste an bis zur wahrscheinlich erst später in ihrem Unterlaufe östlich abgelenkten Wipper.[6]

Ist nun der Harz wenigstens seit dieser Zeit in Ruhe geblieben? Hat er an den geologischen Ereignissen der Folgezeit theilgenommen oder nicht? Daß er zur Diluvialzeit keine Gletscher getragen hat, zum Trotz der Theorie von der damaligen allgemeinen Vergletscherung und obwohl erratische Findlinge nicht nur längs des ganzen Nordrandes, sondern auch über den Südharz bis zu einer den Rammberg mit dem Auersberge verbindenden Linie verbreitet sind, das beweist außer anderen nebensächlicheren Umständen der stark entwickelte Verwitterungsschutt seiner Thäler bis in die höchst gelegenen Mulden hinauf; ein Gletscher hätte denselben wegführen und dagegen die Thalböden gereinigt und angeschliffen zurücklassen müssen, wie wir dieselben in den Alpen und in Skandinavien noch vorfinden, obwohl in diesen Regionen die Hauptvorarbeiter der Gesteinsverwitterung, nämlich Frost und Insolation, ersichtlich nicht weniger kräftig ihre Macht geltend machen, als im Harze. (Das Vorkommen von riesenkesselnähnlichen Vertiefungen in leicht ausnagbaren Gesteinen, wie Kalkstein, kann dagegen keine Beweiskraft für Vergletscherung beanspruchen.)

Digitized by Google

Ruhe aber von Erschütterungen und den Gebirgsbau störenden, sowie die Höheverhältnisse ändernden Einwirkungen dürfte er während dieses Zeitraumes doch auch nicht genossen haben. Mehrere Thatsachen, welche auf solche Störungen und insbesondere auf eine weitere, erst neuerlich erfolgte Hebung des Harzes schließen lassen, hat in den letzten Jahren Prof. von Könen beleuchtet; auf eine dergleichen von allerdings ganz unscheinbarer Art, die aber gleichwohl sehr deutlich redet, habe ich schon früher hingewiesen: es sind dies die relativen Höhenlagen der von den Harzflüssen abgelagerten Geröllmassen; daß die älteren derselben Terrassen an den Thalgehängen oberhalb der jüngeren bilden, läßt auf ein Anwachsen der Ausnagungskraft (Erosion) schließen, für das wiederum größere Gefälle, also Hebung des Gebirges, die Ursache gewesen sein kann. Eine solche neuerliche Hebung des westlichen Harzes machen nun außerdem die Verhältnisse des Söfethales bei Osterode wahrscheinlich: da ziehen sich die Geschiebeablagerungen auf der Harzseite an den Bergen bis zu 340 m ü. d. M., also etwa 80 m über dem Thalwege, in die Höhe, während das der Thalmündung quer vorliegende Randgebirge nur 260—290 m Meereshöhe besitzt und trotzdem keine solche Harzgeröllager aufweist; das läßt darauf schließen, daß jene hochliegenden Geröllablagerungen, für deren Bildungszeit wir allerdings gar keinen Anhalt besitzen, erst nachträglich mit dem dieselben unterlagernden Kerngebirge allmählich gehoben worden sind. Wir haben also Grund, dem Harzgebirge trotz seines Alters die Grabesruhe abzusprechen; absolute Ruhe ist eben keinem Theile der Erde beschieden.

Digitized by Google

Anmerkungen.

[1] Auf Grund der bis 1881 gewonnenen Ergebnisse der geologischen Landesuntersuchung stellte der eifrigste und erfolgreichste der neuzeitigen Harzforscher, K. A. Lossen, eine höchst werthvolle Uebersichtskarte im Maßstabe 1 : 100 000 zusammen, leider aber ohne ihr Begleitworte beizugeben; ein Blick darauf wird Jeden überzeugen, daß eine Wiedergabe derselben in verkürztem Maßstabe unthunlich sein würde; deshalb wird hier, in der Voraussetzung, daß dem Leser genügendes topographisches Kartenmaterial zur Verfügung steht, nur die vereinfachte Skizze, Abbildung 1, geboten. — Die geologische Harzlitteratur findet sich zusammengestellt in Groddecks 1883 in zweiter Auflage erschienenem „Abriß der Geographie des Harzes".

[2] Die neuerdings von mehreren Seiten vertretene Behauptung, daß das Harzgebirge noch längere Zeit hindurch, vielleicht sogar bis in die jüngeren Tertiärperioden hinein, den Meeresspiegel nicht überragt habe, erscheint mir unbegründet; allerdings wird die jeweilige Meeresküste noch etwas weiter harzeinwärts gelegen gewesen sein, als wo wir jetzt Ablagerungen der Meere der Rothliegenden-, der Zechstein-Periode und der mesopoischen Aera vorfinden, aber dagegen, daß das ganze Harzgebirge vom Meere überfluthet worden sei, spricht mit Entschiedenheit die Abwesenheit jederlei Reste von marinen Ablagerungen jüngeren als carbonischen Alters im Harzinnern, die wir in genanntem Falle anzutreffen erwarten müßten. Daß derartige Sedimente der späteren Erosion und Denudation völlig erlegen seien, ist ganz unwahrscheinlich, einmal deshalb, weil die Oberfläche des Harzes, soweit sie noch vom Zechsteinmeere überfluthet wurde, keine ganz glatte und ebene Schildfläche („Abvasionsfläche") darstellte, von der Neuauflagerungen leicht wieder wegzuspülen gewesen wären, sondern mit dem Faltenbau entsprechenden Eintiefungen (Thalanlagen) ausgestattet war, wie wenigstens (noch unveröffentlichte) Beobachtungen am Harzrande bei Osterode ergeben, und gleicherlei Vertiefungen, in denen Sedimente der Abtragung leicht entzogen bleiben konnten, doch auch für das Harzinnere anzunehmen sind, — andererseits deshalb, weil auch in den massigen Ablagerungen von Flußgeröllen („hercynischem Schotter") in den Harzthälern (z. B. der Oder) bislang keine Stücke aus vermutheten mesopoischen Schichtgesteinen entdeckt worden sind.

[3] Seine Entstehung zu angegebener Zeit ist nicht ganz zweifellos festgestellt. Das Fehlen des Rothliegenden und unteren Zechsteines längs des mittleren und größten Theils des Nordrandes kann dahin gedeutet werden, daß die dem Meere entstiegene Harzinsel sich zunächst noch weiter nach NO. hin erstreckt habe. Es läßt sich aber schwer bestimmen, zu welcher

Digitized by Google

späteren Zeit die deutliche Abscherung stattgefunden habe. Der Umstand, daß der Einfluß dieses „Verwerfers" sowohl in nordwestlicher Fortsetzung durch das Wesergebirge, als auch im Verfolge nach SO. bis in das Schwarzemeer-Gebiet noch auf geologisch sehr jugendliche Ablagerungen nachweisbar ist, läßt sich durch ein „Wiederaufleben" erklären, da die große Gebirgsschollen trennende Spalte bei jeder späteren Erschütterung den Stoß oder Druck auffangen und den Umständen gemäß fortpflanzen mußte; ein Beweis für das jugendliche Alter der Spalte selbst ist damit nicht erbracht (s. auch Anm. 6).

[4] Nach der Mineralnatur der Spaltenfüllmassen werden bei den Oberharzer Erzgängen zwei verschiedene, jedoch nicht scharf getrennte Typen unterschieden, nämlich die der Bleiglanz- und die der Eisenstein- und Schwerspathgänge, und zugleich vermuthet, daß sich in ihnen eine Abhängigkeit von verschiedenartigen und -altrigen Eruptivgestalten, nämlich einerseits dem Granit des Brockens, andererseits den Porphyren der Lauterberger Gegend widerspiegelt, die Gänge selbst demnach wohl auch verschiedenes Alter besäßen. Man wird aber trotz Geltendlassung angeführter substanzieller Beziehungen die Möglichkeit einräumen müssen, daß einerseits die Zerspaltung der Schichten älter als die Eruptionen jener Gesteine, das Aufklaffen der Spalten aber und die Ausfüllung der Spaltenräume andererseits viel jünger als diese und nicht nothwendig bei allen gleichzeitig erfolgt sein kann. Zur Aufstellungszeit des Harzgebirges entstandene (gewissermaßen nur „angelegte") Spaltrisse können eben sehr wohl erst in späteren geologischen Perioden zu Verwerfern (d. h. Spalten, an denen eine Massenverschiebung in irgend welchem Sinne stattgefunden hat) und zu Gängen (ausgefüllten Spalten) von erkennbarer Mächtigkeit geworden sein und die Gebirgsbewegungen störend beeinflußt haben.

[5] Von dem Leinethale, welches das hauptsächlich aus Buntsandstein und Muschelkalk aufgebaute Hochland zwischen Harz und westfälischem Schiefergebirge von Süd nach Nord ziehend theilt, wurde früher angenommen, daß es einer Schichtenmulde entspreche. Erst K. von Seebach erkannte, daß das Leinegebiet einer Sattellinie entspreche und eine beträchtliche Verwerfung längs des östlichen Leinethalrandes hinziehe. Verfasser aber legte 1880 in „Zeitschr. D. geol. Ges." dar, daß das Leinethal ein Senkungsgebiet derjenigen Art ist, welche erst später von Sueß die Bezeichnung „Graben" erhalten hat, ein um 250—400 m gesunkener Landstrich, innerhalb dessen die Schichten jedoch wiederum zu Längssätteln und -mulden gefaltet sind, und daß diese Grabenversenkung erst nach Ablagerung der benachbarten Braunkohlen, und wahrscheinlich begleitet von den Basalteruptionen, stattgefunden habe. Dieses in seinen Hauptzügen damals festgelegte Bild hat die seitdem stattgehabte amtliche Landesaufnahme im ein-

Digitized by Google

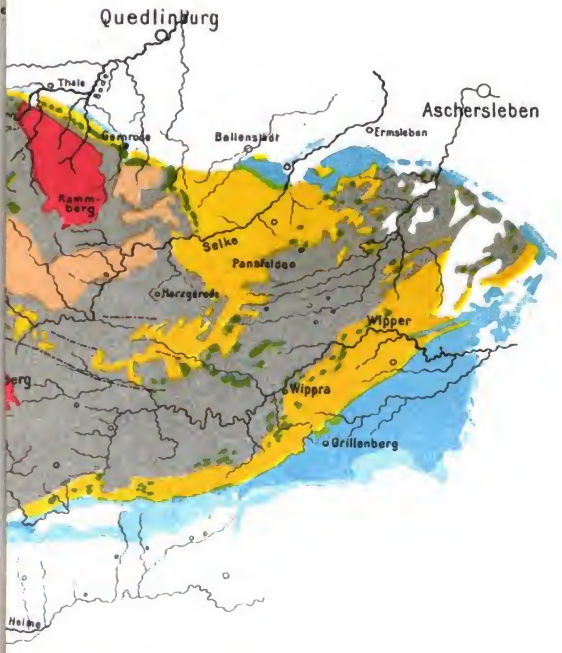
zelnen weiter ausgeführt und vervollständigt; östlich wie westlich vom Leinethale sind noch viele, von Süd nach Nord, aber meist mit einem Strich nach Nordost hinziehende Spalten und Gräben nachgewiesen worden, doch wird als bedeutendste aller dieser Versenkungen auch jetzt noch das Leinethal anerkannt. Geologische Spekulation erlaubt wohl auch, ihre immer in SW.—NO.-Richtung abgestuften Fortsetzungen innerhalb des zwischen 4. und 12. Längengrade östl. v. Gr. gelegenen Landstriches von Europa südwärts bis in das untere Rhonethal und nördlich bis in den Christiania-Fjord hinein zu verfolgen.

[6] Nach Professor von Könens Behauptung (Jahrb. geol. L.-Anst. 1893, 79) sind erst zu dieser jungtertiären Zeit auch die „sudetische", den Nordrand des Harzgebirges bestimmende Verwerfungskluft die Ganzspalten des Oberharzes, sowie alle die zahlreichen Bergketten Nordwestdeutschlands entstanden, welche im allgemeinen SO.—NW.-Richtung besitzen. Ich kann diese Meinung nicht theilen, sondern halte an der von Könen selbst früher betonten fest, daß die Störungen und Bruchlinien dieser Richtung älter als die jungtertiären südlichen Dislokationen sind, welche jene nicht selten unterbrechen oder an ihnen abspringen und ihnen streckenweise folgen. Von jenen wird man annehmen dürfen, daß ihre Anlage bereits gegen Ende der Juraperiode begonnen habe bei Gelegenheit der während der mesopoischen Zeit nachweisbar eingetretenen Aenderungen in der Vertheilung von Wasser und Land, besonders bei Hebung des Wälderstufengebietes über den Meeresspiegel. Die Beweismittel, die in dem Vorkommen tertiärer Massen in SO.—NW.-Spalten der Moringer Gegend für deren jungtertiäres Alter erblickt werden, sind nicht entscheidend, da diese Erscheinungen, ebenso wie für die Randspalte bei Thale, auch auf ein „Wiederaufleben" aller Schäden bei neuen Gebirgsbewegungen zurückgeführt werden können.

(8641)

Digitized by Google

Geologische Karte des Harzes.



(Diabas u. ähnl.) Vorgranitische | (Granit, Gabbro, Porphyr.) | (Melaphyr, Porphyret, Porphyr) Nachgranitische — Eruptivgesteine.

Gebirgsspalten (Gänge): von Eruptivgesteinen erfüllt | nicht von Eruptivgesteinen, dagegen z. Th. v. Erzen erfüllt.

Digitized by Google

Die chemiſche Syntheſe.

Ihre Bedeutung für die Wiſſenſchaft und das Leben.

Von

Profeſſor **Dr. Richard Meyer**
in Braunſchweig.

Hamburg.
Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

M. V. W.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Zweierlei Art sind die Mittel, über welche die Chemie verfügt, um in die Natur der Körperwelt einzudringen: die Zerlegung der Stoffe in ihre Bestandtheile und der Aufbau zusammengesetzter Körper aus ihren Komponenten. Erstere Methode pflegt man als Analyse, letztere als Synthese zu bezeichnen.

Der Alchimist Libavius († 1616), dem wir die Kenntniß zahlreicher und wichtiger Thatsachen verdanken, und welcher besonders energisch gegen die unwissenschaftliche, oft marktschreierische Art des Paracelsus zu Felde zog, soll in seinem Lehrbuche der Chemie zuerst diesen Gegensatz der beiden Forschungsrichtungen klar bezeichnet haben. Analyse also: die Zerlegung des Zusammengesetzten in seine einfacheren Bestandtheile, und Synthese: der Aufbau des Komplizirteren aus dem Einfacheren, bilden die Grundlage aller chemischen Forschung. (Experiment.) In den früheren Entwickelungsphasen unserer Wissenschaft überwog, wie leicht erklärlich, die Analyse. Ihr verdankt die Chemie den Namen „Scheidekunst", den sie ehedem führte, und der sich in dem holländischen „Scheikunde" bis heute erhalten hat.

Immerhin verfügten auch schon unsere Vorfahren über einen ansehnlichen Schatz synthetischer Methoden. Die zahlreichen Vorschriften der Alchimisten zur Darstellung der

Digitized by Google

verschiedenartigsten Präparate, welche zum Theil noch heute — mutatis mutandis — befolgt werden, legen davon ein beredtes Zeugniß ab. So wußte schon der spanische Araber Geber (Dschafar) — 8. Jahrhundert — die Metalle mit Schwefel zu verbinden.[1] Und Basilius Valentinus — 15. Jahrhundert — beschrieb in seinem „Triumphwagen des Antimonii" die Bildung der Schwefelsäure durch Verbrennen von Schwefel mit Salpeter.[2]

Solche „Synthesen" haben den Kreis der chemischen Kenntnisse durch die Auffindung zahlreicher neuer, in der Natur nicht vorkommender chemischer Verbindungen erweitert. Nicht wenige von ihnen haben Anwendung in der Heilkunst gefunden und gehören noch jetzt unserem Arzneischatze an. Manche der so erzeugten Verbindungen stimmten aber in ihrer Zusammensetzung mit natürlich vorkommenden Produkten überein; ihre künstliche Gewinnung kann daher als wahre Mineralsynthese bezeichnet werden. So kannte schon der oben genannte Geber die künstliche Bereitung des Zinnobers aus Schwefel und Quecksilber, und bereits im 16. Jahrhundert wurde diese werthvolle rothe Farbe zu Venedig fabrikmäßig dargestellt.[3] Der noch kostbarere Ultramarin wurde erst 1827 (durch Guimet und C. G. Gmelin) künstlich erzeugt. Früher im wörtlichen Sinne mit Gold aufgewogen, bildet er heute ein wohlfeiles Produkt der chemischen Industrie, welches der Zimmermaler centnerweise verarbeitet.

So hatte die Synthese sich schon frühzeitig mit Erfolg an den anorganischen oder mineralischen Stoffen versucht.

Anders war es auf dem Gebiete der organischen Chemie.

Die spezifischen Bestandtheile der lebenden Wesen, welche nur in diesen, nicht aber in der anorganischen Natur angetroffen werden, waren der Synthese unzugänglich. Man glaubte deshalb, daß ihre Bildung von ganz anderen Gesetzen, als den in de unbelebten Welt herrschenden, bestimmt, und daß sie eine absolute und einzige Funktion des Lebens sei. Die Möglichkeit,

Digitized by Google

diese Stoffe künstlich zu erzeugen, mußte hiernach als ausgeschlossen betrachtet werden.

Noch 1836 sprach Buffon geradezu von einer „beseelten organischen Materie", welche von der unorganischen wesentlich verschieden und zur Ernährung, Entwickelung und Fortpflanzung der Thiere und Pflanzen nöthig sei.[4]

Inzwischen hatte die analytische Chemie die Zusammensetzung der Thier- und Pflanzenstoffe ermittelt. Sie lehrte, daß von den mehr als sechzig chemischen Elementen nur eine beschränkte Anzahl an dem Aufbau der „organischen Verbindungen" betheiligt sei. Vor allem der Kohlenstoff; ferner Wasserstoff und Sauerstoff. Wichtige Bestandtheile des Thier- und Pflanzenleibes, wie die Eiweißkörper, enthalten ferner Stickstoff und kleine Mengen von Schwefel; einige, z. B. die Gehirn- und Nervensubstanz, auch Phosphor.

Gleichwohl ist die Zahl der organischen Stoffe eine außerordentlich große. Sie vergrößerte sich noch durch die Umwandlungen, deren die Thier- und Pflanzenstoffe fähig sind. Der Zucker der süßen Früchte spaltet sich durch Gärung in Alkohol und Kohlensäure; der Alkohol wird durch Oxydation zu Essigsäure. Läßt man auf den Zucker selbst oxydirende Einflüsse wirken, so liefert er die Oxalsäure, welche als saures Kaliumsalz den Geschmack des Sauerklees und anderer sauerschmeckender Pflanzen bedingt. Dies waren freilich auch künstliche Darstellungen organischer Verbindungen; aber Synthesen waren es nicht. Denn weder konnte man die Oxalsäure, wie den Zinnober, aus den Elementen darstellen, noch ließ sie sich aus einfacheren Verbindungen aufbauen. Im Gegentheil: sie waren die künstlich erzeugten Verbindungen einfacher zusammengesetzt, als diejenigen, aus denen sie bereitet wurden. So enthält der Traubenzucker 6 Atome Kohlenstoff, der durch Gärung aus ihm abgespaltene Alkohol aber nur 2 Atome.

Digitized by Google

Diese Art künstlicher Darstellung organischer Verbindungen ist also nicht Aufbau, sondern Abbau; nicht Synthese, sondern Analyse. In manchen Fällen blieb auch die Zahl der Kohlenstoffatome unverändert, wie beim Uebergang des Alkohols in die gleichfalls 2 Kohlenstoffatome enthaltende Essigsäure. Niemals aber gelang der Aufbau einer organischen Verbindung aus einfacheren, kohlenstoffärmeren Stoffen.

Die Fähigkeit der organischen Synthese mußte man demnach als ein ausschließliches Vorrecht der belebten Welt betrachten. In erster Linie stellte sich der Pflanzenkörper als Schauplatz synthetischer Vorgänge dar. Hier sah man aus rein unorganischen Stoffen — Kohlensäure, Wasser, Ammoniak — die ganze Reihe der meist komplizirten organischen Verbindungen entstehen, aus denen der Zellenkörper der Pflanze sich aufbaut: das Baumaterial der Zellwand selbst, deshalb Cellulose genannt; die Stärke nebst dem Zucker; die Pflanzensäuren und ätherischen Oele, sowie die stark medizinisch wirkenden Alkaloide; endlich die eiweißartigen Bestandtheile des Protoplasmas. Kein Wunder, daß das Unvermögen, auch nur einen dieser Stoffe ohne Mitwirkung lebender Wesen zu erzeugen, die Annahme hervorrief, ihre Entstehung sei das Werk einer besonderen Lebenskraft, welche von den in der anorganischen Natur wirkenden, chemischen und physikalischen Kräften von Grund aus verschieden, eben nur im lebenden Organismus thätig sei. Die Lebenskraft sollte aus Kohlensäure und Wasser Stärke und die komplizirteren übrigen Pflanzenstoffe bereiten; sie sollte im Thierkörper die ihm eigenen komplizirten Verbindungen aufbauen. Mit dem Tode aber sollte ihre Wirksamkeit verschwinden, und der Leichnam dem zerstörenden Spiele der chemischen Kräfte und damit der Verwesung anheimfallen.

Da wurde das Dogma von der Unmöglichkeit der organischen Synthese durch eine überraschende Entdeckung widerlegt.

Digitized by Google

Fr. Wöhler stellte 1828 ein Produkt des thierischen Stoffwechsels, den Harnstoff, aus den Elementen dar. Diese wichtige Entdeckung Wöhlers ist ein Markstein in der Geschichte der Chemie. Nicht minder zugleich in derjenigen der biologischen Wissenschaften, d. h. der Wissenschaften, welche sich mit den Lebenserscheinungen beschäftigen, insbesondere der Physiologie. Gleichwohl hat die Entdeckung zunächst nicht den Einfluß auf die Anschauungen der Naturforscher ausgeübt, zu welcher sie berechtigt gewesen wäre. Selbst Berzelius hielt noch 1837 an der Auffassung fest, daß die Elemente in der lebenden Natur ganz anderen Gesetzen gehorchen, als in der todten.[5]

Auch Liebig vertrat ähnliche Ansichten. Zwar erklärte er ausdrücklich, daß die Lebenskraft ein Kollektivname sei, welcher alle die Ursachen in sich begreift, von denen die vitalen Eigenschaften abhängen. Das hinderte ihn aber nicht, sie in eine Linie mit Licht, Wärme und Schwere zu setzen und sie der chemischen Verwandtschaft geradezu gegenüberzustellen.[6] Erst ganz allmählich ist jene geheimnißvolle sog. Lebenskraft, welche schließlich nichts anderes war als ein Wort da, wo Begriffe fehlen, aus dem biologischen Lehrgebäude verschwunden.

Zwei Momente müssen wir als Ursache dafür ansehen, daß die Wöhlersche Entdeckung ihren Einfluß auf die biologischen Lehren nur langsam geltend machen konnte. Einmal blieb diese Synthese lange Zeit vereinzelt stehen. Dann mußte man zugeben, daß das stickstoffhaltige Ausscheidungsprodukt eigentlich auf der Grenze der organischen und der unorganischen Verbindungen steht, ja daß es in gewissem Sinne mit größerem Rechte den letzteren als den ersteren zugezählt werden darf.

Indessen blieb Wöhler auf die Dauer nicht ohne Nachfolge. Im Jahre 1845 gelang es Hermann Kolbe, eine andere organische Verbindung, die Essigsäure, aus den Elementen darzustellen.

Digitized by Google

Eine andere Synthese der Essigsäure fand drei Jahre später Kolbe in Gemeinschaft mit Frankland.

Aber auch diese Entdeckung wurde nicht zum Ausgangspunkte neuer Synthesen. Wieder ein Jahrzehnt verging, bis die Chemie in die synthetische Aera eintrat. Die ersten folgenreichen Schritte auf diesem Gebiete verdanken wir dem Genius M. Berthelots. Er begann seine systematischen Arbeiten gegen Ende der fünfziger Jahre und hat ihre ersten Ergebnisse in einem wichtigen Werke: „Chimie organique, fondée sur la synthèse“ niedergelegt.[7]

Die Chemiker sind heute wohl längst daran gewöhnt, die Verbindungen des Kohlenstoffes und Wasserstoffes zum Ausgang für die Betrachtung der organischen Verbindungen zu nehmen. Sie gelten als die einfachsten, typischen Vertreter derselben und bilden gewissermaßen das Gerüst, an welches das ganze System der organischen Chemie sich anlehnt. Berthelot eilte dieser Entwickelung des wissenschaftlichen Systems voraus und wählte mit richtigem Blick diese Verbindungen, welche man ihrer Zusammensetzung entsprechend als Kohlenwasserstoffe bezeichnet, zum Angriffspunkte für die synthetische Eroberung des ganzen Gebietes. Er versuchte zunächst, Kohlenstoff und Wasserstoff direkt miteinander zu vereinigen, und es gelang ihm dieses, als er den elektrischen Funken zu Hülfe nahm. Das Produkt der Vereinigung war eine Substanz, welche einen Bestandtheil des Steinkohlengases ausmacht und einen wesentlichen Antheil an dessen Lichtentwickelung hat. Es wird von den Chemikern als Acetylen bezeichnet. In neuester Zeit ist dieser Körper oft genannt worden und hat das Interesse weiterer Kreise auf sich gezogen, weil es gelang, ihn durch eine sehr einfache Synthese zu gewinnen, welche möglicherweise praktische Bedeutung erlangen könnte. Erhitzt man Kalk und Kohle im elektrischen Flammen-

(872)

Digitized by Google

bogen, so entsteht eine Verbindnng von Calcium und Kohlenstoff, das sog. Calciumkarbid; letzteres nun zersetzt sich mit Wasser glatt in Kalk und Acetylen. An diese Entdeckung hat man sanguinische Hoffnungen geknüpft; einerseits erwartet man davon eine völlige Umgestaltung der Beleuchtungsindustrie, andererseits hat man im Geiste das mit Hülfe des Karbids gewonnene Acetylen schon zu den kühnsten Synthesen verwendet. Wieviel von diesen glänzenden Aussichten sich thatsächlich verwirklichen wird, ist zur Zeit noch nicht zu übersehen.

Von dem Acetylen gelangte Berthelot zu anderen Kohlenwasserstoffen. Vor allem erhielt er mittelst desselben das Methan, eine gasförmige Verbindung, welche gleichfalls einen Hauptbestandtheil des Leuchtgases bildet. Dasselbe entsteht auch bei der Vermoderung abgestorbener Pflanzen unter dem Wasser, sowie als langsames Zersetzungsprodukt der Steinkohlen bei gewöhnlicher Temperatur. Es wird daher auch als Sumpf- oder Grubengas bezeichnet. Seine Entwickelung in den Steinkohlenbergwerken bedingt die sog. schlagenden Wetter, welche zuweilen so verheerende Explosionen mit sich bringen.

Das Grubengas besteht aus 1 Kohlenstoff- und 4 Wasserstoffatomen; es ist der einfachste aller Kohlenwasserstoffe, und seine Synthese war deshalb von fundamentaler Wichtigkeit.

Berthelot hat dieselbe noch auf einem anderen Wege bewirkt, nämlich indem er ein Gemenge von Schwefelkohlenstoff und Schwefelwasserstoff über glühendes Kupfer leitete. Dieses entzieht beiden Körpern den Schwefel; der Kohlenstoff und Wasserstoff aber treten zu Methan zusammen.

Außer dem Wege der Synthese aus den Elementen betrat Berthelot noch einen zweiten, welcher von Kohlensäure und Wasser seinen Ausgang nahm. Entzieht man ersterer die Hälfte

Digitized by Google

ihres Sauerstoffes, so erhält man Kohlenoxyd; dieses aber ließ sich mit Wasser unter gewissen Bedingungen zu Ameisensäure — einer wirklichen organischen Säure vereinigen; letztere gab beim Erhitzen ihrer Salze dieselben Kohlenwasserstoffe, deren Bildung aus den elementaren Bestandtheilen soeben besprochen wurde. Dieser zweite Weg ist auch für die Biologie von Interesse, weil er von denselben Verbindungen — Kohlensäure und Wasser — ausgeht, welche auch der Pflanze zum Aufbau der organischen Stoffe dienen. Freilich sind die näheren Umstände dieser Synthese und auch die besonderen Produkte derselben in beiden Fällen sehr verschieden.

Indessen blieb die Synthese nicht bei dem Aufbau der einfachsten Kohlenwasserstoffe stehen. Berthelot selbst that einen weiteren wichtigen Schritt auf dem betretenen Wege. Er leitete das Acetylen durch ein glühendes Rohr, und er sah die einfachen Moleküle desselben sich zu einer ganzen Reihe von komplizirten Körpern vereinigen. Unter diesen sei hier zunächst nur einer genannt: ein Körper, dessen Molekül aus 6 Atomen Kohlenstoff und 6 Atomen Wasserstoff besteht und welcher in der Chemie den Namen Benzol führt. Da das Acetylen 2 Kohlenstoff- und 2 Wasserstoffatome enthält, so bildet sich das Benzol durch direkte Vereinigung von 3 Molekülen Acetylen.

Das Benzol ist kein Gas, sondern eine wasserhelle, brennbare Flüssigkeit, welche ebenso wie Grubengas und Acetylen bei der Gasbereitung entsteht und einen Bestandtheil des Steinkohlentheers bildet. Es kann aus diesem gewonnen werden und wurde früher unter dem Namen Benzin oder Brönnersches Fleckwasser für diejenigen Zwecke benutzt, welche die letztere Bezeichnung andeutet. Jetzt ist es freilich ein technisches Produkt von viel vornehmerer Verwendung. — Wir kommen später darauf zurück.

Aehnlich, wie das Benzol, konnten noch kompliziertere

Digitized by Google

Kohlenwasserstoffe durch pyrogene[8] Synthese gewonnen werden; so das Naphthalin und Anthracen; ersteres enthält 10, letzteres 14 Kohlenstoffatome.

Den nur aus Kohlenstoff und Wasserstoff bestehenden Körpern folgten bald Verbindungen, welche auch noch andere Elemente enthalten. Dem Grubengase ließ sich durch einen indirekten Oxydationsprozeß ein Sauerstoffatom einfügen, wodurch ein Körper entsteht, welcher auch bei der Verkohlung des Holzes gebildet wird, und der wegen seiner Flüssigkeit, Brennbarkeit und anderer, an den Weingeist erinnernden Eigenschaften den Namen Holzgeist oder Methylalkohol erhalten hat. Dieser Körper wurde später indirekt zum Ausgangspunkt für die künstliche Darstellung sehr komplizirter Verbindungen, welche einerseits für die Physiologie der Pflanzen, andererseits für die chemische Industrie von hohem Interesse sind. — Auch der gewöhnliche Aethylalkohol oder Weingeist wurde bald aus den Elementen künstlich aufgebaut. Man hat wohl daran gedacht, diese Synthese für die Spiritusfabrikation nutzbar zu machen, ein praktischer Erfolg wurde indes damit nicht erzielt: der synthetische Weingeist ist theurer, als der durch Gärung bereitete.[9]

Die bisher besprochenen Synthesen erstrecken sich meist noch auf sehr einfache Verbindungen mit 1—2 Kohlenstoffatomen. Zwar in einzelnen Fällen gelangte man auch zu komplizirteren Körpern, wie Benzol und Naphthalin. Aber dies war kein systematisches Aufsteigen vom Einfachen zum Zusammengesetzteren, sondern ein Sprung, der sich nicht in beliebigen Fällen wiederholen ließ. — Es war deshalb von großer Wichtigkeit, Methoden zu besitzen, welche ein schrittweises Vordringen auf dem Gebiete der Synthese ermöglichten. Ein solcher Schritt war schon 1848 durch Kolbe und Frankland gethan worden; sie haben das Grubengas durch eine zusammenhängende Kette von Um-

Digitized by Google

setzungen in die um 1 Atom Kohlenstoff reichere Essigsäure übergeführt. Andere folgten nach. So gelang 1850 Adolf Strecker die Synthese der Milchsäure, in welche der Zucker bei der sauren Gärung, wie wir heute wissen, unter dem Einflusse niederer Organismen zerfällt.

Die folgenden Jahre brachten nun eine außerordentliche Ernte auf dem neu erschlossenen Gebiete. Es wäre vollkommen unmöglich, auch nur annähernd in dem uns zugemessenen Raume die überreichen Ergebnisse dieser Forschung einzeln aufzuzählen. Dieselben erstreckten sich aber nur zum kleineren Theile auf diejenigen organischen Verbindungen, welche sonst die lebende Natur erzeugt. Viel größer war die Zahl neuer, bis dahin unbekannter Stoffe, welche aus der Synthese hervorgingen, und welche sich in der Natur überhaupt nicht finden. Die organische Chemie wurde so um Tausende von neuen Verbindungen bereichert — und ihre Zahl wächst noch täglich weiter — ins ungemessene. Schon haben die Chemiker selbst die größte Mühe, sich auf dem stetig wachsenden Arbeitsfelde zurechtzufinden. Immer neue Hülfsmittel werden nöthig, um dem Gedächtnisse, das schon längst nur einen verschwindend kleinen Theil des ungeheuren Materials zu bergen und zu bewahren vermag, zu Hülfe zu kommen. Indessen Noth macht erfinderisch. Jahresberichte, welche die Fortschritte der Chemie und ihrer einzelnen Zweige zusammenfassen, ausführliche, mit Riesenfleiß bearbeitete Sammelwerke und die alphabetisch geordneten Sachregister der Zeitschriften ermöglichen es, sich über jede Frage mit verhältnißmäßig geringem Zeitaufwande zu orientiren. Ein geistreicher Fachgenosse sprach kürzlich das tröstende Wort: Der Nachrichtendienst ist in der Chemie gut organisirt.

Aber — so müssen wir uns fragen — ist denn dieser enorme Zuwachs an thatsächlichem Material ein wahrer Gewinn?

Digitized by Google

Bringt es etwa auch in der Wissenschaft die Masse? Ist die Zahl der bekannten Verbindungen der rechte Maßstab für die Höhe des errungenen Standpunktes?

Gewiß nicht!

Und doch wäre auf dem Gebiete der organischen Chemie kein ernsthafter Fortschritt möglich ohne die Synthese und ohne das überreiche Material an Thatsachen, welches sie zu Tage fördert. Wie der Astronom nicht zurückschrecken darf vor der Ueberzahl der Welten, welche am Fixsternhimmel kreisen; wie der Zoologe und Botaniker die ungeheure Mannigfaltigkeit der Formen hinnehmen muß, in welchen sich das organische Leben offenbart — so muß auch der Chemiker das Wirken der Verwandtschaftskräfte in ihrer Vielgestaltigkeit erfassen, will er einen Einblick in ihr Wesen gewinnen.

Die Synthese ist freilich nur das eine der Hülfsmittel, welches sich ihm hierfür bietet. Wir nannten schon die Analyse als das zweite. In der That nur das stete Zusammenwirken beider bedingt den Fortschritt in der Chemie.

Versuchen wir, einen Einblick in diese Verhältnisse zu gewinnen.

Erhitzt man Steinkohlen in geschlossenen Apparaten, wie es zum Zwecke der Gewinnung unseres Leuchtgases geschieht — der Vorgang wird von den Chemikern als trockene Destillation bezeichnet —, so wird neben dem Gas und dem in der Retorte zurückbleibenden Coaks der Theer gewonnen. Es wurde schon erwähnt, daß in diesem Produkte das Benzol enthalten ist. Neben diesem Kohlenwasserstoffe ist aber im Theer noch eine große Menge anderer Stoffe aufgefunden worden — ihre Zahl ist, dank den unermüdlichen Forschungen der neueren Zeit, bereits auf nahezu 100 gestiegen. Unter ihnen sind die bereits erwähnten Kohlenwasserstoffe Benzol, Naphthalin und Anthracen zu nennen, ferner die für die Medizin und Hygiene wichtige

Digitized by Google

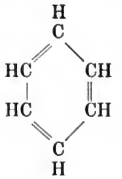
Karbolsäure, in der wissenschaftlichen Sprache jetzt Phenol genannt; endlich mehrere dem Benzol ähnliche Kohlenwasserstoffe. Auf die innere Verwandtschaft dieser Körper zum Benzol konnte man aus der Aehnlichkeit ihrer Eigenschaften und ihrer Bildung schließen. R. Fittig hat sie in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre synthetisch aus dem Benzol bereitet und dadurch den vermutheten Zusammenhang experimentell bewiesen. Auch bei diesen Untersuchungen ging die Synthese stets mit der Analyse Hand in Hand. So war es in vielen anderen Fällen, und die Wissenschaft wurde durch solche Errungenschaften mächtig gefördert.

Dennoch sind Analyse und Synthese nicht die einzigen Hülfsmittel chemischer Forschung. Noch ein Drittes muß hinzukommen, soll sie wirklich fruchtbar werden. Es ist mehr ideeller Natur, als jene, und beruht ganz und gar auf der Thätigkeit der schöpferischen Phantasie: die Hypothese. Sie ist es, welche der Forschung neue Bahnen zeigt. Wie Kolumbus niemals der Entdecker einer neuen Welt geworden wäre, hätte nicht die Erreichbarkeit des indischen Festlandes auf dem westlichen Seewege unverrückbar vor seiner Seele gestanden, so würde auch die Forschung auf naturwissenschaftlichem Gebiete des Impulses entbehren ohne jene gestaltende, man möchte fast sagen poetische, Kraft der Intuition. Dabei zeigt uns das Beispiel des Kolumbus, daß auch irrige Hypothesen der Wissenschaft dienen können. Ihr Werth liegt in der Aufforderung, ihre Berechtigung durch das Experiment zu prüfen, — und aus dieser Prüfung wird stets, das Urtheil mag für oder wider lauten, ein Fortschritt für die Wissenschaft hervorgehen.

Eine solche Hypothese von unermeßlicher Fruchtbarkeit war es, mit welcher August Kekulé im Jahre 1865 die organische Chemie beschenkt hat. Ihr Gegenstand ist das Benzol. Kekulé nahm an, daß die 6 Kohlenstoffatome, welche es enthält, zu

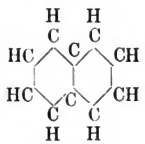
Digitized by Google

einem ringförmigen Gebilde vereinigt seien, und daß jedes von diesen eines der 6 Wasserstoffatome gebunden halte:

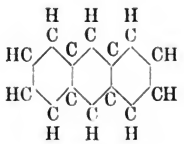


Derselbe sechsgliedrige Kohlenstoffring ist nach dieser Theorie auch in zahlreichen anderen Verbindungen enthalten, z. B. in der Karbolsäure und dem Anilin. Alle diese Verbindungen sind daher als Derivate des Benzols zu betrachten und werden dementsprechend in dem heutigen System der organischen Chemie als eine große natürliche Familie zusammengefaßt.

Bald aber erhielt die Kekulé'sche Benzoltheorie eine äußerst merkwürdige Erweiterung: man überzeugte sich, daß es auch Verbindungen giebt, welche aus zwei oder selbst noch mehreren dieser sechsgliedrigen Ringsysteme zusammengesetzt sind. So betrachtet man heute das Naphthalin als ein Gebilde, welches aus der Vereinigung zweier Benzolkerne hervorgegangen ist; und im Anthracen lernte man ein dreikerniges Gebilde dieser Art kennen:



Naphthalin.

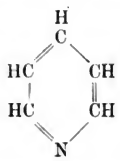


Anthracen.

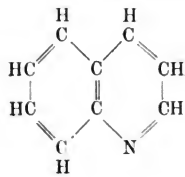
Bald zeigte es sich aber, daß die Atome des Kohlenstoffes nicht allein zur Schließung solcher Ringsysteme befähigt sind, sondern daß auch andere Elemente an diesem Prozesse theil-

Digitized by Google

nehmen können. Bei der Verkohlung der Knochen und anderer stickstoffhaltiger Substanzen entsteht eine Reihe basischer Körper, deren einfachster Vertreter wegen seiner Bildung bei hoher Temperatur den Namen Pyridin (von πῦρ, Feuer) erhalten hat. Auch die Pyridinbasen finden sich im Steinkohlentheer; sie werden in neuerer Zeit aus demselben technisch gewonnen und wegen ihres penetranten Geruches zur Denaturirung des für industrielle Zwecke bestimmten und daher von der Steuer befreiten Spiritus benutzt. — Das Pyridin enthält nun einen sechsgliedrigen, aus 5 Kohlenstoff- und 1 Stickstoffatom bestehenden Ring, wie ihn das beistehende Schema zur Anschauung bringt.



Dem Pyridin nahe verwandt ist das Chinolin, welches zuerst als Zersetzungsprodukt des Chinins erhalten wurde und in kleiner Menge sich auch im Steinkohlentheer findet. Es ist, wie die Synthese zweifellos erwiesen hat, ein dem Naphthalin vergleichbares Doppelgebilde, entstanden aus der Vereinigung eines Benzol- und eines Pyridinringes.



In der neuesten Zeit hat sich der Kreis dieser Erfahrungen ganz außerordentlich erweitert. Man lernte Ringsysteme kennen, welche nicht ein, sondern mehrere Stickstoffatome enthalten; auch Sauerstoff und Schwefel ließen sich als Glieder in die Kohlenstoffringe einfügen. Endlich lernte man auch Ringsysteme kennen, welche sich aus weniger, oder auch aus mehr als 6 elementaren Atomen zusammenfügen.

Der Fernerstehende könnte geneigt sein, dies alles als eine wissenschaftliche Spielerei zu betrachten. Nichts wäre unberechtigter, als dieses. Die in Formeln ausgedrückten Anschauungen über die Art und Weise, wie die Atome innerhalb

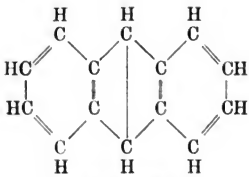
Digitized by Google

des Moleküls einer Verbindung miteinander verknüpft sind, welche als Hypothese erdacht und durch den Prüfstein der Analyse und Synthese bestätigt wurden, gewähren uns allein einen Einblick in das innere Gefüge der chemischen Verbindungen. Sie haben die Begriffe des Chemikers in gleichem Grade erweitert und vertieft. Sie sind aber auch für die übrigen Naturwissenschaften und nicht minder für das praktische Leben in ungeahnter Weise fruchtbar und nutzbringend geworden. Versuchen wir, einige Seitenblicke auf diese Errungenschaften zu werfen.

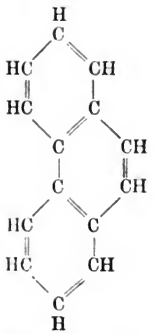
Im Steinkohlentheer findet sich neben dem Anthracen ein diesem ähnlicher, als Phenanthren bezeichneter, fester und krystallinischer Kohlenwasserstoff. Beide Körper besitzen vollkommen gleiche Zusammensetzung: sie enthalten 14 Kohlenstoff- und 10 Wasserstoffatome. Gleichwohl sind sie in ihren Eigenschaften durchaus nicht gleich; sie stellen zwei verschiedene chemische Individuen dar.

Anthracen und Phenanthren stehen nicht vereinzelt da. Schon lange kennt man Verbindungen von gleicher Zusammensetzung und ungleichen Eigenschaften. Manche von ihnen finden sich fertig gebildet in der Natur. So zeigen Holzfaser, Stärke und arabisches Gummi die gleichen Mengenverhältnisse der sie zusammensetzenden Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff. Solche Körper von gleicher Zusammensetzung bei ungleichen Eigenschaften nennt man isomer (ἴσος und μέρος). Auch Anthracen und Phenanthren sind isomere Körper. Ihre Verschiedenheit erklärt sich durch die Art und Weise, in welcher ihre elementaren Atome untereinander verknüpft sind. Diese Verknüpfung bezeichnen die Chemiker als „Konstitution" oder „Struktur"; die verschiedene Konstitution des Anthracens und Phenanthrens, wie sie sich aus der analytischen und synthetischen Forschung ergeben hat, findet in den folgenden Formeln ihren Ausdruck:

Digitized by Google



Anthracen.



Phenanthren.

Wie man sieht: in beiden Fällen drei untereinander verwachsene Benzolkerne, aber in wesentlich verschiedener Anordnung.

Eine unübersehbar große Zahl von Isomeriefällen hat durch die verschiedene Konstitution oder Atomverkettung ihre Erklärung und in den entsprechenden Formeln ihren Ausdruck gefunden. Freilich kennt man auch Erscheinungen, deren Verständniß der Strukturlehre unzugänglich blieb. Hier mußte man zu der Annahme einer verschiedenen räumlichen Lagerung der Atome seine Zuflucht nehmen, und es entstand eine neue Forschungsrichtung, welche in der Gegenwart als Stereochemie mit besonderer Vorliebe und bedeutendem Erfolge kultivirt wird. Mit Spannung verfolgt die wissenschaftliche Welt die Arbeiten auf diesem Gebiete, und es wird dieser Zweig der Chemie in der Zukunft unzweifelhaft eine immer wichtigere Rolle spielen.

Auch in praktischer Richtung haben sich die im vorstehenden geschilderten Ergebnisse der Synthese fruchtbar erwiesen. Die zu mächtiger Entwickelung gelangte Industrie der Theerfarbstoffe ruht ganz und gar auf synthetischer Grundlage. Ausgehend von den Kohlenwasserstoffen des Steinkohlentheers, führt sie diese zunächst in ungefärbte Zwischenprodukte und

Digitized by Google

letztere in die Farbstoffe über. So wird aus dem Benzol zuerst das farblose Anilin, welches seinerseits zum Ausgangspunkte für die Erzeugung zahlreicher Farbstoffe geworden ist; so des Fuchsins und seiner violetten, blauen und grünen Derivate. Auch die früher erwähnten Begleiter des Benzols, besonders das Toluol, nehmen an dieser Synthese von Anilinfarbstoffen hervorragenden Antheil. An der Wiege dieser Industrie begegnen wir dem Namen A. W. Hofmanns. Er hat sie in gewissem Sinne aus der Taufe gehoben; durch seine Forschungen wurde dieser junge Zweig menschlicher Betriebsamkeit gleich im ersten Stadium seines Bestehens auf sichere wissenschaftliche Grundlage gestellt.

Nicht minder wichtig für die Farbenindustrie erwies sich das Naphthalin. Mittelst desselben stellt man beispielsweise eine Reihe von werthvollen Produkten dar, welche der Wolle eine hochrothe Färbung ertheilen und die früher für diesen Zweck allein benutzbare, aus Amerika importirte Cochenille mehr und mehr verdrängen.

Auch die von Ad. Baeyer entdeckten Eosinfarbstoffe, welche die Seidenfärberei mit den zartesten und zugleich feurigsten, rothen Tönen beschenkten, werden mit Hülfe des Naphthalins bereitet.

Das Anthracen endlich dient der Fabrikation des Alizarins, des werthvollen Farbstoffes der Krappwurzel, welcher in dieser seit den Zeiten des grauesten Alterthums zur Erzeugung ebenso lebhafter, wie nahezu unzerstörbarer rother Färbungen auf der Gewebsfaser benutzt wird. Durch das künstliche Alizarin ist die Verwendung der Krappwurzel im Laufe von zehn Jahren auf ein Minimum beschränkt worden. Die Synthese dieses wichtigen Farbstoffes ist ein prägnantes Beispiel für das Zusammenwirken der analytischen und synthetischen Methode. In der irrigen Meinung, das Alizarin sei ein Abkömmling des

Digitized by Google

Naphthalins, hatten sich die Chemiker Jahre hindurch vergeblich bemüht, es aus diesem Kohlenwasserstoffe künstlich zu gewinnen. Da spalteten 1868 C. Gräbe und C. Liebermann aus dem Farbstoffe das Anthracen ab, und schon im nächsten Jahre war es ihnen gelungen, den werthvollen Körper synthetisch aus dem Anthracen des Steinkohlentheers aufzubauen: der Grundstein zu einer neuen und großartigen Industrie war gelegt.

Die Entdeckung Gräbes und Liebermanns interessirt aber auch den Pflanzenphysiologen, denn das Alizarin war der erste Farbstoff des Pflanzenreiches, dessen künstliche Bereitung der Chemie gelang.

Ihm folgte verhältnißmäßig spät als zweiter der Indigo. Dieser gleichfalls seit den ältesten Zeiten bekannte und verwendete Pflanzenfarbstoff ist von Adolf Baeyer seit der Mitte der sechziger Jahre zum Gegenstande einer umfassenden Untersuchung gemacht worden. Aber es bedurfte einer fast zwanzigjährigen Forscherarbeit, bis die Konstitution dieser höchst komplizirten Verbindung enthüllt und ihre Synthese bewerkstelligt war. Für die praktische Verwendung ist diese große Arbeit ohne nennenswerthen Erfolg gewesen, da noch heute die Indigopflanze den Farbstoff wohlfeiler erzeugt, als die chemische Fabrik.

Andere, für den Färber höchst wichtige Produkte des Pflanzenreiches, wie die Farbstoffe des Blau- und Rothholzes, harren noch der analytischen Aufklärung ihrer Konstitution, wie der synthetischen Bereitung.

Indessen müssen die praktischen Erfolge der organischen Synthese schon jetzt im höchsten Maße das Interesse nicht nur des Chemikers und Technikers, sondern ebensosehr dasjenige des Volkswirthes in Anspruch nehmen. Schon 1878 wurde der Werth der von den europäischen Fabriken produzirten künstlichen Farbstoffe auf 63 Millionen Mark geschätzt, an denen

Digitized by Google

das deutsche Reich mit 40 Millionen Mark betheiligt war. Heute ist die Jahresproduktion eine sehr viel größere.

Wie aber diese ganze Industrie sich auf die synthetischen Methoden aufbaut, welche in den wissenschaftlichen Laboratorien ersonnen und ausgearbeitet wurden, das hat erst vor kurzem Heinrich Caro, einer der Mitbegründer und erfolgreichsten Vertreter dieser Technik, in lichtvoller Weise geschildert.[10] Seiner eingehenden Darstellung sei hier der folgende Satz entnommen:

... „So sind denn auch, in einem gewissen Sinne, unsere chemischen Methoden den Arbeitsweisen der mechanischen Technik vergleichbar geworden, nur handelt es sich dort um die Formveränderung der leblosen Masse und hier um die stoffliche Metamorphose des energiebegabten Moleküls, und nicht mit der Sicherheit des Ingenieurs vermögen wir bis jetzt den vollen technischen Effekt unserer Gebilde im voraus zu berechnen. Noch müssen wir ihn erst durch den Versuch erproben. Unsere Konstruktionsregeln sind noch lückenhaft. Aber wie man dort nach der Werkzeichnung schweißt, nietet, löthet, kuppelt, einfügt, formt, bis aus dem ungefügen Werkstück der Maschinen- oder Bautheil geworden ist, so senden auch wir das Rohmaterial aus einer Hand in die andere, chloriren, bromiren, oxydiren, reduziren, kondensiren wir, fügen Nitro-, Amido-, Sulfogruppen Karboxyle und Hydroxyle ein, schmieden Ketten und Ringe, bis jedes Atom die ihm von der Theorie gestattete oder angewiesene Stelle in dem Strukturbild des neuen Moleküls eingenommen hat."

Ein anderes Gebiet, auf welchem sich die Synthese bereits mit Erfolg bethätigt hat, ist das der organischen Basen. Von diesen Verbindungen, welche Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff, zum Theil auch Sauerstoff enthalten, produzirt das Pflanzenreich eine ansehnliche Zahl. Es sind meist starke Gifte, manche auch sind mit Wirkungen begabt, welche sie längst zu

Digitized by Google

den werthvollsten Bestandtheilen unseres Arzneischatzes gemacht haben. Solche Pflanzenbasen sind: das Koniin des Schierlings und das Nikotin der Tabakpflanze; das Morphin und die übrigen wirksamen Bestandtheile des schlafbringenden Opiums; die Basen der fieberheilenden Chinarinden, Chinin und Cinchonin; das schmerzstillende Kokain und viele andere.

Das meiste, was wir bisher über die Natur dieser „Alkaloide" wissen — und wir wollen nur gleich gestehen, daß es noch nicht gerade viel ist —, verdanken wir freilich nicht der synthetischen, sondern der analytischen Forschung. Sie hatte zunächst die elementare Zusammensetzung der Pflanzenbasen festzustellen. Dann suchte sie durch vorsichtigen Abbau ihre näheren Bestandtheile zu ermitteln. Als solche ließen sich nicht selten die früher erwähnten stickstoffhaltigen Ringgebilde, wie Pyridin und Chinolin, herausschälen. Daß das Chinolin selbst aus der Zersetzung des Chinins hervorging, wurde schon erwähnt. Der Schluß erschien daher gerechtfertigt, daß die komplizirten Moleküle der Alkaloide sich aus pyridin- oder chinolinartigen Bausteinen zusammensetzen. In einzelnen Fällen hat die Synthese diesen Schluß bereits bestätigt. So wird das Piperidin des Pfeffers, dessen Zusammensetzung es als ein mit 6 Wasserstoffatomen verbundenes Pyridin erscheinen läßt, in der That künstlich durch Anlagerung von Wasserstoff an die genannte Base erhalten. Das Koniin, welches dem Piperidin nahe verwandt ist, wurde gleichfalls — und zwar als erstes unter den Alkalaloiden — bereits synthetisch dargestellt. Ihm folgte in neuester Zeit das Atropin, das heftige, aber für die Augenheilkunde so wichtige Gift der Tollkirsche (Atropa Belladonna); und zwar gelang der Synthese nicht nur die Darstellung dieses einen Atropins, sondern sie bereicherte die Chemie und zugleich die Medizin mit einer ganzen Reihe von Atropinen, welche von dem Alkaloid der Tollkirsche mehr oder

Digitized by Google

weniger verschieden sind. Auch das giftige Prinzip des Fliegenpilzes, eine als Muskarin bezeichnete Pflanzenbase, ist kürzlich auf verschiedenen Wegen synthetisch erhalten worden; doch zeigen diese künstlich dargestellten Körper untereinander und gegenüber dem natürlichen Muskarin einige Abweichungen in den Eigenschaften.

Die bisher synthetisch erhaltenen Alkaloide sind indessen Körper von verhältnißmäßig einfachem Bau. Die Synthese der komplizirteren Alkaloide, wie des Chinins und Morphins, wird sicher noch geraume Zeit und intensive Arbeit fordern. Daß sie eines Tages gelingen wird, dürfen wir mit Gewißheit erwarten.

Es ist übrigens von Interesse für die Geschichte dieser Bestrebungen, daß ein erster Versuch zur Synthese des Chinins schon im Jahre 1856 durch W. H. Perkin, den Schüler A. W. Hofmanns, gemacht wurde. Er hoffte, es aus dem Anilin zu gewinnen; aber statt der heilsamen Pflanzenbase ging ein prachtvoll violetter Farbstoff aus seinen Versuchen hervor: der Grund zu der Industrie der Anilinfarben war gelegt.

Indessen, wenn auch bis heute, nach mehr als dreißig Jahren, der Traum Perkins noch der Erfüllung harrt, so hat doch die synthetische Chemie der Heilkunde in unserer Zeit die wichtigsten Dienste geleistet. Schon 1860 verwirklichte Hermann Kolbe die künstliche Darstellung der Salicylsäure aus Kohlensäure und Phenol (Karbolsäure). Aus dem Anilin ging unter den Händen Emil Fischers das Phenylhydrazin hervor, welches später Knorr zur Synthese des Antipyrins führte. Diesem, dem Chinin zwar nicht gleichen, aber in der Wirkung verwandten und bald zu großer Popularität gelangten Arzneistoffe schlossen sich nun in rascher Folge viele andere an. Die zahlreichen basischen Verbindungen, welche aus den chemischen Laboratorien hervorgingen, wurden in den klinischen Instituten eifrig auf etwaige physiologische Wirkungen und medizinische Ver-

Digitized by Google

wendbarkeit geprüft, und es entstand so eine ganze Reihe neuer künstlicher Heilmittel, wie das nervenberuhigende Phenacetin, das gichtlösende Piperazin und viele andere. Einmal auf diese werthvollen medizinischen Eigenschaften der künstlichen Alkaloide aufmerksam geworden, säumten die Kliniker nicht, auch die bereits bekannten Verbindungen dieser Art in das Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen. Auch diese Bestrebungen waren von Erfolg; sie reihten z. B. das von Gerhardt schon 1853 durch Umsetzung von Anilin mit Essigsäure erhaltene Acetanilid in den Arzneischatz ein; in diesem führt es den seiner Anwendung entsprechenden Namen Antifebrin.

Den künstlichen Basen folgten dann auch anders zusammengesetzte Verbindungen: dem von Liebig entdeckten und von Liebreich für die Medizin gewonnenen Chloral hat sich das schwefelhaltige Sulfonal als trefflicher Schlafbringer angeschlossen. Und täglich ist die Zahl der synthetischen Heilmittel im Wachsthum begriffen. Es ist unmöglich, sie alle hier einzeln aufzuführen.

Aber nicht nur die Medizin ist der chemischen Synthese zu Dank verpflichtet; in die verschiedensten Gebiete des praktischen Lebens ist sie erfolgreich eingedrungen. Im Vanillin bereitet sie künstlich das kostbare Aroma, dessen Erzeugung ehedem das alleinige Vorrecht der Pflanze war; im Saccharin hat sie einen Süßstoff geschaffen, welcher zwar den Zucker in seinem Nährwerthe niemals ersetzen kann, doch aber neben ihm mancherlei, freilich zum Theil mehr medizinische als wirthschaftliche Anwendungen gefunden hat. Mit dem leider vielfach verbreiteten Moschus ist sie durch ein künstliches Produkt erfolgreich in die Schranken getreten, und auch der Veilchenduft wird jetzt nach einem synthetischen Verfahren fabrikmäßig gewonnen!

Endlich hat auch die Photographie Geschenke von der Synthese empfangen in Gestalt einer Anzahl von „Entwicklern“,

Digitized by Google

welche dazu dienen, das auf der empfindlichen Platte von dem Lichtstrahl zunächst unsichtbar gezeichnete, gewissermaßen latente Bild dem Auge wahrnehmbar zu machen.

Die zahlreichen und werthvollen Anwendungen, welche die Synthese in der Darstellung von künstlichen Farbstoffen, von Heil- und Genußmitteln und von Gebrauchsgegenständen mannigfacher Art gefunden hat, nehmen ihren Ausgang fast sämtlich von einem einst gering geachteten Produkte: dem schwarzen und übelriechenden Theer! Dieser Abfallstoff der Gasbereitung ist in unseren Tagen die Grundlage wichtiger Industrien geworden; er hat aber auch in seinen vielfältigen Bestandtheilen der Wissenschaft ein Forschungsmaterial von seltener Fruchtbarkeit geboten. Zur Hebung der materiellen und ideellen Schätze, welche in seinem dunklen Schoße verborgen waren — und gewiß noch sind — haben sich Theorie und Praxis die Hand gereicht; die Früchte dieses Bundes sind für beide unermeßlich.

Noch einmal führt uns unser Weg zu der stillen, schaffenden Thätigkeit der Pflanzen. Wir wissen, daß sie — zumal unter dem energiespendenden Einflusse des Sonnenlichtes — organische Substanz aus den einfachen unorganischen Verbindungen — Kohlensäure, Wasser, Ammoniak — aufzubauen vermögen. In der That: der Pflanzenkörper ist ein synthetisches Laboratorium — im Gegensatz zu dem des Thieres, welcher seinerseits die in der Pflanzennahrung aufgenommenen organischen Verbindungen mittelst des einzuathmenden Sauerstoffes wieder zu Kohlensäure und Wasser oxydirt. Er bedarf dieses Stoffumsatzes, um die durch denselben entwickelte Energie als Wärme und mechanische Arbeit zu verwerthen.[11]

Auf welche Art bewirken die Pflanzen die Synthese organischer Stoffe aus unorganischem Material? Welches sind die

Digitized by Google

ersten Glieder dieser für die ganze organische Welt so wichtigen Kette von Umsetzungen? Diese Frage wurde oft aufgeworfen, und — in Ermangelung einer sicheren thatsächlichen Grundlage — durch mehr oder weniger wahrscheinliche Hypothesen zu beantworten gesucht. Eine solche Hypothese, welche durch ihre Einfachheit sogleich für sich einnahm, stellte im Jahre 1870 Adolf Baeyer auf.

Die Bildung organischer Materie aus Kohlensäure und Wasser ist stets mit einer Ausscheidung von Sauerstoff verknüpft. Die grünen Blätter der Pflanzen hauchen dieses Gas während der Belichtung aus.

In der Chemie nennt man einen solchen Prozeß eine Reduktion. — Baeyer sprach nun die Vermuthung aus, das erste Reduktionsprodukt der Kohlensäure in der Pflanze sei das kurz vorher von Hofmann entdeckte Formaldehyd. Diese einfachste aller organischen Verbindungen, welche durch Oxydation des Methylalkohols erhalten wird, besteht nur aus 1 Kohlenstoff-, 2 Wasserstoff- und 1 Sauerstoffatom. Wir brauchen uns nur zu denken, daß 6 Moleküle dieses Körpers sich vereinigen, so haben wir den aus 6 Kohlenstoff-, 12 Wasserstoff- und 6 Sauerstoffatomen bestehenden Traubenzucker.

Diese Vermuthung Baeyers hat nun durch neuere Untersuchungen eine wesentliche Stütze gefunden. Schon im Jahre 1861 hatte der russische Chemiker Butlerow aus einer, dem Formaldehyd sehr nahestehenden Verbindung eine zuckerähnliche Substanz erhalten, die er mit dem Namen Methylenitan belegte. — Diese Beobachtung blieb lange Zeit vereinzelt und ohne Fortentwickelung. Erst 1885 that O. Löw einen weiteren Schritt in dieser Richtung: er verdichtete den Formaldehyd selbst zu einem süßschmeckenden, zuckerartigen, von ihm Formose genannten Stoffe. — Aber erst die glänzenden Entdeckungen von Bayers Schüler Emil Fischer haben zu ex-

Digitized by Google

akteren Ergebnissen geführt. Er löste die Löwsche Formose in ein Gemenge wahrer, schärfer charakterisirbarer Zuckerarten auf. Andererseits scheint kürzlich R. Bach den Nachweis geführt zu haben, daß in der That Farmaldehyd aus Kohlensäure und Wasser unter dem Einflusse des Sonnenlichtes entstehen kann, und zwar auch ohne Mitwirkung der Pflanzenblätter.

Die Synthese zuckerartiger Körper hat Emil Fischer aber außer mit dem Formaldehyd auch mittelst des Glycerins und seines Zersetzungsproduktes, des Akroleins, bewirkt. Und endlich gelang ihm — freilich erst durch eine lange Reihe von Reaktionen, deren Durchführung ebensoviel experimentelle Erfindungsgabe, wie unermüdliche Ausdauer erforderte — die Synthese natürlicher Zuckerarten. So glückte es ihm vor allem, die beiden, in den süßschmeckenden Früchten weit verbreiteten Glieder der großen Familie, den Traubenzucker und den Fruchtzucker, künstlich zu erhalten — dieselben, welche zugleich die Komponenten des komplizirter gebauten Rohrzuckers bilden.

Auch andere, in den Pflanzen weit verbreitete Verbindungen, wie Aepfelsäure, Traubensäure, Citronensäure, Asparagin, wurden bereits künstlich dargestellt; und in neuester Zeit hat sich die Synthese der in vielen ätherischen Oelen enthaltenen Terpene bemächtigt, jener vielgestaltigen Klasse von Kohlenwasserstoffen, deren chemische Natur so lange in Dunkel gehüllt war.

Die Ergebnisse dieser lichtvollen Forschungen sind ohne Zweifel von dem allergrößten Interesse für den Chemiker, wie für den Biologen. Sie fordern unwillkürlich zu einem Ausblick in die Zukunft auf. Werden auch die kompliziertesten chemischen Bestandtheile des Thier- und Pflanzenleibes, die Eiweißkörper, einst der Synthese anheimfallen? Werden wir die Moleküle, aus denen das Protoplasma der Pflanzen-

Digitized by Google

zelle sich aufbaut, diejenigen, welche die Muskelfaser des Thieres zusammensetzen, aus der Retorte hervorgehen sehen? — Unzweifelhaft dürfen wir diese Frage mit Ja beantworten. Sind auch unsere Kenntnisse von dem atomistischen Bau dieser höchsten Sprosse am Baume der organischen Chemie noch äußerst dürftig, so hat doch auch hier die Analyse schon ihre Hebel mit einigem Erfolge angesetzt. Daß auch dieses letzte Ziel von der Synthese dereinst — vielleicht in langer Zeit — erreicht werden wird, wer wollte es, blickt er rückwärts auf den bisher durchmessenen Weg, bezweifeln?

Und, so fragen wir uns zum Schlusse: Wenn wir schon heute den Farbstoff der Krappwurzel und den Duft der Vanilleschote in chemischen Fabriken bereiten, wird nicht auch die Erzeugung der ungleich wichtigeren Nahrungsstoffe, Zucker, Stärke, Fette und Eiweiß, einst dieselbe Wandlung erfahren?

Der geistreiche Essayist Kurd Laßwitz malt uns in seinen phantasievollen Bildern aus der Zukunft mit lebhaften Farben eine neue wirthschaftliche Aera aus, wie sie sich in diesem Falle gestalten würde. Und in der That: Unzweifelhaft wird die Synthese noch manches, auch wirthschaftlich wichtige, Gebiet für sich gewinnen. Schon heute können wir den Traubenzucker aus der wohlfeileren Stärke künstlich bereiten. Nichts hindert uns, zu vermuthen, daß einst auch der so viel werthvollere Rohrzucker aus demselben Rohstoffe hervorgehen wird. Aber dann hätten wir nur statt Rüben Kartoffeln zu bauen; die Zuckerindustrie würde eine ganz veränderte Gestalt annehmen — allein sie stünde nach wie vor auf landwirthschaftlichem Boden.

Daß die allgemein verbreiteten Nahrungsstoffe ohne Mitwirkung der Pflanze auf synthetischem Wege in einer, auch wirthschaftlich möglichen Weise künstlich erzeugt werden können, erscheint gleichwohl nicht wahrscheinlich. Das künstliche Alizarin konnte den Krapp verdrängen, weil die Krappwurzel nur etwa

Digitized by Google

1% ihres Gewichtes an dem kostbaren Farbstoff enthält. Die Kartoffel aber liefert uns im Durchschnitte 20%, das Weizenkorn 60% seines Gewichtes an Stärke! Und von dem Ertrage eines Hektars Ackerlandes werden durch den Kartoffelbau im Mittel 50 metrische Centner Stärke gewonnen! — Mit diesem Ergebnisse wird die künstliche Erzeugung schwerlich jemals in die Schranken treten können: Kurd Laßwitz' phantasievoller Traum, welcher schon in einer fernen Zukunft den Ackerbau vom Erdboden verschwinden und die chemische Industrie an seine Stelle treten sah, wird voraussichtlich — ein Traum bleiben.

Anmerkungen.

[1] Kopp, Geschichte der Chemie, 1, 53.

[2] Ebenda, 3, 304.

[3] Ebenda, 4, 185.

[4] Histoire des animaux. Oeuvres complets, 4, 52.

[5] Lehrbuch der Chemie, 3. Auflage, deutsch von Wöhler, 3, 3. In der 4. Auflage, 4, 5 ff., ist die Auffassung der Lebenserscheinungen schon eine wesentlich andere.

[6] Chemische Briefe, 4. Auflage (1859), 1, 242.

[7] 1877 erschien ein kleineres Werk von ihm über denselben Gegenstand in der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek, Bd. 25. Die deutsche Ausgabe führt den Titel: „Die chemische Synthese."

[8] D. h. bei hoher Temperatur.

[9] Die mehrfach geäußerte Ansicht, daß auch das aus dem Calciumkarbid erhaltene Acetylen zur künstlichen und rentablen Erzeugung von Spiritus dienen kann, ist einstweilen in das Bereich der Phantasie zu verweisen.

[10] Ueber die Entwickelung der Theerfarbenindustrie. Berichte der deutschen chemischen Gesellschaft, 25 (1892), III, 955.

[11] Wir wissen zwar heute, daß neben jenem synthetischen „Assimilationsprozesse" auch in den Pflanzen Oxydation bereits gebildeter organischer Substanz — „Athmung" — stattfindet; aber der letztere Vorgang, welcher bei den Thieren der herrschende ist, tritt bei den Pflanzen (mit Ausnahme der nicht assimilirenden Pilze) gegenüber der Assimilation sehr zurück.

Digitized by Google

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Metallurgie, Mineralogie und Geologie.

(43 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 21.50 Mk. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Berendt, Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142)..... M. —.60
Braun, Alex., Die Eiszeit der Erde. Zweite vermehrte Aufl. (94) „ 1.—
Comes, Die Laven des Vesuv. Uebersetzt von Mohrhoff. (N. F. 80) „ —.80
Dames, Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene. (479) „ 1.—
Hartung, Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283) „ —.75
Hofmann, Das Blei bei den Völkern des Alterthums. (472).... „ 1.—
Kjerulf, Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/294)..... „ 1.60
— Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/353) „ 1.60
Kleefeld, Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241)..... „ 1.—
— Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277)..... „ —.80
— Die Halbedelsteine. (334)..... „ —.80
v. Lasaulx, Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76).. „ —.60
Lift, Westfälische Kohlenformation. Mit 6 Abbild. (N. F. 126) .. „ —.80
Möhl, Erdbeben und Vulkane. Hierzu ein Kupferstich. (202) ... „ 1.20
Noeggerath, Jakob, Der Laacher See und seine vulkanischen Umgebungen. (104)..... „ —.60
— Der Torf. (230)..... „ —.75
Petersen, Der Zustand im Erdinnern. (N. F. 118)..... „ 1.—
Rammelsberg, Ueber die Meteoriten u. ihre Beziehung z. Erde. (151) „ —.60
— Die Gewinnung von Gold und Silber. (379)..... „ —.60
vom Rath, Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185)..... „ 1.60
— Ueber den Granit. Mit 2 lithographischen Tafeln. (300/301) „ 1.60
— Ueber das Gold. (324/325)..... „ 1.20
Rensch, Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuskript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) „ 1.—
Roemer, Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2. Abz. (92)..... „ —.60
Roth, Ueber die Steinkohlen. 2. Abz. (19)..... „ —.75
— Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. 2. Aufl. (111) „ —.75
— Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306)..... „ —.75
— Ueber die Erdbeben. (390)..... „ —.80
Röttger, Erdbeben. (N. F. 74)..... „ 1.—
Runge, Der Bernstein in Ostpreußen. Mit einem Titelbild und 10 in den Text eingedrucken Holzschnitten. 2. Abz. (55/56) „ 1.60
v. Seebach, Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März u. April 1886 geschildert. Mit 1 Holzschnitt. 2. Aufl. (38) „ —.80
— Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153) „ —.60
Tarnuzzer, Falb und die Erdbeben. (N. F. 139)..... „ —.60
Uhlig, Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (439) „ 1.—
Weger, Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160).. „ —.60
Zaddach, Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86)..... „ —.60
Zirkel, Die Umwandlungsprozesse im Mineralreich. (136)..... „ —.60
Zittel, Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251)..... „ —.80

Digitized by Google

In der Sammlung „gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“ ist erschienen:

Ueber Biographien und Verwandtes.

(92 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 46.— Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf.)

Achelis, Adolf Bastian. (N. F. 128) ..... —.80
Alberti, Heinrich Pestalozzi. 2. Aufl. (79) ..... —.60
Arnold, Sappho. (118) ..... —.60
Bauer, Peter Vischer und das alte Nürnberg. (N. F. 3) ..... —.75
von Belle, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (26) —.70
Bender, Giordano Bruno. Ein Märtyrer der Geistesfreiheit. (N. F. 102) —.80
— George Eliot. (N. F. 170) ..... 1.—
— Luise von François. (N. F. 208) ..... —.80
Bernardi, Cavour. (N. F. 64) ..... 1.—
Bernhardt, Lord Palmerston. (107) ..... —.60
Bernstein, Alexander von Humboldt u. d. Geist zweier Jahrhunderte (89) —.75
Boesser, Heinrich der Löwe. (349) ..... —.80
— Kaiser Friedrich der Zweite. (383) ..... —.60
Bousset, Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung: Luise Büchner, Marie Calm. (N. F. 168) ..... 1.—
Bruchmann, Wilhelm von Humboldt. N. F. 17) ..... —.80
Brunner, Dr. Joh. Conr. Brunner. (N. F. 62) ..... —.60
Dannehl, Victor Hugo. (N F. 2) ..... 1.—
Dondorff, Kaiser Otto III. (478) ..... —.80
Eyssenhardt, Hadrian und Florus. (397) ..... —.60
Fester, Kurfürstin Sophie von Hannover. (N. F. 179) ..... —.60
Förster, Ernst, Peter von Cornelius. (217) ..... —.75
Foerster, W., Johann Kepler. (146) ..... —.60
Froboese, Gottfried von Bouillon. (326) ..... —.75
Goergens, Mohammed. (290) ..... 1.—
Grimm, Albrecht Dürer. 2. Aufl. (16) ..... 1.—
Gundlach, Friedrich der Große und sein Vorleser de Prades. (N. F. 160) 1.—
Haek, Justus van den Vondel. (N. F. 108) ..... 1.—
Haug, Confucius, der Weise Chinas. (338) ..... —.60
v. Hellwald, Sebastian Cabot. (124) ..... —.75
Henke, Johann Huß und die Synode von Constanz. 2. Aufl. (81) .. —.75
Herbst, Kant, als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (362) ..... —.80
Hesse, Minchen Herzlieb. (297) ..... 1.—
Hirzel, Jean d'Arc. (227) ..... 1.—
Hölder, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (378) ..... 1.—
von Holtzendorff, Richard Cobden. 3. Aufl. (17) ..... —.75
— John Howard und die Pestsperre gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (317) ..... —.80
Hönes, Ludwig Uhland, der Dichter und der Patriot. (N. F. 27) ... 1.—
Hopf, Bonifaz von Monserrat, der Eroberer von Konstantinopel und Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (272) ..... —.75
Kleinert, Robert Hamerling, ein Dichter der Schönheit. (N. F. 89) .. 1.—
v. Kluckhohn, Luise, Königin von Preußen. Mit dem Bildniß der Königin in Lichtdruck. (242/243) 1.80
— Dasselbe, Prachtausgabe auf Velin mit der Original-Photographie der Königin, geh. 4.50
eleg. geb. in roth Leinen 6 50
— Der General von Scharnhorst. (451) ..... —.80
— Blücher. (313/314) 1 20
— Zur Erinnerung an Georg Waitz. (N. F. 33) ..... —.80
Kolster, Alexander der Große. (N. F. 99) ..... —.85

Forts. siehe ausführliches Inhaltsverzeichniß, in jeder Buchhandlung zu haben.

Digitized by Google

Bertha von Marenholtz-Bülow.

Ihr Leben und Wirken

im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbels.

Von

Henriette Goldschmidt
in Leipzig.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter).
Königliche Hofbuchdruckerei.
1896.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

„Viele sind berufen, Wenige auserwählt."

Wie sehr auch unsere Zeit bemüht ist, für den neuen Lebensinhalt, den sie im Gegensatze zu der Vergangenheit theils geschaffen, theils erstrebt, neue Formen, neue Bezeichnungen zu finden — bei Erscheinungen, die an die Ursprünglichkeit eines schöpferischen Geistes mahnen, bei Naturen, die etwas von der elementaren Kraft verrathen, die sich in den Verkündern und Trägern der religiösen Idee offenbarte, werden wir gern die Bezeichnung festhalten, die deutlicher als lange Auseinandersetzungen das Wesen derselben erklären. Bertha von Marenholtz-Bülow war eine apostolische Natur: sie war „auserwählt". Dadurch bekunden sich zumeist „Auserwählte", daß sie keine Wahl haben, daß sie von der Idee, der sie zu dienen bestimmt sind, bezwungen werden, daß sie sich gleichsam als Werkzeuge dieser Idee fühlen.

Es ist erhebend, mindestens tröstlich, daß Wissenschaft und Kunst in gleicher Weise, wie die Religion, sich ihre Verkünder, oft auch ihre Märtyrer zu schaffen vermag, daß die Idee der Humanität, die eigentlich religiöse Idee mit derselben Begeisterung, wie diese, zu erfüllen weiß, und daß, obgleich unsere Zeit weder Propheten, noch Apostel erzeugt, es doch an Naturen nicht fehlt, auf die, wie auf die Verkünder der Religion, das Wort unseres Dichters angewendet werden kann:

„Nehmt die Gottheit auf in Euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron."

Digitized by Google

Es mag dem Uneingeweihten befremdlich klingen, daß diese Einleitung dem Leben und Wirken einer Frau gilt, die sich auf dem Gebiete der Pädagogik bethätigt und einem so unscheinbaren Theile derselben, der „Kleinkindererziehung", gewidmet. Dennoch ist gerade dieser Umstand geeignet, ihre kraftvolle Natur zu würdigen.

Für ein in der öffentlichen Meinung als erstrebenswerth anerkanntes Ziel seine Kraft einzusetzen, ist bei weitem leichter, als einer Idee zu dienen, die Niemand zu bekämpfen, aber auch Niemand zu fördern der Mühe werth hält. Der Widerstand der stumpfen Welt ist der hartnäckigste; ihn zu besiegen, bedarf es nicht nur einer Helden-, sondern auch einer Märtyrernatur. Heute, nach einem halben Jahrhundert, wird trotz der auf wissenschaftlichen Forschungen beruhenden Erkenntniß von der Bedeutung der ersten Entwickelungsstufen im Natur- und Geistesleben doch die Fröbelsche oder Kindergartenerziehung nur im Sinne einer Wohlthätigkeitsbestrebung aufgefaßt. In dem Bewußtsein unserer Zeitgenossen werden Kindergärten, namentlich Volkskindergärten, als gleichwerthig den „Bewahranstalten", den „Kinderhorten" ꝛc. angesehen, die Seminare für Kindergärtnerinnen als Fachschulen für unbemittelte Mädchen betrachtet.

Die Bedeutung des „Pädagogen Fröbel" ist noch so gering geschätzt, daß die Vertreter dieser Erziehungslehre bis zur Stunde einem Lächeln der „Gebildeten" sich aussetzen oder dem Vorwurfe der Anmaßung standhalten müssen, wenn sie den Anspruch erheben, im Dienste einer Idee zu stehen, deren Verwirklichung einen Fortschritt innerhalb unserer Kulturentwickelung anzubahnen bestimmt ist — ja, die Bedeutung des reformatorischen Gedankens der Fröbelschen Erziehungslehre, ihr Zusammenhang mit einer unserer brennendsten Fragen, der „Frauenfrage", ist selbst innerhalb der Arbeiter auf diesem Gebiete nur Wenigen klar.

Digitized by Google

Wer vermuthet in dem Kinderfreunde Friedrich Fröbel den Denker mit dem vorausschauenden Blicke? Wer weiß es, daß er das eigentliche Wesen, den Kernpunkt der Frauenfrage getroffen, wenn er sagt: „Es ist das Charakteristische der Zeit, das weibliche Geschlecht seines nur instinktiven, passiven Zustandes zu entheben und es von seiten seines Wesens und seiner Menschheit pflegenden Bedeutung zu ganz gleicher Höhe, wie das männliche, zu erheben?"

Die Frau, von der jetzt die Rede sein soll, hat in diesem Sinne die Mission Fröbels und die ihrige verstanden: sie ist mit Bewußtsein von der Nothwendigkeit ihrer Aufgabe eingetreten in die Bewegung der Zeit; sie fühlte sich als Werkzeug, als Dienerin und Kämpferin für eine Idee.

Was Friedrich Fröbel vorausgeahnt, das hat sie in ihrer Person verwirklicht: sie hat sich zur Höhe seines männlichen Geistes erhoben und wird gleich ihm zu den Auserwählten zu zählen sein.

Der Vater der Frau Bertha von Marenholtz-Bülow war ein Freiherr von Bülow-Wendhausen, Besitzer des Gutes Küblingen im Braunschweigischen, herzoglich-braunschweigischer Kammerpräsident und während der Minderjährigkeit des Herzogs bei der Regierung betheiligt; ihre Mutter war eine Reichsgräfin von Wartensleben aus der Pfalz. Nicht ohne Absicht ist hier auf Rang und Stand der Frau, deren Wirken wir schildern wollen, hingewiesen worden. Wenn es schwierig ist, sich aus niedrigem Stande, aus ärmlichen Verhältnissen zu der Höhe geistigen Lebens und Strebens herauszuarbeiten, so ist die aristokratische Geburt, das Verwachsensein mit bestimmten Traditionen, festgewurzelten Lebensanschauungen und Gewohnheiten nicht minder ungünstig für die Entwickelung einer eigenartigen Individualität, für das Heraustreten aus dem Rahmen, aus den Grenzen, die dem Einzelnen und nament-

Digitized by Google

lich den Töchtern und Frauen adliger Familien eng genug gesteckt sind.

Als das zweite Kind ihrer Eltern wurde Bertha in Braunschweig am 5. März 1810 geboren; sie erhielt noch sechs Geschwister, und so war es natürlich, daß sie die Sorge und Pflege für diese mit der Mutter theilte. Es wird erzählt, daß sie in Abwesenheit der Eltern bei einem plötzlich im Hause entstandenen Brande die kleinen Geschwister, die eben gebadet wurden, mit großer Umsicht rettete, sie auf ihren Armen, gut eingehüllt, aus dem Hause trug.

Schon sehr früh zeigte sich bei ihr ein Hang zu grüblerischem Nachdenken, namentlich waren es religiöse Zweifel und Fragen, die sie beschäftigten, und mit denen sie ihrem Hofmeister wohl viel zu schaffen machte. Befriedigende Antworten wurden ihr nicht zu theil, und so vertiefte sie sich in das Lesen der Bibel und schrieb ihre Bemerkungen nieder. Häufig zog sie sich von den lärmenden Spielen der Geschwister zurück, und man fand sie an einer einsamen Stelle unter den Bäumen des Gartens mit einem Buche in der Hand. Ihre Nachtlektüre ermöglichte sie sich dadurch, daß sie die von den Gesellschaftsabenden in den Leuchtern stecken gebliebenen Lichtstümpfchen heimlich fortnahm. Als erwachsenes Mädchen war sie eine viel gefeierte Schönheit und deshalb auch in den Gesellschaftskreisen bevorzugt und viel umschwärmt. Ich habe ein Bild aus ihren Jugendjahren gesehen, das ungewöhnlichen Liebreiz und nur geringe Zeichen des Ernstes verräth, der später der charakteristische Zug des geistvollen Antlitzes gewesen. Das Schicksal war bemüht, diesen Ausdruck zu schaffen und die Gedankenarbeit der genialen Frau zu unterstützen. Eine schwierige, verantwortungsvolle Aufgabe sollte sie schon im Alter von zwanzig Jahren übernehmen: die Erziehung von fünf noch in jugendlichem Alter sich befindenden mutterlosen Kindern. Wir

Digitized by Google

dürfen voraussetzen, daß sie trotz ihrer Jugend sich der Pflichten vollauf bewußt gewesen, als sie sich entschloß, dem Freiherrn von Marenholtz, Majoratsherrn auf Groß-Schwulper, Hofmarschall zu Braunschweig und später „wirklicher Geheimrath, Excellenz", als Gattin anzugehören und seinen fünf Kindern die Mutter zu ersetzen.

Diese Aufgabe hat zur Entwickelung ihres auf den Ernst des Lebens gerichteten Charakters wesentlich beigetragen. Führt die Erziehung eigener Kinder selbst oberflächlich denkende Frauen unwillkürlich zur Selbsterziehung, so ist dies bei einer gewissenhaften Stiefmutter in stärkerem Grade der Fall. Die Beobachtung der Kindesnatur wird nicht getrübt durch das nur bei Naturwesen mit Unfehlbarkeit sich äußernde instinktive Gefühl der Liebe: das Urtheil ist objektiver, besonnener, ohne der Liebe Eintrag zu thun, die jedes normale weibliche Wesen Kindern entgegenbringt.

Noch in anderer Weise war wohl das Verhältniß, in das das Schicksal sie gebracht, bedeutsam für ihre spätere Mission. Aus eigener Erfahrung konnte sie von dem mütterlichen Zuge des Weibes sprechen, aus eigener Erfahrung wußte sie, daß der Naturberuf der Frau sich zu einem Kulturberufe gestalten müsse — und sie, die einen eigenen Sohn zu besitzen das Glück hatte, sie durfte es aussprechen, ohne zu fürchten, mißverstanden zu werden: „Der Instinkt der Mutter, der nicht kultivirt, nicht zum Bewußtsein entwickelt wird, wird sich nicht weit über das Thier erheben."

Nicht nur die Möglichkeit und die Verpflichtung des Menschen, sich über das kreatürliche Sein zu einem höheren geistigen Dasein zu erheben, sondern auch die schwierigere Aufgabe der Unterwerfung des Menschen unter die gewaltigen, von uns nicht zu begreifenden Mächte des Schicksals, oder unter die Hand Gottes mußte sie mit blutendem Herzen, aber in Demuth

Digitized by Google

erkennen und üben. Ihren einzigen Sohn hat sie im Alter von einundzwanzig Jahren an der Schwindsucht hinsterben sehen. Sie ertrug diesen Schlag, wie der Dichter „Nathan den Weisen" sein Geschick ertragen läßt. Nach dem Verlust von sieben Kindern ruft er bei dem Anblicke Rechas, des fremden Kindes, aus: „Auf sieben doch schon eines wieder!" Sie hat auf Tausende von fremden Kindern die Liebe übertragen, die sie dem eigenen Kinde nicht lange erzeigen gekonnt.

Wer mag entscheiden, ob der Schmerz um den Verlust des geliebten einzigen Sohnes der größte gewesen, den sie zu ertragen hatte! Sie hat sich über ihre persönlichen Empfindungen niemals ausgesprochen: es ist aber bekannt, daß ihr Verhältniß zu ihrem Gatten kein harmonisches gewesen, daß sie zwar nicht „geschieden", aber „getrennt" von ihm gelebt. Ihre große Seele bewahrte sie aber auch darin, daß sie das Haus ihres Gatten erst verließ, als die Kinder, für die sie die Mutterpflichten übernommen, ihrer Fürsorge entwachsen waren. Von zuverlässiger Seite ist mir gesagt worden, daß sie zu diesen ihren Kindern und Enkeln in einem guten, liebevollen Verhältnisse stand, daß sie auch aus Schonung für diese Kinder über die Motive der Trennung von ihrem Gatten stets geschwiegen. Diese kurzen Notizen genügen wohl, um den Ausspruch, den sie in ihren „Erinnerungen" gethan, gerechtfertigt zu finden: „Nur Diejenigen, die schwer gelitten, die unter der Wucht schwerer Schicksalsschläge gelernt haben, das Persönliche zu überwinden und aufzugeben, diese nur werden eine solche Aufgabe übernehmen wollen." Auch Diesterweg, von dem später die Rede sein wird, sagt in gleichem Sinne von ihr: „Sie (Frau von Marenholtz-Bülow) ist vom Schicksal tüchtig zusammengeschmiedet worden, um ihre Aufgabe zu erfüllen. Ja, wer wie sie auf dem Amboß des Lebens gelegen, der wird ein stählernes Werkzeug in der Hand der Geschichte."

Digitized by Google

Wir kommen jetzt zu der zweiten Hälfte ihres Lebens, in welchem nur von ihrem Arbeiten und Wirken im Dienste des Fröbelschen Erziehungswerkes die Rede sein wird. Wir lassen sie hier mit ihren eigenen Worten über ihre erste, scheinbar zufällige Begegnung mit Friedrich Fröbel sprechen. In ihren „Erinnerungen" an Friedrich Fröbel (Kassel 1876) erzählt sie: „Ende Mai des Jahres 1849 traf ich im Bade Liebenstein in Thüringen ein und stieg in dem nämlichen Hause ab, in welchem ich das Jahr vorher gewohnt hatte. Bei der Begrüßung mit der Besitzerin desselben erzählte diese: „Es sei seit einigen Wochen ein Mann auf dem Gute (so nannte man ein kleines Bauerngut in nächster Nähe vom Bade), welcher mit den Dorfkindern spiele und tanze, man nenne ihn deshalb den „alten Narren".

Einige Tage darauf traf ich den so bezeichneten Mann auf einem Spaziergange. Ein großer, hagerer Mann mit langen, grauen Haaren führte eine Kinderschar des Dorfes, meist barfüßene von drei bis acht Jahren, zwei und zwei gepaart, im Marschtempo eine Anhöhe hinauf, wo er sie zum Spielen aufstellte und das dazu gehörige Lied einübte."

Während dieses Gebaren des alten Mannes den Liebensteiner Kurgästen Anlaß zum Gespötte gab, fühlte Frau von Marenholtz den tiefen Sinn dieses kindlichen Spieles und sie konnte vor Rührung sich der Thränen bei diesem Anblicke nicht erwehren. Sie sagte zu ihrer Begleiterin: „Der Mann wird ein alter Narr von den Leuten genannt, vielleicht ist er einer von den Menschen, die von ihren Zeitgenossen bespöttelt oder gesteinigt werden und denen die Nachwelt Denkmale errichtet."

Nachdem das Spiel geendet, trat Frau von Marenholtz zu Fröbel heran mit den Worten: „Sie scheinen sich mit Volkserziehung zu beschäftigen?" Diese Frage gab zu einem Gespräche Anlaß, das eine Uebereinstimmung in den Lebens-

Digitized by Google

anschauungen dieser beiden Menschen zeigte, die wir, „zufällig" zu nennen, doch Bedenken tragen.

Wie hingenommen Beide von ihrem Gespräche waren, ist Frau von Marenholtz später erst bewußt worden: sie erzählt, daß sie lange Zeit miteinander gesprochen, daß sie ihn nach seiner Wohnung begleitete und erst dadurch, daß eine Schülerin auf ihn zutrat und ihn „Herr Fröbel" nannte, seinen Namen erfuhr. Wichard Lange, der Herausgeber der Werke Friedrich Fröbels, sagte über diese erste Begegnung: „Das ist ein wichtiger Augenblick für Fröbel und seine Mission gewesen, in dem die geistvolle Baronin seine Schwelle in Liebenstein betreten hat. Eine Frau von seltenem Geiste, feiner, tiefgehender, klassischer Bildung verschrieb dieser Mission gewissermaßen ihr ganzes Sein und Leben, faßte den nie wankend gewordenen Entschluß, ihr ganzes geistiges und materielles Vermögen für die Durchbildung der Idee zu opfern. Sie bemühte sich, dem pädagogischen Genius alle Geheimnisse abzulauschen, welche in seiner Seele verborgen lagen, und denen sie oft allgemein verständlichen Ausdruck zu geben wußte."

Ehe wir die Lebensgeschichte von Frau von Marenholtz-Bülow weiter verfolgen, wird es nothwendig sein, der Erscheinung und Lehre eines Mannes näher zu treten, der von nun an das bestimmende Prinzip ihres Daseins geworden.

Friedrich Fröbel war am 21. April 1782 als der dritte Sohn des Pfarrers in Oberweißbach, in einem schwarzburg-rudolstädtischen Dorfe, geboren; er hatte eine freudlose, ja traurige Kindheit in seinem Elternhause. Seine Mutter starb, ehe er noch das erste Lebensjahr vollendet hatte, und drei Jahre später erhielt er eine Stiefmutter, die den Namen einer solchen rechtfertigte, das Gemüth des kleinen, ohnehin schüchternen Knaben durch Lieblosigkeit verdüsterte. In einer Selbstbiographie, die der Herzog von Meiningen von ihm verlangte, spricht er sich

Digitized by Google

selbst darüber aus: „In den vielbedeutenden Jahren der Kindheit, wo das nach Entwickelung strebende Menschengemüth seine Kraft so gern an Gegenständen außer sich versucht, wurde meinem Geiste verwehrt, aus sich herauszutreten.“ Sein Vater war ein strenger, orthodoxer Geistlicher, und so war der elterliche Einfluß ganz geeignet, die Anlage zum Ernste, zum sinnigen Grübeln und Denken sehr früh in dem Knaben zu entwickeln. So beschäftigte ihn schon sehr früh der durch die vielen Ehescheidungen, die der Vater zu vollziehen hatte, angeregte Gedanke, „weshalb es in der Menschenwelt zwei Geschlechter gäbe“. — Er beruhigte sich aber, als sein älterer Bruder, dem er seine Grübeleien mittheilte, ihm nachwies, daß hier ein Naturgesetz obwalte, das für alle organischen Wesen bestimmend sei. Eigenthümlich genug, daß wir seine spätere Lebensauffassung im Keime erblicken; er sagt: „Von nun an war in meinen Augen Menschen- und Naturleben, Gemüths- und Blumenleben unzertrennlich, und es war mir, als hätte sich mir der große Gottestempel der Natur geöffnet.“ Ist doch das Eigenartige dieses Pädagogen darin vorhanden, daß er die Naturgesetze vorbildlich als Entwickelungsgesetze des Menschen betrachtete. Den geschilderten, drückenden Verhältnissen in seinem Vaterhause wurde er durch einen Onkel mütterlicherseits, dem Superintendenten Hoffmann in Stadtilm, enthoben, der den zehnjährigen Knaben zu sich in sein Haus nahm. Leider konnte er dort, in dieser milden und freundlichen Umgebung, nur bis zu seinem fünfzehnten Jahre, bis zu seiner Konfirmation, bleiben. Bis jetzt hatte er nur den Unterricht, wie ihn die Volksschulen im vorigen Jahrhundert gaben, genossen.

Für den Beruf, den er schon so früh wählen sollte, genügte auch diese, so mangelhafte Vorbildung. Die Eltern, denen jedes Verständniß für Friedrich fehlten, schlugen ihm allen Ernstes vor, die Stelle eines Bedienten in dem Hause des Herrn von

Digitized by Google

Holzhausen in Frankfurt a/M. zu übernehmen. Dagegen sträubte er sich und es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß er viele Jahre später in das nämliche Haus als Erzieher der drei Söhne desselben eintrat.

Damals aber, als er einen Beruf wählen sollte, hatte er nur ein bestimmtes, ihm bewußtes Gefühl: die Liebe zur Natur. Von diesem Gefühl bestimmt, wünschte er Forstmann oder Oekonom zu werden. Zwischen diesen beiden Stellungen, theils als Forstlehrling im Walde, theils als Gehülfe in der Landwirthschaft bei Verwandten, theils auch als Aktuar in einem bischöflichen Rentamt beschäftigt, benutzte er seine freie Zeit zu Studien, die im Zusammenhange mit seinen Beschäftigungen waren; ganz besonders wandte er sich aber der Mathematik zu, derjenigen Wissenschaft, die ihm ein tiefes Eindringen in die Kenntniß auch der anorganischen Naturgebilde ermöglichte.

Nur eine kurze Studienzeit war ihm in Jena beschieden. Er benutzte sie für seine Lieblingswissenschaften: neben der Mathematik hörte er Vorlesungen über Mineralogie, Botanik, Physik, Chemie, Kameralwissenschaft, Zucht der Waldbäume und Forstwesen, Feldmessen und architektonische und bürgerliche Baukunst. Seine Verhältnisse erlaubten ihm leider keinen längeren Aufenthalt in Jena, und so blieb ihm nur die Sehnsucht nach gründlichem, systematischem Arbeiten zurück, eine Sehnsucht, die sich ihm aber niemals ganz erfüllen sollte.

Eine kleine Erbschaft, die ihm von seinem Onkel zufiel, machte es ihm möglich, jetzt in Wahrheit an eine „Wahl" seines Berufes zu denken, und der nunmehr dreiundzwanzigjährige Jüngling legte sich die Frage vor: „Wie kann ich genügend für Menschenbildung und Veredelung wirken?" Der Sinn für die Welt der Formen war sehr stark in ihm, und so wollte er sich der „Baukunst" widmen.

In Frankfurt a/M., wohin er sich begab, wurde das Wort

Digitized by Google

Gruners, des Direktors der dortigen Musterschule, für ihn ein Erlösungswort. „Werden Sie Erzieher, geben Sie das Baufach auf", rief ihm Gruner zu. Schon den folgenden Tag betrat Fröbel zum ersten Male ein Katheder, um als Lehrer zu wirken. Er fühlte sich wie in einem lange ersehnten Element, „es war ihm zu Muthe, wie dem Vogel in der Luft, wie dem Fisch im Wasser"; er schreibt seinem Bruder, „es sei ihm, als sei er längst Lehrer gewesen". Wir berichten nur noch, daß er sehr kurze Zeit an der Schule blieb, dann, wie wir bereits bemerkten, Erzieher von drei Knaben im Hause des Herrn von Holzhausen in Frankfurt a/M. wurde, und daß er mit diesen seinen Zöglingen längere Zeit zu Pestalozzi nach Iverdun ging.

In unmittelbarer Nähe der dortigen Anstalt nahm er Wohnung und theilte alle Unterrichtsstunden der Zöglinge. Obgleich das gewaltige, allseitig anregende Leben, das von Pestalozzi ausging, auch ihn ergriff, so verhielt er sich nicht nur aufnehmend, sondern auch vielfach kritisch dem Lehrer und Meister gegenüber. Er blieb ein Jahr dort und behielt dann die Hauslehrerstelle drei Jahre bis zum Juli 1811.

Jetzt, in seinem dreißigsten Lebensjahre, wollte Friedrich Fröbel seiner Sehnsucht nach einem Studium an einer Universität genügen und wählte Göttingen zu seinem Aufenthaltsort. Dort waren es vorzugsweise Sprachstudien, mit denen er sich beschäftigte, und zwar suchte er sich die Kenntniß der orientalischen Sprachen, der arabischen und hebräischen, anzueignen. Aber immer wieder trieb es ihn zu den Naturwissenschaften. Jetzt war es der gestirnte Himmel, der ihn anzog und dessen Betrachtung er viele Nächte widmete. Immer deutlicher glaubte er den Zusammenhang zwischen den Gesetzen der Natur und des Menschenlebens zu erkennen. „Jedes Ding entwickelt seine sphärische Natur nur dadurch vollkommen, daß es sein Wesen in sich und durch sich in seiner Einheit (in Einzelheit und

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit) darzustellen strebt und wirklich darstellt. Das sphärische Gesetz ist das Grundgesetz aller wahren Menschenbildung."

Von diesen naturphilosophischen Spekulationen und Grübeleien trieb es ihn doch wieder zu praktischen Arbeiten auf den Gebieten der Chemie, Geognosie und Mineralogie. Die letztere, namentlich die Kryſtallographie, beschäftigte ihn ganz außerordentlich, und auch hier sind es „die Gesetze", die er in der Entwickelung der Formenwelt des Anorganischen erkennt und als „Entwickelungs-, als Erziehungsgesetze" des Menschen betrachet. „Die Kryſtallwelt verkündete mir klar die Lebegesetze des Menschen."

Im Jahre 1812 ging Fröbel nach Berlin, um unter dem damaligen Direktor am mineralogischen Museum, Professor Weiß, zu studiren. Nicht lange sollte es ihm vergönnt sein, hier zu weilen. Das Jahr 1813 rief alle waffenfähigen deutschen Männer zum Kampfe gegen Frankreich, und diesem Rufe folgte auch Friedrich Fröbel. Er trat in das Lützowsche Corps und machte die Kämpfe bei Groß-Görschen und Lützen mit. Nach geschlossenem Frieden kehrte er wieder nach Berlin zurück und erhielt die Stelle eines Assistenten an dem genannten mineralogischen Museum. Aus dieser ihm lieb gewordenen Stellung, aus ruhigen wissenschaftlichen Studien aller Art wurde er plötzlich herausgerissen. Die Veranlassung war eine scheinbar geringfügige. Die Witwe seines Bruders wandte sich an ihn mit der Bitte, sich der Erziehung ihrer drei Söhne anzunehmen. Das Gesuch kam aus dem Dorfe Grießheim in Thüringen, wo sein Bruder Pfarrvikar gewesen. In diesem Umstande sah Fröbel eine Schicksalsfügung und ging zu Fuß von Berlin in das thüringische Dorf, „sein erziehliches Wirken zu begründen"; ein anderer Bruder in Osterode im Harz übergab ihm seine zwei Knaben, sein Freund Midden-

Digitized by Google

dorf seinen elfjährigen Bruder; mit diesem halben Dutzend Knaben ging er von Grießheim nach Keilhau und richtete von dort aus „Ansprachen an das deutsche Volk," in denen er seine Ansichten über die von ihm gegründete Erziehungsanstalt entwickelte.

Außer dem schon genannten Middendorf zog der später in Jena als Professor wirkende Langenthal, ein jüngerer Lehrer Barop zu ihm, und so ist Keilhau, wo die von Fröbel gegründete Schule noch besteht, als Ausgangspunkt für seine pädagogische Wirksamkeit zu betrachten. Erst im Jahre 1826 erschien von ihm ein pädagogisches Werk „Die Menschenerziehung", in welchem bereits alle Keime für sein eigentliches Lebenswerk vorhanden sind.

Auf einer Reise nach Frankfurt a/M. lernte er den Schweizer Schnyder von Wartensee kennen, welcher ihn bewog, nach der Schweiz zu gehen, wo er die Stelle eines Direktors an einer Waisenanstalt in Burgdorf im Kanton Bern erhielt. Dort blieb er nur ein Jahr. Nicht nur die Krankheit seiner Frau (er hatte im Jahre 1818 Henriette Hofmeister, die Tochter eines Kriegsrathes aus Berlin, geheirathet), sondern auch das dringende Verlangen, das, was sich nach und nach als innerste Erfahrung zur Ueberzeugung ihm gestaltet, in seinem Vaterlande zu verwirklichen, zog ihn nach Deutschland, in seine Heimath.

Wenn wir den Weg historisch verfolgen, den wir bei der Entstehung „der Schulen" zurückgelegt, so müssen wir anerkennen, daß er von oben nach unten ging. Nicht aus den Volksschulen gingen die Gymnasien, nicht aus diesen die Hochschulen hervor, sondern in umgekehrter Reihenfolge vollzog sich die Entwickelung unseres Schulwesens.

Die Pädagogik als Wissenschaft ist zunächst den Disciplinen der höheren Lehrstätten zugewandt gewesen, und wir haben erst

Digitized by Google

in Pestalozzi den eigentlichen Begründer der Methodik des ersten grundlegenden Elementarunterrichts, der Volksschule, zu begrüßen.

Diese Thatsache ist nicht nur auf dem Gebiete der Pädagogik nachzuweisen — je weiter eine Wissenschaft fortschreitet, desto mehr wendet sie sich den „Anfängen" zu; die großen Forschungen auf dem Gebiete der Geistes- und der Naturwissenschaften unserer Zeit bestätigen diese Wahrnehmung. Nur der entwickelte Verstand vermag die Keime zu erkennen, aus denen das Gewordene hervorgegangen. „Der Verstand ist auf das Gewordene, die Vernunft auf das Werden gerichtet." (Goethe.) Mit Nothwendigkeit und in einer nur selten nachweisbaren Folgerichtigkeit erscheint Fröbel unmittelbar nach Pestalozzi, nicht nur um „die Lücke" auszufüllen, die dieser gelassen, sondern um zu einer höheren Stufe der Erkenntniß emporzusteigen. Pestalozzi sah die Lücke, die durch den Mangel einer systematischen Erziehung des Kindes im Elternhause bis zur Schule vorhanden. Als er in einem Bauernhause über der Wiege des Kindes einen mit vielfachen Farben bemalten papiernen Vogel erblickt, ruft er aus: „Wer es gesehen, wie das zwei- oder dreiwöchige Kind mit Händen und Füßen nach diesem Vogel hinlangt und sich dann denkt, wie leicht es der Kunst möglich wäre, durch eine Reihenfolge solch sinnlicher Darstellungen ein allgemeines Fundament der sinnlichen Anschauung aller Gegenstände der Natur und der Kunst bei dem Kinde zu legen — — — — — — — wer sich dieses denkt und nicht fühlt, was bei unserem Erziehungsschlendrian versäumt wird, an dem ist Hopfen und Malz verloren." — Noch deutlicher bezeichnet folgender Ausspruch Pestalozzis, wie sehr er „die Lücke" gefühlt, die auszufüllen ihm nicht beschieden war. Er sagt: „Der Anfang des Thuns, die Bildung der Fertigkeiten beruhen auf dem tiefgreifenden Mechanismus eines ABC der Kunst, durch

Digitized by Google

deren Befolgung die Kinder in einer Reihenfolge von Uebungen gebildet werden könnten, die, von den höchst einfachen zu den höchst verwickelten allmählich fortschreitend, mit physischer Sicherheit dahin wirken müßten, ihnen eine täglich steigende Leichtigkeit in allen Fertigkeiten zu gewähren." „Dieses ABC der Gliederübungen," sagt Pestalozzi, „müßte natürlich mit dem ABC der Sinnesübungen und allen mechanischen Vorübungen des Denkens, mit den Uebungen der Zahl- und Formenlehre vereinigt und mit ihr in Uebereinstimmung gebracht werden. Dieses ABC ist noch nicht gefunden; wer es findet, wird der Menschheit ein großes Geschenk bringen."

Das ABC vor dem ABC-Buch ist in der Entwickelungs- oder Kulturgeschichte der Menschheit nachweisbar. Wie lange Zeit verstreichen mußte, um zu der in Buchstaben festgehaltenen Schrift zu gelangen, können wir nicht bestimmen; aber daß der größten Kulturmacht unserer Zeit, „der Schule", erziehende, bildende Mächte vorangegangen sind, das ist eine unumstößliche Thatsache. Die Natur und die Erzeugnisse, die die menschliche Arbeit an den Stoffen der Natur vollzogen, waren die Erzieher und Bildner des Menschen vor der Schule.

Das war das ABC vor dem ABC-Buch. Wir dürfen annehmen, daß sogar eine rechte Beobachtung der Natur, ein Kennenlernen derselben erst eintrat, als der Mensch durch den Ackerbau zur Arbeit an ihr und mit ihr gelangte.

In seiner Arbeit, in seinem Thun, in seinem Schaffen erhielt der Mensch die Objekte seiner geistigen Entwickelung: das Thun ging dem Erkennen voraus; an den selbst geschaffenen Werken lernte der Mensch „Anschauen, Verstehen, Begreifen".

Dieser Weg, den die Menschheit zurückgelegt, um aus dem Naturzustande in den Zustand der Kultur zu gelangen, ist der

Digitized by Google

naturgemäße für die Entwickelung des Kindes. Das Kind bedarf einer gewissen Reife, um das ABC-Buch der Schule zu verstehen, es in sich aufnehmen zu können: das Kind soll durch „Thun" zum Lernen vorbereitet werden, es soll am „Thun" sich allseitig entwickeln.

„Der Mensch ist zunächst ein thätig schaffendes Wesen. Wie das „Greifen" dem Begreifen, das „Fassen" dem Erfassen voraufging, so sollen die Glieder, namentlich soll die Hand des Kindes in eine Thätigkeit versetzt werden, die einen erziehlichen, bildenden Eindruck zurückläßt. Die Hand ist der Lehrmeister der Seele."

Der Trieb, der in der Menschheit als Thätigkeitstrieb zum Kulturtrieb wurde, ist bei jedem normalen Kinde vorhanden und äußert sich bei ihm im Spiel als Spieltrieb. Das Spiel, die Spiele des Kindes sind demnach für dessen geistige Entwickelung so nothwendig, wie die Nahrung zur Entwickelung seines Körpers. Wie aber nicht jede Nahrung, sondern nur eine ganz bestimmte Kost dem kleinen Menschenwesen dienlich und förderlich ist, so muß auch das Spiel oder die Spiele als geistige Kost den Bedingungen unterworfen werden, die wir in Bezug auf den Körper diätetische, in Bezug auf Geist und Gemüth erziehliche oder pädagogische nennen.

Diese in Kürze bezeichneten Ansichten Fröbels werden durch eine große Anzahl von Denkern und Dichtern bestätigt, deren Aussprüche zeigen, daß sie die Bedeutung der kindlichen Spiele wohl zu schätzen wußten. Schon Plato macht aufmerksam, „daß die Kinder vom dritten Jahre an spielend Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben sollen, namentlich solche, die sich auf „Geometrie" beziehen, ja, er verlangt, daß diese Kinderspiele nicht verändert werden sollen, weil dies einen veränderlichen Charakter erzeugt, der leicht die gesetzliche Ordnung im Staate gefährdet". Luther sagt: „Man dünke sich nicht zu klug und verachte Kinder-

Digitized by Google

spiel." Jean Paul in seiner „Levana" meint: „Essen und Trinken sei des Kindes Prosa, Spiel seine Poesie." — Diesen Aussprüchen, die vielfach zu vermehren wären, sei nur ein wenig gekannter und doch am besten die Erscheinung Fröbels kennzeichnender beigefügt. „Es wäre nöthig, daß ein großer Geist gleichsam zum Kinde würde, um unsere Kinderspiele zu reformiren." (Hippel.)

Hören wir jetzt einige Aussprüche von Fröbel über „das Spiel des Kindes". — „Spiel ist die höchste Stufe der Kindesentwickelung, es ist die freithätige Darstellung des Innern, die Darstellung des Innern aus Nothwendigkeit und Bedürfniß. Das Spiel ist das reinste, geistigste Erzeugniß des Menschen auf der Kindheitsstufe — es ist zugleich Vor- und Nachbild des gesamten Menschenlebens, des inneren, geheimen Naturlebens. Die Spiele dieses Alters sind die Herzblätter des ganzen künftigen Lebens — denn der Mensch zeigt sich in denselben in seinen feinsten Anlagen."

Spricht sich Fröbel bereits im Jahre 1826 in seiner „Menschenerziehung" doch nur im allgemeinen über „das Spiel" des Kindes aus, so konzentrirt er immer mehr sein Denken auf dieses eine Gebiet, und viel näher kommen wir seiner eigentlichen Idee, wenn wir folgende Aussprüche beachten: „In der Entwickelungsgeschichte des Einzelnen spricht sich der Gang aus, den die Entwickelung der Menschheit gegangen ist, so daß die gesamte Menschheit als ein Mensch angeschaut werden kann." — „An die Pflege des Beschäftigungstriebes, an die Hütung der ersten Kinderspiele muß alles anknüpfen und aus derselben muß alles hervorgehen, was zur wahrhaft menschlichen Entwickelung des Kindes, zu dessen allseitig genügender Erziehung geschehen soll: denn der Beschäftigungstrieb des Kindes entspricht der dreieinig schaffenden Thätigkeit des Menschen: zu thun, zu empfinden, zu denken; er entspricht seinem Wesen: zu

Digitized by Google

können, zu verstehen, zu vernehmen; durch den Beschäftigungstrieb ist der ganze Mensch, mit ihm ist die ganze Menschheit im Kinde, ist sein Leben selbst erfaßt."

Diese Aussprüche führen uns wieder zurück zu dem Ausgangspunkte unserer Darlegungen: der Thätigkeitstrieb des Menschen zeigt sich im Spieltrieb des Kindes — es ist sein Kulturtrieb.

Wir schreiben kein Lehrbuch der Fröbelschen Erziehungslehre — es handelt sich nur darum, in einigen Zügen nachzuweisen, daß wir es hier mit einer „Pädagogik" und nicht mit der Erfindung einer Anzahl von Spielen und Beschäftigungen eines kinderfreundlichen Mannes zu thun haben.

Fröbel ist als Nachfolger und Ergänzer Pestalozzis zu betrachten. Während der Letztere bei dem Unterrichten die Kinder Handarbeiten ausführen ließ, die aber mit dem Unterrichte in keiner Beziehung standen (Stricken, Nähen 2c.), hat Fröbel ein System aufgestellt, durch welches die Handbeschäftigungen, die Gliederübungen in unmittelbarem Zusammenhange mit der „Anschauung", d. h. mit demjenigen Vermögen des Kindes stehen, von dem seine geistige Entwickelung bedingt ist.

So erhebt er die Spielmittel zu Erziehungs- und Bildungsmitteln: als solche müssen sie bestimmten Bedingungen entsprechen. Es muß eine Methodik für die erste Erziehung geben, wie es eine Methodik für den ersten Unterricht giebt. Er stellt einen Plan, ein System auf und bezeichnet „Geist und Charakter" dieser Spiel- und Lehrmittel also:

1. Sie gehen von der in sich ruhenden Einheit aus und entwickeln sich lebensgesetzmäßig in aller Mannigfaltigkeit; sie beginnen mit dem Einfachsten an sich, wie sie in jeder besonderen Stufe wieder mit dem beziehungsweise Einfachsten anfangen, nachher aber nach den in dem Wesen der Dinge

Digitized by Google

selbst liegenden nothwendigen Gesetzen vom Einfachen zum Zusammengesetzten, von dem Unentwickelten zum Ausgebildeten . . . fortschreiten.

2. Jedes Einzelne, was gereicht wird, sei es nun noch so klein und einfach, oder sei es noch so groß und zusammengesetzt, als es wolle, ist daher doch stets wieder ein in sich geschlossenes Ganzes und so gleichsam wieder ein Samenkorn, eine Knospe, aus welchem nothwendig neue Bildungen hervorgehen.

3. Diese Spiel- und Beschäftigungsmittel sollen im Fortgange ihrer Darlegung das ganze Gebiet des allgemeinen Anschauungsunterrichtes, die Grundlage aller weiteren künftigen Belehrung als ein Ganzes umfassen. Wie aber das Kind sich zuerst im Raume findet, so sollen diese Spielmittel vom Raume und dessen Beachtung ausgehen, durch die Entwickelung der Glieder und Sinne des Menschen und durch die Sprache hindurchgehen und die Natur in ihren wesentlichen Richtungen erfassen.

Wir beschränken uns auf die Wiedergabe dieser drei „Bedingungen" aus dem System Fröbels und können wohl annehmen, daß er, seiner Auffassung getreu, bereits diese Spiel- und Erziehungsmittel gefunden hatte, ehe er die Bedingungen für dieselben aufgestellt. Wie genau aber seine Praxis seiner Theorie entspricht, das sehen wir bereits an dem ersten Spielmittel, das den Anfang seines Systems bildet. Der Ball, die Kugel, die runde Form (die Sphäre) ist der Repräsentant der in sich selbst ruhenden Einheit, die Urform, der Keim, aus dem alles organische Leben sich entwickelt. Es ist die einfachste Form (sie hat nur eine Fläche), sie veranschaulicht am besten die Abgrenzung des Raumes nach allen Richtungen; sie ist die beweglichste Form und entspricht dem beweglichen, phantasievollen Wesen des Kindes. Als Spielobjekt (Ball) ent-

Digitized by Google

wickelt sich an ihm bereits das Thun des Kindes, das sich zunächst in Fassen, Greifen äußert — es ist das erste Einführungsmittel in die Welt der Formen. Die beiden folgenden Formen, der Würfel und die Walze, veranschaulichen ein Gesetz, das in der Fröbelschen Erziehungslehre als ein Grundgesetz gilt. Das Gesetz der Gegensätze und ihre Vermittelung hat Fröbel als Entwickelungsgesetz in der Natur und im Menschenleben erkannt und seine Spiel- und Erziehungsmittel darauf begründet.

Er sucht den Gegensatz zu der runden, einflächigen Form und findet ihn in der Grundform, die er dem anorganischen Reiche der Natur entnimmt. Der Würfel ist die einfachste Form der Krystallisation, der Gestaltung im Mineral: der Würfel, viel-, sechsflächig, hat Kanten und Ecken, er ist das Bild der Ruhe (Gegensatz zur Kugel).

„Jede Entwickelung vollzieht sich in Gegensätzen und deren Vermittelung." Hiermit ist schon ausgesprochen, daß diese Gegensätze nicht absolute sein können. Die Vermittelungsform ist das dritte Spielobjekt: die Walze. Sie hat runde Flächen ohne Ecken und ist beweglich, wie die Kugel; sie hat Flächen, Kanten und steht fest wie der Würfel.

Diese drei Formen bilden die Grundlage des Fröbelschen Erziehungssystems, dessen Erkenntniß, wie Diesterweg sagt, „nicht die Sache eines Tages ist".

Wer Herbarts Pädagogik kennt, der weiß es, wie auch er von einem ABC der Anschauung ausgeht. In dem elften Bande seiner Schriften heißt es: „Sobald das Kind in der Wiege Aufmerksamkeit auf äußere Gegenstände zeigt, hänge man an einem bequemen Platze der Wiege gegenüber eine dunkle Tafel auf; unten vor der Tafel sei eine Konsole befestigt von ebenfalls dunkler Farbe. Darauf stelle man Dinge von einfacher, nur heller Farbe und von angenehmer und leicht faßlicher Gestalt: —

Digitized by Google

täglich etwas Neues, doch mit Wiederholung des schon Vorgekommenen. Ein Ei, eine Orange, eine wohlgeformte Tasse, Schale, Kanne, Gläser, Dosen, Uhren. Neben jenen Gegenständen können an der Tafel wohl noch einige gelbe Nägel Platz finden, die durch ihren metallischen Glanz das Auge besonders für sich gewinnen werden. Ihrer drei, weit auseinandergeschlagen, sind genug; das Dreieck, was sie bilden, kann man täglich verändern, so können unsere Elementarformen die früheste Bekanntschaft des Kindes werden." Vergleicht man diese steife und wenig anmuthige Art, um die ersten Formenanschauungen in den Gesichtskreis eines Kindes zu bringen, mit den Anschauungs- und Spielmitteln Fröbels, so muß man zugeben, daß der Gedanke, der Beiden vorschwebte, von Fröbel in genialer Weise gelöst worden.

Es bedarf keiner weitläufigen Beweisführung, daß Kugel (Ball), Walze und Würfel die werthvollsten Formen der Naturgebilde und daher auch die werthvollsten mathematischen Formen in den Anschauungskreis des Kindes bringen — zugleich sind sie in ihrer Einfachheit Spielobjekte, die das Kind zu handhaben vermag. „Jedes Einzelne, was gereicht wird, sei es noch so klein und einfach, oder sei es noch so groß und zusammengesetzt, als es wolle, ist daher doch stets wieder ein in sich geschlossenes Ganzes und so gleichsam wieder ein Samenkorn, eine Knospe, aus welcher nothwendig neue Bildungen hervorgehen." Dieser Bedingung gemäß entsteht aus dem Würfel durch Theilung, und zwar durch gesetzmäßige Theilung, der „Baukasten". Die Theilung geschieht nach den drei Dimensionen: Länge, Breite und Höhe; so entstehen acht gleichmäßige Würfel. Das Spielmittel wird zu einem Beschäftigungsmittel. Mit diesen acht gleichmäßigen Würfeln läßt sich durch Versetzung eine Fülle von Formen herstellen, die zunächst aus der Umgebung des Kindes genommen werden.

Digitized by Google

„Seht nur, wie viel schöne Dinge,
Ich hervor aus Würfeln bringe;
Stühle, Tische, Oefen, Bänke,
Koffer, Sessel, Schreibeschränke,
Alles nützlich Hausgeräthe,
Bis zum kleinen Kinderbette" u. s. w.

Die Dreitheilung ist auch bei der Beschäftigung mit den Bauwürfeln, bei der Gestaltung von „Bauten" festgehalten: „Nutz-, Schönheits-, Erkenntniß- oder geometrische Formen". Die Schönheitsformen (Sterne, Arabesken ꝛc.) bilden die Vermittelung zwischen den Nutz- und geometrischen Formen (Quadrat, Dreieck ꝛc.).

Durch weitere, aber immer gesetzmäßige Theilung entsteht ein zahlreicheres, vielfach gegliedertes Baumaterial, mit denen sich immer schönere Bauten herstellen lassen, aus denen das Kind immer weitere Formenanschauung gewinnt.

Dieses Spiel führt die Kinder dem Gange der Kulturentwickelung gemäß zu einer der ersten, grundlegenden Beschäftigung der Menschen „zum Bauen". Die Gesetzmäßigkeit in Rücksicht auf die Theilung der Würfel, sowie in Rücksicht auf die Art der Gestaltung bringt Ordnung in das Thun des Kindes, verhindert Unklarheit und Verworrenheit in der Anschauung und übt dasjenige Glied der Menschen, das alle Bildung vorbereitet hat, „die Hand".

In gesetzmäßiger Weise folgt dem Würfel, „dem Körper", die Fläche mit flächenartigen Beschäftigungen, „die Legetäfelchen, das Falten, das Flechten" ꝛc. Diesen Beschäftigungsmitteln folgen solche mit Linien: „Stäbchenlegen, Nähen, Zeichnen" — diesen wieder mit punktartigen Dingen: „das Ausstechen, die Erbsarbeiten".

Durch das Thonen entsteht die Kugel, ein Zurückkehren zu dem ersten Spielmittel.

Ich kann hier nur andeuten, daß diese Beschäftigungs- und

Digitized by Google

Spielmittel nicht nur in geometrischer Weise, und zwar in zwei Reihen: „Vom Körper bis zum Punkte“ — und vom „Punkte zum Körper“ geordnet sind, sondern daß sie zugleich ein Bild der Arbeit geben, die wir als Kulturarbeit bezeichnen.

Die Handwerksbeschäftigungen (das Bauen, Flechten, Nähen), die künstlerischen Beschäftigungen (Zeichnen, Thonen), sind als Spiele Vorübungen für die geistige Entwickelung des Kindes, wie sie die Grundlage für die geistige Entwickelung der Gesamtheit bilden.

Man hat das Gesetzmäßige dieser spielenden Beschäftigungen für Kinder getadelt; es beeinträchtige die Phantasie. Dennoch braucht man nur das Bauen mit dem Fröbelschen Baukasten mit dem Bauen nach Vorlagen der landläufigen Baukästen zu vergleichen, um einzusehen, daß das letztere nur ganz äußerlich die Phantasie beeinflußt, während das Selbsterfinden, Selbstschaffen, wie es durch die gesetzmäßige Formengebung angeregt wird, die Phantasiethätigkeit herausfordert. Der Natur, der großen Lehrmeisterin, lauschte Fröbel, und sie sagte ihm, daß sie ihre Formenfülle in Freiheit und Gesetzmäßigkeit schafft.

Von der einheitlichsten Form, wie sie die Natur ihm selbst dargeboten, ließ er die Formenwelt für das Kind sich nach und nach entwickeln und führte es ein in die Außenwelt: das einheitlichste Verhältniß für die Innenwelt sah er in dem Verhältniß zwischen Mutter und Kind. Alle Beziehungen des Gemüths- und Geisteslebens des Menschen sollen von der Mutter dem Kinde vermittelt werden. Sein Verhältniß zur Natur, zur Menschheit, zu Gott, soll noch im Zustande des unbewußten Seelenlebens als Ahnung von dem Kinde aufgenommen werden. Wie die Einführung in die Formenwelt durch Thun und nicht nur durch Anschauung geschehen soll, so sollen in den Gliederübungen, Fingerspielen durch Körperthätigkeit in Verbindung mit

Digitized by Google

kleinen Liedchen Anregungen tief innerlicher Natur gegeben werden. Die Gebärden, die Gliederübungen sind der Hauptfaktor für die erste Entwickelung des Kindes; des Wortes bedarf die Mutter zunächst mehr, als das Kind, weil sie sich bereits auf einer Kulturstufe befindet, für die die Gebärde nicht mehr genügt. Indem die Mutter aber das Wort zur Gebärde fügt, führt sie das Kind schon in seinem unbewußten Seelenzustande in unsere Kulturwelt ein und wird so zum Vermittler zwischen dem Natur- und Geistesleben: sie führt das Kind vom „Sein ins Dasein".

Alle wesentlichen Beziehungen, in die der Mensch hineingeboren wird, sollen vorbildlich im ersten Verkehr dem Kinde durch seine Mutter bekannt werden. So vermittelt, nimmt das Kind nicht nur die Kenntniß von Dingen, Erscheinungen und Menschen in sich auf — das Gefühl für die Mutter überträgt sich auf alles ihm bekannt Gewordene, und wie es in der Mutter die ganze Welt liebevoll umfaßt, so lernt es die ihm durch die Mutter bekannt gewordene Welt der Erscheinungen liebevoll erfassen. Naturgebilde, Naturwesen, Naturerscheinungen, die Menschen in ihren verschiedenen Hantierungen werden ihm durch Gliederübungen, Fingerspiele und Liedchen lieb und vertraut.

Wir haben bei Darlegung der Spiel- und Beschäftigungsmittel nachzuweisen gesucht, daß es Fröbel beschieden gewesen, im Sinne Pestalozzis „den tiefgreifenden Mechanismus eines ABCs der Kunst zu finden, durch deren Befolgung die Kinder in einer Reihenfolge von Uebungen gebildet werden könnten 2c."

In den Mutter- und Koseliedern ist Seite 26 ein anderer Gedanke, dem sein großer Vorgänger Pestalozzi in unvergleichlich sinniger Weise Ausdruck gegeben, verwirklicht. Pestalozzi fragt: „Wie entkeimt der Begriff „Gott" in meiner Seele?" . . . Und er beantwortet die Frage in dem Sinne, daß alle Gefühle, die das Verhältniß

Digitized by Google

des Menschen zu Gott bestimmen, ihren Ausgangspunkt in dem Verhältnisse des Kindes zu seiner Mutter haben. „Die Mutter muß, sie kann nicht anders, das Kind nähren, pflegen, es sicher stellen — es wird der Keim der Liebe in ihm entfaltet; „das Kind sieht einen Gegenstand, der ihm Furcht einflößt — die Mutter nimmt das Kind, ihr Lächeln beruhigt es, es weint nicht mehr — „der Keim des Vertrauens" ist in ihm entfaltet. Das Kind hungert, die Mutter nährt es, „Mutter und satt werden, ist ihm eins" — es dankt, der Keim der Dankbarkeit ist in ihm entfaltet. Dieses sind die Grundzüge der sittlichen Selbstentwickelung, welche das Naturverhältniß zwischen dem Säugling und seiner Mutter entfaltet. Der Keim aller Gefühle der Anhänglichkeit an Gott durch den Glauben ist in seinem Wesen der nämliche Keim, welcher die Anhänglichkeit des Unmündigen an seine Mutter erzeugt." Auch hier, wo Pestalozzi die sittliche Selbstentwickelung des Kindes schon bei dem Säugling beginnen läßt, werden wir unschwer die tiefere Auffassung Fröbels erkennen, der den Ausgangspunkt für das erwachende Seelenleben des Kindes zwar auch in dem Verhältniß zwischen Mutter und Kind findet, die Eindrücke aber nicht nur aus der Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse des Kindes hervorgehen läßt. Abgesehen davon, daß, wie die Verhältnisse liegen, heutzutage die Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses nicht immer von der Mutter geschieht, ist für Fröbel „das Spiel" zwischen Mutter und Kind zugleich der Ausgangspunkt für die erziehlich-sittlichen Einflüsse. Die Gebärden, die Mienen der Mutter, die von dem Kinde früher als die Worte verstanden werden, sind bereits als Einführungsmittel in die Natur, Menschen- und Gotteswelt zu betrachten.

So erweckt der in die Höhe gerichtete Blick der Mutter an der Wiege des Säuglings, das Falten ihrer Hände die ersten

Digitized by Google

ersten religiösen Ahnungen des Kindes. „Wie erscheint inneres religiöses Leben äußerlich?" „Knüpfen wir nicht sämtlich diesen Ausdruck an ein Zusammenlegen der Hände?" „Wie kann ein so zufällig Aeußeres in nothwendiger Verknüpfung mit dem Innern stehen?" „Was können beide Gemeinsames haben?" „Die Sammlung ist es, die beide gemeinsam haben!"

Die Mutter- und Koselieder bestehen aus Liedchen, die sich zunächst auf die Gliederthätigkeit des Kindes beziehen und zur Stärkung des Körpers und zur Entwickelung der Sinne dienen: z. B. „Bauz, da fällt mein Kindchen nieder, Mutterliebe hebt es wieder" (zur Stärkung des Rückgrats). „Flugs, gieb mir dein Strampelbein" (Bewegung der Füße). „Sehet nur, sehet nur, wie der Pendel an der Uhr geht das Aermchen hin und her, doch nicht kreuz und doch nicht quer." Jedes dieser Liedchen ist mit einem Bilde versehen, das die Art des Spielens veranschaulicht, und einem Sinnspruch, der an die Mutter gerichtet ist, von denen wir einige anführen:

Schon früh die Spielluft im Kinde sich regt,
Wenn es zur Luft Arm' und Beine bewegt.
Vom Schöpfer ist uns dies zur Weisung gegeben,
Schon früh im Kinde,
Gewandt, gelinde,
Durch Aeußeres zu pflegen sein inneres Leben,
Durch Scherze und Spiel und sinniges Necken
Gefühl, Empfindung und Ahnen zu wecken.

Laß das Kindchen früh erfahren,
Daß in allem, was da lebt,
Immer sich will offenbaren
Wesen, das nach Dasein strebt;
Sei's in Farben, in Gestalten,
Sei's in würz'gem Blüthenduft,
Immer ist's das eine Walten,
Das ins Dasein alles ruft.

Digitized by Google

Durch die Sonne schließt sich auf des Innern Thor,
Doch der Geist ist's, der es zieht ans Licht hervor.
In den Sinnen liegt des Kindes Seele offen,
Pfleg' die Sinne treu, so kannst du Gutes hoffen.
Denn durch alles, was uns sagt Natur,
Zeigt sich Gottes Vaterliebe Spur.
Wem Natur Gesetz aus Gott verkündet,
Der in sich den Frieden Gottes findet.

Als Hülfsmittel für diese allseitige Entwickelung des Kindes giebt Fröbel der Mutter eine Anzahl von Spielen, die sich auf das Naturleben beziehen, Nachahmungen des Thierlebens (der Fische, der Täubchen, der Vögel 2c.).

Die Menschenwelt wird zunächst dem Kinde durch die Familienglieder bekannt; der Kreis erweitert sich, und es sind die Arbeiten des Landmannes, der Handwerker, die dem Kinde in Verbindung mit Gliederübungen, namentlich mit Fingerspielen, nahegebracht werden: „Zisch zisch, zisch, der Tischler hobelt den Tisch", der Zimmermann, der Köhler 2c.

Wie die religiösen Ahnungen geweckt werden sollen, habe ich schon angedeutet:

„Wenn's Kindchen schlafet ein,
Dann faltet's seine Händchen klein."

„Mutter, fühl' es tief, daß Einer wacht,
Wenn auch alles schläft in dunkler Nacht."

Die Mutter- und Koselieder Fröbels sind das von den Pädagogen am wenigsten geschätzte, am meisten angegriffene, von den Frauen, die die Fröbelsche Erziehungslehre vertreten, das am höchsten geschätzte Buch. Mögen die Worte Wichard Langes hier eine Stelle finden: „Hier bietet uns ein genialer, durch geistige Arbeit und Erfahrung geweihter, zum Erzieher berufener Geist, der seine göttliche Mission mit ganzer Seele erfaßt und ihr treu ist bis zum Tode, Anregungen, inhalts-

Digitized by Google

schwere, tiefsinnige Andeutungen, wie der erwachende Geist des Kindes in die nächste Umgebung, in das Natur-, Menschen- und Gottesleben eingeführt wird, wie er Anschauungen, Vorstellungen schafft, und wie sich das Bewußtsein der Gotteskindschaft allmählich entfaltet."

Wenn irgendwo, ist das Wort Diesterwegs: „die Fröbelsche Pädagogik zu verstehen ist nicht Sache eines Tages", bei diesem Theile seiner Erziehungslehre angebracht. Die Verfasserin dieser Skizze bekennt selbst, daß sie erst nach und nach und nicht ohne Mühe und Selbstverleugnung sich zum Verständniß der oft sehr unpoetischen Verse und der weitschweifigen Erklärungen dieser Lieder durchgearbeitet, daß sie aber in ihnen den nothwendigen Anfang und einen wesentlichen Bestandtheil der Erziehungslehre Fröbels erkannt hat.

„Ein lückenloses Ganze" bildet das System, und wie vom ersten Spielmittel aus „das Ganze" sich folgerichtig entwickelt, so sind die ersten Spiele auf dem Schoße der Mutter der Anfang der zur Kindergartenpraxis gehörenden Bewegungsspiele. Die Lebenseinigung, die zwischen Muttter und Kind, dem Kinde und seiner Familie vorhanden, soll später auf größere Kreise sich erstrecken. Der Kindergarten nimmt Kinder verschiedener Familien auf, eine Mannigfaltigkeit von Individualitäten soll zur Gemeinsamkeit im Spiele sich verbinden. Die Unterordnung des Einzelnen ist nothwendig: Gehorsam, Verträglichkeit, Nachgiebigkeit, Tugenden, die das Leben in geselliger Gemeinschaft erfordert, werden hier noch unbewußt von der Seele des Kindes aufgenommen.

„Stört das Kindlein nicht in seinem süßen Traume,
Sich mit Allen eins zu fühlen in dem Weltenraume."

Daß der erziehliche Werth der Bewegungsspiele in sprachlicher, musikalischer und gymnastischer Beziehung vorhanden be-

Digitized by Google

darf keiner Darlegung. Aber auch welche Fülle von Anschauungen, von Kenntnissen strömen hier dem Kinde zu. Und wiederum werden diese Anschauungen, diese Kenntnisse durch Thun und Darstellen erworben. Naturvorgänge, Naturwesen, Beschäftigungen der Menschen, und zwar solcher Beschäftigungen, die der geistigen Stufe entsprechen, auf der das Kind sich befindet, werden ihm bekannt, lieb und vertraut. Die Arbeit des Landmannes, des Gärtners, des Müllers, des Bäckers, des Schlossers, des Schmiedes u. a. m. bilden den Hauptbestandtheil der Bewegungsspiele. Schon in Yverdun bei Pestalozzi betont Fröbel den erziehlichen Werth der Bewegungsspiele. Er sagt: „In dem Gemeinsamen der Spiele lernte ich eine große, Geist, Gemüth und Körper entwickelnde, stärkende Kraft kennen. Ich erkannte in ihnen die Hauptwurzel der moralischen Kraft der Zöglinge. War mir auch der höhere, symbolische Sinn der Spiele nicht aufgegangen, so erblickte ich doch in ihnen ein vorzügliches, die Geistes- und Körperkräfte stählendes Bad."

Die Bewegungsspiele sind es, die dem „Kindergarten" seine Bedeutung als Erziehungs- und Bildungsstätte auch für die Kinder vermögender Familien geben. Wie wenig entspricht das Bewegungsspiel in der Familie mit zwei oder auch mit drei und vier Kindern dem Bewegungsspiel im Kindergarten, wie wenig entspricht es dem Geiste Fröbels; obgleich er nicht nur die erste Erziehung, sondern den fortdauernden Einfluß von der Familie verlangt, hält er jede verfrühte Standes- oder Klassenerziehung für schädlich, will er die Eindrücke von dem Kinde fernhalten, die die Menschen voneinander trennen. Deshalb widerstrebte es dem so human gesinnten Manne, seine Erziehungsstätte, an der er bereits in Blankenburg in Thüringen, wohin er aus der Schweiz mit seiner Frau gegangen, thätig war, Bewahranstalt oder Beschäftigungsanstalt für kleine Kinder zu nennen. Er suchte unaufhörlich nach einem

Digitized by Google

passenden Namen für „sein jüngstes Kind", bis er endlich bei einem Gange in den Thüringer Bergen wie durch Eingebung die uns so vertraute Bezeichnung „Kindergarten" fand. Aber auch hier ist der Name, die Bezeichnung, das Wort nur der Wegweiser für die Erwachsenen, das Kind zum „Thun" zu leiten und durch das Thun Fühlen, Verstehen und Denken anzuregen. Das Kind soll zum Säen, Begießen, Pflegen der Pflanzen angehalten werden — durch Thun zum Beobachten. Es soll ein Beetchen für sich als Eigenthum haben — es soll aber auch ein Raum für alle Kinder außerdem vorhanden sein.

„Das Kind als Glied der Menschheit muß so früh als möglich als Glied eines größeren Gesamtlebens nicht nur erkannt und behandelt werden, sondern selbst sich als solches fühlen und bethätigen. Diese Wechselthätigkeit zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit spricht sich aber nirgends schöner, lebensvoller und bestimmter aus, als in gemeinsamer Natur- und Gewächspflege, als in gemeinsamer Abwartung eines Gartens, worin sich das Verhältniß des Allgemeinen zum Besonderen klar zeigt." (Fröbel.)

Daß das religiöse Gefühl durch die liebevolle Beschäftigung in der Natur die beste Grundlage erhält, war Fröbels unumstößliche Ueberzeugung. Die Thatoffenbarung Gottes ist ihm die Natur.

In kurzen Umrissen habe ich versucht, das Bild einer Erziehungslehre zu geben, die weder von der offiziellen Pädagogik, noch von Denjenigen, denen sie gebracht worden, von den Frauen, gekannt ist. Möchte aus dieser Skizze erkennbar sein, daß die Fröbelsche Erziehungslehre der Auffassung ihres Schöpfers vom Wesen der Erziehung, sie sei „Wissenschaft und Kunst", entspricht. „Es ahnt Niemand, welche Geistesarbeit mich diese Spiele kosten!"

Digitized by Google

So sehr Philosophen und Pädagogen sich mit dem Zustande der Seele, in dem sie noch unbewußt Eindrücke, Vorstellungen empfängt, sich beschäftigt haben, so haben wir doch erst von Fröbel eine „Lehre" erhalten, die auch dieses Alter dem Geiste der Erziehung unterwirft. Er hat klar erkannt, daß „Art und Weise der ersten, grundlegenden Erziehung nicht der bereits von uns erreichten Kulturstufe entspreche, und daß demgemäß die „Erzieherinnen und Leiterinen dieses ersten Lebensalters" nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntniß unserer Zeit ständen". „Das Zurückbleiben eines Theiles ist um so verderblicher für das Ganze, je fortgeschrittener das Letztere ist."

Wenn die oft unzulängliche Art seiner Ausdrucksweise in seinen Schriften, wenn die schlechten Verse, die steifklingenden geometrischen Bezeichnungen das Verständniß seiner Werke erschweren, so ist die Praxis der beste Kommentar. Der Wunsch Hippels, daß ein großer Geist gleichsam zum Kinde würde, um unsere Kinderspiele zu reformiren, ist durch die Erscheinung Fr. Fröbels zur Wahrheit geworden. Der strenge Mathematiker, der Naturkundige und Philosoph, „er hat das Kindesgemüth verstanden, wie fast Keiner vor ihm". (Diesterweg.)

Wir haben noch aus den Lebensschicksalen Fröbels mitzutheilen, daß in Blankenburg der längst gefürchtete Verlust seiner Gattin ihn ereilte, — daß er von Blankenburg auf kurze Zeit nach Keilhau zu seiner Familie und seinen Freunden ging, von da nach Liebenstein, wo die bereits geschilderte Begegnung mit Frau von Marenholtz-Bülow stattgefunden.

Wir kehren jetzt zu unserer Hauptaufgabe zurück. Eigenthümlich genug vollzog sich in dem Verhältnisse, in das Frau von Marenholtz-Bülow zu Fröbel trat, „das Gesetz", auf das wir bei Darlegung seines Systems hingewiesen.

Digitized by Google

Größere Gegensätze, als in diesen beiden Persönlichkeiten, werden selten nachweisbar sein:

Gegensatz des Geschlechtes (Mann und Frau). — Gegensatz des Alters (Fröbel nahe den Siebzigern, Frau von Marenholtz-Bülow am Ausgange der dreißiger Jahre). — Gegensatz des Standes, der gesellschaftlichen Stellung: Fröbel, der mißkannte Sohn eines armen, thüringischen Dorfgeistlichen, von Kindheit an ein Stiefkind des Schicksals, in den kümmerlichsten Verhältnissen, oft in Sorge um das tägliche Brot — Frau von Marenholtz-Bülow in bevorzugter, sozialer Stellung, durch Schönheit und Geist der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens in den höchsten Kreisen und in vollem Besitze der geselligen Umgangsformen — kaum lassen sich größere Gegensätze zwischen Menschen finden. Dennoch zeigte sich auch hier, nach den ersten Worten, die sie miteinander wechselten, der Einigungs-, der Vermittelungspunkt.

Es ginge über die Grenzen einer Biographie, das Verhältniß der Schülerin zu ihrem Lehrer in allen Einzelheiten zu schildern. Frau von Marenholtz hat in ihrer Schrift, Beiträge zum Verständniß Friedr. Fröbels (2 Bände, 1876, Kassel, Georg Wigand), die Zeit ihres Aufenthaltes in Liebenstein und das Zusammensein mit ihrem Meister geschildert. Wer Fröbels Werke kennt und diese Erinnerungen liest, der wird unwillkürlich an die ersten Verkünder der religiösen Lehre erinnert, an Moses und Aron. Schwer ringt Moses mit dem Worte, der schöpferische Geist arbeitet an der Gestaltung seiner Gedanken, „seine Zunge ist schwer", aber ein verwandter Geist faßt seine Ideen und bringt sie zum Verständnisse.

Genug: Frau von Marenholtz wurde bald gewahr, daß der stets nach innen gekehrte Sinn Fröbels, seine Weltfremdheit, die ihm durch eine herzlose und unverständige Erziehung anhaftende Schüchternheit und Ungeschicklichkeit im Ver-

Digitized by Google

kehr, der Verbreitung seiner Lehre hindernd im Wege stehe, und daß es sich vor allem darum handle, Pädagogen von anerkannter Bedeutung, Männer der Wissenschaft, überhaupt einflußreiche Persönlichkeiten zu gewinnen. So suchte sie den Aufenthalt des bereits genannten hochangesehenen Pädagogen Diesterweg in Liebenstein zu benutzen, um ihn mit Fröbel bekannt zu machen. Widerwillig und vielleicht nur aus Höflichkeit gegen eine Dame entschloß sich Diesterweg, dem Manne näher zu treten, von dem er nach der ersten Begegnung sagte: „Der Mann hat wirklich etwas von einem Seher, er schaut in das Innere der Kindesnatur, wie noch Keiner." Wie folgenreich die Bekanntschaft Diesterwegs für Fröbel werden sollte, kann hier kaum angedeutet werden. Die Schrift von Louis Walter: „Adolf Diesterweg und Friedrich Fröbel" (Dresden, 1881, Alwin Huhle) giebt darüber näheren Aufschluß. Außer diesem wohl werthvollsten Anhänger des damals noch ganz alleinstehenden Mannes, der mit klarem Verständniß und mit warmer Begeisterung die neue Erziehungslehre erfaßte und, sie zur Anerkennung zu bringen, unabläßig bemüht war, waren es Schriftsteller, wie Gustav Kühne, Varnhagen von Ense, deren Bekanntschaft mit Fröbel Frau von Marenholtz vermittelte. Der Erstere, Gustav Kühne, hat in seinem Buche: „Deutsche Männer und Frauen" in der Zeitschrift „Europa", die er redigirte, in einem Aufsatze „Thüringer Wanderungen", diesen seinen Aufenthalt in Liebenstein, seine Begegnung mit Fröbel und Frau von Marenholtz beschrieben und später noch in einer besonderen Schrift „Fröbels Tod und der Fortgang seiner Lehre" das große Interesse bekundet, das er für die Angelegenheit gewonnen hatte.

War Frau von Marenholtz durch ihre geistige Bedeutung und wissenschaftliche Bildung befähigt, wissenschaftliche Männer auf die damals gänzlich unbekannte Erscheinung eines Mannes

Digitized by Google

aufmerksam zu machen, von dem sie eine Erneuerung unseres Familienlebens, eine Reform des Erziehungs- und Unterrichtswesens erwartete, so konnte sie durch ihre gesellschaftliche Stellung die Hofkreise, vor allem die Fürstlichkeiten von Meiningen und Weimar, für die Sache interessiren. In ihren „Erinnerungen" nennt sie namentlich die Herzogin Ida von Weimar, die sie oft in Fröbels Anstalt begleitete, deren edle, leutselige und verständnißvolle Theilnahme sich der Sache zuwandte und deren Vermittelung es zu verdanken war, daß Fröbel für Kindergarten und Seminar ein geeigneteres Lokal, als den Bauernhof, erhielt. Mag der Vorgang, der dazu beitrug, das sog. Schlößchen Marienthal, das ganz unbenutzt dastand, Fröbel zu überlassen, hier erzählt werden. Als dieser mit Frau von Marenholtz und wahrscheinlich auf deren Veranlassung zum Mittagessen bei der Herzogin von Meiningen eingeladen war, hatte er seinen bereits längere Zeit in einem Wandschrank aufbewahrten Frack angezogen, der von dem Duft durchzogen war, der dem nebenanliegenden Kuhstalle entströmte. Die Herzogin bemerkte den Geruch und glaubte, daß er von außen eindringe; sie ließ die Fenster schließen, und so wurde der Geruch noch stärker fühlbar. Frau von Marenholtz, die die Ursache errieth, wurde gar nicht verlegen, sondern benutzte dies sonst wohl sehr unliebsame Ereigniß, um zur Herzogin zu sagen: „Hoheit sehen nun, wie nöthig es ist, daß die Anstalt nach Marienthal übersiedelt".

Welch ein reges, geistiges Leben in dem thüringischen Dorfe, in den unscheinbaren Räumen des sog. Marienschlößchens sich offenbarte, das kann man nur aus den bereits genannten „Erinnerungen" entnehmen. Wie ein rother Faden zieht sich durch alle Gespräche über Gott und Welt, über Erziehungsgrundsätze und deren Anwendung im frühesten Kindesalter der Gedanke, „daß die Frau zur bewußten Erfüllung ihrer

Digitized by Google

Aufgabe als Erzieherin herangebildet werden müsse". „Die Zukunft fordert Erneuerung des Lebens (in den Kindern liegt das Samenkorn der Zukunft)." „Das Geschick der Völker liegt weit mehr in den Händen der Frauen — der Mütter —, als in den Händen der Machthaber." „Die Frauen sollen aus ihrem Erziehungsberufe ein Priesteramt machen."

In den verschiedensten Varianten begegnen wir immer diesen Aussprüchen, und so sehr Frau von Marenholtz bemüht war, die Kindergartenmethode durch die Bildung von Kindergärtnerinnen in die Familien einzuführen, wie sie es nicht verschmäht hat, ihren ersten Unterricht in einem Frauenverein zur Bildung von Dienstboten zu ertheilen, immer und immer wieder betont sie in ihren Schriften, daß es die Mission Fröbels gewesen, „das instinktive, passive Handeln nicht nur der Mutter, sondern dem gesamten weiblichen Geschlechte zum Bewußtsein zu bringen", den Naturberuf des Weibes zu einem Kulturberufe zu erheben.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit der Bewegung gefolgt ist, die wir in Deutschland mit dem Worte „Frauenfrage" bezeichnen, der wird begreifen, welch ein Muth, welche Kraft der Ueberzeugung von seiten einer Frau vorhanden sein mußte, wenn sie vor etwa fünfzig Jahren sich entschloß, öffentliche Vorträge zu halten. Wir können uns heute kaum vorstellen, daß das öffentlich ausgesprochene Wort im Dienste einer sittlichen Idee oder der Wissenschaft als unweiblich erachtet werden sollte — dennoch wissen die Frauen, die vor nunmehr dreißig Jahren die „Frauenfrage" auf die Tagesordnung setzten und in Wanderversammlungen sie zur Besprechung brachten, recht gut, welchen Vorurtheilen sie zu begegnen hatten. Als Mitkämpfende in Schrift und Wort mag hier der Ausspruch pro domo gestattet sein, daß nur Derjenige die Lage eines Menschen richtig zu würdigen vermag, der in gleicher Lage sich befand.

Digitized by Google

Und so ist Frau von Marenholtz auch als Pionier in der Frauenfrage zu betrachten; sie erzählte selbst, wie schwer es ihr geworden, in großer Versammlung zu sprechen, wie sie es sich abringen mußte. Dennoch hat sie eingesehen, was wir fünfzehn Jahre später auch erkannt, daß jede neue That des alten, von keiner Erfindung ersetzten, mündlichen Wortes zu ihrer Verkündigung bedarf.

Wir erfahren, daß sie zunächst in Merseburg eine Reihe von Vorträgen hielt, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, daß der bekannte Pädagoge Hiecke dort Gymnasialdirektor war. Von einem nennenswerthen Erfolge waren diese Vorträge nicht begleitet.

Der Winter 1850—51 aber zeigt die deutlichen Anfänge ihrer Wirksamkeit. In Berlin, in dem schon genannten Frauenverein zur Ausbildung von Dienstboten, unterzog sie sich der mühevollen Aufgabe, das schwierigste Kapitel der Fröbelschen Pädagogik „Die Mutter- und Koselieder" zu erklären. Von Diesterweg unterstützt, gelang es ihr, einen Kindergarten in Pankow bei Berlin zu errichten, der am 3. August 1851 eröffnet wurde.

So konnte sie den darauffolgenden Sommer mit einem gewonnenen Resultate nach Marienthal zu ihrem Lehrer zurückkehren, um, sonderbar genug, bei ihm Brautführerin zu sein; Der achtundsechszigjährige Mann schritt zu einer zweiten Ehe mit Fräulein Levin, einer ihm unentbehrlich gewordenen Schülerin.

In gehobener Stimmung wurde nun von Fröbel ein Spielfest auf dem Altenstein gefeiert, das ihm, seinen Anhängern und nicht zum wenigsten seiner begeisterten Jüngerin zum Symbol wurde für das, was in der Sprache Fröbels, „Lebenseinigung" heißt.

Die Bedeutung der Spiele, wie sie im Alterthume, namentlich bei den Griechen anerkannt war, wieder ins Bewußtsein

Digitized by Google

der Gegenwart zu bringen, und zwar in einer Weise, wie sie unserem tieferen Gefühlsleben, unserem Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit aller Menschen entspricht, ist eine der Hauptaufgabe der Fröbelschen Erziehungslehre.

Frau von Marenholtz erzählt: „Mehr als dreihundert Kinder aus den Ortschaften Salzungen, Liebenstein, Marienthal u. a. trafen am 4. August nachmittags, 2 Uhr, die Lehrer und Kindergärtnerinnen zur Seite, singend auf dem Platze ein. Mit den Kindern die Eltern, näher und fernerstehende Bekannte. Das, was in unseren Lebensverhältnissen so selten zur Erscheinung kommt, die „Einigung" der durch Rang, Vermögen, Alter und Geschlecht voneinander unterschiedenen Menschen, wird durch die Macht des Spiels bewirkt, ein Bild für die harmonische Gestaltung des Lebens."

„Unsere Sache steht jetzt fest," so schien es den für ihre Idee begeisterten Menschen, und doch war damals, im Jahre 1851, wo die Reaktion auf politischem Gebiete niederdrückend, lähmend auch auf sozialem Gebiete wirkte, keine günstige Zeit für eine Neugestaltung, selbst für eine anscheinend so unschuldige Sache, wie die Kindergärten. Welche Folgen aber von diesem politischen Drucke für die Fröbelsche Sache sich ergeben sollten, das konnte freilich Niemand ahnen und ist noch bis zur Stunde schwer zu begreifen. Wir geben auch hier Frau von Marenholz das Wort, um das Ereigniß zu schildern, das wie ein Blitz aus heiteren Höhen die kleine Fröbel-Gemeinde traf und die junge Pflanzung zu vernichten drohte.

„Am 9. oder 10. August 1851 war soeben die herzogliche Tafel auf Schloß Altenstein, zu der ich geladen war, aufgehoben, als der Herzog, die Vossische Zeitung in der Hand, auf mich zutrat und sagte: „Die Fröbelschen Kindergärten sind in Preußen verboten." Im ersten Augenblick meinte ich, es sei eine der öfter von seiten des Herzogs an mich ge-

Digitized by Google

richteten Neckereien über meine Vorliebe für die Fröbelsche Sache. „Sie spaßen wohl, Hoheit“ — erwiderte ich — „wie wäre das möglich!“ „Da lesen Sie“, sagte der Herzog .... Und ich las das Reskipt vom 7. August 1851, das die Kindergärten verbot.“

Nachdem sich Frau von Marenholtz von ihrem ersten Schrecken erholt, glaubte sie zuversichtlich, daß hier ein Mißverständniß obwalte, und daß es nur einer einfachen Darlegung der Sache von seiten Fröbels bedürfen werde, um das Verbot des preußischen Ministeriums aufzuheben. Dem war aber nicht so. Die Antwort des Ministers Raumer an Fröbel lautete: „Es verbleibe bei dem Verbote, insofern man den ausgesprochenen Grundsätzen nicht beipflichten könne ꝛc.“

Frau von Marenholtz glaubte nun, durch ihren persönlichen Einfluß in Berlin die Aufhebung des Verbotes bewirken zu können, sie hatte sogar eine Audienz bei der damaligen Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelms IV. zu erlangen gewußt, um das Gesuch dem Könige durch diese übergeben zu lassen. Vergeblich! Der König überwies es an den Minister Raumer, und dieser, mit dem sie gleichfalls eine Unterredung hatte, sagte als sein letztes Wort: „Niemals werde ich die Errichtung Fröbelscher Anstalten gestatten!“ Frau von Marenholtz war nicht die Frau, die sich von dem Minister einschüchtern ließ; sie entgegnete: „Man wird doch die Familien nicht hindern können, ihre kleinen Kinder mit Fröbels Spielmitteln zu beschäftigen.“ — „Nein, das steht nicht in unserer Macht,“ meinte der Minister. „Nun, dann hoffe ich, wird die Begründung eines Familienkindergartens Ihnen den Beweis liefern, wie unrichtig man die Sache beurtheilt, welcher trotz ihrer Harmlosigkeit eine tiefe Bedeutung innewohnt.“

Zur Charakterisirung der damaligen politischen Zustände dient in der That dieses Ereigniß. Mag der Eindruck, den

Digitized by Google

Frau von Marenholtz von der damaligen Stimmung in Berlin erhalten, hier eine Stelle finden: „Obgleich ich in jenen Tagen einer sich vielfach zum Wahnsinn steigenden Befürchtung vor dem Neuen, das in jeder Gestalt (daher auch in den Kindergärten) als das rothe Gespenst galt, schon hinreichende Gelegenheit zu traurigen Erfahrungen gefunden hatte, und ich bei meiner Propaganda für Fröbels Sache immer riskirte, selber zu den „Rothen" gerechnet zu werden, so wurde ich doch im höchsten Grade überrascht von den Ansichten, die ich bei meinen Unterredungen mit dem Minister kennen lernte. Ich erkannte, daß der Parteifanatismus die Geister völlig mit Blindheit schlägt, so daß selbst die für die Uebel der Zeit gebotenen Heilmittel als gefährliches Gift angesehen und verworfen werden."

So wenig sich Frau von Marenholtz durch die augenblicklich drückende Lage beirren ließ, für die einmal als wahr erkannte Ueberzeugung einzutreten, so sehr betrübte es sie, Fröbel selbst muthlos zu sehen. Diese Erfahrung im eigenen Vaterlande regte den Gedanken in ihm an, nach Amerika auszuwandern, ein Gedanke, den er in jüngeren Jahren höchst wahrscheinlich ausgeführt hätte.

Doch hatte das Verbot, so lähmend es zunächst auf die praktische Gestaltung des Erziehungswerkes wirken mußte, doch das Gute, daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine Sache gelenkt wurde, deren Bedeutung man völlig unterschätzte, die man bewußt und unbewußt ignorirte.

Frau von Marenholtzs Thatkraft wurde natürlicherweise für den Augenblick zurückgedämmt; sie wollte die Zeit benutzen, um sich immer mehr in die Gedankenwelt Fröbels einzuleben, und miethete den oberen Stock in dem Kindergartengebäude in Marienthal, um den nächsten Sommer in ungestörtem Verkehr mit ihrem Lehrer und Meister zuzubringen. Doch sollte es

Digitized by Google

Beiden nicht vergönnt sein, länger das Glück persönlichen Gedankenaustausches zu genießen. Am 21. Juni 1852 starb der von ihr verehrte — man kann sagen — vergötterte Lehrer, und sie erfuhr diese erschütternde Kunde erst am Tage des Begräbnisses in Pillnitz bei Dresden, wo sie mit ihrer Familie weilte. Ausdruck ihres Empfindens geben folgende Worte: „Es war mir, als sänke mir alles zusammen, nachdem dieses vor kurzem noch so kräftige, heiter thätige Leben erloschen sei, nachdem die neue Lehre ihren Verkünder verloren hatte!"

Wir müssen uns jetzt einen Augenblick dem treuesten und verständnißvollsten Gefährten Friedrich Fröbels, seinem Kampfgenossen während des Befreiungskrieges 1813 — Wilhelm Middendorf — zuwenden. Middendorf war, wie Frau von Marenholtz in ihren „Erinnerungen" sagt, Fröbels guter Engel auf dessen Lebenswege geworden. „Wer, der sie nur einmal gesehen, diese einfache, schlichte, sogleich volle Sympathie herausfordernde Erscheinung, könnte sie jemals vergessen? Gleich Fröbel gehörte Middendorf zu jener Menschengattung, die in der modernen Welt wie Gestalten aus der Vergangenheit erscheinen. Es ist die schöne Einfalt im höchsten Sinne des Wortes, die Middendorf charakterisirt."

Mit Middendorf, der unmittelbar nach dem Tode Fröbels von Keilhau, wo er die von Fröbel gegründete Anstalt leitete, nach Liebenstein kam, traf Frau von Marenholtz am 2. Juli 1852 zusammen. „Was soll aus der Sache werden?" waren die ersten Worte, die sie an ihn richtete. „Wir wollen arbeiten mit allen unseren Kräften, die Wahrheit geht nicht verloren," lautete seine Antwort.

In Wahrheit beginnt die Mission dieser Jüngerin Friedrich Fröbels erst nach dessen Tode. Was sie ihm gelobt, einem Werke zu dienen, das durch rechte Pflege der Kindheit das Menschenleben zu erneuern und zu verjüngen bestimmt ist, das

Digitized by Google

hat sie treulich erfüllt. „Reinere, selbstvergessenere Entsagung, als dieses Frauenleben bewiesen, vollständigere Hingabe des eigenen Ich an die unerfüllt gebliebene Lebensaufgabe eines Anderen hat nicht bloß unsere, haben auch andere Zeiten selten gesehen. Denken, Wollen, Handeln sammelten sich für sie um das eine Ziel ..... Eine machtvolle und mit Bewußtsein Macht begehrende Persönlichkeit erstand aus dieser Sammlung aller Seelenkräfte um diesen einen Brennpunkt." (Pappenheim.)

Das Verbot der Kindergärten in Preußen wirkte auf die anderen deutschen Staaten und hatte die Thätigkeit im Vaterlande unmöglich gemacht. Middendorf regte die Idee an, das Ausland auf die Kindergärten aufmerksam zu machen, eine Idee, die Fröbel auch schon beschäftigt hatte.

„Sobald meine persönlichen Verhältnisse es gestatten, werde ich den Versuch machen, zu sehen, was im Auslande erreicht werden kann. Ich denke, künftighin muß es möglich werden, einen internationalen Erziehungsverein zu gründen, welcher in der Vertretung der Fröbelschen Erziehungslehre allmählich alle civilisirten Völker eint."

Gewiß ist auch keine Erziehungslehre so geeignet, Gemeingut der Menschheit zu werden, als diejenige, die sich auf das erste Kindheitsalter bezieht. Für dieses Alter giebt es weder Standes-, noch Nationalitäts-, noch konfessionelle Unterschiede. Im besten Sinne treten hier die allgemeinen Bedingungen der Entwickelung des Menschen in den Vordergrund. „Stört das Kindlein nicht in seinem süßen Traume, sich mit Allen eins zu fühlen in dem Weltenraume", ruft Meister Fröbel in seinen Mutter- und Koseliedern aus; diesen Ruf hat wiederum Niemand so gut verstanden, so tief aufgefaßt als Frau von Marenholtz. In ihren „Erinnerungen" sagt sie: „Noch herrscht Haß überall in der Welt . . . nur in den Herzen; die noch nicht hassen lernten, in den Kinderherzen, kann eine neue

Digitized by Google

Saat der Liebe aufgehen . . . Sollen die Menschen wirklich Brüder werden und sich verstehen lernen, müssen die Kinder Brüderschaft schließen, hier soll der Mensch sich entfalten am Menschen, ehe die Gesellschaft trennend dazwischentritt." Wir müssen uns auf diese Hinweise beschränken, um darzulegen, wie sehr berechtigt der Gedanke der Schüler Fröbels war, seine Erziehungslehre im Auslande bekannt zu machen. Trug auch das Verbot der Kindergärten in Preußen viel zu dem Entschluß bei, „den Heiden zu predigen", so würde dieser negative Grund wohl nicht ausreichend gewesen sein, solch ein Unternehmen auszuführen. Der positive Grund lag in der Sache selbst.

Providentiell können wir es nennen, daß Frau von Marenholtz sich entschloß, zunächst in England ihr Heil zu versuchen: im Jahre 1854 ging sie nach London, um dort Verständniß für die „neue Erziehung" zu wecken und zu finden. Wie sie es nicht verschmäht hatte, in Berlin in einer Dienstbotenschule Unterricht in der Fröbelschen Erziehungslehre zu ertheilen, so beschäftigte sie in London in einer der Ragged-schools die jüngsten Kinder nach Fröbels Methode; zu gleicher Zeit aber lenkte sie die Aufmerksamkeit bedeutender Männer und Frauen auf die „Ideen", die diesen Spielen zu Grunde liegen. So brachte Dickens in seinen „House-hold words", die „Times", der „Herald", das „Athenaeum" Artikel über diese neue Pädagogik. Mit Hülfe einer Freundin, der Gräfin Krockow, gab Frau von Marenholtz 1855 eine Schrift heraus: „Woman's educational mission being an explanation of Fröbels system of infant-gardens". Im Jahre 1855 ging Frau von Marenholtz nach Paris. „Als ich im Januar 1855 nach Paris kam," so schreibt sie, „war Fröbels Name dort noch völlig unbekannt. Ich selbst kannte auch nicht eine einzige Persönlichkeit in der großen Weltstadt. Der Entschluß, nach

Digitized by Google

Paris zu gehen, kam zu plötzlich zur Ausführung, als daß ich mir zuvor in London Empfehlungsbriefe hätte verschaffen können." Drei Jahre blieb sie in Paris und während dieser Zeit hat sie an hundert Vorträge über Fröbels Methode, theils in ihrer Wohnung, theils in anderen, aber immer in geschlossenen Kreisen gehalten. Durch diese Vorträge und durch zahlreiche Unterredungen wußte sie das Interesse einflußreicher Persönlichkeiten zu erregen, gleichviel, welcher politischen oder religiösen Richtung sie angehörten. Bereits im Jahre 1851 äußerte sie in Liebenstein gegen Diesterweg: „Ich kümmere mich wenig um die Richtung, welcher die Menschen in politischer und religiöser Beziehung angehören." Ganz im Sinne Fröbels, der es ausgesprochen: „Wir müssen die Kinder aller Parteien, jeder religiösen Richtung aufnehmen," hat sie ebensowohl den Kardinal von Tours, späteren Erzbischof von Paris, wie Augüste Comte, den Philosophen des Positivismus zu gewinnen gesucht. Wie sie, die Protestantin, jede andere religiöse Meinung gelten ließ, so hat sie, die liberal denkende, patriotisch gesinnte Frau sich nicht um die politische Gesinnung der Menschen gekümmert. Der Nationalökonom Fourrier und die Kaiserin Eugenie, Präsidentin des Comité central des Salles d'Asile, mußten ihr Gehör geben; die Letztere beauftragte den Unterrichtsminister, sich der Sache anzunehmen. Nachdem Frau von Marenholtz eine Audienz bei dem Minister erhalten, wurde auf ihren Wunsch eine Kommission zur Prüfung eines praktischen Versuches ernannt und das unter Leitung der Mad. Pape Carpentier stehende Asyl zu diesem Versuche bestimmt. Die Kommission sprach sich äußerst befriedigt über diesen drei Monate lang währenden Versuch aus, und das Ministerium empfahl durch offiziellen Rapport „die Kindergartenmethode in den bestehenden Anstalten einzuführen und nach Möglichkeit Kindergärten mit den Elementarschulen zu verbinden".

Digitized by Google

In ihrer Schrift „Die Arbeit und die neue Erziehung“ (Berlin, Karl Hebel) theilt sie mit, daß nirgends die Presse sich so bereitwillig und eingehend mit der Kindergartensache beschäftigt hat, als in Paris. „Journal des Débats“, „Gazette de France“, „La Presse“, „La Revue de deux Mondes“, „La Revue de Paris“ brachten, meist unaufgefordert, Artikel über die Angelegenheit. Ein Anzahl von Zuschriften angesehener und geistig bedeutender Männer, die Frau v. Marenholtz-Bülow in Paris erhielt, sind in dem obengenannten Werke veröffentlicht. Wir theilen nur Auszüge aus Briefen des bekannten französischen Schriftstellers Michelet und des gefeierten Patrioten und Schriftstellers Edgar Quinet mit. Der Erstere schreibt: „Durch einen genialen Gedanken (par un coup de génie) hat Fröbel das gefunden, was die Weisen aller Zeiten vergeblich gesucht: die Lösung des Problems der Menschenerziehung. Ich bin ihr treuester Gehülfe und spreche fortwährend mit Freunden und Bekannten über das große Werk, das Sie unternommen haben. Verfügen Sie über alles, was in meinen Kräften steht, Sie zu unterstützen . . . . alle meine Sympathien sind mit Ihnen und Ihrem Werke.“ Edgar Quinet schreibt: „Fröbel bietet dem Menschenkinde die Schätze der Philosophie, der menschlichen Weisheit und behandelt das Kind als den künftigen Repräsentanten der Menschheit. Er sieht den Baum im Keime: das unendlich Große im unendlich Kleinen den einstigen Mann in dem lallenden Säugling. Seine Methode ist also die Methode der Natur selbst, die immer das Ganze und seinen Zweck berücksichtigt in allen Entwickelungsstufen. Ich bewundere immer mehr den uneigennützigen Eifer, mit dem Sie den Grundgedanken Fröbels zum Verständniß zu bringen streben. Sie haben gewählt zwischen der Befriedigung der Welt und derjenigen, welche die Wahrheit uns verschafft. Fahren Sie fort in Verfolgung dieser rauhen und schwierigen Aufgabe un-

Digitized by Google

erkannter Aufopferung. Wir werden uns bestreben, Ihnen zu folgen, gehen Sie uns voran mit der Leuchte, die Sie tragen."

Wir müssen uns versagen, die große Anzahl von Persönlichkeiten zu nennen, die in Briefen, in Zeitschriften ihre Zustimmung zu der Fröbelschen Methode und ihre Bewunderung für die Hingabe, mit der Frau von Marenholtz dieser sich widmete, aussprachen. Auch hier, wie in London verfaßte sie eine Schrift in der Landessprache. Eine Broschüre, „Manuel pour les enfants", wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen und sogar bis nach Spanien hin verbreitet. Diesterweg freute sich ganz besonders über die Erfolge in Paris. „Die Erfolge Ihrer Bemühungen in Paris sind von der ermuthigendsten Art. Ich sage ermuthigend — denn ohne weitere Ausführung leuchtet ein, daß nicht geringer Muth von seiten einer Frau dazu gehört, sich in eine wildfremde Stadt zu begeben, um daselbst Männer für die Erziehung kleiner Kinder zu gewinnen. Nur die Ueberzeugung von der Güte einer Sache und hochherzige Aufopferungsfähigkeit entzünden in einem weiblichen Herzen solchen Muth .. So hat Deutschland einen neuen (pädagogischen) Triumph in Frankreich gefeiert, und die Kindergärten scheinen mit deutschen Manufakturen einerlei Schicksal zu haben, indem sie, wie diese erst nach London und Paris wandern müssen um auch im Lande ihrer Geburt gnädiger Blicke gewürdigt zu werden."

In die Zeit ihres Pariser Aufenthaltes fallen Reisen nach Zürich, nach dem Elsaß (Mülhausen) und nach Frankfurt a/M., wo Frau von Marenholtz bei Gelegenheit des internationalen Wohlthätigkeitskongresses (1858) zwei Vorträge in deutscher und französischer Sprache gehalten. Man kann sich wohl vorstellen, daß die versammelten fünfhundert Mitglieder fast aller civilisirten Nationen die Erscheinung einer solchen Frau und ihre Vorträge mit begeisterter Zustimmung entgegennahmen.

Auf dem genannten Kongresse lernte sie den belgischen

Digitized by Google

Unterrichtsminister Ch. Rogier kennen, der sie einlud, nach Brüssel zu kommen.

Auch in Belgien haben die entgegengesetzten Parteien nach Seite der religiösen und politischen Richtung der Sache ihr Interesse zugewandt, die strengen Katholiken, wie die Rationalisten und extremen Liberalen sich betheiligt. Der Doyen de St. Gudule in Brüssel, einige Jesuiten und mehrere Priorinnen von Klöstern boten die Hand zur (freilich nur theilweisen) Einführung der Methode in Bewahranstalten von Klöstern. Und nun im Gegensatze war es der bekannte Sozialist Proudhon, welcher sich gerade als Exilirter in Brüssel aufhielt, der eines Tages plötzlich in ihr Zimmer mit den Worten trat: „Je suis Proudhon". Er verlegte seine Wohnung von einem Ende Brüssels nach dem anderen, damit seine Kinder den in der Nähe der neuen Wohnung befindlichen Kindergarten benutzen könnten.

In Belgien wurde auf ihre Veranlassung Fräulein Henriette Breymann, jetzt die Gattin des Eisenbahndirektors Schrader in Berlin (durch die Gründung des Fröbel-Pestalozzihauses rühmlichst bekannt), nach Brüssel berufen, um den dortigen Lehrerinnen Unterricht in den Kindergartenbeschäftigungen zu geben. Und ganz besonders günstig war es für die allgemeine Aufnahme der Sache, daß der Minister Rogier die Generalinspektoren der belgischen Provinzen nach Brüssel berief, um die Fröbelsche Methode zu prüfen.

Wie in Paris, sind auch in Brüssel eine große Anzahl von sympathischen Kundgebungen hochangesehener Männer der Wissenschaft, einflußreicher Persönlichkeiten Frau von Marenholtz zu theil geworden.

Auch die Presse verhielt sich nicht schweigsam: Der Brüsseler „Télégraphe", die „Indépendance belge", namentlich die letztere, gaben wiederholt sehr eingehende und beistimmende Artikel über Fröbels Methode.

Digitized by Google

Außer in Brüssel hielt Frau von Marenholtz Vorträge in Gent und Antwerpen, überall mit dem Erfolge, daß die Methode in bestehende Bewahranstalten eingeführt, oder daß Kindergärten eingerichtet wurden.

Der nächste Aufenthalt wurde in Holland genommen. In Amsterdam waren es die Minister von Rochussen und Thorbecke, die ein großes Interesse für die Sache gewannen. Namentlich aber war es die noch lebende Schriftstellerin Frau von Calcar, die sich mit Begeisterung an Frau von Marenholtz anschloß.

„In keinem Lande hat Fröbels Methode schneller Eingang in die Bewahranstalten gefunden, als in Holland." In Amsterdam nahm die „Gesellschaft für das allgemeine Beste" sich der Sache mit Eifer an. Man versuchte sogar die Fröbelsche Methode in Anstalten für Blödsinnige, Taubstumme einzuführen, und überall mit gutem Erfolge. Aber die Anregung, die Frau von Marenholtz gebracht, beschränkte sich nicht nur auf diese halbsinnigen Kinder: Kindergarten und ein Seminar für Kindergärtnerinnen wurden namentlich durch die Bemühungen der Frau von Calcar in Haag errichtet.

Die Missionsreisen gehen nunmehr in die Schweiz. In der deutschen Schweiz, in Burgsdorf und Wartensee, wo Fröbel selbst in den dreißiger Jahren gewirkt und wo in den Waisenhäusern nach seiner Methode unterrichtet worden, glaubte sie einen Boden bereitet zu finden, dennoch sollte sie mehr Anklang in der französischen Schweiz finden. Sie erzählt: „Einige Vorträge, welche ich in Lausanne, Genf und Neufchatel über Fröbels Erziehung gehalten, bewirkten die Gründung von Kindergärten. Namentlich war es „la société publique" in Genf, welche großen Antheil an der Sache nahm." Später hat auch hier ein mehrmonatlicher Aufenthalt des schon genannten Fräuleins Breymann und der Frau von Portugal der

Digitized by Google

Fröbelschen Kindergartenmethode recht eigentlich die Heimath bereitet. Von ganz besonderem Einflusse war die Bekanntschaft von Frau von Marenholtz mit der Großfürstin Helene von Rußland, die auch in diesem, kaum mit einem Fuße in der europäischen Civilisation stehenden Lande sich um die Einführung der Kindergärten bemühte.

Ist auch Frau von Marenholtz nicht persönlich in Amerika gewesen, so ist es zum großen Theil doch dem von ihr ausgegangenen Einflusse zuzuschreiben, daß gerade in der „Neuen Welt" eine Begeisterung für das Fröbelsche Erziehungswerk herrscht, die sehr geeignet ist, den deutschen Frauen als Vorbild zu dienen.

Die internationale Wirksamkeit von Frau von Marenholtz glauben wir nun, wenn auch nur in Umrissen, gezeichnet zu haben — wir haben damit auch den Beweis geliefert, daß die Fröbelsche Pädagogik, wie alles wahrhaft Große und Bedeutende, wohl ein Vaterland hat, aber nicht an die Grenzen des Vaterlandes gebunden ist. Dennoch — trotz der Anerkennung im Auslande — war es gewiß ein Erlösungswort, als das preußische Ministerium Bethmann-Hollweg im Jahre 1860 aussprach: „Das Verbot der Kindergärten ist aufgehoben".

Im Jahre 1861 kehrte sie nach Deutschland zurück, wohl wissend, daß die schwierigste Aufgabe ihr im Vaterlande zufiel. Folgende Aeußerung läßt darauf schließen: „Die Erfahrung in den verschiedenen Ländern hat mich belehrt, daß es der Frau, wenigstens in den Kreisen der Intelligenz, bei weitem leichter wird, sich im Auslande Gehör zu verschaffen, als in Deutschland, wo gemeinnütziges Wirken der Frau noch in sehr enge Grenzen gebannt ist."

Dennoch entschloß Frau von Marenholtz sich gern und freudig, die unterbrochene Wirksamkeit in Berlin wieder aufzunehmen.

Digitized by Google

Mit Hülfe eines Frauenvereins gründete sie den ersten Volkskindergarten in Berlin und im Jahre 1853, nach Ueberwindung von namenlosen Schwierigkeiten, aber doch unterstützt von Männern, wie dem Präsidenten Lette, den Professoren Gneist, Virchow, dem Oberbürgermeister Seydel u. A., den Verein für Familien- und Volkserziehung. Dieser Name bezeichnet die Tendenz. Die Fröbelsche Methode bezieht sich auf die gesamte Kindheit, nicht nur auf die Kinder der ärmeren Bevölkerung. Die Fröbelsche Lehre schuf die naturgemäßen, gesunden Grundlagen für den Erziehungsberuf des weiblichen Geschlechts, und somit soll das Fröbelsche Erziehungswerk Gemeingut der Familien und des Volkes werden und eine Erneuerung des Familienlebens bewirken.

Daß dieser Gedanke, „Lehranstalten für den Erziehungsberuf des weiblichen Geschlechtes" zu errichten, oder wenigstens die Seminare für Kindergärtnerinnen als Fortbildungsschulen für die Töchter der bemittelten Stände zu benutzen, vor dreißig Jahren, als eine Utopie belächelt und bespöttelt worden, kann uns nicht wunder nehmen. Frau von Marenholtz mußte erfahren, was Alle erfahren, die die harte Arbeit des Urbarmachens des Bodens zu leisten haben. „Das Festhalten dessen, was ich einmal als das Beste der Sache erkannt hatte, ist mir stets als persönliche Feindseligkeit und Schroffheit ausgelegt worden, obgleich es mir immer die schmerzlichste Ueberwindung gekostet hat."

Eine umfassende praktische Thätigkeit erwuchs ihr innerhalb des von ihr gegründeten Vereins; sie vollständig zu schildern, wäre selbst in einem größeren Rahmen unmöglich. Die Leitung von Bildungsanstalten für Kindergärtnerinnen ist noch bis zur Stunde für Diejenigen, die die Fröbelsche Idee realisiren wollen, eine äußerst schwierige. Weil diese Anstalten „Neuschöpfungen" sind, nicht Nachahmungen bestehender Anstalten,

Digitized by Google

hat die Leiterin auch die Arbeit als Lehrende zu leisten — ja, sie muß häufig sich erst die anderen Lehrkräfte heranbilden. Dieser Arbeit, durch die stete Rücksicht auf die praktischen Verhältnisse sehr beeinflußt, konnte Frau von Mahrenholtz, die von einem höheren Ideal beseelt war, nicht genügen; sie suchte eine Zeitschrift zu gründen, um die wissenschaftliche Bedeutung der Lehre besser zum Ausdruck zu bringen, und es gelang ihr, Dr. Karl Schmidt (Verfasser der Geschichte der Pädagogik) zum Redakteur Dr. Wichard Lange, Professor Virchow u. A. zur Mitarbeit, Enslin zum Verleger zu gewinnen; die pekuniäre Seite der Angelegenheit fiel ihr zu. Unter dem Titel „Erziehung der Gegenwart" erschien das Blatt während einer Reihe von Jahren, aber trotz der größten Anstrengung und vorzüglicher Mitarbeiter konnte es sich nicht dauernd behaupten.

Hingegen haben sich die von ihr gegründeten Anstalten als lebenskräftig erwiesen; sie werden jetzt von dem Berliner Fröbel-Verein, an dessen Spitze der hochverdiente Professor Dr. Pappenheim steht, geleitet.

Zehn Jahre blieb Frau von Mahrenholtz in Berlin; im Jahre 1870 übersiedelte sie nach Dresden, das nunmehr ihr beständiger Wohnort blieb. Auch hier war ihre Wirksamkeit der Fröbelschen Erziehungslehre gemäß eine praktische und eine theoretische. Eine Anzahl von Volkskindergärten, ein Seminar und ein Pensionat für Kindergärtnerinnen und Pflegerinnen, „die Fröbelstiftung", sind von ihr gegründet und geleitet worden.

Solange es ihre Kräfte gestatteten, hat sie auch selbst den Unterricht in der Fröbelschen Pädagogik ertheilt.

Der Gedanke, einen „allgemeinen Erziehungsverein" in Deutschland zu gründen, beschäftigte sie bereits während ihres Aufenthaltes in Berlin; sie suchte die Professoren Schliephacke und Röder in Heidelberg, J. H. von Fichte, Leonhardi

Digitized by Google

u. A. für die Idee zu interessiren, so daß im Mai 1872 der Verein unter dem Vorsitz des Letzteren gegründet und Professor von Fichte zum Ehrenpräsidenten gewählt wurde.

Nun sich bereits dem Greisenalter nähernd, folgte sie dennoch einer Einladung nach Florenz, wo sie wiederum Vorträge hielt und die Gründung eines Kindergartens bewirkte. Der als Minister und Urheber vielseitiger Reformen bekannte Syndikus der Stadt Florenz, Signor Peruzzi, bewilligte ein städtisches Lokal mit Gartenraum nebst 3000 Mark für den Ausbau. In Rom, Neapel, Verona, Venedig fand sie freundliches, verständnißvolles und, wie es bei Neuschöpfungen unumgänglich nothwendig ist, begeistertes Entgegenkommen.

Ein Lichtpunkt in ihrem Leben ist wohl die im Jahre 1882 stattgehabte Feier des hundertjährigen Geburtstages Friedrich Fröbels gewesen. Was that es ihr, daß sie, an das Krankenbett gefesselt, der Feier in Dresden nicht persönlich beiwohnen gekonnt? War diese Feier, begangen in allen Theilen der civilisirten Welt, doch ein Zeugniß von der universalen Bedeutung eines Genius, dessen Verständniß angebahnt zu haben sie sich zuschreiben durfte. Aus allen Orten des In- und Auslandes erhielt sie Glückwünsche zu dieser Feier. Ein Strahl des Lichtes, das von dem „Meister" ausgegangen, fiel auf sie.

Es hat ihr an Ehren und Auszeichnungen aller Art nicht gefehlt. Wie wir berichtet, waren es bedeutende Männer der Wissenschaft, einflußreiche Staatsmänner, die ihrer Verehrung vor dem Wissen und Wollen dieser genialen Frau Ausdruck gaben; das freie deutsche Hochstift in Frankfurt a/M. hat sie zum „Meister" ernannt. Aber daß sie es in ihrem Vaterlande nicht durchsetzen gekonnt, die Fröbelsche Erziehungslehre, das Werk des jüngsten, schöpferischen deutschen Pädagogen, eines der ursprünglichsten Geister unseres Volkes, als Lehrgegenstand an einer deutschen Universität eingeführt zu sehen, das hat sie

Digitized by Google

tief geschmerzt. Und noch schmerzlicher ist es ihr wohl gewesen, daß die gesamte Lehrerwelt, daß Gemeinde und Staat sich höchstens wohlwollend, aber immer noch vornehm ablehnend gegen das Fröbelsche Erziehungswerk verhalten. Und so hat die Frau, von der hier die Rede war, wohl auch eine Wüstenwanderung vollzogen, die Lehre, die sie als eine heilige erkannt, einer kleinen Gemeinde zu Schutz und Trutz übergeben: in das von ihrem Geiste geschaute Land, in dem „die Lehre" Wahrheit werden sollte, ist es ihr nicht beschieden gewesen, einzuziehen.

Wir haben in dieser Skizze kein vollständiges Bild des Strebens und Wirkens der Frau von Marenholtz gegeben. Wir konnten nur in Umrissen ihrer persönlichen Erlebnisse gedenken. Trotzdem wird wohl Jeder in diesen kurzen Darlegungen erkennen, daß sie ein voller, ein ganzer Mensch gewesen. „Mensch sein, heißt, ein Kämpfer sein." Jeder, der mit ihr in Berührung kam, hat die geistige Kraft und die eifervolle Liebe dieser Frau empfunden.

In den letzten zwei Jahrzehnten (sie starb am 9. Januar 1893, fast 82 Jahre alt) war es ihre Nichte, Freifräulein von Bülow-Wendhausen, die mit großer Zärtlichkeit und mit der selbstlosesten Hingabe die von ihr hochverehrte, alternde und kränkliche Tante pflegte und hegte und in deren Armen sie ihren Geist aushauchte. Es war ein rührendes und erhebendes Bild, die Greisin, gestützt von der jungen Nichte, zu sehen, und wem ein Zweifel an der Weichheit eines Gemüthes beschleichen wollte, das in seinem öffentlichen Wirken nur Beweise einer kraftvollen Persönlichkeit gegeben, der konnte aus dem Verkehr der Beiden erfahren, daß Bertha von Marenholtz-Bülow an sich selbst das Ideal, dem sie nachgestrebt, im höchsten Sinne erreicht hat, „Mensch zu werden als Weib".

Digitized by Google

Schriften von Frau von Marenholtz-Bülow

sind erschienen:

Manuel des jardins d'enfants. Hachette, Paris 1859.
Die Arbeit und die neue Erziehung Wigand, Kassel 1874.
Das Kind und sein Wesen. Wigand, Kassel 1878.
Erinnerungen an Friedrich Fröbel. Wigand, Kassel 1877.
Das Handbuch der Fröbelschen Erziehungslehre. 2 Bde. Wigand, Kassel 1886.

Friedrich Fröbels pädagogische Schriften,

herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Friedrich Seidel:
I. Band: Menschenerziehung. II. Band: Kindergartenwesen.
III. Band: Mutter- und Koselieder. (Pichlers Witwe & Sohn, Wien.)

Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbels

von Henriette Goldschmidt (Leipzig). 1882. Karl Reißner.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Holzmüller, Errichtet lateinlose Schulen! (N. F. 6/7)	M. 2.—
Jannasch, Die Volksbibliotheken, ihre Aufgabe und Organisation. (67)	„ 1.—
Jende, Schule und Volkswirthschaft. (223)	„ 1.—
Kaufmann, Der Kampf der französischen und deutschen Schulorganisation und seine neueste Phase in Elsaß-Lothringen. (81)	„ 1.20
Keferstein, Die Volksschule als Erziehungsschule. (109)	„ 1.20
—, Die Pädagogik der Kirche. (135)	„ 1.20
—. Die Verantwortlichkeit der Schule nach Seiten der gesundheitlichen Volksinteressen. Ein Beitrag zur Frage der Entlastung unserer Jugend. (171/172)	„ 2.—
—, Das heutige Examenwesen (202)	„ 1.20
—, Volkserziehung und Staatspädagogik (N. F. 21/22)	„ 1.60
—, Die Ueberfüllung der höheren Berufsarten (N. F. 53)	„ 1.—
—, Ideale und Irrthümer der Unterrichtsprogramme (N. F. 73)	„ 1.40
—, Religionsunterricht und Erziehung (N. F. 93/94)	„ 1.60
Kleinwächter, Zur Frage des naturwissenschaftlichen Unterrichts (118)	„ 1.—
Laas, Gymnasium und Realschule. Alte Fragen, mit Rücksicht auf das bevorstehende preußische Unterrichtsgesetz historisch und kritisch beleuchtet. (49/50)	„ 1.60
Lacher, Die Schul-Ueberbürdungsfrage, sachlich beleuchtet. (183)	„ 1.20
Lage, von der, Das höhere Mädchenschulwesen Frankreichs seit der Republik. (221)	„ 1.20
— Das Unterrichtswesen und die Erziehungsideale im spanischen Amerika. (N. F. 46)	„ 1.20
Lammers, M., Deutsche Lehrerinnen im Auslande. (205/206)	„ 1.60
— Die Verpflanzung armer Kinder ins Freie. (N. F. 74)	„ —.80

Digitized by Google

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg.

Hamerling als Erzieher.

Von Dr. Bruno Brukner.

Preis Mk. 2.—.

Wir lieben und loben in der Regel das Nachahmen gewisser Richtungen, Moden, Arten oder selbst nur Titel in Leben und Kunst durchaus nicht. In den meisten Fällen ist es ein Zeichen mindestens der Unselbständigkeit der Person und ihres Werkes, öfter noch des Triebes der eitlen Selbstsucht, rasch in einem neuaufgegangenen Lichte sich selbst vorzustellen oder gar recht gewöhnliche Geschäfte zu machen, weil und solange eben die neue Modesache die Leute anlockt. All' das trifft bei B. Brukner nicht zu. Bruno Brukners Buch ist fast bis auf den Titel so selbständig als nur eins und es ist zum Theil sogar noch charakterstärker und ausdrucksvoller als „Rembrandt als Erzieher". Es folgt diesem zwar in manchem der Form nach, ist jedoch im Wesen so sehr selbstempfunden, selbstgeschaut und selbstgedacht, daß es das Eigenwerk einer ganzen Persönlichkeit genannt werden muß, das auch ohne das Rembrandtbuch aus innerster Nothwendigkeit entstanden wäre. Den Geist des Verfassers und Werkes kennzeichnet es von vornherein, daß er sein Buch aus tiefstem Ernst herausgeschrieben hat. Das ist noch echtdeutsch nach gutem Schlage, und deutsch durch und durch, voll gesunder edler Kernhaftigkeit des Denkens, Fühlens und auch der Sprache selbst ist Bruckners Buch vom Anfang bis zum Ende! Je mehr solche Kämpfer und Bücher hervortreten und mit uns dem hohen Ziele der Erneuerung zustreben, desto stärker wächst die Hoffnung auf den Endsieg. Die Abtheilungen des Buches „Deutsche Welt- und deutsche Lebensanschauung, deutsche Gesinnung" klären und stärken, erheben und beleben die krankenden, schwankenden Geister unserer Volksgenossen, insoweit ihnen überhaupt noch zu helfen ist. Brukners Buch zeugt von umfassender Geistesbildung; aber dieser Geist hat sich nicht durch das Wissen veröden, verflachen und verknöchern lassen. Wahre tiefe Bildung und ein echtdeutscher voller Charakter sprechen aus dem Ganzen, das im einzelnen von scharfer, klarer Auffassung, Beobachtung und Verarbeitung, wie im allgemeinen von tüchtiger Selbstzucht und Gemüthsbildung Zeugniß gibt. Zum wesentlichen sei bemerkt, daß noch kein anderer Hamerling-Autor Hamerling so vollkommen erfaßt und in seiner Gesamtheit so gewürdigt hat! Hier ist sein litterarisches Standbild thatsächlich zum Musterbild ausgearbeitet! Auf den Inhalt des Buches näher einzugehen, ist hier nicht möglich. Wir müßten eine ganze Reihe von Aufsätzen mit Auszügen hierüber schreiben, um es vollkommen zu würdigen, also fast ein neues Buch für das Buch. Ist es nicht da das Beste, daß sich alle Ernstgesinnten gleich dem neuen Buche selbst und unmittelbar zuwenden? Man verzichte darauf, aus litterarischem Buch-Zwischenhandel persönliche kleine Geschäftchen machen zu wollen. Wir rufen als wohlwollende Berather, nachdem wir es mit großem geistigen Genuß und wahrer Herzensbefriedigung selbst gelesen und erprobt haben: **Alle, die ihr rechte Deutsche und höherstrebende Menschen überhaupt sein oder werden wollt, sucht das neue Buch selber auf und lest und verlebendigt es!** A. A. Naaf.

(Die Lyra [Wien] 1892/93 Nr. 7.)

Digitized by Google

Aosta
und seine Alterthümer.

Von

Franz Eyssenhardt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofverlagshandlung.
1896.

M.V.W.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Druck der Verlagsanſtalt und Druckerei Actien-Geſellſchaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg, Königliche Hofbuchdruckerei.

Digitized by Google

Die reizende Hügellandschaft mit ihren unabsehbaren Kastanienwaldungen, deren Hauptstadt Ivrea ist, führt den Namen Canavese. Das Canavese wird von der Landschaft von Biella durch die mauerartig aufgethürmte Serra getrennt, jenen gigantischen Bergriegel, der sich aus der in der Eiszeit hier gebildeten Endmoräne des ungeheuren Gletschers gebildet hat, der damals das Thal von Aosta ausfüllte, und später von der Dora Baltea durchbrochen wurde, die an dieser Stelle den Abflüssen des Mont Blanc den Weg in die Ebene öffnete; wer diesen Paß besetzt hält, der beherrscht den oberen Doralauf, das Thal von Aosta. Deshalb legten hier die Römer die Kolonie Eporedia, das heutige Ivrea, an, um das im Thale wohnende unruhige Alpenvolk, die Salasser, zu bändigen. Zur völligen Unterwerfung der Barbaren glaubten sie dann durch die Anlage der beiden Militärstraßen gelangen zu können, die über den großen und den kleinen Sankt Bernhard führen und auf denen ihre Legionen nach Helvetien und Gallien marschirten. Freilich gehörte zur Erreichung ihres Zieles noch etwas anderes, nämlich die Anlage und Befestigung eines weiteren Stützpunktes für ihre Operationen an der strategisch wichtigsten Stelle des inneren Thales, d. h. da, wo die zu erbauenden beiden Alpenstraßen zusammentreffen mußten: so entstand das heutige Aosta, zu dessen Gründung sich militärische mit kommerziellen und handelspolitischen Gesichtspunkten vereinigten.

Digitized by Google

Ivrea, die Festung am Eintritte der Dora in die Ebene, hatte deshalb nicht genügt, weil auch nach der formellen Unterwerfung der Salasser unter die römische Herrschaft fortwährend Streitigkeiten zwischen den Siegern und den Besiegten stattfanden. Im Thale der Dora, wie in ihren Seitenthälern wurden zahlreiche Bergwerke betrieben, und besonders für die Goldwäschereien waren die Gewässer theils des Hauptstromes, theils seiner Nebenflüsse dringend nöthig. Wenn Strabo meint, die Dora sei, in Nebenkanäle geleitet, für die Bergwerke nutzbar gemacht, so dem Ackerbau in der Sohle des Hauptthales entzogen worden, und daraus seien unaufhörliche Streitigkeiten zwischen den Pächtern der Bergwerke und den Bergbewohnern entstanden, so drückt er den Sachverhalt schief aus: die Bergwerke lagen naturgemäß nicht unten im Hauptthale, sondern in seinen höheren Verzweigungen. So sind z. B. oberhalb von Courmayeur, also in dem letzten und höchsten Winkel des gesamten Thalgebietes, noch heute die Stollen eines altrömischen Bleibergwerkes zu sehen, während andererseits die Alpenwiesen um Courmayeur herum durch ein uraltes, ausgezeichnet eingerichtetes und genau überwachtes Bewässerungssystem bespült werden.

Die entgegengesetzten Interessen der Hirten oder Landbauer und der Bergwerksinhaber hatten, schon ehe die Römer mit den Salassern in Berührung kamen, vielfache Streitigkeiten derselben mit ihren Nachbaren, den Kentronen, zur Folge gehabt. Wurde doch in den Grajischen Alpen nicht nur Blei und Kupfer, sondern auch Gold gewonnen: so heißt der Orco, der das im Mittelpunkte der Grajischen Alpen, zwischen Levanna und Gran Paradiso gelegene, von Ceresole bis Cuorgnè reichende Thal durchfließt, nach dem Handbuche von Martelli und Vaccarone im Dialekte der Thalbewohner Eva (wahrscheinlich ist egue oder eigue gemeint, die alpine Form für das west-

Digitized by Google

provençalische aigua) d'or, Goldwasser, weil sein Sand in alten Zeiten zur Goldgewinnung ausgewaschen wurde.

Natürlich legten die römischen Kapitalisten die Hand zuerst nicht auf die Alpenwiesen, sondern auf die Quellen mineralischen Reichthums, die sie durch Unternehmer ausbeuten ließen. So hatte Sallustius, Adoptivsohn und Großneffe des berühmten Historikers, Kupferbergwerke im Thale der Dora Baltea, jener Sallustius, den Horaz in einem Gedichte zugleich mit Proculejus, einem anderen hervorragenden Manne am Hofe des Augustus, feiert. Proculejus war ein überzeugter Anhänger der neuen Regierung, während sein leiblicher Bruder Aulus Terentius Varro Murena in den Wirren des Bürgerkrieges und als Anhänger der Triumvirn sein Vermögen verloren hatte. Später machte Murena seinen Frieden mit dem cäsarischen Regimente, was ihm dadurch erleichtert werden mochte, daß seine Schwester Terentia die Gattin des allmächtigen Mäcenas war, dem sie wegen des Augustus selbst Grund zur Eifersucht gegeben haben soll.

Wenn also Augustus jetzt den Murena zum Vollstrecker des Strafgerichts an den Salassern wählte, so konnte ebensowohl die herbe Energie seines Charakters, wie die Rücksicht auf die Interessen des dem Kaiser am nächsten stehenden Kreises die Wahl gerade auf ihn lenken.

Der Stützpunkt der römischen Operationen (25 v. Chr.) war naturgemäß Eporedia. Wenn berichtet wird, Murena habe die Salasser an vielen Stellen zugleich bedrängt, so kann man sich die Sache nur so denken, daß die Salasser daran verzweifelten, das Thal der Dora zu halten und sich in ihre Seitenthäler flüchteten. Darauf verhandelte der Feldherr mit ihnen, und beide Parteien kamen dahin überein, daß den Unterworfenen gegen eine mäßige, von römischen Soldaten zu erhebende Geldabgabe Amnestie gewährt werden sollte. Treulos

Digitized by Google

benutzte Murena diesen Vertrag dazu, um alles, was sich nicht in die unerreichbaren äußersten Schlupfwinkel der Hochalpen geflüchtet hatte, gefangen zu nehmen: 36000 Salasser wurden in die Sklaverei, und zwar unter der Bedingung verkauft, daß Keiner früher als nach zwanzig Jahren freigelassen werden durfte. An der Stelle, wo Murenas Hauptlager gestanden hatte, wurde die Stadt Augusta Praetoria, das heutige Aosta, angelegt und 3000 Veteranen in dem reichen Dorathale angesiedelt.

Murenas Feldmesser hatte die weiße Fahne, die die Stelle des Feldherrnzeltes bezeichnete, im Schnittpunkte der beiden Linien aufgesteckt, die das Terrain der künftigen Kolonie in vier gleiche Theile zerlegten. Schaute der Feldherr von dort nach Osten, wo das noch heute porta praetoria genannte Hauptthor der Stadt liegt, so erblickte er die übereinandergethürmten Bergketten, die Aosta von Gressoney, das Dora- vom Lysthale trennen; im Süden fiel sein Blick auf die Becca di Nona und den Monte Emilius; nach Norden begrenzten ihm die schneebedeckten Gipfel des Mont Velan und des Grand Combin den Horizont; endlich schauten von Westen auf den in üppigster Fruchtbarkeit prangenden Thalboden die erhabenen Gletschermassen des Rutor und der Valgrisanche herunter. Die ernste Schönheit dieses herrlichen Landschaftsbildes konnte ihm noch durch den Vergleich mit den terrassenförmig abfallenden Hängen der nächsten Anhöhen gehoben erscheinen, die freilich damals andere Früchte trugen als heute, wo sie vor allem mit Wein bestanden sind. Murena war ein Freund des Sallust, dessen Gärten in Rom auf dem Pincio, da gelegen, wo sich der heute verschwundene Park der Villa Ludovisi ausbreitete, den Blick ebenso auf das Albaner Gebirge lenkten, wie in Aosta die Aussicht auf die den Horizont überall abschließenden Alpenketten jeden Besucher entzückt; allerdings müssen wir es dahingestellt

Digitized by Google

sein lassen, ob der Feldherr wirklich den Vergleich angestellt hat, da ja die neueste Weisheit den alten Römern jeden Sinn für landschaftliche Schönheit abspricht, so daß sie ihre Landhäuser, z. B. bei Tivoli und Antium, nur aus Versehen erbaut haben können.

Die porta praetoria, ein gigantisches Doppelthor, ist eins der besterhaltenen und schönsten Baudenkmäler aus der Römerzeit. Jedem Beschauer wird die Aehnlichkeit mit dem Herculaneer Thor von Pompeji auffallen; nur sieht man augenblicklich, daß in Pompeji die architektonischen Verhältnisse wie die ganze Anlage auf rein dekorative, höchstens polizeiliche Zwecke hinweisen, während in Aosta sehr ernsthaft an den Charakter der Stadt als den einer starken Festung gedacht worden ist. Die Binnenmauer der Thoranlage ist 3,45 m stark und ebenso wie die Außenmauer aus starken Nagelfluhquadern hergestellt. In jeder der beiden Mauern sind drei Thore angebracht, von denen die beiden äußeren, für den Verkehr der Fußgänger dienend, 2,64, das mittlere, für den Wagenverkehr bestimmt, 5,28 m, also fast doppelt so breit ist, als die Porta nigra in Trier und das Herculaneer Thor in Pompeji.

Die äußere Mauer des Thores hat die enorme Stärke von 4,53 m; zwischen der Außen- und der Binnenmauer ist ein Raum von 31,41 m Breite und 11,87 m Länge freigelassen, von dem aus im Falle einer Belagerung eine Reservetruppe die Vertheidiger des Thores ablösen und unterstützen konnte. Außerdem war der Fall denkbar, daß der Feind durch das Thor eindrang; dann wurden die Fallgatter heruntergelassen, durch die die sechs Zugänge geschlossen wurden; die im Binnenhofe postirte Mannschaft zog sich auf den Treppen der die Pforten flankirenden Thürme auf die Mauern zurück, und man versuchte die innerhalb des zwischen den beiden Thormauern befindlichen Raumes ein- und von der Außenseite des Thores abgeschlossene

Digitized by Google

feindliche Mannschaft von oben herab durch Wurfgeschosse zu vernichten.

Als Victor Amadeus I. von Savoyen — wohl im Jahre 1632 — nach Aosta kam, erging der Befehl, die Häuser, die an die Thore von beiden Seiten angebaut sind, niederzureißen und das herrliche Bauwerk von beiden Seiten freizulegen. Leider ist der Befehl nie zur Ausführung gekommen. Im Volke geht die Sage, der Apostel Petrus sei auf seiner Wanderung nach Gallien durch Aosta gekommen und habe hoch oben von der Porta Prätoria herab den Einwohnern das Evangelium gepredigt.

Geht man die von der Porta Prätoria nach Osten führende Straße entlang, so kommt man in einer Entfernung von nicht ganz 355 m zu einem jener Ehrendenkmäler, deren wirklicher Ursprung immer noch nicht sicher erklärt ist, die aber jedenfalls zuerst von den Römern erbaut worden sind. Während man sie in Rom Triumphbogen nennt, kann man das dekorative Thor, von dem hier die Rede ist, wohl nur als Ehrenbogen bezeichnen, da selbstverständlich Augustus niemals durch diese seinem Ruhm geweihte Pforte in Aosta eingezogen ist. Wunderbarerweise hat sich um dieses Monument herum der Boden nicht erhöht, sondern ist sogar niedriger geworden, als er bei der Anlage sein mußte, während die Fundamente der Porta Prätoria mehr als 2 m tief unter der Oberfläche der Straße stecken.

Unser Bogen ist der erste seiner Art, der überhaupt im römischen Reiche errichtet worden ist; am nächsten stehen ihm in der ganzen Anlage der von Susa und ein in Form eines Bogens errichtetes Stadtthor von Rimini. Die stadtrömischen Triumphbogen sind erheblich jünger und von wesentlich anderem Stile. Das Material des Aostaner Bogens ist dasselbe, wie das der Porta Prätoria, nämlich die Nagelfluh, die an den Ufern der Dora gefunden wird. Er hat nur einen Durchgang,

Digitized by Google

zu deſſen beiden Seiten die mächtigen Quadermaſſen, aus denen er beſteht, durch je zwei Säulen korinthiſcher Ordnung flankirt werden, die ein Geſims und darüber eine flache Attika tragen. Im Mittelalter war in der Mitte des Durchganges ein, jetzt durch ein Kruzifix erſetztes, Chriſtusbild angebracht, ein Sanctus Vultus, weshalb das Ganze Le Saint-Voult genannt wurde.

Wie zahlreiche ähnliche Denkmäler des Alterthums, hat der Bogen jahrhundertelang als Steinbruch gedient: nicht nur der Marmor, auf dem an der Innen-, wie an der Außenſeite Inſchriften angebracht waren — in die Nagelfluh kann man keine Buchſtaben einmeißeln —, wurde abgeriſſen, ſondern auch von den Quadern iſt ſo viel entfernt, als ſich die Faulheit der Anwohner dem Doraufer zu entnehmen ſcheute. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts war die Zerſtörung durch Menſchenhände und klimatiſche Einflüſſe ſo weit vorgeſchritten, daß der Einſturz zu befürchten war; glücklicherweiſe war die Stadtverwaltung von Aoſta damals verſtändig genug, die am meiſten bedrohten Stellen reſtauriren und das ganze Monument zum Schutze gegen den Regen mit einem Dache verſehen zu laſſen.

Die Stadtmauern von Aoſta bildeten und bilden noch heute, ſoweit ſie erhalten und erkennbar ſind, ein Rechteck, deſſen kürzere Seiten nach Oſten und Weſten liegen, und das zur Zeit der Gründung der Kolonie nur durch die Porta Prätoria und die ihr gegenüberliegende Porta Decumana durchbrochen war. Andere Thore hat das älteſte Aoſta, ſeinem Feſtungscharakter entſprechend, überhaupt nicht gehabt. In ſpäterer Zeit — ob noch im Alterthum oder erſt im Mittelalter, iſt nicht auszumachen — wurden in den Mauern zur Bequemlichkeit der Bewohner noch vier andere Thore angebracht. Die Porta Decumana, ſpäter porta di Saint Génis genannt, lag ſchon im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Trümmern; es war von

Digitized by Google

ihr nur bekannt, daß sie ebenso wie das westliche Thor drei Eingänge hatte und an jeder Seite durch einen Thurm flankirt war. Als Aosta in unserem Jahrhundert Sitz eines französischen Unterpräfekten geworden war, erging der Befehl, die Ruinen gänzlich wegzuräumen, ein Befehl, der denn auch energisch ausgeführt worden ist.

Die Stadtmauern Aostas sind an der Außenseite mit Quadern von alpinem Kalktuff verblendet, während der Mauerkern aus dem in vortrefflichem Mörtel eingebetteten Gerölle besteht, das die Dora mit sich fortschleppt. An der der Stadt zugekehrten Seite besteht die Verblendung aus unbehauenen Bruchsteinen. Weder an der Binnen- noch an der Außenseite verjüngen sich die Mauern allmählich nach oben; vielmehr steigen sie in einzelnen Absätzen senkrecht in die Höhe, wobei die obere Verkragung jedesmal schmaler wird als die darunterliegende. Die Höhe betrug bis zu dem nach außen vorspringenden Gesims 5 m, die darüber angebrachte Brustwehr ist nur in wenigen geringen Ueberresten erhalten; ihre Höhe dürfte 1,80 m betragen haben. Das Vertheidigungssystem wurde durch achtzehn in den Mauern in regelmäßigen Zwischenräumen erbaute Thürme vervollständigt, die als Wachtgebäude und Waffenmagazine dienten; die Courtinen zwischen den Flanken je zweier solcher Bastionen waren wiederum in Zwischenräumen von je 40 römischen Fuß durch Mauern unterbrochen, die unten 6, oben 4 römische Fuß breit waren. Der Zweck dieser Strebepfeiler war doppelt: einmal der Courtine eine größere Vertheidigungskraft zu geben, und zweitens, den auf der Mauerkrone, hinter den Schießscharten, patrouillirenden Ronden mehr Raum zu schaffen. Die Breite der Hauptmauer betrug im ganzen 6 römische Fuß; zieht man davon 2 Fuß für die Brustwehr ab, so blieb nur eine Breite von 4 Fuß übrig; nun wurde diese Mauer durch hölzerne Gerüste mit den Stützpfeilern ver-

Digitized by Google

bunden und auf diese Weise ein erheblich erweiterter Rondengang geschaffen.

Man sollte glauben, alle Betheiligten hätten es sich angelegen sein lassen, diese uralten Mauern, soweit sie sich noch bis in unsere Zeit erhalten hatten, für die Zukunft zu bewahren, zumal da Aosta wohl die einzige römische Kolonie aus der Zeit vor Christus ist, die uns das Bild einer solchen Gründung vor Augen stellen kann — aber nein: die Eisenbahn wurde von Ivrea nach Aosta weitergeführt, und da die von der früheren Porta Decumana nach dem Mittelpunkte der Stadt führende Straße recht eng ist — nur dies kann der Grund gewesen sein —, so wurde, um einen bequemeren und breiten Zugang herzustellen, gerade in den besterhaltenen südlichen Theil der Mauer ein großes Loch gerissen, durch das nun die Omnibus vom Bahnhofe in wenigen Minuten nach der Piazza Carlo Alberto fahren. Daß diese schändliche Barbarei in aller Form Rechtens vor sich ging, ist bei dem juristischen Schlendrian, der heute die romanische Welt regiert, selbstverständlich: das Ministerium holte das Gutachten der „Archäologischen Kommission für die Erhaltung (sic) der Kunst- und Alterthumsdenkmäler in der Provinz Turin" ein, und diese erleuchtete Körperschaft beschloß am 4. Februar 1884 mit allen gegen eine Stimme, daß gegen die Oeffnung der Mauer kein Einspruch zu erheben sei! Das war denn doch dem gesunden Menschenverstande der Aostaner etwas zu viel: der allgemeine Unwille über die Zerstörung der Mauer hat wenigstens so viel erreicht, daß im Sommer 1893 mit der Restauration des Thurmes Pailleron, gerade gegenüber dem Bahnhofe, der von allen Wachtthürmen in der Mauer am besten erhalten ist, begonnen wurde.

Die großartigste aller Aostaner Ruinen ist ohne Frage das Theater. Theater und Amphitheater wurden im nord-

Digitized by Google

östlichen Viertheil des Rechtecks erbaut, das die Mauern der Kolonie bildeten. So lange das Bauwerk unversehrt war, bildete es ein Rechteck, dessen östliche, die Zuschauersitze enthaltende Seite ellipsenförmig ausgeschweift ist. Diese und die westliche Seite sind etwas kürzer als die südliche und die nördliche Seite. Erhalten ist nur die südliche Umfassungsmauer, deren jetzige Höhe etwa 22 m beträgt. Allen Bewunderern dieser großartigen Ruine wird die völlige Abwesenheit jedes fremden, griechischen wie asiatischen, Einflusses auffallen. Statt der Säulen stützen die Hauptmauern enorme Strebepfeiler, und jedes nur verschönernde Detail ist vermieden: so folgerecht haben die militärischen Baumeister selbst diesem der Erholung gewidmeten Bau den streng römischen Charakter ernsten Zweckbewußtseins und praktischer Nützlichkeit eingeprägt. Die Strebepfeiler bestehen aus großen Nagelfluhquadern, das innere Mauerwerk zwischen den Pfeilern theils aus Dorakieseln, theils aus Tuff und ist mit außerordentlich sorgfältig hergestellten kleineren Bruchsteinen aus Kalktuff verblendet.

In der nordwestlichen Ecke des Aostaner Rechtecks befinden sich innerhalb eines Nonnenklosters die wenig umfangreichen Ruinen des Amphitheaters. Erhalten sind hauptsächlich acht der äußersten Bogen. Jeder Bogen wird von zwei Säulen flankirt; das Material ist der grünlich-weiße Marmor, der bei Aymavilles bricht. Freilich waren die Säulen keine Monolithen, da ihr Transport bei den Verkehrsverhältnissen der Gründungszeit — allerdings auch bei denen der Gegenwart — viel zu schwierig und kostbar gewesen wäre. Vielmehr bestehen sie aus fünf selbständig behauenen Stücken, von denen drei, nämlich die Basis, das Kapitäl und das mittelste Stück, organisch mit der Umfassungsmauer verbunden, die beiden anderen jedoch nur eingesetzt und seitlich mit der Mauer durch eiserne Klammern

Digitized by Google

verbunden wurden. Welche Folgen diese Struktur im Mittelalter hatte, kann man sich denken: alles, was sich abreißen ließ, wurde entfernt, so daß die Säulen mehrfach aus nichts weiter bestehen als aus Kapitäl und Basis. Trotzdem hat, wie aus Urkunden hervorgeht, das ganze Gebäude noch im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts leidlich intakt bestanden. Die Durchmesser der Arena des Amphitheaters betrugen 80 zu 47, die des ganzen Gebäudes 86,14 zu 73,86 m, so daß es etwa den fünften Theil des Kolosseums einnahm.

Zwar nicht in oder unmittelbar bei Aosta, aber doch eng mit der Gründung der Kolonie verbunden, sind zwei Brücken, deren erste, gewöhnlich pont de pierre genannt, in der gleichnamigen, östlichen Vorstadt, etwas über 417 m von dem vorher erwähnten Ehrenbogen entfernt, den früheren Lauf eines bei Aosta in die Dora fallenden Nebenflusses überspannt.

Die Bedeutung der geographischen Lage von Aosta beruht ersichtlich, abgesehen von dem Zusammentreffen der großen Alpenstraßen über den großen und den kleinen St. Bernhard, vornehmlich auch darauf, daß die Stadt an der Stelle liegt, wo nördlich der Buttier und südlich der Dard in die Dora einströmen. Nur ist die Stadt nicht genau an der Stelle gegründet, wo sich die beiden Alpenflüsse, einander gerade gegenüber, mit der Dora vereinigen, offenbar, weil die mit so reißenden Flußläufen naturnothwendig verbundenen Veränderungen der Flußbetten für eine städtische Anlage wenig günstig waren. Vielmehr liegt Aosta etwa soweit nordwestlich von jener Stelle entfernt, daß es vor Alluvionen ebenso geschützt ist wie vor Ueberschwemmungen; dementsprechend war denn auch die nach Aosta an der Dora entlang führende alte Römerstraße nördlich oberhalb des Doralaufes angelegt, und mußte also den Buttier, und zwar eben mittelst der erwähnten

Digitized by Google

Brücke, überschreiten. Seitdem hat freilich der Buttier seinen Lauf derartig verändert, daß die Brücke nur noch über ein leeres Flußbett führt.

Wie klug die Politik der Römer bei der Anlage von Aosta war, sieht man aufs Klarste aus dem schnellen Emporblühen der jungen Kolonie. Allerdings haben wir nur ein indirektes, aber desto schwerer wiegendes Zeugniß für die glückliche Entwickelung der Stadt in der Inschrift an einer der großartigsten Bauten, die die Römer überhaupt ausgeführt haben — ebenso wie in der bloßen Entstehung dieses wunderbaren Bauwerkes selbst.

Bei der Besiedelung der Stadt fiel naturgemäß den Soldaten der beste Theil der in der Nähe liegenden Thalgegenden zu. Nächst ihnen mußten römische Bürger mit gutem Ackerboden bedacht werden. Was dann noch in den steil abfallenden und deshalb mehr oder weniger schwer zugänglichen Seitenthälern in unmittelbarer Nähe Aostas zu vertheilen oder auch zu verkaufen war, mochten Diejenigen erhalten, die weder durch kriegerische Leistungen, noch durch eine rechtlich bevorzugte Stellung höhere Ansprüche begründen konnten.

Nun fällt etwa 8 km thalaufwärts von Aosta der reißende Gebirgsstrom, den die Gewässer des Gletschergebietes des Gran Paradiso anschwellen, nachdem er das Thal von Cogne durchlaufen hat, in die Dora; er hat keinen eigenen Namen, wie so viele Flüsse nicht bloß in den Alpen, sondern heißt ähnlich wie im Val d'Anniviers alle Bäche Navigeance heißen, einfach nur Grand Eivia (lies Eigue): das große Wasser. Das Flußbett jenes Gletscherbaches ist im untersten Theile des Thales von Cogne so tief eingebettet, daß der an seinem Ausgang liegende und denselben beherrschende Ort Aymavilles nicht im Thale selbst, sondern hoch auf dem Mittel-

Digitized by Google

gebirge am rechten Dorauſer angelegt iſt. In Aymavilles werden naturgemäß die reichen Lager von Eiſenerz verwerthet, die das Thal von Cogne birgt, und deren Stufen thalabwärts zum Schmelzen damals wie heute mühſam auf dem Rücken von Maulthieren gebracht werden.

Südlich von Aymavilles ſenkt ſich die in das Thal von Cogne hinaufführende Straße allmählich zu dem Flußlaufe hinab und gelangt in einer Entfernung von 2 km zu dem ſogenannten Pondel, einer großartigen Brücke von ſolideſter Bauart, die in ſchwindelnder Höhe die beiden ſteil abfallenden Flußufer verbindet, zwiſchen denen der Gebirgsſtrom tief unten einherbrauſt. In die Nordſeite der die Brücke bekleidenden ſtarken Quadern von Kalktuff iſt eine lateiniſche Inſchrift eingehauen, laut welcher die Brücke in dem Jahre, in welchem der Imperator Cäſar Auguſtus zum dreizehnten Male zum Konſul gewählt war, d. h. im Jahre 3 vor Chriſti Geburt, von Gaius Avillius und Gaius Aimus aus Padua, und zwar als Privatbeſitz erbaut worden iſt. Die Echtheit dieſer Inſchrift iſt früher vielfach angezweifelt worden: völlig mit Unrecht; ſie war eben, ſowohl der großen Höhe wegen, in der ſie angebracht iſt, als weil ſich Schlingpflanzen und Moos auf den Steinen feſtgeſetzt hatten, ſehr ſchwer zu entziffern, bis ſich endlich Carlo Promis, deſſen ausgezeichnetem Werke über Aoſta wir die Maße der Ruinen und zahlreiche andere Details verdanken, an Stricken die ſchwindelnde Höhe hinaufziehen ließ und jedem Zweifel an der Echtheit vollſtändig ein Ende machte.

Die Brücke überſpannt die Thalſchlucht in einem einzigen Bogen und zwar in einer Höhe von etwa 52 m über dem Strome; ganz eigenthümlich und ſonſt bei keinem antiken Brücken- oder Viaduktbau beobachtet, iſt ihr die Anlage eines Doppelüberganges: der untere iſt ein auf beiden Seiten umſchloſſener Korridor, der obere iſt offen; die Entfernung zwiſchen beiden

Digitized by Google

beträgt 4,12 m. Die Gesamtbreite der Brücke dagegen ist 2,26 m, wovon nach Abzug der Stärke der beiden Mauern für den eigentlichen Durchgang nur eine Breite von 1,08 m übrig bleibt. Der untere korridorähnliche Uebergang ist 50,33 m lang und hat nach dem Dorathale, also nach Norden zu, fünfzehn schießschartenähnliche Fensteröffnungen, während in der gegenüberliegenden südlichen Mauer nur zwölf Fenster und zwar so angebracht sind, daß ein nördliches Fenster stets dem Raum zwischen zwei südlichen gegenüber liegt.

Während man früher die Brücke für eine Wasserleitung erklärte, die durch den Korridor gelaufen sei, hält Promis mit vollem Rechte diese Ansicht hauptsächlich deshalb für irrig, weil die sorgfältige Fensteranlage bei einer Wasserleitung keinen Sinn haben könnte. Die bleiernen Röhren, die etwa hindurch gelegt worden wären, konnten, wenn sie schadhaft wurden, bei künstlicher Beleuchtung reparirt werden, ohne daß die umständliche Anlage von Seitenöffnungen nöthig war. Uebrigens müssen wir hinzufügen, daß die Voraussetzung, die Leitung sei durch bleierne Röhren geflossen, geradezu lächerlich ist: wie sollte man dazu kommen, das Wasser in einem abgelegenen Thale anders als in der Umgebung von Rom laufen zu lassen? In der Campagna strömt es durch gemauerte Kanäle, die sich als außerordentlich haltbar erwiesen haben und ihr Wasser erst nach Eintritt in die Stadt den Häusern in bleiernen Röhren mittheilten.

Die richtige Erklärung des merkwürdigen Bauwerks hat Promis dahin festgestellt, daß der untere Uebergang für Menschen, der obere für Maulthiere bestimmt war. Die Brücke ist so hoch und den Winden so ausgesetzt, daß Menschen, die auf einem Uebergange ohne Schutz zu beiden Seiten die Brücke passiren, schon im Frühjahr und Herbste ernsten Gefahren ausgesetzt wären, um von den Schneestürmen des Winters ganz zu

Digitized by Google

schweigen. Das Klima des südlich von der Dora gelegenen Theils der Grajischen Alpen ist nämlich außerordentlich rauh und z. B. der jetzt viel besuchte Badeort Ceresole, im hintersten Theile des Orcothales — von Cogne durch das Gran Paradiso getrennt — erheblich kälter als das etwa tausend Fuß höher gelegene Sankt Moritz im Engadin. So ist denn auch diese Alpengegend der letzte Zufluchtsort der Steinböcke geblieben, die sonst überall in den Alpen ausgestorben sind. Aus der Rücksicht auf die menschlichen Passanten des Korridors erklärt sich auch der Umstand, daß die Fenster auf der einen Seite 1,865 m, auf der anderen dagegen nur 1,02 m über den Boden angebracht sind, eben um die Gewalt des hindurchwehenden Windstromes zu brechen. Daß Maulthieren, die in dieser Gegend fast allein als Saumthiere verwandt werden, auch der heftigste Schneesturm sehr viel weniger anhaben kann als Menschen, braucht nicht ausgeführt zu werden.

Daß Aimus und Avillius nicht Soldaten waren, folgt mit Nothwendigkeit aus dem Fehlen jeder militärischen Bezeichnung bei ihren Namen, die auf derartigen Inschriften niemals weggelassen wird. Daß sie auf eigene Kosten und als Privatstraße ein derartiges Bauwerk herstellten, beweist, wie schnell die Kolonie mit ihrem Hinterlande aufblühte und wie festen Fuß die römische Herrschaft gefaßt hatte. Mit dem Namen dieser beiden Bergwerksunternehmer großen Stils, die kombinirt in der Benennung der Ortschaft Aymavilles fortleben, verschwindet die heidnische Zeit Aostas unseren Augen: das Nächste, was wir z. B. von dem Thale von Cogne erfahren, ist, daß es Eigenthum der Bischöfe von Aosta wurde, die noch heute den Titel Grafen von Cogne führen.

Wie hart und grausam auch die Salasser unterjocht worden waren — nachdem die römische Herrschaft einmal mit

Digitized by Google

fester Hand jeden Widerstand niedergeschlagen hatte, war sie ebensowenig wie anderwärts kleinlich bestrebt, den Besiegten ihre Sprache und Sitte zu nehmen; vielmehr ging die Latinisirung der ehemals keltischen Provinzen in friedlicher Weise und so allmählich vor, daß z. B. in der Bretagne die keltische Sprache nie völlig ausgestorben ist.

Das sicherste Zeichen eingetretener Romanisirung sind die lateinischen Inschriften, die sich denn auch in Aosta wie auf dem großen und kleinen St. Bernhard, d. h. überall da zahlreich gefunden haben, wohin der eigentliche Weltverkehr reichte. Wer aus den Mauern Aostas heraustrat, um aus dem Thale der Dora Baltea z. B. nach dem anderen Hauptthale der Penninischen Alpen, dem der Rhone, zu wandern, der opferte auf dem großen St. Bernhard dem Jupiter Poeninus — aus dem keltischen Worte, das diesem Theile der Alpen den Namen gegeben hat und Höhe, Spitze bedeutet, hatten die Römer ein an die Punier erinnerndes Wort und den einheimischen Berggeist zu einem Jupiter gemacht, — brachte ihnen Gaben von Münzen und ähnlichen Dingen dar, weihte ein Gelübde für „Reise und Rückkehr" und verewigte seine Gebete in vielen Fällen durch eine Inschrift.

Nun hat sich aber in keinem höheren, von durchgehendem Verkehr unberührten Thale der Penninischen Alpen — unter diesem Namen fassen die Römer häufig die Grajischen und Penninischen Alpen zusammen — eine lateinische Inschrift gefunden (die einzige, gleich zu erwähnende, ist gefälscht); man sollte deshalb meinen, das Keltenthum sei aus den letzten Gebirgswinkeln und Thalfalten nicht vertrieben worden, sondern habe sich ebenso dort erhalten, wie in Wales und der Bretagne. Aber dies wäre ein vollständiger Irrthum: nirgends, in keinem noch so abgelegenen Thale hat sich auch nur eine Spur von keltischer Sprache feststellen lassen.

Digitized by Google

Vielmehr wird in den Penninischen Alpen jenes Provençalisch gesprochen, das allen Theilen des alten Königreichs Burgund gemeinsam war. Durch welche Eroberung es jedoch in diese Gegenden hineingetragen wurde, ist unbekannt.

In unserer Zeit sommerlicher Alpenreisen und lebhaften Touristenverkehrs fangen sprachliche und andere Besonderheiten an, sich für den eiligen Besucher dadurch zu verstecken, daß statt der provençalischen Landessprache vielmehr Französisch oder Italienisch an der Oberfläche des täglichen Lebens erscheinen. Noch im Anfange unseres Jahrhunderts war es ganz anders. Z. B. war das bei Sierre in das Rhonethal mündende Val d'Anniviers damals noch durch einen Felsriegel gegen das Rhonethal abgeschlossen und hatte seine Eigenart so völlig bewahrt, daß man keine Teller kannte, sondern aus Löchern speiste, die in den hölzernen Tischen angebracht waren. Auch heute, wo eine Fahrstraße (les Pontis) in das Thal führt, die die Thalbewohner selbst angelegt haben, erscheinen die Anniviasken sich selbst wie ihren Nachbarn so eigenthümlich, daß man bei beiden die felsenfeste Ueberzeugung antrifft, sie stammten von einem Haufen im sechsten Jahrhundert aus Italien entwichener Hunnen ab. Wie dieses Völkchen die in ihrer Art bewundernswürdige Felsenstraße gebaut hat, die ohne Vorbild ist und ganz andere Neigungsverhältnisse zeigt, als die von modernen Ingenieuren kunstgerecht hergestellten Alpenwege, so verdankt ihm das Thal uralte, äußerst wohldurchdachte und sorgsam ausgeführte Bewässerungssysteme, die mit einfachen Mitteln an den steilen Thalwänden eine üppige Wiesenflora unterhalten.

Aehnlich ist das bereits erwähnte Bewässerungswerk von Courmayeur, während im oberen Theile des ebenfalls schon erwähnten Orcothales eine noch bewundernswürdigere Entwässerungsanlage geschaffen ist. Die den Lauf des Orco be-

Digitized by Google

gleitende Fahrstraße endet bei Noasca. Oberhalb Noascas führt der Saumweg durch ein enges Felsendéfilé, aus dem man zuletzt wie durch ein Thor in den breiten Thalkessel eintritt, in dessen Mittelpunkt Ceresole liegt. In diesem Thalbecken muß der Orco früher einen See gebildet haben: noch heute sieht man hoch oben an beiden Thalwänden die Spuren der alten Wege, die sich der Richtung der Thalsohle entsprechend parallel dem Flußlaufe hinziehen. Als dann das Felsenthor geöffnet war, flossen die Wassermassen des Sees ab, und die grünen Matten konnten sich bilden, die jetzt das Thal in seiner Erweiterung bei Ceresole ausfüllen.

Im sechzehnten Jahrhundert gab es in Ceresole eine lateinische Inschrift, nach der der große Agrippa irgend ein Werk ausgeführt hätte, als welches die Lokalantiquare eben die Ablassung des einstigen Orcosees ansehen. Leider ist die Inschrift sicher gefälscht, da Agrippas Familienname falsch ist; freilich ist es auch sehr wenig wahrscheinlich, daß der Feldherr bei der Herstellung der Straßenzüge, die über den großen und kleinen St. Bernhard führen, in diesen abgelegenen Winkel der Alpen gekommen wäre. Vielmehr haben die Römer mit dem Bewässerungssystem, den Pfaden an der Berglehne und dem Ablaß des Sees ebensowenig etwas zu thun, wie der Name des schönen, das Thal beherrschenden Berges Levanna mit dem der Göttin Levana, von der Augustinus behauptet, sie sei in Rom als Beschützerin der neugeborenen Kinder verehrt worden, die der Vater durch Aufheben (levare) vom Boden anerkannt hatte.

Die Auflösung des römischen Reiches und die Bildung germanischer Staaten bedeutete mit ihren Kriegen und Eroberungen für Aosta wie für so viele andere blühende Städte zwar nicht den völligen Untergang, aber doch ein so starkes Schwinden der Bevölkerung, daß die leicht gebauten Privat-

Digitized by Google

häuser völlig verschwanden und nur die in unzerstörbarer Festigkeit hergestellten öffentlichen Bauten den Sturm der Zeiten überlebten. Freilich drohte dann diesen öffentlichen Bauten gerade von der Seite Gefahr, die sich die Wiederbevölkerung der Stadt zur Aufgabe stellte.

Mehrere ritterliche Familien des Thales bauten sich Burgen im, resp. am Mauerringe von Aosta und nahmen dazu, was sich bequem von den antiken Ruinen abbrechen und fortschaffen ließ. So ist der später zu erwähnende Thurm des Podestà vollständig aus dem Material des Amphitheaters gebaut. Durch diese Bauten und den Aufenthalt ihrer Besitzer in der Stadt wurde eine friedliche Entwickelung bürgerlichen Lebens ermöglicht; freilich nahm bei dem Zuzuge von außen und dem Neubau von Häusern die Zerstörung der antiken Monumente erheblich zu.

Von den mittelalterlichen Festungen Aostas sind nur wenige übrig geblieben. Vor allen sind zwei Thürme zu nennen, die dem uralten Geschlecht Chalans gehörten: der Thurm Pailleron, jener oben erwähnte Wachtthurm, der augenblicklich seinem ursprünglichen Charakter gemäß restaurirt wird, und der Bramafam.

Diese Burg — die albernen Deutungen des Namens als Hungerthurm u. s. w. übergehen wir — bildet ein Rechteck von 28,90 zu 15,65 m Ausdehnung. Die alte, zum Zwecke dieses Thurmbaus erhöhte römische Stadtmauer schließt die Festung nach außen ab; in der südwestlichen Ecke ist auf einen antiken Strebepfeiler ein kreisrunder Thurm mit einer durch breite Schießscharten unterbrochenen Brustwehr gesetzt worden. Mauern und Thurm sind allein von der Festung übrig geblieben; alles andere ist, nachdem die Chalans ihre Burg nicht mehr bewohnten, verfallen oder als Steinbruch benutzt worden.

Das einzige architektonische Detail, das an dem Thurme

Digitized by Google

ausgebildet ist, sind die Fenster: danach wird seine Erbauung in das Ende des elften oder den Anfang des zwölften Jahrhunderts gesetzt.

Während die Herren, später Grafen von Chalans durch ihre beiden Burgen die Südseite von Aosta beherrschten, hausten die Barone de la porte Saint-Ours in der von ihnen zur Festung ausgebauten und mit Thürmen versehenen Porta Prätoria von Aosta. Ihre Familie ist ebenso alt, wie die der Chalans, und ebenso wie diese verließen sie Aosta, als es mit der Feudalherrlichkeit zu Ende ging. Ihr Besitz und späterer Wohnort war das schöne Schloß von Quart, vier römische Meilen östlich von Aosta, von dem sie in der Folge den Namen führten.

Die besterhaltene Festung ist der Thurm des Podestà oder des Gefängnisses, zu dem im Mittelalter der nordöstliche Eckthurm der alten Mauer ausgebaut worden war. Erbaut von der Familie du Palais, wurde er gegen das Jahr 1265 von Guillaume du Palais an Peter Grafen von Savoyen verkauft, der seinen, das Herzogthum Aosta verwaltenden Vogt (bailli) darin residiren ließ. Später benutzte man das Gebäude als Gefängniß und Kaserne, wozu es noch heute dient.

An der nordwestlichen Ecke des Mauerrechtecks erhebt sich der jetzt verlassene neue Thurm, erbaut von der längst ausgestorbenen Familie Tourneuve, südlich davon der Thurm des Aussätzigen, der, weil gespensterbewohnt, lange Zeit verlassen, seit dem Jahre 1773 einem Aussätzigen und seiner Schwester zur Wohnung oder vielmehr zum Gefängnisse angewiesen wurde. Die Schwester starb im Jahre 1791, der Bruder erst 1803 im Alter von zweiundfünfzig Jahren. Xavier de Maistre, der 1793—1798 in Aosta lebte, hat die Sache bekanntlich in seinem Lepreux de la cité d'Aoste verwerthet. Heute gehört der in tiefster Einsamkeit daliegende, melancholisch zum Himmel

Digitized by Google

schauende Thurm mit seiner nächsten Umgebung einer frommen Stiftung, dem Ospizio di Carità, das über achtzig armen Kindern Unterkunft sowie Ausbildung im Landbau gewährt. Dieses vortreffliche Institut verdankt einen erheblichen Theil seiner Mittel der Hochherzigkeit der Witwe des letzten Grafen von Chalans, aus deren Hinterlassenschaft es im Jahre 1839 100000 Francs empfing.

Jünger als diese festungsartigen Bauten sind die Kirchen. Da die im fünften Jahrhundert in Savoyen angesiedelten Burgunder Arianer waren, scheint auch unter der eingeborenen Geistlichkeit Neigung zu dieser Ketzerei entstanden zu sein. Wenigstens wird dies von dem die Diöcese gegen das Jahr 525 nach Christo regierenden Bischofe Plocéan berichtet. Einer der Domherren der Kathedrale, der Archidiakon Ursus, von Geburt ein Schotte, gründete deshalb in Gemeinschaft mit sechs seiner Amtsgenossen außerhalb der Stadtmauern in der östlichen Vorstadt Aostas die sog. Kollegiatkirche und weihte sie dem Apostel Petrus. Hier bekämpfte er den Arianismus tapfer bis zu seinem Tode, wurde in der von ihm gegründeten Kirche beigesetzt und, da an seinem Grabe viele Wunder geschahen, zuletzt heilig gesprochen. Seitdem hat der ganze Komplex von Gebäuden den Namen Saint Ours erhalten.

Vor allem lenkt der großartige lombardische Glockenthurm den Blick auf sich. Gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts von Gontier d'Ayme, Canonicus der Kollegiatkirche, fast nur aus Blendsteinen erbaut, die den römischen Mauern Aostas entnommen sind, wirkt er ebensowohl durch seine schönen Verhältnisse wie durch seine fast vollkommen unversehrte Erhaltung. Zu dem ernsten Charakter der ohne jedes Ornament gelassenen Hauptflächen stehen die zierlichen, in Halbkreisbogen umwölbten Fenster des obersten Theils in höchst wirksamem

Digitized by Google

Gegensatze. Auf dem Platze vor dem Thurme und der Kirche steht eine uralte Linde, deren Stamm noch da, wo sich die Aeste zu theilen anfangen, 4 m Umfang mißt. Man kann sich kaum ein schöneres Architekturbild denken, als den gewaltigen Thurm, die Fassade der Kirche und jene riesige Linde, alles in tiefster Einsamkeit verharrend und im Hintergrunde von den schneebedeckten Alpengipfeln überragt.

Auch die zum Thurme gehörige dreischiffige Basilika ist in ebenso einfachen als schönen Verhältnissen ausgeführt; nur ist die Fassade ebenso wie das Innere vielfach modernisirt und die Kirche dadurch eines ihrer Hauptreize entkleidet worden. Von den zahlreichen sehenswerthen Einzelheiten im Innern heben wir nur die wundervollen Chorstühle der Domherren hervor, die der Prior Georg von Chalans gegen das Jahr 1500 durch den Genfer Pierre Mochet ausführen ließ — wohl eins der schönsten Kunstwerke in Holzskulptur, die überhaupt bekannt sind.

Derselbe Georg von Chalans ließ auch das Mittelschiff der Kirche neu überdachen; oberhalb dieses neuen Daches ist noch das alte Balkensystem aus dem zehnten Jahrhundert sichtbar und so gut wie vollständig erhalten, welches das Mittelschiff ursprünglich bedeckt hatte.

Südlich an die Basilika stößt ein im zwölften Jahrhundert erbautes und gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ebenfalls durch Georg von Chalans restaurirtes Kloster, dessen Kreuzgang von ganz besonderem Interesse ist. Das Material der Stützen des Gewölbes ist ein, wie es scheint, ursprünglich weißer und dann künstlich geschwärzter Marmor, die Stützen selbst sind theils einfache, theils doppelte Säulen, deren — wenn auch unter sich wiederum verschiedene — Schlankheit einen starken Gegensatz zu den sehr massig gestalteten Pilastern bildet, welche die Säulenordnung unterbrechen. Gemeinsam den ge-

Digitized by Google

samten Stützen dagegen ist der sehr breite Abacus, auf dem die Bogen und Rippen ruhen: seine Dimensionen sind im Verhältnisse zu den Einzelsäulen zu groß und eigentlich das einzige Unschöne an der ganzen Anlage. Unübertrefflich interessant und von schönster Ausführung sind die Skulpturen, mit denen die Kelchkapitäle der Säulen und Pilaster verziert sind. Sie stellen theils Gegenstände aus der heiligen Geschichte, theils profane Vorgänge dar, z. B. die Fabel vom Fuchs und vom Storch. Am merkwürdigsten ist wohl ein Kapitäl an der Südseite, auf dem der arianisch gesinnte Bischof von Aosta, der den unfreiwilligen Anlaß zur Gründung der Collegiata gab, in dem Augenblicke dargestellt wird, wo ihn Teufel zur Strafe für seine Ketzerei in die Hölle schleppen.

Südlich von Kloster und Kirche und aufs Engste mit ihnen verbunden ist der herrliche Palast, in dem die Prioren von Sant'Orso hausten, offenbar erbaut für Männer von weitreichendem Einflusse und großem Reichthume, wie es in der mittelalterlichen Blüthezeit von Aosta nur natürlich war. Ihn hat unter Andern auch Michele Ghislieri bewohnt, erst Prior von Sant'Orso, dann Bischof von Mondovì und endlich unter dem Namen Pius V. im Jahre 1565 auf den päpstlichen Stuhl erhoben.

Das Priorato ist ein im Laufe der Zeiten vielfach verunstalteter Backsteinbau aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, jetzt, nach Aufhebung des Klosters, Privatbesitz. Es besteht aus drei Gebäuden, deren Fassaden aufs Reichste mit äußerst geschmackvollen Ornamenten in Terracotta verziert sind. An der östlichen Fassade erblickt man das Wappen des Erbauers, Georg von Chalans, der dem ganzen Gebäudekomplexe von Sant'Orso ebenso den Stempel aufgedrückt hat, wie man die Erinnerungen an diese große Familie im ganzen Thale von Aosta wiederfindet. Freilich erklärt sich die verschwenderische

Digitized by Google

künstlerische Ausstattung von Kirche, Kloster und Palast überhaupt daraus, daß die Mitglieder des Kapitels den reichsten und ältesten Familien der Gegend angehörten.

Der größere, untere Theil der sehr weiten und hohen Fensterverkleidung des ersten Stockes ist vermauert, wohl in den Zeiten, in denen die zunehmende Verarmung eine Beschränkung der Wohnräume nothwendig machte. Die Fenster, wie sie ursprünglich gedacht waren, sind von breiten Rahmen eingefaßt, die Laubwerk, Arabesken und andere Ornamente zeigen. Weiter oben läuft ein Fries von außerordentlich schöner Arbeit hin, deren Details aus Putten bestehen, um die sich Blumenketten hinwinden. Zu der Eigenthümlichkeit des ganzen merkwürdigen Baues, eines wahren architektonischen Schmuckkästchens, trägt noch wesentlich der achteckige, nur ornamentale Backsteinthurm bei, der sich in der Südostecke erhebt.

Was würde so manche reiche nordische Stadt um den Besitz dieses in seiner Art einzigen Bauwerkes geben! Hier liegt es in ungünstigster Stadtgegend, eingeengt von modernen, stillosen Häusern, abseits von allem Verkehre; aber gerade diese stimmungsvolle Abgeschiedenheit hat ihren eigenen Reiz: sie läßt die Gedanken in jene Zeiten werdenden Volksthums zurückschweifen, in denen die nationalen Unterschiede, die unser heutiges öffentliches Leben beherrschen, noch keine Bedeutung, dagegen religiöse Zwistigkeiten und dogmatische Fragen oft allein die Entscheidung hatten. Durch den Abscheu gegen den Arianismus war Sant' Orso entstanden; noch heute wird nicht weit davon das Haus gezeigt, in dem der heilige Anselmus geboren sein soll: ein Schotte gründete Sant'Orso, und ein Aostaner wurde Erzbischof von Canterbury! Während in Aosta die Arianer bekämpft und das ambrosianische Ritual bis auf die neueste Zeit hartnäckig festgehalten wurde, vergaßen die romanischen Burgunder Savoyens, der Schweiz und Südfrankreichs, sich gegen den gemein-

Digitized by Google

samen Feind, das nordwestliche Frankreich zu dem von der Geschichte vorgezeichneten Bunde, der Oberitalien mitumfaßt hätte, zusammenzufinden und so dem Lande, in dem das alte Keltenthum mit all seinem Blutdurst und seiner unbegrenzten Explosionsfähigkeit in immer ausgeprägterer Weise wieder erwachte, den starken Wall einer Nation entgegenzusetzen, in der die germanischen und romanischen Elemente gemeinsam das Keltenthum überwunden hatten, die sich aber dann, als der — im historischen Sinne — psychologische Augenblick verpaßt war, nie wieder zusammenfinden konnten. Wären die Nizzarden — um aus den zahlreichen sich hier öffnenden Perspektiven nur diese eine herauszugreifen — je wirklich Italiener gewesen, so würden sie die für Italien so schmachvolle Auslieferung an Frankreich nicht wohlgemuth ertragen haben.

Der Dom von Aosta ist zwar von hohem Alter, aber durch ausgedehnte Restaurationen seines ursprünglichen Charakters vielfach beraubt. Im Domschatze werden mehrere höchst interessante Kunstwerke aufbewahrt, darunter ein ovales Medaillon mit schöner Goldfiligranarbeit des dreizehnten Jahrhunderts. Der Künstler, der dieses Werk in Italien schuf, hat in die Mitte einen antiken Cameo gesetzt, einen weiblichen Kopf von wundervoller Arbeit darstellend, dessen Nase etwas beschädigt ist; die Lücke im Steine hat man in origineller Weise durch einen Esmerald ausgefüllt.

Von ebenfalls unübertrefflich schöner Arbeit sind die aus Elfenbein bestehenden Außenseiten eines Diptychons, auf dem Sextus Anicius Probus in seinem Konsulatsjahre, d. h. 406 n. Chr., den Kaiser Honorius zweimal hat darstellen lassen. Während sonst die Konsuln beim Antritte ihres Amtes ihre Freunde mit Diptychen, d. h. Schrifttäfelchen, beschenkten, deren Außenseite ihren Amtsantritt figürlich und inschriftlich feierte,

Digitized by Google

tritt hier Probus bescheidentlich zurück und huldigt dem jungen — damals kaum fünfundzwanzig Jahre alten — Herrscher; ja er bekennt sich in der Inschrift des unteren Randes als seinen famulus; was würde Murena empfunden haben, wenn er gelesen hätte, daß ein Anicier, ein Mann aus einer der in seiner Zeit angesehensten Familien Roms, sich selbst als Knecht bezeichnete — er, den sein trotz aller Warnungen des Horaz unbezähmbarer Stolz dahin gebracht hatte, daß ihn Augustus hinrichten ließ!

Das unscheinbarste Denkmal Aostas ist das auf einer Säule in einer der Straßen der inneren Stadt — daher via croix de ville genannt — angebrachte Kreuz, dessen Inschrift besagt, daß es zur Erinnerung an die Vertreibung Calvins im Jahre 1536 errichtet worden ist. So bewahrt dieses Denkmal die Erinnerung an einen Vorgang, der zu spät kam, um ein von der Geschichte zugelassenes Unrecht wieder gut zu machen. Savoyen war aus dem volks- und sprachgeschichtlichen Zusammenhange herausgerissen, dem es angehörte, und derselben Vereinzelung anheimgefallen, wie die westlichen romanischen Theile der Schweiz. Der Picarde Calvin, in seinem von Frankreich verschlungenen Vaterlande Burgund gefährdet, floh im Jahre 1535 nach dem Süden und sollte den letzten Versuch machen, Savoyen dem Völkerverbande zurückzugewinnen, auf den es angewiesen schien.

Zuerst ging Calvin nach Ferrara, an dessen Hofe die Herzogin Renée, Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, den Lehren der Reformation anhing. Näheres über seinen Aufenthalt und seine Wirksamkeit ist nicht bekannt; nur berichtet Muratori, es habe ihm Jemand, dem die Akten der Inquisition zugänglich waren, berichtet, Calvin sei im folgenden Jahre auf Befehl des heiligen Tribunals eingekerkert und dann nach Bologna, wo ihm wohl der Prozeß gemacht werden sollte, gebracht worden.

Digitized by Google

Unterwegs wurde er jedoch von maskirten Reitern befreit; Muratori sagt, man könne sich leicht denken, auf wessen Veranstaltung er der Inquisition entrissen wurde; er spielt damit natürlich auf die Herzogin von Ferrara an.

Wenn berichtet wird, Calvin sei auf seiner weiteren Flucht durch Modena gekommen, so hat man damit die merkwürdige Thatsache in Verbindung gebracht, daß sich, als im Jahre 1823 eine alte Villa der Familie Castelvetro bei Modena niedergerissen wurde, ein in eine Wand eingemauerter Schrank vorfand, in dem verschiedene Schriften Calvins in den ersten Ausgaben und in bester Erhaltung verborgen waren: Luigi Castelvetro, schon vorher der Hinneigung zu den Lehren der Reformation verdächtig, wurde im Jahre 1560 vor die Inquisition citirt, weil er eine Schrift Melanchthons übersetzt hatte, und entzog sich einer Verurtheilung durch die Flucht.

Nachdem sich Calvin dann eine Zeit lang in Scandiano aufgehalten hatte, begab er sich nach Piemont. In Caragliano bei Cono suchte er Anhänger für seine Lehre zu gewinnen, aber die Weiber des Ortes verjagten ihn mit Steinwürfen. Nicht besser ging es ihm in Saluzzo, wo noch jetzt alljährlich ein Fest zur Erinnerung an seine Vertreibung gefeiert werden soll. Endlich gelangte er im Februar 1536 nach Bibian, dicht bei Aosta, wo er sich im Hause des Advokaten Pierre Lionard Vaudan versteckt hielt.

Der Augenblick, hier eine reformatorische Thätigkeit zu entfalten, war gut gewählt; der Herzog von Savoyen hatte Genf verloren, und das Heer der Berner hatte ihm eben das Waadtland entrissen; dazu wurde er von Franz I. von Frankreich mit Krieg überzogen. Wenn aber Calvin die Aostaner zu der von ihm gepredigten reinen Lehre des Augustinus von der Gnadenwahl zurückführen wollte, die einst Anselm von Canterbury abgeschwächt hatte, so dürfte er dabei noch andere, weltliche Zwecke verfolgt haben.

Digitized by Google

Aus Calvins späterer Thätigkeit in Genf erkennt man, daß ihn nicht nur dogmatische Spitzfindigkeiten quälten oder begeisterten, sondern daß er die Welt der Erscheinungen nach den Träumen seines mystischen Ehrgeizes gestalten wollte. Die Prädestinationslehre ist so klug auf die menschliche Eitelkeit berechnet, daß sich die Priester ebensowohl wie alle mit dem Kirchenregimente Verbundenen als auserwählte Gefäße der göttlichen Gnade ansehen müssen; von diesem Glauben aber bis zu dem Anspruche auf Weltherrschaft, den so viele Propheten erhoben haben, ist nur ein Schritt.

Erst in diesem Zusammenhange versteht man, was über Calvins Unterhaltungen mit der Herzogin Renée von Ferrara berichtet wird: er soll ihr nach Muratoris Bericht mit großer Beredsamkeit klarzumachen versucht haben, daß Luther bei seiner Kirchenreformation auf halbem Wege stehen geblieben sei, und daß man weiter gehen müsse. Schwerlich kann er damit etwas anderes gemeint haben, als daß das Kirchenregiment auch das äußere Leben beherrschen, das Priesterthum der gereinigten Lehre dieselbe Stellung einnehmen müsse, wie einst in Jerusalem.

Wie die milde Gottesherrschaft beschaffen war, die er später in Genf eingerichtet hat, ist bekannt; sehr schön, so berichtet triumphirend einer seiner Biographen, war der Ernst, mit dem in Genf auf die elterliche Autorität gehalten wurde. Im Jahre 1563 wurde ein Mädchen, das ihre Mutter beschimpft hatte, auf drei Tage bei Wasser und Brot eingesperrt und mußte öffentlich nach der Predigt ihre Reue ausdrücken. Ein anderes Kind wurde geköpft, weil es Vater und Mutter geschlagen hatte. Auch ein sechzehnjähriges Kind, das nur versuchte, seine Mutter zu schlagen, wurde zum Tode verurtheilt, doch wurde seiner Jugend wegen die Strafe in die der Verbannung umgewandelt, nachdem es vorher mit

Digitized by Google

einem Stricke um den Hals öffentlich ausgepeitscht worden war.

Es war unmöglich, die calvinistische Reformation in Savoyen einzuführen, solange das Land unter der Herrschaft seiner angestammten Herzöge stand, die soeben Genf lieber verloren als der Reformation nachgegeben hatten. Deshalb beschlossen die Anhänger Calvins in Aosta, Bern zu Hülfe zu rufen und zu gleicher Zeit die Reformation im Thale von Aosta einzuführen, und ein Bündniß mit den protestantischen Schweizer Kantonen abzuschließen. Man sieht aus diesen von Jules Bonnet in einer handschriftlichen Chronik in Aosta gefundenen Nachricht, wie nahe Calvin seinem Ziele, einer calvinistischen Priesterherrschaft in einem neu zu bildenden geistlichen Burgund gekommen war; denn seine Anhänger hatten — nach derselben Chronik — beschlossen, die Sache in der auf den 28. Februar 1536 anberaumten Ständeversammlung des Herzogthums Aosta zum Austrage zu bringen.

In der entscheidenden Sitzung setzte der Bailli von Aosta, Mathieu de Costan, die Lage auseinander und verlangte von den versammelten Ständen einen dreifachen Eid: im katholischen Glauben zu leben und zu sterben, dem Herzog Karl III. von Savoyen die Treue zu bewahren und nach Kräften zur Vertheidigung des Landes mit Geld beizutragen. In dem noch heute vorhandenen, lateinisch abgefaßten Sitzungsprotokolle wird nicht bemerkt, daß auch nur ein einziger Anhänger der neuen Lehre diesem Antrage widersprochen hätte. Alle leisteten den vorgeschlagenen Eid, und mit Stimmenmehrheit wurde Jeder, der sich gegen den Eid vergehen sollte, für seines Lebens und Vermögens verlustig erklärt.

Alle diese Nachrichten kennen wir nur aus anderen Quellen: Calvin selbst verschweigt in seinen Schriften sein Aostaner Abenteuer vollständig; in den engen Verhältnissen des kleinen Gottes-

Digitized by Google

staates, den er später in Genf eingerichtet hat, mochte ihm die Erinnerung an die schwindelnde Höhe peinlich sein, die er einst in einem welthistorischen Streben erklommen hatte, wie es schwerlich jemals ein anderer Priester erträumt und erhofft hatte. Wenn aber die Aostaner Historiker höhnisch bemerken, es habe ihn so wenig nach der Märtyrerkrone gelüstet, daß er sich, sobald ihm Gefahr drohte, eiligst davon machte, so thun sie ihren Landsleuten denn doch Unrecht.

Die Anführer in dem Kampfe gegen den Reformator waren Pietro Gazzini, Bischof von Aosta, und René de Chalans, Marschall von Savoyen und Gouverneur von Aosta. Der Bischof würde allerdings Calvin ebenso behandelt haben, wie die zwölf protestantisch gesinnten Edelleute, die der Herzog auf Gazzinis Denuntiation im Jahre 1528 in Chambéry enthaupten ließ, aber die weltlichen Machthaber von Aosta scheinen anders gedacht zu haben; denn von irgend welcher blutigen Verfolgung der Anhänger Calvins ist nichts überliefert. Allerdings behauptet Bonnet, im Thurme von Gignod (nördlich von Aosta) habe mehr als ein Märtyrer Todesqual ausgestanden, deren Namen uns nicht überliefert sind — eine höchst sonderbare Behauptung, da die Festung in Gignod überhaupt erst im Jahre 1536 erbaut ist, um einen etwaigen Zug der Berner gegen Aosta aufzuhalten.

Am 8. März 1536 entfloh Calvin aus Bibian: die Straße über den großen St. Bernhard zweigt sich nördlich von Aosta von dem Thale des Buttier ab, aber am Fuße des Passes bei Saint Remy war Mannschaft aufgestellt, die den Reformator aufgefangen hätte, wenn er den einzigen in dieser Jahreszeit ohne schwerere Gefahren passirbaren Alpenpaß überschreiten wollte. Es blieb ihm und seinen Begleitern also nichts weiter übrig, als den niedrigsten Gletscherübergang zwischen Savoyen und Wallis zu wählen und so nach der Schweiz zu kommen.

Digitized by Google

Sie stiegen das Thal des Buttier bis Valpelline hinauf, bogen dann nordwestlich in das Thal Ollomont ein, überschritten den 2786 m hohen Glacier de Fenêtre, und stiegen dann in das bei Sembrancher mit der Straße über den großen St. Bernhard zusammenstoßende Val de Bagne hinab.

Die Thatsache, daß keine Verfolgung von Calvins Anhängern in Aosta stattgefunden hat, erklärt sich zum Theil wohl daraus, daß die am schwersten Kompromittirten mit ihm entflohen waren; handelte es sich doch bei ihnen in erster Linie um den allerschlimmsten Hochverrath und erst in zweiter um Lehrmeinungen wie die, derentwegen Calvin in christlicher Milde seinen Feind Servet so gern zum Tode durchs Beil begnadigt hätte, während seine Anhänger am Regimente, die Konsequenzen der Lehre ihres Meisters ziehend, nur den Feuertod für eine angemessene Strafe hielten.

Auf das Gold ihrer Flüsse und Berge setzen die Aostaner heutzutage keine Hoffnung mehr, wohl aber sind sie davon überzeugt, daß, wenn nur erst ihre, jetzt in Armuth schlummernde Stadt jene Bahn erreichen wird, die mittelst eines durch den Mont Blanc zu treibenden Tunnels Frankreich mit Italien auf dem kürzesten Wege verbinden soll, Glanz und Reichthum ebenso sicher zurückkehren werden, wie sich einst in Aosta die Pilger- und Saumthierzüge trafen, die den großen und kleinen St. Bernhard überschritten. In jener geträumten Zukunft wird der Waren- und Weltverkehr, den jetzt der Gotthard und der Mont Cenis abfangen, am Thurme Bramafam vorbeisausen und indirekt die elenden Hütten neben der Porta Prätoria und dem römischen Theater in Paläste verwandeln. Aber warum denkt in Erwartung all' dieser Wunderdinge keiner der geriebenen Geschäftsleute, die Italien abwechselnd regieren und sich mit den kleinen Kniffen ihrer formalen Jurisprudenz

Digitized by Google

zum Erschrecken ähnlich sehen, schon jetzt daran, z. B. eine Fahrstraße vom Dorathale nach Cogne zu bauen, damit die Eisenerze nicht noch weiterhin den ebenso interessanten als elenden Karrenweg entlang auf dem Rücken von Maulthieren herunter getragen werden müssen? Italien hat im Jahre 1893 für 43 600000 Francs Eisenwaren eingeführt, die es selbst produciren konnte, wenn es eine Regierung besaß, wie sie dem Lande jeder seiner Freunde wünschen muß.

Digitized by Google

Robert Hamerlings Werke.

Amor und Psyche. Eine Dichtung in 6 Gesängen. Mit einer Titelzeichn. von **E. A. Fischer-Görlin.** Eleg. geh. Mk. 3.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... Mk. 4.—

Die Atomistik des Willens. Beiträge zur Charakteristik der modernen Erkenntniß. 2 Bde. Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. ..... „ 16.—

Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Mit dem Porträt des Verfassers in Radirung. 2 Bände. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. mit Goldschnitt .... „ 11.40
N. F. 2 Bde. Eleg. geh. Mk. 10.—, eleg. geb. ..... „ 12.—

Blätter im Winde. Neuere Gedichte. **2. Auflage.** Eleg. geh. Mk. 5.—, in eleg. Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 6.50

Danton und Robespierre. Tragödie in 5 Akten. **4. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Homunculus. Modernes Epos in 10 Ges. Gr. Oktav. **5. Aufl.** eleg. geh. ..... „ 4.—
in prachtvollem Original-Einband ... „ 5.—

Lord Lucifer. Lustspiel in 3 Aufzügen. Elegant geh. „ 3.—
elegant gebunden mit Goldschnitt ... „ 4.—

Sinnen und Minnen. Ein Jugendleben in Liedern. **7. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 5.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 6.—

Der König von Sion. Epische Dichtung in 10 Ges. **11. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Ausgabe.** Mit über 200 Illustrationen von **Adalbert von Zößler** und **Hermann Dietrichs.** Gr Folio in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt ..... Mk. 75.—

Aspasia. Ein Künstler- und Liebesroman aus Alt-Hellas. Mit Illustrationen von **Herm. Dietrichs. 4. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 12.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 15.—

Ahasver in Rom. Epische Dichtung in 6 Gesängen. **21. Aufl.** Eleg. geh. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 5.—

— **Pracht-Salon-Ausgabe.** Mit über 100 Illustrationen von **E. A. Fischer-Görlin.** Gr. Fol. in prachtvollem Original-Einband mit Goldschnitt. Preis Mk. 50.—, auch in 18 Lieferungen ..... à „ 3.—

Lehrjahre der Liebe. Tagebuchblätter und Briefe. **3. Auflage.** Eleg. geheftet „ 5.—
eleg. gebunden ..... „ 6.—

Die sieben Todsünden. Eine Cantate. **6. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Teut. Ein Scherzspiel in 2 Akten. **3. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 2.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 3.—

Gesammelte kleinere Dichtungen. **3. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 3.—
eleg. geb. mit Goldschnitt ..... „ 4.—

Germanenzug. Canzone. **5. Auflage.** Elegant geh. ..... „ 1.—
elegant geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.—

Ein Schwanenlied der Romantik. **5. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. gebunden mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Stationen meiner Lebenspilgerschaft. **4. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 6.—
eleg. in Halbfranz geb. ..... „ 8.—

Venus im Exil. Ein Gedicht in 5 Gesängen. **5. Auflage.** Eleg. geh. ..... „ 1.50
geb. mit Goldschnitt ..... „ 2.50

Die Waldsängerin. Novelle. **4. Aufl.** Eleg. geh. ..... „ 1.50
eleg. geb. ..... „ 2.50

Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Eleg. geh. „ 2.—
eleg. geb. ..... „ 3.—

Letzte Grüße aus Stiftinghaus. Nachgelassene Gedichte. Herausgegeben von **Robert Hamerling.** Eleg. geh. ..... „ 4.—
eleg. geb. ..... „ 5.—

Digitized by Google

Ueber die Zulassung der Frauen zum Studium der Medicin.

Von Prof. Dr. G. Müller.
Preis Mk. 1.—.

Zur Frauenfrage.

Von Prof. C. Laas.
Preis Mk. —.80.

Die Verbesserungen in der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Stellung der Frauen.

Von Prof. Dr. Fr. v. Holtzendorff.
2. Auflage. Preis Mk. 1.—.

Ueber die Darstellung der Frauen in der griechischen Tragödie.

Von Dr. H. Bruchmann.
Preis Mk. —.60.

Die Amazonen in Sage und Geschichte.

Von Dr. Wilhelm Stricker.
2. Auflage. Preis Mk. —.75.

Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen.

Von Carl Reinecke.
Mit einer Lichtdrucktafel. Preis Mk. 1.20.

Aus Liebe, Ehe und Eheleben der Vogelwelt.

Von Carl Neumann.
Preis Mk. —.60.

Luise von François.

Von Hedwig Bender.
Preis Mk. —.80.

Frauencharaktere aus den Tragödien des Euripides

Von Dr. Erich Butzler.
Preis Mk. —.80.

Anna Amalia,

Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach
die Begründerin des Weimarischen Musenhofes.
Von Dr. Paul Weizsäcker.
Preis Mk. 1.—.

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Von H. Hetzel, Prediger.
Preis Mk. —.60.

Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von Dr. Ludw. Schwerin.
Preis Mk. 1.—.

Stellung und Leben der Deutschen Frau im Mittelalter.

Von Gustav Reinsch.
Preis Mk. —.75.

Frauenwünsche und Frauenbestrebungen.

Von Hedwig Bender.
Preis Mk. 1.40.

Zwei Vorkämpferinnen für Frauenbildung:

Luise Büchner, Marie Calm.
Von Alice Bousset.
Preis Mk. 1.—.

Kosmetik.

Von Hermann Schelenz-Ahlgreen.
Preis Mk. —.80.

Kleine Geschichten.

Von

Alexandrine von Holmblad.

2 Bändchen. Jeder Band eleg. geh. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—

Der „Berner Bund" sagt: In einem kleinen zierlichen Büchlein erzählt die Verfasserin kleine zierliche Geschichten, denen jener poetische Duft nachgerühmt werden kann, der zur Weihnachtszeit den mit Goldflitter begangenen lichtstrahlenden Tannenbaum im wohnlichen Zimmer umfliegt. — Wir können die liebenswürdige Gabe namentlich der jüngeren Damenwelt von Herzen empfehlen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

FEB 19 1936

LEATHER — FULL CHROME
NEUMANN — HOBOKEN